R. BIBLIOTECA NAZ. CENTR. VITT. EMAN. II ROMA
252
8 C
3

Prinz Eugen

von Savoyen.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Dritter Band.

28

Wien, 1864

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler

252
8 C
3

Historischer Verlag
von Wilhelm Braumüller, k. k. Hofbuchhändler in Wien.

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben des
Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg

von **A. Prokesch,**
Oberlieutenant im kaiserl. österreichischen Generalstabe.

Neue Ausgabe,
mit einem einleitenden Vorworte des Verfassers
des jetzigen k. k. Feldmarschall-Lieutenants und Internuntius
Anton Freiherrn von Prokesch-Osten.

Mit dem Portrait des Fürsten in Stahlstich und einer Abbildung der aus Kaiser Franz dem Fürsten gewidmeten Medaille in Silber-Druck en Relief.

gr. 8. 1861. Preis: 2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Wiederausgabe dieser „Denkwürdigkeiten" wurde durch den Wunsch veranlasst, durch Bilder aus unserer eigenen, noch nahen Vergangenheit auf die Gegenwart ermuthigend und stärkend zu wirken. Gewiss ist dazu kein Bild geeigneter, als das des Fürsten Carl zu Schwarzenberg, eines durch glänzende Eigenschaften des Geistes und hohe Vorzüge des Herzens gleich ausgezeichneten Mannes. Der inzwischen zu hoher Stellung gelangte Herr Verfasser — die Verwandtschaft der Ereignisse der Gegenwart mit jener Epoche, in welcher Schwarzenberg lebte, wohl erkennend — kam dem Wunsche des Verlegers mit den edlen Worten entgegen: „dass es nicht des Vaterlandes, nicht der Gesinnung, die uns Alle beleben soll, würdig sei, wenn er dem ihm geäusserten Wunsche die Anerkennung versagen würde".

Und so erscheint denn die neue Ausgabe der „Denkwürdigkeiten" aus dem Leben Schwarzenbergs mit einem neuen Vorworte des Verfassers und einem wohlgetroffenen Porträt des Fürsten, mit Facsimile vermehrt und in einem, dem köstlichen Inhalte angepassten würdigen äusseren Gewande, zugleich zu einem die Anschaffung erleichternden sehr billigen Preise.

Herbard VIII. Freiherr zu Auersperg
(1528—1575)
ein krainischer Held und Staatsmann.

von **P. von Radics.**

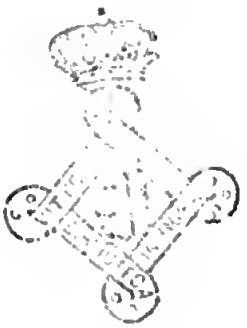
Mit dem Porträt und der facsimilirten Handschrift Herbard's.

gr. 8. 1862. Preis: 4 fl. — 2 Thlr. 20 Ngr.

Die vorstehende Monographie, welche dem hochgefeierten deutschen Dichter, dem Herrn Grafen Anton Alexander von Auersperg (Anastasius Grün) gewidmet ist, enthält neben einer erschöpfenden Biographie des Helden, welche auf der sorgsamsten, aus den Familien-Archiven gewonnenen Quellenforschung beruht, auch ein Bild des gesammten Lebens des Landes Krain im XVI. Jahrhundert, das ebenfalls aus Urkunden-Sammlungen, namentlich denen der Landschaft, geschöpft ist.

Der Herr Verfasser wurde bei seiner Arbeit — dem Resultate eines ebenso umfassenden Studiums — von der Absicht geleitet: einen Helden und Staatsmann seines Heimatlandes (Krain), der aber durch sein Wirken auch der Geschichte Oesterreichs, ja Deutschlands angehört, in die deutsche Ruhmeshalle — die grösste der Welt — einzuführen, und zu zeigen, wie das tüchtige Geschlecht der Auersperge — Verfahren und Nachkommen der Helden Herbard und Andreas — seit seinem Verpflanztwerden in unser Land fortwährend nicht nur im innigsten Zusammenhange mit den Ereignissen und Culturfortschritten desselben erscheint, sondern vielmehr Beides beeinflusst, ja oft geradezu bedingte.

Allen Freunden der Geschichte, namentlich der vaterländischen, wird verstehende Biographie des Helden einer vielbewegten Zeitperiode eine willkommene, in würdigem Gewande sich darbietende Gabe sein.



Stich u Druck der Typogr lit art Anstalt in Wien

Digitized by Google

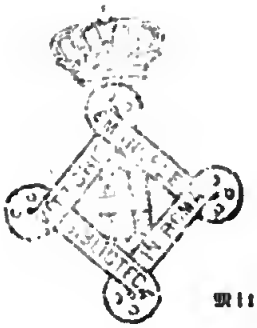
Prinz Eugen

von Savoyen.

Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive

von

Alfred Ritter von Arneth.



Dritter Band.

1719–1736.

Mit Porträts und Schlachtplänen.

Neue Ausgabe.

Wien, 1864.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Inhalt.

Erſtes Capitel.

Seite

Ausbruch des Krieges um Sardinien und Sicilien 1
Beſetzung Sardiniens durch die Spanier 5
Landung derſelben auf Sicilien 7
Abſchluß der Quadrupelallianz 8
Entſendung kaiſerlicher Truppen nach Sicilien 11
Feldzeugmeiſter von Zumjungen und General der Cavallerie Graf Mercy . . . 12
Erklärung Eugens wider die Abberufung Dauns aus Neapel 15
Er unterliegt hierin der ſpaniſchen Partei am Kaiſerhofe 16
Die Generale Graf Olivier Wallis und Friedrich Heinrich von Seckendorff . . . 18
Treffen bei Francavilla 20
Graf Alexander Bonneval 21
Belagerung von Meſſina 23
Spaniens Beitritt zur Quadrupelallianz 25
Beſetzung Siciliens durch die kaiſerlichen Truppen 27

Zweites Capitel.

Stellung Eugens am Wiener Hofe 29
Sein Verhältniß zu Kaiſer Karl VI. 30
Innige Beziehungen derſelben zu einander 31
Allmälige Sinnesänderung des Kaiſers 33
Einfluß des Oberſtſtallmeiſters Grafen Althan 37
Seine Intriguen wider Eugen 40
Sonſtige Gegner des Prinzen 41
Der Feldmarſchall Graf Guido Starhemberg 42
Victor Amadeus von Savoyen 45
Abbate Tedeſchi und Graf Nimptſch 46
Ihr Complott gegen Eugen 47
Entdeckung dieſes Anſchlages 49
Scheitern desſelben und Verurtheilung der Schuldigen 52
Annäherung des Kaiſers an Eugen 55
Wiederherſtellung ihres Freundſchaftsverhältniſſes 56

Drittes Capitel.

Seite

Eugens Beschäftigung mit Literatur 60
Seine Berührungen mit Leibnitz 61
Plan zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien 62
Jean Baptiste Rousseau und sein Verhältniß zu Eugen 63
Eugens Urtheil über Voltaire's Henriade 67
Seine Ansicht über Geschichtschreibung 68
Seine Beziehungen zu Jean Pierre Mariette 69
Basnage, Lenglet, Fenelon, Dukos 71
Biagio Garofalo, Pietro Giannone, Alessandro Albani 72
Domenico Passionei. Eugens Bibliothek 73
Seine Paläste zu Wien 74
Seine Kunstsammlungen 75
Seine Gärten und Menagerie 76
Seine Güter 77

Viertes Capitel.

Eugen als Präsident des Hofkriegsrathes 81
Verbot des Stellenkaufes 82
Bekämpfung des Protectionswesens 84
Abschaffung der Expectanzen. Aufrechthaltung der Subordination 88
Strenge Bestrafung der Excesse 89
Aufrechthaltung der Autorität des Hofkriegsrathes 90
Irrige Beschuldigungen gegen diese Behörde 91
Eugens Sorgfalt für die Armee 93
Errichtung der Genieschule 94
Geldmangel beim Heere und im Staatsschatze überhaupt 96
Errichtung der Wiener Stadtbank 97
Conflikte derselben mit der Hofkammer 99
Eugens Stellung in diesem Streite 101

Fünftes Capitel.

Eugen als Generalstatthalter der Niederlande 104
Sein Stellvertreter, der Marquis von Prié 106
Der niederländische Rath 107
Eugens Verwaltungsgrundsätze 109
Aufstände zu Brüssel und Antwerpen 112
Anordnungen Eugens zu ihrer Unterdrückung 115
Einfluß der Law'schen Finanzmaßregeln auf die Niederlande 119
Eugens Ansichten über ähnliche Projekte 120
Schritte zur Hebung des niederländischen Handels 125
Plane zur Errichtung einer Handelsgesellschaft 128
Niederlassungen in Ostindien 129

Digitized by Google

Seite

Stiftung der Oſtendiſchen Compagnie 133
Eugens Anſicht hierüber 134

Sechſtes Capitel.

Religiöſe Bewegungen in Frankreich 137
Beſtrebungen Eugens, ſie den Niederlanden fernzuhalten 138
Umtriebe wider den Prinzen und den Marquis Prié 141
Der Feldmarſchall Marquis von Merode-Weſterloo 142
Seine Feindſchaft gegen Eugen 144
Seine Widerſetzlichkeit gegen die Regierung 145
Eugens Erklärungen hierüber 146
Seine Anträge auf Beſtrafung des Marquis von Weſterloo 147
Der Feldzeugmeiſter Graf Bonneval 149
Sein Benehmen in Wien und in den Niederlanden 150
Sein Zwieſpalt mit dem Marquis von Prié 151
Bonnevals Beſtrafung 153
Eugen entſagt der Stelle eines Generalgouverneurs der Niederlande 154
Haltung des Marquis Prié 155
Einwirkung Eugens auf denſelben 157
Prié's Tod 161

Siebentes Capitel.

Verhältniß Oeſterreichs zu Spanien 163
Eröffnung des Congreſſes von Cambray 164
Die pragmatiſche Sanction 165
Spaniens Annäherung an Oeſterreich 169
Ripperda's Auftreten zu Wien 171
Eugens Anſicht über deſſen Vorſchläge 172
Meinungsverſchiedenheit über dieſelben am Kaiſerhofe 173
Abſchluß von drei Verträgen mit Spanien 176
Zuſtandebringung eines vierten Vertrages mit Spanien 181
Verhältniſſe zwiſchen dem Kaiſer und Rußland 185
Abſchluß einer Allianz mit der Czarin Katharina I. 187
Ripperda's Sturz 189
Eugens Urtheil über ihn 190

Achtes Capitel.

Verhältniß Eugens zu König Friedrich Wilhelm I. von Preußen 194
Verläumdung des Prinzen durch Klement 195
Eugens Haltung in dieſer Angelegenheit 197
Abſendung Seckendorffs nach Berlin 200
Eugens Urtheil über die preußiſchen Truppen 202
Zurückweiſung der Geſchenke des Königs 205
Der Generallieutenant von Grumbkow 209
Vertrag von Wuſterhauſen 210

Neuntes Capitel.

Seite

Eugens Stellung zu Wien 214
Hofrath Bartenstein 215
Feldmarschall Graf Königsegg 217
Dessen Entsendung nach Spanien 218
Verhaltungsvorschriften, welche ihm Eugen ertheilt 219
Rüstungen des Kaisers wider Frankreich und England 220
Ausbleiben der spanischen Subsidien 224
Eugen dringt auf Bezahlung derselben 227
Seine Aeußerungen über Spaniens innere Zustände 228
Er dringt wiederholt auf die Entfernung Patiño's 231
Eugen erklärt sich gegen die Verheirathung Maria Theresia's mit Don Carlos . . 236
Eintretende Erkaltung zwischen dem Kaiser und Spanien 238
Traktat von Sevilla 239
Eugens Entrüstung über denselben 241
Seine Erklärungen über die Gegenmaßregeln des Kaisers 242

Zehntes Capitel.

Rußlands Haltung gegen den Kaiserhof 245
Eugens Urtheil über den Fürsten Menschikow 247
Tod Peters II. und Thronbesteigung Anna's 249
Verhältniß zwischen Eugen und Friedrich Wilhelm von Preußen 252
Berliner Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen vom Jahre 1728 256
Beabsichtigte Wechselheirath zwischen dem preußischen und dem englischen Königshause 257
Kronprinz Friedrich von Preußen und Seckendorff 259
Eugens Haltung in dem Conflicte zwischen den Königen von Preußen und England 260
Sein Urtheil über die Art der Beilegung dieses Streites 262
Beziehungen Eugens zu August II. von Polen und Sachsen 265
Unterhandlungen desselben mit dem Kaiserhofe 266
Seine Bevorwortung der Begehren Rakoczy's 267
Eugens Erklärungen hierüber 268
Reise des Königs von Preußen nach Sachsen und Süddeutschland 271
Fluchtversuch des Kronprinzen Friedrich 272
Verwendung des Kaiserhofes und Eugens zu dessen Gunsten 273

Eilftes Capitel.

Annäherung des Kaiserhofes an England 278
Graf Philipp Kinsky 279
Verhaltungsvorschriften Eugens für denselben 280
Kinsky's Zwiespalt mit Seckendorff 281
Lord James Waldegrave 282
Sir Thomas Robinson 283
Dessen Anträge auf ein Bündniß mit dem Wiener Hofe 284

Seite

Berathungen der geheimen Conferenz hierüber 285
Charakteristik ihrer Mitglieder 286
Abschluß des Wiener Vertrages mit England 291
Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Köln 292
Graf Ferdinand Plettenberg 293
Traktat des Kaisers mit dem Kurfürsten von Köln 298
Annäherung Spaniens an den Wiener Hof 299
Der Herzog von Liria 300
Spaniens Beitritt zum Wiener Vertrage 302

Zwölftes Capitel.

Eugens Einfluß auf des Kaisers Bruder in Italien 303
Graf Hieronymus Colloredo, Statthalter der Lombardie 304
Absicht, die Kaiserin Eleonore nach Neapel zu senden 305
Kaiserliche Statthalter daselbst 306
Feldmarschall Graf Daun in Mailand 307
Vicekönige des Kaisers in Sicilien 309
Verwaltung dieses Landes 310
Graf Otto Ferdinand von Traun 311
Der Graf von Sastago 313
Dessen Streit mit dem Grafen Olivier Wallis 314
Begehren Genua's um Hülfe wider den Aufstand in Corsica 318
Eugens Ansicht hierüber 319
Entsendung kaiserlicher Truppen nach Corsica 322
Vorfälle auf der Insel 324
Unterwerfung der Corsen 328
Sie bieten dem Kaiser oder Eugen ihre Krone an 329
Rückkehr der Truppen aus Corsica 331

Dreizehntes Capitel.

Verhältniß des Kaisers zu Preußen 333
Plan den Kronprinzen Friedrich auf den russischen Thron zu setzen 334
Erklärung Eugens hiegegen 335
Andere Heirathsprojekte für den Prinzen Friedrich 336
Seine Verlobung mit Elisabeth von Braunschweig 340
Bemühungen Eugens zur Versöhnung der Könige von England und Preußen . . 342
Zusammenkunft Friedrich Wilhelms mit dem Kaiser 343
Antrag auf Abänderung der preußischen Vermählungspläne 347
Ablehnende Antwort des Königs 354

Vierzehntes Capitel.

Feindselige Absichten des Königs August II. von Polen 356
Seine Pläne zur Theilung dieses Landes 357
Ansichten des Kaisers, Rußlands und Preußens über die Thronfolge in Polen . 358

Seite

Tod des Königs August II. 363
Unterhandlungen mit dem neuen Kurfürsten von Sachsen 366
Abschluß des Vertrages mit demselben 371
Zweideutige Haltung Preußens 372
Verhältniß des Kaisers zu Sardinien 373
König Victors Abdankung 374
Aeußerungen Eugens über dessen Verhaftung 376
Verhandlungen mit König Karl Emanuel III. 377
Seine Parteinahme für Frankreich 379

Fünfzehntes Capitel.

Krönung des Kurfürsten von Sachsen zum Könige von Polen 382
Prinz Eugen und der Marschall Villars 383
Kriegsereignisse in Italien 386
Eugen dringt auf umfassende Rüstungen 388
Er sucht die Alliirten zur Hülfeleistung zu vermögen 391
Preußens Benehmen gegen den Kaiserhof 393
Maßregeln zur Aufbringung der nöthigen Geldsummen 398
Eugen übernimmt den Oberbefehl in Deutschland 400

Sechzehntes Capitel.

Eugens Ansicht über die ihm übertragene Aufgabe 403
Sein Eintreffen im kaiserlichen Lager 405
Einnahme der Ettlinger Linien durch die Franzosen 407
Gefahrdrohende Haltung des Kurfürsten von Baiern 409
Belagerung von Philippsburg 415
Bewegungen Eugens zum Entsatze dieser Festung 421
Fruchtlosigkeit seiner Unternehmungen 426
Philippsburgs Fall 427
Reise des Königs und des Kronprinzen von Preußen nach dem Lager 429
Schwere Erkrankung des Königs zu Wesel 431
Verhandlungen Eugens mit dem Prinzen Friedrich 432

Siebzehntes Capitel.

Fernere Kriegsereignisse des Feldzuges 1734 436
Eugens Rückkehr nach Wien 440
Unglückliche Vorfälle in Italien 442
Mercy's Tod bei Parma 444
Urtheil Eugens über ihn 445
Königseggs Niederlage bei Guastalla 446
Verlust von Neapel und Sicilien 447
Eugens Betrachtungen über die Lage der Dinge 448
Königseggs Bericht an den Kaiser 449
Berathungen der Conferenz hierüber 451

Seite

Eugen räth zum Frieden 452
Gutachten der übrigen Conferenzminister 455
Der Kaiser entschließt sich zur Fortsetzung des Kampfes 457

Achtzehntes Capitel.

Eugen übernimmt neuerdings den Oberbefehl 461
Wunsch des Kaisers, daß er angriffsweise vorgehe 463
Eugen hält solches für unausführbar 464
Bewilligung eines Römermonates für den Prinzen 467
Anmarsch der russischen Hülfstruppen 468
Ihr Durchzug durch Baiern 469
Reibungen zwischen Eugen und dem Kurfürsten Karl Albert 471
Friedensanträge Frankreichs 472
Eugens dringender Rath zum Frieden 475
Abschluß der Präliminarien 481
Verschlechterung des Gesundheitszustandes des Prinzen 483
Sein Tod 485

Neunzehntes Capitel.

Rückblick auf Eugens politische Wirksamkeit 487
Seine militärische Thätigkeit 490
Sonstige Eigenschaften Eugens 493
Vorsorge für die Mitglieder seiner Familie 498
Verfügungen mit seiner Verlassenschaft 499
Schlußwort 503

Anmerkungen 507

Erſtes Capitel.

Kaum war durch Eugens glanzvolle Siege über die Türken und durch den Paſſarowitzer Frieden ein blutiger Kampf zum Ruhme des Kaiſers und ſeines Feldherrn beendigt, als an einem anderen, von dem früheren Kriegsſchauplatze weit entfernten Punkte ein Streit entbrannte, welcher des Prinzen angeſtrengteſte Thätigkeit neuerdings in Anſpruch nahm. Zwar begab Eugen ſich nicht in Perſon dorthin, aber als Präſident des kaiſerlichen Hofkriegsrathes, als Leiter des geſammten öſterreichiſchen Heerweſens mußte es zunächſt ſeine Sache ſein, dafür Sorge zu tragen, daß der Krieg, welcher um den Beſitz Siciliens ſich entſpann, für den Kaiſer einen glücklichen Ausgang nehme. Ihm lag die Wahl des Feldherrn, ihm die Ausrüſtung der Truppen, ihm die Herbeiſchaffung der Kriegsbedürfniſſe, ihm endlich die Angabe der vorzunehmenden Operationen ob. Seiner Bemühung muß daher auch ein weſentlicher Antheil an dem günſtigen Ergebniſſe des Kampfes zugeſchrieben werden.

Faſt alle die vornehmſten Mächte des mittleren und des weſtlichen Europa hatten durch die Friedensſchlüſſe von Utrecht, Raſtadt und Baden ihre gegenſeitigen Streitigkeiten geſchlichtet. Nur die beiden hauptſächlichſten Nebenbuhler ſtanden noch unverſöhnt da; zwiſchen Kaiſer Karl VI. und Philipp von Anjou war kein Friede geſchloſſen worden. Karl hatte Philipp nicht als König von Spanien anerkannt, und ebenſowenig ſeinen Rechten auf dieſes Land, als Philipp den ſeinigen auf die ehemals ſpaniſchen Beſitzungen in Italien und auf die Niederlande entſagt. Beide ſchienen ſich noch lange mit dem Gedanken zu tragen, ſich dereinſt deſſen zu bemächtigen, was ihnen ihrer Anſicht nach von dem Gegner widerrechtlich entriſſen worden war.

Der Kaiſer hatte ſich damit geſchmeichelt, König Georg I., der als Kurfürſt von Hannover ſo thätig geweſen war bei den Beſtrebungen, das Haus Bourbon aus Spanien zu verdrängen, werde als König von England gleiche Zwecke verfolgen. Die unumwundenen Erklärungen der britiſchen Staatsmänner vernichteten jedoch dieſe Hoffnung [1]), und Karl überzeugte ſich mehr und mehr von der Unausführbarkeit einer Unternehmung gegen Spanien, zu welcher ihm das nothwendigſte Werkzeug, eine Flotte, fehlte. In Spanien hingegen traten Verhältniſſe ein, die es veranlaßten, daß mit dem ſeit geraumer Zeit ſchon gehegten Eroberungsplane nicht länger gezögert wurde.

Noch in dem Jahre 1714, in welchem Philipp ſeine erſte Gemahlin Maria Louiſe von Savoyen verloren, vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Eliſabeth Farneſe von Parma, die von nun an einen unbeſchränkten Einfluß auf den ſchwachen König ausübte. Die Königin aber gab ſich während der erſten Jahre nach ihrer Thronbeſteigung unbedingt der Leitung eines Mannes hin, der ſich in gleicher Weiſe durch außerordentliche Befähigung wie durch verwerfliche Mittel aus niedrigem Stande zur Würde eines Cardinals und zu dem Poſten eines erſten Miniſters der Krone Spaniens zu erheben verſtand.

Unter Alberoni's gewandter Führung begann dieſes Land in ſeine alte Stellung unter den Mächten Europa's wieder einzutreten. Der Handel belebte ſich, Ordnung und Wirthſchaft kamen in die Finanzen, eine neue Seemacht wurde geſchaffen, das Landheer in befriedigenden Zuſtand verſetzt. Er bewies, daß Spanien noch mächtig ſein könne, wenn es nur gut regiert werde, und voll Selbſtgefühl pflegte er zu Philipp zu ſagen, wenn noch fünf Jahre hindurch Spanien keinen Krieg zu führen habe, ſo werde er ihn zu dem mächtigſten Herrſcher Europa's machen.

Dennoch war es niemand Anderer als Alberoni ſelbſt, deſſen unſteter Geiſt die Ruhe des Friedens, deſſen Ehrgeiz und Herrſchſucht die Verzögerung ſeiner ſtolzen Plane nicht länger ertragen konnte. Durch tauſendfache Ränke ſuchte er in Frankreich dem Herzoge von Orleans, der nach Ludwigs XIV. Tode als Regent das Staatsruder lenkte, entgegen zu wirken und die Partei der Unzufriedenen in jeder Weiſe zu unterſtützen. Noch weiter ging er gegen den Kaiſer. Er nährte Philipps Haß wider denſelben, und ſtachelte ſeine Begierde und diejenige der Königin auf, in Italien neuerdings

ſeſten Fuß zu faſſen. Die Erbanſprüche der Letzteren auf Parma und Toscana ſollten hiezu den Anlaß bieten.

Das Haus Farneſe, welches Jahrhunderte hindurch Parma und Piacenza beſeſſen hatte, war dem Erlöſchen nahe. Weder der regierende Herzog Don Francesco, noch ſein Bruder Antonio hatten Kinder. Der Papſt ſowie der Kaiſer machten Anſprüche an die Herzogthümer, indem der Erſtere ſie als Lehen des heiligen Stuhles, der Letztere als Reichslehen angeſehen wiſſen wollte. Eliſabeth von Spanien aber legte ihr Erbrecht in die Wagſchale.

Aehnlich war das Verhältniß mit dem Großherzogthume Toscana, nur daß hier der Anſpruch des Reiches noch gegründeter, derjenige der Königin Eliſabeth aber noch ſchwächer war als auf Parma. Darum kümmerte ſie ſich jedoch wenig. Sie wünſchte ſehnlichſt, ihrem erſt vor Kurzem gebornen Sohne Don Carlos dereinſt dieſe Länder zuzuwenden. Sie wußte wohl, daß es ſich in derlei Fragen weniger um ſtrenges Recht als darum handle, ſich mit kecker Fauſt desjenigen zu bemächtigen, was man begehrt.

Gleicher Meinung mit der Königin war Alberoni, nur daß ſeine Plane die ihrigen weit überflügelten. Bevor er an die Verwirklichung derſelben ſchritt, ſah er ſich nach mächtigen Verbündeten um. Victor Amadeus von Savoyen wurde durch das Anerbieten gewonnen, Sicilien gegen Mailand zu vertauſchen. Karl XII. von Schweden[2]) und Czar Peter, deren erbitterte Feindſchaft nur mit ihrem Leben enden zu wollen ſchien, waren ausgeſöhnt worden und ſollten zur Wiedereinſetzung des Prätendenten in England mitwirken. Die Türken wurden zur Fortſetzung der Feindſeligkeiten wider den Kaiſer aufgehetzt, mit Rakoczy aber und den übrigen ungariſchen Flüchtlingen Unterhandlungen gepflogen.

Nachdem er ſich in ſolcher Weiſe kräftige Beihülfe zur Verwirklichung ſeiner Abſichten geſichert zu haben glaubte, ſchritt Alberoni an die Ausführung derſelben. Weder das ſchon am 25. Mai 1716 zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von England abgeſchloſſene Bündniß, durch welches die beiden Herrſcher ſich gegenſeitig ihren Länderbeſitz garantirt hatten, noch die am 4. Jänner 1717 zwiſchen Frankreich, England und Holland zu Stande gekommene Tripelallianz, die gleichfalls der Hauptſache nach gegen Spanien gerichtet war, vermochten diejenigen, in deren

Händen die Regierung dieſes Landes lag, von ihren Planen abzuhalten. Die in Mailand geſchehene Verhaftung des ſpaniſchen Bevollmächtigten zu Rom, Don Joſe Molines, gab den letzten Anſtoß hiezu. Die ſpaniſche Flotte, ſchon lange des Befehles zum Auslaufen harrend, ging unter Segel. Niemand wußte mit Beſtimmtheit, wohin ſie ihren Weg nehmen werde. Der Papſt hoffte, ſie werde ſich gegen die Ungläubigen wenden; in England beſorgte man, ſie wolle die Jakobiten bei einer Landung in Schottland unterſtützen. In Genua zitterte man für Savona, Victor Amadeus aber fürchtete eine Ueberliſtung und traute es Alberoni zu, daß er es auf Sicilien abgeſehen habe. Nur der Kaiſer urtheilte richtig, denn er zweifelte nicht daran, daß es ſeinen Beſitzungen in Italien gelte. Doch wußte auch er noch nicht, gegen welche derſelben der eigentliche Angriff gerichtet ſein werde [3]).

Die Ungewißheit, in welcher ganz Europa über die Unternehmungen der ſpaniſchen Regierung ſchwebte, ſollte nicht lange dauern. Am 20. Auguſt 1717 ging die Flotte bei Cagliari, der Hauptſtadt der Inſel Sardinien, vor Anker. Acht bis neuntauſend Mann zählte die Streitmacht, welche unter dem Oberbefehle des Marquis de Lede an der ſardiniſchen Küſte an's Land ſtieg.

Der Marquis de Lede war ein Niederländer von geringer Geburt, welcher ſich durch ſeinen Eifer, ſeinen Muth, ſeine militäriſchen Talente im ſpaniſchen Kriegsdienſte zu den höchſten Stufen emporſchwang. Einer der häßlichſten Menſchen ſeiner Zeit, klein, verwachſen, von gemeinen, abſtoßenden Geſichtszügen, wußte er doch durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und die Annehmlichkeit ſeines Umganges es vergeſſen zu machen, daß die Natur ſein Aeußeres ſo ſtiefmütterlich bedacht hatte [4]).

Dieß war der Mann, welchen Alberoni mit der Durchführung ſeiner Plane betraute. Er hatte ſich nicht getäuſcht, indem er den Marquis de Lede für ein ſchickliches Werkzeug dazu anſah. Die Art und Weiſe, wie derſelbe in Sardinien auftrat, zeigte dieß klar. Freilich war bei dem ungeheuren Mißverhältniſſe in der Anzahl der Streitkräfte, welche der ſpaniſche Heerführer befehligte, und derjenigen, die er zu bekämpfen hatte, ſeine Aufgabe keine beſonders ſchwierige zu nennen.

Nur wenige hundert Mann regulärer Truppen vermochte der Marquis von Rubi, des Kaiſers Vicekönig in Sardinien, der ſpaniſchen Streit-

macht entgegenzuſtellen. Rubi war derſelbe, durch welchen Palma, die Hauptſtadt von Mallorca, der letzte ſpaniſche Platz, der Karls Botmäßigkeit gehorcht hatte, an König Philipp übergeben worden war. Jetzt wie damals beſtanden ſeine Truppen meiſt aus Aragoniern und Cataloniern, die es vorgezogen hatten, auszuwandern, als ſich dem Banner des Hauſes Bourbon zu unterwerfen.

Die ſtarre Hartnäckigkeit, welche ſie damals an den Tag gelegt, zeigten ſie auch jetzt. Sie warfen ſich nach Cagliari, und ſtatt, wie der Marquis de Lede gehofft hatte, die Hauptſtadt des Landes ſogleich zu übergeben, nahmen ſie eine ſo entſchloſſene Haltung an, daß der ſpaniſche Heerführer eine förmliche Belagerung eröffnen mußte.

Bei dem Mangel einer Hülfe von Außen her konnte das Ergebniß derſelben nicht zweifelhaft ſein. Als am 17. September 1717 jede Hoffnung auf Entſatz aufgegeben werden mußte, ſuchte der Marquis von Rubi mit hundert fünfzig Reitern ſich durchzuſchlagen. In dem Handgemenge, welches ſich entſpann, wurde er am Arme verwundet. Doch gelang es ihm zu entkommen. In Bauerntracht rettete er ſich nach Alghero, wo er neuen Widerſtand gegen die ſpaniſchen Eindringlinge organiſirte.

Dreizehn Tage noch hielt ſich Cagliari, dann mußte Don Jago Carreras den Platz übergeben. Die Beſatzung verlangte die Zuſage, nach Genua gebracht zu werden.

Nachdem Saſſari, Alghero und Caſtel Aragoneſe, jetzt Caſtel Sardo genannt, gleichfalls gefallen waren, und der Marquis von Rubi ſich nach Corſica geflüchtet hatte, konnte die Inſel Sardinien als eine Eroberung Spaniens betrachtet werden. Binnen zwei Monaten war der Kaiſer um ein Königreich ärmer geworden. Freilich war Sardinien mehr dem Namen als dem Werthe nach als ein ſolches anzuſehen. Ein Zeitgenoſſe, der ſelbſt auf der Inſel geboren war, der Marquis von San Felipe ſagt: „Nichts verlor „der Kaiſer mit Sardinien; nichts gewann der Sieger mit demſelben [5])."

Nachdem er dreitauſend Mann als Beſatzung auf der Inſel zurückgelaſſen hatte, kehrte der Marquis de Lede nach Barcelona zurück. Alberoni glaubte wohl für den Augenblick genug gethan zu haben, um ſeine Gegner in Angſt zu verſetzen. Denn daß ihn, wie britiſche Geſchichtſchreiber meinen [6]), die Furcht vor England zurückgeſchreckt hätte, die Truppen nach Sicilien überſetzen zu laſſen, wird dadurch widerlegt, daß er ſich im

folgenden Jahre durch die gleiche Rückſicht von dieſem Schritte nicht abhalten ließ. Wahrſcheinlich, ja faſt gewiß iſt es, daß er die Streitkräfte des Marquis de Lede wohl zur Einnahme Sardiniens, nicht aber zur Eroberung Siciliens für zureichend hielt. Auch mochte er glauben, das gleiche Ziel auf friedlichem Wege erreichen zu können.

Hierauf deuteten wenigſtens die Eröffnungen, welche Alberoni den Geſandten von England und Frankreich machte, als ſie ſich bemühten, den Streit des Königs von Spanien mit dem Kaiſer beizulegen. Sardinien und Sicilien ſollten für immer der Krone Spanien bleiben, wagte er zu verlangen, und Victor Amadeus für den Verluſt, den man ihm zumuthete, durch Abtretung mailändiſcher Gebietstheile entſchädigt werden. Die Truppen des Kaiſers, die ſich gegen Italien in Marſch befänden, ſollten augenblicklich zurückgerufen werden. Nur eine beſchränkte Anzahl Streitkräfte dürfe derſelbe künftighin in Italien halten, und ſich in die Frage der Erbfolge in Toscana und Parma nicht einmiſchen. Auf alle Anſprüche auf die Reichslehen in Italien habe er zu verzichten. England aber ſolle ſeine Flotte unverzüglich aus dem Mittelmeere zurückziehen.

Es hätte nicht all des tiefen Haſſes bedurft, von welchem Karl VI. noch immer gegen Philipp von Spanien beſeelt war, um ihn zu vermögen, ſo empörende Forderungen mit Entrüſtung zurückzuweiſen. Selbſt England und Frankreich, ſonſt ſo ſchnell bereit dem Hauſe Oeſterreich jedes, auch das empfindlichſte Opfer zuzumuthen, fanden Alberoni's Begehren unannehmbar. Nun ſtimmte er ſie zwar ſcheinbar herab, aber während er die Verhandlungen ſich fortſchleppen ließ, rüſtete er mit Macht, zu Land und zur See, um ſich mit kühner Fauſt dasjenige zu erobern, was man ihm freiwillig zuzugeſtehen ſich nicht herbeilaſſen wollte.

„Niemals," ſagt der Marquis von San Felipe [7]), „ſah man in „Spanien ſo große Vorbereitungen zum Kriege. Nicht der katholiſche Fer„dinand, welcher ſo viele überſeeiſche Expeditionen unternahm, nicht Karl V., „nicht Philipp II. rüſteten je in ſo umfaſſender Weiſe." Und in der That waren nur wenige Monate vergangen, als eine genügende Anzahl Fahrzeuge, um fünfunddreißigtauſend Mann aufzunehmen, als dieſe Streitmacht ſelbſt, als Geſchütze in großer Zahl und ungeheure Kriegsvorräthe jeder Art in Bereitſchaft waren, um dorthin verwendet zu werden, wohin Alberoni ſie zu entſenden beabſichtigte.

Zu Ende des Monats Juni 1718 verließ die ſpaniſche Flotte Barcelona zum zweiten Male; jetzt aber in weit furchtbarerer Ausrüſtung als es im vergangenen Jahre der Fall geweſen war. Am 1. Juli erſchien ſie in der maleriſchen Bai von Solanta, eine Meile von Palermo entfernt. Der piemonteſiſche Vicekönig Marquis Maffei, der ſich zu ernſtlichem Widerſtande zu ſchwach glaubte, warf eine Beſatzung in das Caſtell und zog aus Palermo. Die Stadt öffnete dem Marquis de Lede ihre Thore und das Caſtell ergab ſich nach kurzer Beſchießung. Mit zuverſichtlicher Hoffnung auf die baldige Eroberung der ganzen Inſel gingen die Spanier an die Fortſetzung ihrer Unternehmungen.

Während dieſer entſcheidenden Schritte der ſpaniſchen Regierung waren jedoch auch die andern Mächte nicht müßig geblieben. Schon zu Anfang des Jahres 1716 hatte der Herzog von Orleans durch den in Paris befindlichen Freiherrn von Hohendorff, welcher ſchon einmal in ſchwieriger diplomatiſcher Verhandlung gebraucht worden war, dem Prinzen Eugen im tiefſten Geheimniß einen Vorſchlag gemacht, der eine größere Annäherung Frankreichs an das Haus Oeſterreich bezweckte. Würde der Kaiſer auf Spanien Verzicht leiſten und dadurch den König Philipp jedes Anſpruches auf die etwaige Nachfolge in Frankreich berauben, würde er gleichzeitig dem Herzoge von Orleans die Thronfolge daſelbſt für den Fall des Todes des jungen Königs garantiren, ſo erklärte Philipp von Orleans ſich bereit, im Namen Frankreichs die Ausſchließung des Königs von Spanien und ſeiner Kinder aus allen italieniſchen Beſitzungen, ſo wie die Unterſtützung der Abſichten des Kaiſers auf die Länder Italiens, deren Herrſcherfamilien dem Ausſterben nahe ſeien, zu gewährleiſten [8]).

Auch an Penterriedter, in des Kaiſers Auftrag zu Paris anweſend, wurden durch den Vertrauten Philipps von Orleans, den Herzog von Brancas, ähnliche Vorſchläge gerichtet. Karl VI., einer näheren Verbindung mit Frankreich im Allgemeinen nicht abgeneigt [9]), nahm jedoch an dem Hauptpunkte, der Verzichtleiſtung auf ſein Anrecht an die ſpaniſche Krone Anſtoß. Die Verhandlung ſchleppte ſich, vielleicht auch durch Eugens Abweſenheit in den ungariſchen Feldlagern gehemmt, langſam fort, bis der Regent von Frankreich, da man ihm zu Wien dasjenige nicht gewähren zu wollen ſchien, was er wünſchte, ſich nach England wandte und zu Ende des Jahres 1717 die Allianz mit dem Könige Georg I. zu Stande brachte.

Geraume Zeit ſpäter, am 2. Auguſt 1718 wurde ein neues Bündniß, an dem ſich auch der Kaiſer betheiligte, abgeſchloſſen. In demſelben vereinigten ſich die drei Mächte zu gemeinſamem und energiſchem Handeln.

Durch die Quadrupelallianz, denn ſo wurde dieſes Bündniß genannt, nachdem auch Holland ihm beigetreten war, brachte der Kaiſer das ſchwere Opfer, ſeinen Anſprüchen auf Spanien zu entſagen. Er machte ſich anheiſchig, die Erbfolge des Infanten Don Carlos in Toscana und Parma anzuerkennen. Dafür erhielt er Sicilien ſtatt Sardinien, welches an Victor Amadeus von Savoyen zu fallen hatte. Und um den Letzteren für den ungleichen Werth der beiden Inſeln zu entſchädigen, erkannte der Kaiſer das Nachfolgerecht des Hauſes Savoyen in Spanien für den Fall an, daß König Philipps Stamm erlöſchen ſollte.

Eugen war von Anfang an für die Wiederanknüpfung der ehemaligen Verbindung mit England geweſen. Man wußte dieß dort und war dem Prinzen doppelt dankbar dafür. Denn ein kleinlicher Menſch an Eugens Stelle hätte ſich leicht durch das frühere Betragen der britiſchen Regierung und die eigene mißlungene Sendung nach London beſtimmen laſſen [10]), dem Kaiſer von einer Erneuerung der Allianz abzurathen. Eugen aber, jeglicher Rachſucht an und für ſich fremd, gab ihr dort noch weniger Raum, wo eine Befriedigung derſelben dem Intereſſe des Kaiſers Nachtheil gebracht hätte. Und dieſes wäre durch eine Zurückweiſung des Bündniſſes mit England und Frankreich offenbar geſchehen. Denn die Mithülfe eines Staates, der über eine zahlreiche Flotte zu gebieten vermochte, war unbedingt nöthig, um den zu befürchtenden Angriffen Spaniens auf die Beſitzungen des Kaiſers in Italien begegnen zu können.

Einerſeits war der Gewinn unverkennbar, welchen der Kaiſer aus den Beſtimmungen der Quadrupelallianz zog. Dasjenige, was Karl VI. am meiſten Ueberwindung gekoſtet hatte, die Entſagung auf Spanien, war vielleicht der Idee nach, nicht aber in der Wirklichkeit ein Opfer zu nennen. Denn jede Ausſicht auf Erlangung der ſpaniſchen Krone war für den Kaiſer ja längſt erloſchen. Der Eintauſch Siciliens gegen das ſchon verlorne Sardinien war überdieß in jeder Beziehung ein ungemein großer Vortheil. Ganz abgeſehen davon, daß die eine mit der anderen Inſel ſich an und für ſich gar nicht vergleichen ließ, um ſo viel nutzbringen-

der war das fruchtbare Sicilien im Gegenſatze zu dem theilweiſe ſumpfigen, theilweiſe aber felſigen Sardinien, ſo machte ſchon die Lage Siciliens dasſelbe zu einem ungleich willkommneren Beſitzthume für den Kaiſer als Sardinien es geweſen war. Denn bei der Nähe Siciliens von Neapel brauchte man erſt dann für das letztere nicht mehr zu zittern, wenn man das erſtere in den Händen hatte. Und umgekehrt war wieder Sicilien von Neapel aus weit leichter mit Truppen zu verſehen und in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, als dieß für eine Regierung, die nur ſpärlich mit Schiffen verſehen war, bei dem ſo weit vom Feſtlande entfernten Sardinien der Fall ſein konnte.

Andererſeits durfte man ſich jedoch nicht darüber täuſchen, daß durch das in der Quadrupelallianz anerkannte Erbrecht des ſpaniſchen Königshauſes auf italieniſche Länder der Vortheil, welcher dem Kaiſer aus dieſem Vertrage erwuchs, ſo ziemlich wieder aufgewogen wurde. Denn ſo lang die große Abneigung zwiſchen den beiden Herrſchern beſtand, war es leicht vorauszuſehen, daß Spanien, welches ſich nicht geſcheut hatte, die kaiſerlichen Beſitzungen in Italien zu einer Zeit anzugreifen, in der es noch keine Handbreit Erde daſelbſt inne hatte, dort ganz andere Unternehmungen in's Werk ſetzen werde, wenn es dieß aus ſo großer Nähe zu thun vermöchte. Die Aufnahme dieſer Beſtimmung war Englands Werk, und es fügte dadurch in demſelben Augenblicke, in welchem es für den Kaiſer Partei ergriff, ihm unberechenbaren Nachtheil zu. Freilich traten dieſe ſchädlichen Folgen erſt ſpäter recht an's Licht. Damals beſchäftigte man ſich noch weniger mit ihnen. Denn ſie waren ja eine fernliegende Sache, und man dachte vorerſt an nichts ſo ſehr, als an den unmittelbaren Zweck des neuen Bündniſſes, welcher darin beſtand, die Eroberung Siciliens durch die ſpaniſchen Waffen zu hindern und den Beſitz dieſer ſchönen Inſel dem Kaiſer zuzuwenden.

Noch war die Quadrupelallianz nicht zum Abſchluſſe gediehen, und ſchon hatte man begonnen, in ihrem Geiſte zu handeln. Zu Anfang des Monates Juni 1718 ſegelte der engliſche Admiral Sir George Byng mit einer Flotte von zwanzig Linienſchiffen nach dem Mittelmeere. Der kaiſerliche Vicekönig in Neapel, Feldmarſchall Graf Daun, zog ſo viele Truppen zuſammen, als er nur immer zu vereinigen vermochte, um mit denſelben dort zu wirken, wo ſein Hof es befehlen

würde. Zwölf erleſene Regimenter ſetzten ſich aus Ungarn nach Italien in Marſch, die Streitkräfte des Grafen Daun zu verſtärken.

Inzwiſchen verfolgte der Marquis de Lede die auf Sicilien errungenen Vortheile. Nachdem er ſich Palermo's bemächtigt hatte, ſegelte er vor Meſſina, beſetzte die Stadt und umſchloß die Citadelle, in welcher ſich eine piemonteſiſche Beſatzung befand. Der größte Theil des Landes, unzufrieden mit der Regierung des Königs Victor, erklärte ſich wider ihn. Ein ſo nahmhafter Theil Italiens, wie Sicilien es iſt, erhob die Waffen, um ſich einer italieniſchen Regierung zu entäußern und ſich ſelbſt die Unterordnung unter das ſpaniſche Scepter, unter die Fremdherrſchaft, zu erkämpfen.

Dieſe unglücklichen Nachrichten aus Sicilien erweckten in dem Könige Victor die Ueberzeugung, daß er das Land gegen Spanien nicht zu behaupten vermöge. Er ſah ſich durch Alberoni betrogen und begriff, daß nur in dem unbedingten Anſchluſſe an den Kaiſer Hoffnung liege, aus dem ihn bedrohenden Schiffbruche noch einiges zu retten. Durch ſeinen Miniſter Fontana ließ er zu Wien erklären, er habe im Utrechter Frieden Sicilien nur angenommen, um es nicht in die Hände des Königs von Spanien oder des Kurfürſten von Baiern gelangen zu laſſen. Er werfe ſich völlig in die Arme des Kaiſers, ſei zum Abſchluſſe eines Schutz- und Trutzbündniſſes bereit und bitte, daß Graf Daun befehligt werde, ſeine Streitkräfte mit den piemonteſiſchen Truppen, welche ſich noch auf Sicilien befänden, zur Vertreibung der Spanier aus der Inſel zu vereinigen.

Der Wiener Hof war jedoch von wohlbegründetem Mißtrauen gegen Victor Amadeus erfüllt. Es ſei durchaus nicht unmöglich, ſagte man daſelbſt, daß er ſich mit König Philipp im Einverſtändniſſe befinde und ihn abſichtlich in Sicilien feſten Fuß faſſen laſſe, um von dort aus deſto leichter Neapel angreifen zu können. Doch ſpreche die Wahrſcheinlichkeit immerhin dafür, daß die Landung in Sicilien wider ſeinen Willen geſchehen ſei. Deßhalb erſcheine es räthlich, ſich zwar noch nicht völlig mit ihm zu verbinden, doch auch ſeine Anerbietungen nicht geradezu von der Hand zu weiſen, um ihn nicht in das feindliche Lager zurückzutreiben [11]). Feldmarſchall Graf Daun habe ſich in Bereitſchaft zu ſetzen, auf den erſten Wink, der ihm von Wien aus zukäme, nach Sicilien überzugehen.

Digitized by Google

Das gleiche Mißtrauen, welches die Verhandlungen zwiſchen den Höfen von Wien und Turin ſo ſehr erſchwerte, machte ſich auch bei denjenigen zwiſchen ihren Generalen fühlbar. Graf Daun erbot ſich mit achttauſend Mann dem piemonteſiſchen Vicekönige Grafen Maffei zu Hülfe zu kommen, wenn dieſer ihm irgend einen Waffenplatz in Sicilien als Stützpunkt einräume. Maffei weigerte ſich hierauf einzugehen, und da ſeine eigene Streitmacht zu gering war, um den Spaniern mit Ausſicht auf Erfolg Widerſtand zu leiſten, ſo ſchien es, daß nichts den Fortſchritten derſelben auf Sicilien Einhalt thun werde.

Da traf endlich die ſo ſehnlich erwartete engliſche Flotte unter Byng vor Neapel ein. Die Inſtruktion, welche der Admiral von ſeiner Regierung empfangen hatte, war ein ſprechendes Zeugniß des guten Einvernehmens, das zwiſchen den Höfen von Wien und St. James jetzt wieder obwaltete. Der Zweck ſeiner Sendung nach dem Mittelmeere ſei, hieß es darin, die Verträge mit dem Kaiſer aufrecht zu erhalten und eine noch größere Verletzung derſelben, als Spanien durch die Wegnahme Sardiniens ohnehin ſchon verübt habe, zu verhindern [12]).

Die Verſtändigung mit dem Admiral Byng wurde dem Grafen Daun nicht ſchwer. Er unterrichtete den Admiral, daß nach den letzten Nachrichten aus Wien der Beitritt des Königs Victor zur Quadrupelallianz nicht mehr fern ſei und derſelbe ſchon die Einwilligung zur Aufnahme kaiſerlicher Truppen in die ſiciliſchen Feſtungen ertheilt habe. Daun erbot ſich zweitauſend kaiſerliche Soldaten nach Meſſina zu werfen, um die Citadelle vertheidigen zu helfen, wenn ihnen nur die Piemonteſen Einlaß in dieſelbe gewährten.

Unter dem Schutze der engliſchen Flotte wurden die zweitauſend Mann einſtweilen zur See nach Reggio gebracht. Byng ſelbſt ſandte einen Offizier an den Marquis de Lede mit dem Verlangen, einen zweimonatlichen Waffenſtillſtand abzuſchließen, um die Frage über den Beſitz Siciliens vielleicht doch noch auf friedlichem Wege zur Entſcheidung bringen zu können. Das Begehren des engliſchen Admirals wurde abgelehnt, und nun griff er am 11. Auguſt 1718 die ſpaniſche Flotte bei Cap Paſſaro an. Er ſchlug ſie völlig auf's Haupt.

Dieſer Vorfall, ſo empfindlich er ihn auch traf, entmuthigte doch den Marquis de Lede in keiner Weiſe. Mit verdoppeltem Eifer ſetzte er die

Belagerung von Meſſina fort, und am 25. September ergab ſich die Citadelle auf die Bedingung freien Abzuges der Beſatzung.

Während dieß zu Meſſina ſich ereignete, hatte Graf Daun den Entſchluß gefaßt, den Truppen des Kaiſers um jeden Preis feſten Fuß in Sicilien zu ſichern.

Admiral Byng unterſtützte ihn hiebei. Aus Reggio ſowohl als von der genueſiſchen Küſte, wohin kaiſerliche Regimenter aus der Lombardie vorgerückt waren, wurden dieſelben nach Melazzo, einen feſten Platz an der Nordküſte von Sicilien, eingeſchifft. Der Feldzeugmeiſter Freiherr von Zumjungen erhielt den Oberbefehl über dieſe Truppen, mit denen er den ganzen Winter hindurch Melazzo gegen die Angriffe der Spanier vertheidigte.

Zumjungen, welcher ſich ſchon während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges unter Eugen in Italien vielfach hervorgethan hatte, galt für einen der verwendbarſten Generale des kaiſerlichen Heeres. Nicht durch Familienverbindungen oder die Gunſt hochgeſtellter Perſonen, ſondern einzig und allein durch eigenes Verdienſt hatte er ſich zu den erſten Würden in der Armee emporgeſchwungen. Er war einer der unterrichtetſten Offiziere, die der Kaiſer beſaß, und in einer Zeit, in welcher im Militärweſen noch gar viel des Rohen und Harten mit unterlief, ja von Manchem faſt als eine Nothwendigkeit dargeſtellt wurde, rühmte man an ihm eine ſeltene Gerechtigkeitsliebe und Milde, die ihn denn auch bei ſeinen Untergebenen in hohem Grade beliebt machte. Freilich behauptete man von ihm, daß es ihm an Schnelligkeit und Kühnheit des Entſchluſſes mangle [13]), und Eugen ſelbſt war der Meinung, Zumjungen ſei zwar beſonders geſchickt, erhaltene Aufträge zu vollziehen, doch gehe ihm noch manches ab, um ſelbſtſtändig einen Oberbefehl zu führen [14]). Dieſe Anſicht war Urſache, daß in den erſten Monaten des Jahres 1719 der General der Cavallerie Graf Mercy das Commando über die Truppen in Sicilien erhielt und Zumjungen den Befehlen Mercy's untergeordnet wurde.

Es iſt wohl kaum zu zweifeln, daß Mercy dieſe Ernennung der außerordentlichen Gunſt verdankte, in der er bei Eugen ſtand. Der Prinz mochte Mercy nicht nur aus dem Grunde, weil er von ſeiner militäriſchen Befähigung eine ſehr hohe Meinung hatte, ſondern auch noch deßhalb für den geeignetſten General zur Führung des Commando's in Sicilien anſehen,

weil Mercy im Banate gezeigt hatte, wie ſehr er es verſtand, in einer neu gewonnenen Provinz eine Verwaltung einzurichten, die in gleicher Weiſe dem Monarchen wie dem Volke zum Nutzen und Heile gereiche. Denn obwohl der Herzog von Monteleone um dieſelbe Zeit zum Vicekönig des Kaiſers in Sicilien ernannt wurde, ſo war es doch vorauszuſehen, daß auch der commandirende General, für den Anfang wenigſtens, in Bezug auf die Regierung des Landes ein gewichtiges Wort mitzuſprechen haben werde.

Obgleich Feldzeugmeiſter von Zumjungen im Range jünger war als Mercy und ſich alſo ſtrenggenommen nicht weigern konnte, unter deſſen Befehlen zu ſtehen, ſo ſuchte man ihm doch zu Wien das Bittere der Pille minder fühlbar zu machen. Da Zumjungen ſich von Melazzo nicht entfernen könne, ſchrieb der Kaiſer dem Feldmarſchall Grafen Daun, ſo ſei das bei Syrakus zu verſammelnde Armeecorps, welches die Hauptoperationen zu vollführen haben werde, unter Mercy geſtellt worden. Es könne jedoch nur Einer der Höchſtcommandirende ſein, und da müſſe denn der Jüngere, Zumjungen, wie billig zurückſtehen [15]).

Zumjungen fühlte ſich Anfangs tief gekränkt über den Beweis der Unzufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen, welchen er in Mercy's Entſendung nach Sicilien ſehen zu müſſen glaubte. Er ſchrieb an Eugen und bat ihn um eine ſtrenge Unterſuchung des Benehmens, das er bisher in Sicilien beobachtet habe [16]). Gleichzeitig machte er Schritte, ſich Krankheits halber von der Dienſtleiſtung daſelbſt zurückzuziehen. Bald aber beſann er ſich eines Beſſeren. Er erklärte, daß er begreife, man würde ſein Unwohlſein, obgleich es wirklich vorhanden wäre, doch nur als einen Vorwand anſehen, um nicht unter Mercy dienen zu müſſen. Er wolle redlich ausharren und ſich überall gebrauchen laſſen, wo ſeine Schuldigkeit und des Kaiſers Dienſt ihn hinrufe [17]). Mannhaft löſte Zumjungen ſein Wort, und während der ganzen Dauer des Kampfes in Sicilien hatte Mercy keine kräftigere Stütze, keinen gewandteren Gehülfen als ihn.

Es war für Mercy eine große Erleichterung, daß bevor er das Commando in Sicilien förmlich übernahm, durch den Beitritt des Königs Victor zur Quadrupelallianz das Verhältniß desſelben zu dem Kaiſer geregelt wurde. Sicilien ward dem Kaiſer, Sardinien aber dem Könige Victor zugeſprochen, und der Erſtere machte ſich anheiſchig, zur Wiedereroberung Sardiniens ein Armeecorps dorthin zu entſenden.

Durch dieſen Vertrag wurde auch das Verhältniß der noch in Sicilien befindlichen piemonteſiſchen Streitkräfte zu den kaiſerlichen Truppen völlig in's Klare gebracht. Das frühere Mißtrauen ward beſeitigt, und aus den verſteckten Gegnern wurden Verbündete, die von nun an dem gleichen Ziele, der Vertreibung der Spanier aus Sicilien zuſtrebten.

Im Einvernehmen mit dem Feldmarſchall Grafen Daun und dem Admiral Byng beſchloß Mercy von dem früheren Plane einer Landung bei Syrakus abzuſtehen. Melazzo's Entſatz erſchien als das Nothwendigſte, was in Sicilien zu geſchehen hatte. Die Entfernung dieſes Platzes von Syrakus war jedoch zu groß, der Marſch über das Gebirge ſehr beſchwerlich, ja bei dem Mangel von Tragthieren kaum ausführbar. Mercy beſchloß daher, in der Gegend von Melazzo zu landen, ſich mit der dortigen Beſatzung zu vereinigen und die Spanier ſowohl zur Räumung ihres Lagers vor Melazzo als zu derjenigen Meſſina's zu zwingen.

Am 22. Mai 1719 ging Mercy mit ungefähr neunzehntauſend Mann bei Baja unter Segel. Vier Tage ſpäter erſchien er im Angeſichte der ſiciliſchen Küſte. Eine rothe Flagge, am Hauptmaſte des Admiralſchiffes aufgezogen, benachrichtigte den Feldzeugmeiſter Zumjungen, daß Mercy an Bord ſei und ſeiner harre. Auf Stromboli kamen die beiden Feldherrn zuſammen, und es wurde beſchloſſen, bei Patti die Landung zu vollziehen. Dieß geſchah, ohne daß die Spanier es zu hindern trachteten. Sie hoben vielmehr ihr Lager vor Melazzo auf und zogen ſich nach Francavilla zurück.

Ein ſo glücklicher Anfang verblendete jedoch Mercy über die Schwierigkeiten nicht, die er noch zu bekämpfen hatte. Als die größte derſelben erſchien ihm der Widerwille des Landvolkes, welches ſogar hie und da zu den Waffen griff, um den ſpaniſchen Soldaten in dem Streite gegen die kaiſerlichen Truppen beizuſtehen. Andererſeits war es Mercy ſtreng unterſagt, außer im Falle der Nothwehr, gegen die Einwohner des Landes Gewalt zu brauchen. Denn ſie ſollten ja nicht als Feinde, ſondern als Unterthanen des Kaiſers angeſehen werden, und durch gütige Behandlung hoffte man ihre Abneigung zu überwinden und ſie nach und nach für die neue Regierung zu gewinnen.

Ein anderes Hinderniß für Mercy war die Unzulänglichkeit der Kriegsbedürfniſſe, mit welchen er verſehen war. Der Geldmangel, dieſes ewige Hemmniß, machte ſich auch jetzt wieder in empfindlicher

Weiſe fühlbar. Nur ein Theil des Soldes konnte den Truppen ausgezahlt werden. Von weiter Entfernung ſchleppte man die Lebensmittel herbei, und aus Mangel an Tragthieren, dem einzigen Fortſchaffungsmittel, welches in Sicilien Anwendung finden konnte, ſah Mercy ſich genöthigt, einen Theil der Cavalleriepferde zu dieſem Dienſte zu verwenden.

Es war ein unglückliches Verhängniß, daß der kaiſerliche Hof, ſtatt Alles zu thun, um die Lage ſeines Feldherrn zu erleichtern, dieſelbe durch einen übel gewählten Schritt noch weſentlich verſchlimmerte.

Nie war es mehr an der Zeit als damals, daß in dem benachbarten Königreiche Neapel, von welchem aus Graf Mercy alle Kriegsbedürfniſſe zu beziehen hatte, ſelbſt ein ausgezeichneter Heerführer an der Spitze der Geſchäfte ſtand. Man hätte es als einen willkommenen Zufall anſehen ſollen, daß dieß wirklich der Fall war. Mit raſtloſem Bemühen und umfaſſender Sachkenntniß hatte Feldmarſchall Graf Daun die Vorkehrungen zu der Expedition nach Sicilien getroffen. Nur die Beſchränktheit der ihm zu Gebote ſtehenden Mittel trug Schuld, daß nicht Alles in noch reichlicherem Maße vorhanden war. Mit Daun hatte Mercy vor ſeiner Abreiſe das Nöthige verabredet, und der Feldmarſchall verſäumte nicht, auch noch nachträglich dasjenige nach Sicilien abzuſenden, was für die dortige Kriegführung von Vortheil ſchien. Mitten in dieſer Thätigkeit wurde Daun von ſeinem Poſten abberufen, und an ſeiner Stelle eine Civilperſon, der kaiſerliche Botſchafter zu Rom, Graf Johann Wenzel Gallas, zum Vicekönig in Neapel ernannt.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Eugen ein lebhafter Gegner dieſer Maßregel war. Nicht daß er, obgleich ſelbſt Soldat, im Allgemeinen dafür geweſen wäre, die Regierung der verſchiedenen kaiſerlichen Erbländer an Militärperſonen zu übertragen. Aber in der Zeit des Krieges, in welcher man hätte froh ſein ſollen, einen verſuchten Feldherrn auf einem ſolchen Poſten zu wiſſen, ihn von dort wegzunehmen und durch Jemanden zu erſetzen, welcher, obgleich ſonſt eine höchſt befähigte Perſönlichkeit, doch gerade vom Kriegsweſen nichts verſtand, war in jeder Beziehung ein bedauerlicher Mißgriff.

Um denſelben zu verhindern, bot Eugen all ſeinen Einfluß auf. In verſammelter Conferenz, bei welcher der Kaiſer zugegen war, ſetzte der Prinz in der ihm eigenen lichtvollen Weiſe die Gründe auseinander,

in deren Anbetracht der gegenwärtige Augenblick völlig unpaſſend erſchien, in der Perſon des Vicekönigs von Neapel einen Wechſel vorzunehmen und noch dazu einen Feldherrn wie Daun durch einen Diplomaten wie Gallas zu erſetzen. Alle Stimmen, mit Ausnahme einer einzigen, fielen Eugen bei, denn wer hätte die unbeſtreitbare Richtigkeit ſeiner Anſicht in Abrede zu ſtellen vermocht? Aber ſo wohlbegründet ſie auch war, ſo ſcheiterte ſie doch an der Macht und dem Einfluſſe der ſpaniſchen Partei am Wiener Hofe.

Wie ſtark dieſelbe geworden, zeigte ſich dadurch, daß ſie ihren Willen in einer Sache durchzuſetzen vermochte, in der ihr Unrecht klar auf der Hand lag. Schon begnügte ſie ſich nicht mehr damit, auf Schleichwegen jeder Art Eugens Autorität zu untergraben. Auch die Männer, deren Ergebenheit für den Prinzen ſie kannte, ſuchte ſie aus ihren Poſten zu verdrängen und durch ihre eigenen Anhänger zu erſetzen. Sie benützte den Umſtand, daß eben drei Jahre zu Ende gingen, während deren ſich Daun als Vicekönig in Neapel befand. Denn für dieſen Zeitraum wurden ſolche Ernennungen damals vorgenommen, und nach deſſen Ablauf mußte die Beſtätigung des früheren oder die Einſetzung eines neuen Vicekönigs erfolgen.

Der Fürſt von Cardona war es, welchen die ſpaniſche Partei für dieſes Mal als ihren Stimmträger in's Gefecht ſchickte. Er allein wagte es in der Rathsverſammlung der Meinung des Prinzen zu widerſprechen. Um der Sache, die er vertrat, einen Anſchein von Gerechtigkeit zu geben, redete er viel von den treuen und ausgezeichneten Dienſten des Grafen Gallas, daß er große Opfer gebracht habe und dafür eine Belohnung verdiene. Das Privatintereſſe des Grafen Gallas wurde als der entſcheidende Punkt hingeſtellt. Ob die vorgeſchlagene Maßregel auch dem öffentlichen Wohle, dem Vortheile Oeſterreichs entſpreche, darauf legte freilich der Fürſt von Cardona nur geringes Gewicht.

Dem geheimen Einfluſſe Althans ſchrieb Eugen es zu, daß der Kaiſer ſich zu einem Schritte bereden ließ, welcher ſeinem Vortheile gerade entgegengeſetzt war [18]). Den Grafen Daun aber traf das kaiſerliche Abrufungsſchreiben wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Denn abgeſehen davon, daß er niemals gedacht hatte, unter ſolchen Verhältniſſen werde eine Aenderung in dem wichtigen Poſten, den er bekleidete,

vorgenommen werden, ſo erfolgte auch ſeine Zurückberufung, recht als ob Gefahr im Verzuge ſei, noch drei Monate früher, als das dritte Jahr ſeiner Amtsführung zu Ende ging [19]). Doch fügte ſich Daun, wie es ſich wohl von ſelbſt verſtand, ohne Widerrede der Anordnung ſeines Herrn und Kaiſers. Nachdem er die Regierung Neapels ſeinem Nachfolger abgetreten hatte, kehrte er unverzüglich nach Wien zurück. Um ihm nicht zu viel Urſache zu berechtigter Klage zu geben, wurde er nach dem Tode des Feldmarſchalls Karl Ernſt von Rappach zum Oberſten Land- und Hauszeugmeiſter, ſo wie zum Stadtcommandanten von Wien ernannt.

Wie um den geſchehenen Mißgriff noch folgenſchwerer zu machen, traf es ſich, daß Gallas ſchon wenige Wochen nach ſeinem Amtsantritte erkrankte. Am 17. Juli 1719 wurde er von einem hitzigen Fieber befallen und am 25. Juli Morgens um fünf Uhr ſtarb er, das Land, welches ihm anvertraut war, und insbeſondere das ſo wichtige Geſchäft der Ueberſendung der Kriegsbedürfniſſe nach Sicilien ohne Obſorge und in Verwirrung zurücklaſſend.

Statt in ſo ſchwieriger Lage ſich nichts vor Augen zu halten als des Kaiſers Dienſt, ergingen nach dem Tode des Grafen Gallas die beiden höchſtgeſtellten Militärperſonen in Neapel, die Grafen Caraſa und Atalaya ſich in erbitterten Streitigkeiten wider einander und über ihre gegenſeitigen Befugniſſe. Der Kaiſer aber, um dieſem ſo ſchädlichen Zwieſpalte ein Ende zu machen, berief den General der Cavallerie Grafen Caraſa nach Wien, übertrug das Truppencommando in Neapel dem Feldzeugmeiſter Freiherrn von Wetzel, und ernannte zum Vicekönig daſelbſt den Biſchof von Olmütz, Cardinal Wolf von Schrattenbach, Protector der deutſchen Nation und der kaiſerlichen Erblande am heiligen Stuhle.

Es begreift ſich leicht, daß die Stimmen, welche ſich ſchon gegen die Entſendung des Grafen Gallas nach Neapel erhoben hatten, auch nicht für diejenige Schrattenbachs ſein konnten. Aber ſie ſchienen kein Gewicht mehr am Kaiſerhofe, wenigſtens nicht in Dingen zu haben, welche die ehemals ſpaniſchen Länder in Italien betrafen. So blieb ihnen denn nichts übrig, als ſich in dasjenige zu fügen, was ſie nicht zu ändern vermochten.

Unter ſo widrigen Verhältniſſen war es ein Glück für Mercy, daß auserleſene Truppen unter ſeinem Befehle ſtanden, und die Generale und

Oberoffiziere, welche ihm beigegeben waren, zu den beſten des kaiſerlichen Heeres gehörten. Außer dem braven Zumjungen, deſſen Werth Mercy immer mehr ſchätzen lernte, je länger er mit ihm zu thun hatte, dienten noch die Feldmarſchallieutenants Graf Georg Olivier Wallis und Freiherr von Seckendorff in Mercy's Heere.

Wallis war ein Enkel jenes Olivier Freiherrn von Wallis, der als kaiſerlicher Generalfeldwachtmeiſter gegen Guſtav Adolph von Schweden bei Lützen fiel, der älteſte Sohn jenes Georg Wallis, welcher dem Blutgerichte zu Eperies präſidirte und drei Jahre ſpäter vor Mainz blieb. Obgleich ihm, wie Mercy, Vater und Großvater auf dem Schlachtfelde gefallen waren, ſo ſchreckte das doch den jungen Olivier Wallis nicht ab, ſich frühzeitig dem Waffendienſte zu widmen. Im Succeſſionskriege kämpfte er in Italien, ging im Jahre 1707 nach Neapel und focht dann unter Eugen die großen Türkenſchlachten mit. Wallis galt nicht nur für einen unerſchrockenen Kriegsmann, ſondern für einen höchſt unterrichteten Offizier, der insbeſondere im Genieweſen als eine Autorität angeſehen ward.

So großer Achtung das militäriſche Wiſſen des Grafen Wallis ſich erfreute, ſo wenig beliebt war er jedoch im Heere und bei Allen, die mit ihm zu thun hatten. Denn die herriſche, verletzende Art, mit der er ſeine Untergebenen behandelte, die Unverträglichkeit gegen ſeines Gleichen, der ſtörriſche Sinn, den er gegen die Befehle ſeiner Oberen an den Tag legte, ſie waren nicht geeignet ihm Freunde zu erwerben. Er gehörte zu denen, die man verwendete, weil man ihrer bedurfte, hinſichtlich deren man aber froh war, nicht in zu nahe Berührung mit ihnen zu gerathen [20]). Auch dem Prinzen Eugen war Wallis nicht angenehm; um ſo größere Stücke hielt er auf den Waffengenoſſen des Grafen Wallis, den Feldmarſchallieutenant Freiherrn von Seckendorff.

Friedrich Heinrich von Seckendorff, einem alten fränkiſchen Adelsgeſchlechte entſproſſen, ein Neffe des bekannten Veit Ludwig von Seckendorff, braudenburgiſchen geheimen Rathes und Kanzlers der Univerſität zu Halle, wurde, da er den Vater bald verlor, von ſeinem Oheim auf's ſorgfältigſte erzogen. Obgleich der junge Seckendorff ſchon frühzeitig große Luſt zum Kriegshandwerke zeigte, wurde doch ſeinem Unterrichte viele Aufmerkſamkeit zugewendet. Als er daher zuerſt in den Niederlanden unter König Wilhelm III., dann bei der Reichsarmee des Markgrafen Ludwig

von Baden, und endlich unter brandenburgiſchen Fahnen Kriegsdienſte that, war er in wiſſenſchaftlicher Bildung faſt allen Offizieren weit überlegen. Dieſer Umſtand und der ungemeſſene Ehrgeiz, der ihn trieb, jeden Anlaß aufzuſuchen, welcher zur Auszeichnung ſich darbieten konnte, beſchleunigten ſeine Laufbahn. So kämpfte Seckendorff am Schellenberge, bei Höchſtädt, bei Ramillies und Oudenarde, und wohnte all den glorreichen Feldzügen Eugens und Marlboroughs in den Niederlanden bei.

Hier hatte Eugen Gelegenheit, Seckendorff genau kennen zu lernen, und ſchon damals beſchäftigte ſich der Prinz, welchem außerordentlich viel daran lag, Offiziere von hervorragenden Kenntniſſen in kaiſerliche Militärdienſte zu ziehen, mit dem Gedanken, Seckendorff für dieſelben zu gewinnen. Doch rieth er ihm ſelbſt, das Anerbieten des Königs von Polen nicht auszuſchlagen, welcher ihn im Jahre 1708 als Generalmajor in ſein Heer berief [21]). Auch in dieſer Stellung diente Seckendorff fortan in den Niederlanden, ſpäter, zum Generallieutenant befördert, bei der Eroberung von Stralſund. Nun kam Seckendorff neuerdings auf ſeinen Lieblingswunſch zurück, in kaiſerlichen Kriegsdienſt aufgenommen zu werden. Zu Anfang des Jahres 1717 vermittelte Eugen Seckendorffs Eintritt in denſelben [22]). Der neue Feldmarſchalllieutenant wohnte dem folgenden Feldzuge wider die Türken bei und wurde dann, noch von Ungarn aus, nach Süditalien geſendet, um daſelbſt gegen die ſpaniſchen Truppen zu kämpfen [23]).

Es iſt ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß ſo viele der Männer, deren Namen auf den trübſten Seiten der öſterreichiſchen Geſchichte verzeichnet ſtehen, zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede iſt, in Sicilien wider den alten Feind des Hauſes Oeſterreich ſtritten. Mit Mercy war dieß der Fall, der fünfzehn Jahre ſpäter in der Schlacht bei Parma das Leben ließ, mit Wallis, Seckendorff und Neipperg, welchen der unglückliche Ausgang der Türkenfeldzüge Schuld gegeben wird, die dem Tode des Kaiſers Karl VI. vorhergingen. Noch ein fünfter, Schmettau, geſellte ſich zu ihnen, der gleichfalls in den Tagen jener Kämpfe wider die Pforte in traurigſter Weiſe bekannt wurde. Damals aber waren ſie Alle, nur Mercy ausgenommen, noch in den Anfängen ihrer Laufbahn. Jeder aus ihnen galt für einen äußerſt verwendbaren Offizier, und es zeigte ſich wieder an ihrem Beiſpiele, wie ſchon ſo oft, daß derjenige, der unter der Leitung

Anderer die erſprießlichſten Dienſte leiſtet, in ſelbſtſtändiger Stellung und an der Spitze eines Heeres die von ihm gehegten Erwartungen gar oft nicht zu rechtfertigen vermag.

Nahezu drei Wochen hatte Mercy gebraucht, um ſich mit allen Erforderniſſen ſo weit zu verſehen, daß er hoffen konnte, dem Feinde mit glücklichem Erfolge zu Leibe gehen zu können. Am 17. Juni 1719 ſetzte das kaiſerliche Heer ſich aus ſeinem Lager bei Limmeri in Marſch. Nach einem dreitägigen mühſeligen Zuge durch eine felſige Gebirgsgegend, ſchmachtend unter den glühenden Strahlen der ſiciliſchen Sonne, erreichte Mercy endlich die Höhen von Tre Fontane, von wo er die Spanier in der Ebene von Francavilla gelagert ſah. Ein Freudenruf ertönte bei dieſem Anblicke durch die Reihen der Soldaten, welche der bisherigen Zögerungen müde, dem Kampfe ſich entgegenſehnten. Am nächſten Morgen fand derſelbe ſtatt, jedoch ohne das gewünſchte Ergebniß herbeizuführen. Obgleich Mercy und ſeine Generale weder ſich noch ihre Truppen ſchonten, obgleich die letzteren mit ruhmwürdiger Tapferkeit ſtritten, gelang es doch nicht, die Spanier aus ihrer verſchanzten Stellung zu vertreiben. Mercy mußte den Rückzug antreten. Er that dieß, zwar ſelbſt nicht unbedeutend verwundet, mit ſo achtunggebietender Haltung, daß der Marquis de Lede es nicht wagte ihn zu verfolgen.

Bei Motta nahm nun Mercy eine günſtige Stellung, den noch immer zu Francavilla befindlichen Feind beobachtend und auf eine paſſende Gelegenheit zu erneuertem Angriffe lauernd. Aber die raſtloſe Anſtrengung, mit welcher er ſeinen Feldherrnpflichten oblag, hatte zur Folge, daß Mercy am 11. Juli 1719 von einem ähnlichen ſchlagartigen Anfalle heimgeſucht wurde, wie derjenige war, der ihn vor zwei Jahren im Lager vor Belgrad getroffen hatte. Zwei Stunden hindurch lag er wie todt da, und obgleich er dann wieder zum Bewußtſein kam, ſo war er doch völlig erblindet. Da er in ſolchem Zuſtande ſeinen Poſten nicht länger auszufüllen vermochte, ſo übergab Mercy dem Feldzeugmeiſter von Zumjungen, der ſich die ganze Zeit hindurch nicht etwa wie ein zurückgeſetzter Nebenbuhler, ſondern wie ein hülfreicher Freund gegen ihn benommen hatte, das Commando, und ließ ſich nach Reggio bringen [24]).

Noch war die Nachricht von dem reſultatloſen Treffen bei Francavilla nicht nach Wien gelangt, als Eugen ſchon die Ueberzeugung gefaßt hatte, in

der bisherigen Weiſe und mit den Mitteln, welche dem Grafen Mercy jetzt zu Gebote ſtanden, werde die Vertreibung der Spanier aus Sicilien ſich nicht bewerkſtelligen laſſen. Kaum traf daher Mercy's Vorſchlag ein, daß die Expedition nach Sardinien einſtweilen aufgeſchoben und das dorthin beſtimmte Armeecorps nach Sicilien geſchickt werden ſolle, um ſich erſt nach Eroberung dieſer Inſel mit geſammter Heeresmacht nach Sardinien zu wenden, ſo pflichtete Eugen ſogleich dieſem Antrage bei. Der Feldmarſchalllieutenant Graf Bonneval, welcher die nach Sardinien zu entſendenden Truppen commandiren ſollte, erhielt Befehl, ſeine noch in der Lombardie befindlichen Streitkräfte auf die Stärke von zehntauſend Mann zu bringen, ſie nach Genua zu führen und dort zur Einſchiffung nach Sicilien bereit zu halten.

Es gab im Anfange des verfloſſen Jahrhunderts nur wenige Menſchen, welche die öffentliche Aufmerkſamkeit in höherem Grade auf ſich zogen, als es mit dem Grafen Alexander Bonneval der Fall war. Nicht durch ſeltene Eigenſchaften des Geiſtes, nicht durch große kriegeriſche Thaten geſchah dieß, obwohl man ihm eine gewiſſe militäriſche Auszeichnung nicht abſprechen konnte, ſondern durch ein keckes, herausforderndes Weſen, welches ſich immer in den Vordergrund ſtellte, in großſprecheriſcher Selbſtvergötterung die eigenen Verdienſte pries, und ſeine Excentricität für hervorragende Leiſtungen anſehend, auch der übrigen Welt das gleiche Urtheil aufdringen wollte. Ohne ſittliche Grundſätze, meineidig nicht nur dem kriegeriſchen Banner, welchem er zugeſchworen, ſondern Allem, dem er Treue gelobt hatte, ſeinen Glauben nicht ausgenommen, einem thörichten, ſelbſtgeſchaffenen Phantom der Ehre nachjagend und gleichzeitig alles dasjenige mit Füßen tretend, was in der Wirklichkeit den Mann von Ehre ziert, ſo war Bonneval. Die wahrhaft erbärmliche Aeußerung, welche in einem ſeiner Schreiben an Eugen enthalten iſt, daß er weit entfernt ſei von jener Liebe zum Vaterlande, welcher das gemeine Volk ſich hinzugeben pflege, charakteriſirt ihn völlig [25]).

Wie Eugen ſelbſt, wie die längſt von der Erde geſchiedenen Prinzen von Commercy und Vaudemont im öſterreichiſchen Heere den Adel Frankreichs von ſeiner glänzendſten Seite repräſentirten, ſo kann Bonneval als der Vertreter alles desjenigen angeſehen werden, was an dem franzöſiſchen Edelmanne des vorigen Jahrhunderts Verwerfliches war.

BIBLIOTECA N.C. ROMA VITTORIO EMANUELE

Im Jahre 1675 zu Limoges in Frankreich geboren und einer der vornehmſten Familien des Landes angehörend, trat Bonneval ſchon als eilfjähriger Knabe in die Marine. „Was ſoll uns dieſes Kind?“ fragte der nachmals ſo berühmte Admiral Tourville, als er auf einer Inſpektionsreiſe in Toulon eingetroffen, Bonnevals anſichtig ward. „Ich werde es „nach Hauſe entlaſſen.“

„Man ſendet keinen Bonneval nach Hauſe!“ war die kecke Antwort des Knaben. In England oder in Deutſchland wäre hierauf wahrſcheinlich eine empfindliche Strafe gefolgt, und dadurch der trotzige Hochmuth des kleinen Seemannes im Keime erſtickt worden. In Frankreich ſah man die ſchnelle Widerrede als ein Zeichen von Geiſtesgegenwart an, und die augenblickliche Beförderung zum Schiffsfähnrich war die Belohnung dafür. Konnte es da Wunder nehmen, daß diejenige Eigenſchaft, welche an dem Knaben zuerſt bemerkt und ausgezeichnet worden war, die Widerſetzlichkeit gegen ſeine Oberen, ſich ſchneller als jede andere in ihm entwickelte?

Ein Duell mit einem ſeiner Vorgeſetzten hatte Bonnevals Ausſcheiden aus der franzöſiſchen Marine zur Folge. Er trat hierauf in die Garde und befehligte bei dem Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekrieges bereits ein Regiment in Italien. Die Verbindungen ſeiner Familie hatten ihm dieſe Beförderung verſchafft, und er zeigte ſich derſelben nicht unwürdig. Von ſeltenem Heroismus ſeiner Thaten, die Eugens Bewunderung erregt und ihm in dem Oberſten Bonneval einen ebenbürtigen Gegner gezeigt haben ſollen, weiß jedoch Niemand als Bonneval ſelbſt ſammt denjenigen zu melden, welche ſeine Memoiren als untrügliche Geſchichtsquellen benützten.

Aber auch in ſeiner neuen Stellung war Bonnevals Bleiben nicht von Dauer. Die wahrhaft räuberiſche Habgier, mit der er durch jedwedes Mittel den Bewohnern der Gegenden, in welchen er ſtand, ſo wie den eigenen Soldaten und dem franzöſiſchen Staatsſchatze Geld abzupreſſen ſuchte, hatte einige ſcharfe Reſcripte des damaligen franzöſiſchen Kriegsminiſters Chamillart an Bonneval zur Folge. Er antwortete damit, daß er dem Miniſter vorwarf keiner vornehmen Familie anzugehören. Als ob einer ſeiner Standesgenoſſen, wenn er nichts als ſeine Pflicht vor Augen gehabt hätte, anders gegen ihn gehandelt haben würde.

Das Zerwürfniß mit dem franzöſiſchen Kriegsminiſter bewirkte, daß Bonneval ſeine Fahne verließ und in die Dienſte des Kaiſers trat, gegen deſſen Heere er bisher gekämpft hatte. Zur Strafe ſeiner Deſertion wurde er zu Paris auf dem Grèveplatze im Bildniſſe gehängt.

Bonneval machte nun großentheils unter Eugens unmittelbarer Führung den ſpaniſchen Succeſſionskrieg mit. Auch zu dem Kampfe wider die Türken folgte er dem Prinzen in's Feld und wurde in der Schlacht bei Peterwardein ſchwer verwundet [26]). Nach dem Ausbruche des Krieges in Italien erhielt er auf Eugens Verwendung das Commando des anfänglich nach Sardinien beſtimmten Armeecorps. Denn der Prinz mochte ihn wohl leiden, und das lebhafte, geiſtreiche Geſpräch Bonnevals, ſeine große Beleſenheit, ſeine Kenntniß Frankreichs und des Hofes von Verſailles, worüber Eugen ſich gern unterhielt, machten ihm deſſen Geſellſchaft angenehm. Er überhäufte ihn mit Gunſtbezeigungen und hatte ihm erſt vor Kurzem in Frankreich Begnadigung und Erlaubniß zu einer Reiſe dorthin erwirkt. Wie Jener ihm dafür dankte, wird die Folge lehren.

Während Bonneval ſeine Truppen zuſammenzog, um ſie nach Sicilien zu führen, hatte Zumjungen ein Unternehmen auf Francavilla als unausführbar erkannt und ſich mit ſeinem Heere zur Vollziehung eines andern Vorhabens gewendet. Es war dieß die Belagerung von Meſſina. Am 16. Juli brach Zumjungen dorthin auf. Vier Tage ſpäter traf er vor Meſſina ein und begann allſogleich den Angriff gegen die Stadt. Schon am 9. Auguſt ergab ſie ſich; am 13. folgten die Caſtelle Matta, Griffone und Caſtellazzo. Die Citadelle, welche mit einer ſtarken ſpaniſchen Beſatzung verſehen war, hielt ſtandhaft aus. Graf Mercy, mit deſſen Geſundheit es ſich wieder gebeſſert hatte, traf neuerdings bei ſeinen Truppen ein, und eröffnete nun die Laufgräben gegen die Citadelle von Meſſina. Der kaiſerliche Generalfeldwachtmeiſter Samuel Freiherr von Schmettau leitete die Angriffsarbeiten. Von Seckendorff dem Prinzen Eugen dringend empfohlen [27]), war er im Monate März dieſes Jahres aus polniſch-ſächſiſchem Dienſte in den des Kaiſers übernommen worden. Er rechtfertigte dieſe Wahl durch ein Benehmen, welches Mercy, ſeinen eigenen Worten nach, nicht genug zu beloben im Stande war [28]). Auch andere Offiziere, wie die Oberſten Freiherrn von Neipperg und Bettendorff wurden von Mercy lebhaft gerühmt [29]).

Trotz der Anſtrengungen dieſer wackeren Männer ging jedoch die Belagerung der Citadelle von Meſſina nur langſam von Statten. Die Verwirrung, die zu Neapel herrſchte, und welche Schuld war, daß Mercy faſt ganz ohne Zufuhren gelaſſen wurde, muß als die Haupturſache davon angeſehen werden [30]).

Auch die üble Stimmung der Sicilianer gegen die kaiſerlichen Truppen blieb nicht ohne Einfluß hierauf. Mercy behauptete, daß dieſe Abneigung nicht die Wirkung eines Widerwillens gegen die Herrſchaft der Deutſchen, denn dieſe würde den Sicilianern willkommen ſein, ſondern daß ſie die Folge der geringen Meinung ſei, welche man in Sicilien von den am Wiener Hofe befindlichen Spaniern hege. Eher als in ihre Hände zu fallen, was ja doch bevorſtehe, ſobald das Land vom Kaiſer beherrſcht werde, wolle man wie früher der ſpaniſchen Krone ſelbſt unterthan bleiben [31]).

Durch nachſichtige Behandlung, ſo hoffte Mercy, werde die Geſinnung der Sicilianer gegen den Kaiſer ſich doch wohl noch ändern laſſen. Eugen ſtimmte ihm hierin mit Lebhaftigkeit bei, und empfahl ihm dieſelbe ſchon jetzt gegen die Einwohner von Meſſina zu üben. Denn durch Rauheit und Härte würden nicht nur ſie ſelbſt, ſondern auch die übrigen Bewohner des Landes in ihrer feindſeligen Stimmung noch hartnäckiger gemacht werden [32]).

Mit Ungeduld harrte Graf Mercy der Ankunft des Hülfscorps entgegen, welches ihm Bonneval von Genua aus zuführen ſollte. Durch ſeinen Beiſtand hoffte er nicht nur die Belagerung der Citadelle ſchneller zu Ende zu bringen, welche fortwährend entſchloſſenen Widerſtand leiſtete; er rechnete auch darauf, die Schaaren bewaffneten Landvolkes, die jede Zufuhr, welche nicht zur See herbeikam, ganz unmöglich machten, zu Paaren zu treiben. Aber Bonneval war wieder einmal in heftigen Streit mit ſeinem Vorgeſetzten, dem Grafen Colloredo, verwickelt, welcher nach dem Tode des Fürſten von Löwenſtein zu des Kaiſers Statthalter in Mailand ernannt worden war. Ein ſtrenges Reſcript des Hofkriegsrathes wies Bonneval in ſeine Schranken zurück [33]). Doch konnte dasſelbe noch nicht in ſeine Hände gelangt ſein, als er am 28. September 1719 zu Genua die Einſchiffung vollzog. Zehntauſend Mann zählte das Corps, welches mit ihm an Bord ging.

Am 8. Oktober 1719 landete Bonneval mit ſeinen Truppen an der ſiciliſchen Küſte. Zehn Tage ſpäter ergab ſich die Citadelle von Meſſina nach wahrhaft ruhmvoller Vertheidigung, wie denn die ſpaniſchen Truppen

während dieſes Feldzuges auf Sicilien eine Tapferkeit zeigten, welche einer längſt entſchwundenen Zeit würdig war und die man ihnen gar nicht mehr zugetraut hatte. Der Beſatzung der Citadelle von Meſſina wurde freier Abzug zugeſtanden, und unter engliſcher Escorte ſegelte ſie nach Spanien zurück. Feldmarſchalllieutenant Graf Olivier Wallis ward zum Commandanten von Meſſina ernannt.

Es kann nicht geſagt werden, daß nach dieſer Eroberung Mercy's Unternehmungen auf Sicilien glücklicher von Statten gingen als früher. Heftige Streitigkeiten mit Bonneval, der ſich weder Mercy's, noch Zumjungens Commando unterordnen wollte, bildeten den Anfang neuer Widerwärtigkeiten. Bonneval weigerte ſich zuzugeben, daß das Corps, welches er nach Sicilien geführt hatte, von Mercy zertheilt und dorthin verwendet wurde, wo der letztere es für gut hielt. Eugen jedoch, an den die Streitenden ſich wandten, gab, wie es ſich wohl von ſelbſt verſtand, dem Grafen Bonneval vollkommen Unrecht, und derſelbe wurde neuerdings unbedingt an Mercy's Befehle gewieſen [34]). Aber auch dem letzteren konnte Eugen einigen Tadel nicht erſparen. Die Heftigkeit ſeines Auftretens wurde gerügt, die Aufrechthaltung möglichſt guten Einvernehmens mit den Untergebenen und eine humane Behandlung derſelben dringend empfohlen, ſeine ewige Klage wegen Unzulänglichkeit der Zufuhren aber mit einer Hindeutung auf die Spanier beantwortet, welche ohne alle Hülfe von Außen ſich aus dem Lande ſelbſt zu erhalten wüßten. Mercy ſolle ein Gleiches thun, denn unmöglich ſei es, die Erhaltung der ganzen ſiciliſchen Armee dem Königreiche Neapel aufzubürden [35]).

Unter ſo mißlichen Verhältniſſen konnte es nur erfreulich ſein, daß endlich Ereigniſſe eintraten, welche dem verderblichen Kriege in Sicilien in anderer Weiſe als durch die Gewalt der Waffen ein Ende machten. Alberoni's plötzlicher Sturz, ſeine Verbannung aus Spanien, König Philipps Beitritt zur Quadrupelallianz änderten völlig die Lage der Dinge. Spanien verſprach, binnen ſechs Monaten die Räumung Siciliens und Sardiniens zu vollziehen. Auf einem Congreſſe, der nach Cambray zuſammenberufen werden ſollte, beabſichtigte man die noch zu löſenden Fragen zu friedlicher Entſcheidung zu bringen.

Trotz der Vertragsbeſtimmung, welche getroffen war, um der Fortdauer des Kampfes auf einmal ein Ende zu machen, ſchienen ſich die

Feindſeligkeiten auf Sicilien noch verlängern zu ſollen. Standhaft weigerte ſich der Marquis de Lede, auf die ihm von Mercy vorgeſchlagene Uebereinkunft wegen Räumung der Inſel einzugehen. Denn ihm fehlten die Vollmachten hiezu, und nur einen Waffenſtillſtand wollte er abſchließen, auf welchen ſich wieder Mercy nicht einließ. Der letztere glaubte vielmehr die Operationen fortſetzen zu müſſen, und ſo geſchah es, daß beide Armeen unweit Palermo einander gegenüber ſtanden, zum Schlagen bereit, wozu es ohne Zweifel binnen Kurzem gekommen wäre. Da ſandte plötzlich der Marquis de Lede einen Parlamentär an Mercy mit der Nachricht ab, er habe die längſt erwartete Ermächtigung endlich erhalten. Ein Waffenſtillſtand war die Folge davon, und am 6. Mai 1720 wurde zwiſchen dem Grafen Mercy, dem Admiral Byng und dem Marquis de Lede ein Vertrag unterzeichnet, durch welchen der letztere ſich zur Räumung Siciliens anheiſchig machte. Zwei Tage ſpäter kam ein ähnlicher Tractat in Bezug auf Sardinien zu Stande.

Noch vor Ablauf des Monates Mai verließen die ſpaniſchen Truppen die Inſel Sicilien, welche nunmehr von den kaiſerlichen Streitkräften völlig in Beſitz genommen wurde. Bonneval, dem ſeine dringende Bitte, das Gouvernement von Meſſina zu erhalten, nicht gewährt worden war, führte ſein Armeecorps nach der Lombardie zurück. Auch Mercy kehrte aus Sicilien, wo er in jedem Sinne des Wortes gar viel gelitten hatte, heim nach Temeswar, und trat die Verwaltung des Banates wieder an, welche er durch eine Reihe von Jahren zum höchſten Flor des ihm anvertrauten Landes führte. Siciliens Regierung fiel dem kaiſerlichen Vicekönige Herzog von Monteleone anheim, einem gutmüthigen und wohlwollenden Manne, welchem jedoch die nöthige Befähigung zu einem ſo ſchwierigen Poſten mangelte. Hiezu kam noch ſein Alter und die Gewohnheit des Wohllebens, welcher er ſeit langer Zeit ergeben war, ſo daß die Leitung der Geſchäfte völlig auf die vier oder fünf Individuen ſeiner Umgebung, lauter Spanier überging, von welchen der Vicekönig ſich gänzlich lenken ließ [36]).

Unter ſolchen Umſtänden erſchien es Eugen noch dringender nöthig, den kaiſerlichen Truppen in Sicilien einen Obercommandanten zu beſtellen, welcher durch ſeine Tüchtigkeit die Gebrechen minder ſchädlich machen ſollte, die dem Haupte der Regierung anklebten. Denn Sicilien ſei, ſo bemerkte

Eugen dem Kaiſer, die Vormauer all der italieniſchen Länder, welche dem Scepter des Hauſes Oeſterreich gehorchten. Nach allen Seiten hin liege die Inſel offen da, und ihre weite Entfernung von des Kaiſers Erbſtaaten mache eine Hülfeleiſtung für ſie ungemein ſchwierig. Die üble Stimmung des Adels und des Landvolkes verſchlimmere noch die Stellung der kaiſerlichen Truppen daſelbſt. Es müſſe alſo ein General gewählt werden, welcher nicht nur das Kriegshandwerk aus dem Grunde verſtehe, ſondern auch Klugheit und gewinnendes Benehmen beſitze, der thätig, herzhaft und entſchloſſen ſei, das Land und ſeine Bewohner vollkommen kenne, mit ihnen umzugehen wiſſe und insbeſondere einem etwaigen Aufſtande mit Umſicht und Kraft zu begegnen im Stande ſei.

Niemanden kenne er, fuhr der Prinz fort, welcher alle dieſe Eigenſchaften in reicherem Maße in ſich vereinige, als der Feldzeugmeiſter Freiherr von Zumjungen. Zwei Dinge ſtänden jedoch ſeinem Verbleiben in Sicilien entgegen: ſein eigener Wunſch, indem er dringend begehre, die Inſel verlaſſen zu dürfen, und ſein proteſtantiſches Glaubensbekenntniß, welches in einem ſo ſtreng katholiſchen Lande leicht Anſtoß erregen könnte. Es müſſe alſo an die übrigen Generale gedacht werden, und da kämen Bonneval, Seckendorff und Olivier Wallis in Betracht. Der Erſtere ſei jedoch ein Ausländer, während es wünſchenswerth erſcheine, nur in die Hände eines Unterthans des Kaiſers einen ſo wichtigen Poſten zu legen. Seckendorff gehöre gleich Zumjungen dem proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſe an, und ſo bleibe nur Wallis übrig, welcher auch ſeiner Kriegserfahrung und ſeines Eifers wegen dieſer Stelle, die er noch überdieß lebhaft wünſche, nicht unwürdig erſcheine [37]).

Es iſt gewiß auffallend, daß Eugen, welchem man nach der bis jetzt über ihn verbreiteten Meinung eher zugetraut hätte, derlei Dinge etwas leicht zu nehmen, Anſtoß nahm, einem Proteſtanten das Obercommando in Sicilien anzuvertrauen, während der Kaiſer, den man ſo gern der Bigotterie anklagt, hierin kein Hinderniß ſah, Zumjungen dieſe Stelle zu übertragen. Dieß beweiſt nur, daß man den Kaiſer wie den Prinzen auch in dieſer Beziehung irrig beurtheilt hat. Auf Karls perſönliches Verlangen geſchah es, daß Eugen den Feldzeugmeiſter von Zumjungen anging, den nach Merch's Abreiſe übernommenen Oberbefehl in Sicilien auch fortan zu behalten [38]).

Die höchſte Aufmerkſamkeit verdiente, nach Eugens Anſicht, die Citadelle von Palermo, durch welche, wie der Prinz ſich ausdrückte, „dieſe „volkreiche, weit ausgedehnte Hauptſtadt, deren Einwohner ſehr unruhig, „der deutſchen Herrſchaft abgeneigt und Neuerungen beſonders zugethan ſind, „im Zaume gehalten werden muß, und daher einer ſtarken Garniſon von drei „bis viertauſend Mann unter dem Commando eines tapferen und wohlerfah„renen Generals bedarf.“ Da ſich überdieß die Citadelle in ſchlechtem Zuſtande befand, ſo brauchte ſie einen Commandanten, welcher dieß in paſſender Weiſe abzuändern verſtand. Eugen erklärte ſich lebhaft dagegen, daß, wie der Kaiſer wollte, dem Spanier Girolamo Pignatelli die Citadelle von Palermo anvertraut werde. Er ſchlug hiezu den Grafen Ottokar Starhemberg vor, einen von Guido's Neffen, „einen erfahrenen, umſichtigen und „treuen Mann,“ während ſich für Pignatelli ſchon irgend etwas anderes werde finden laſſen.

So wie das Commando zu Palermo in Starhembergs Hände, ſo wurde das zu Syrakus in diejenigen des Generalfeldwachtmeiſters Grafen Diesbach gelegt, eines Schweizers, welcher ſich ſowohl in ſeiner früheren militäriſchen Laufbahn, als insbeſondere in dem letzten ſiciliſchen Kriege ungemein tapfer verhalten hatte. Wallis erhielt die Stelle eines Gouverneurs von Meſſina [39]), in der Citadelle dieſes Platzes aber befehligte der brave Oberſt Fellner von Feldegg, des Regimentes Königsegg wackerer Commandant. Zufrieden, dieß erreicht zu haben, widerſprach Eugen nicht, daß alle die Spanier, welche dem Kaiſer ſo ſehr am Herzen lagen, mit den Commando's in den minder wichtigen ſiciliſchen Plätzen betraut wurden. Doch ſorgte der Prinz weislich dafür, daß Jeder aus ihnen einen verläßlichen deutſchen Platzoffizier an die Seite erhielt.

Zweites Capitel.

Die Vorgänge, welche ſich auf die Abberufung des Feldmarſchalls Daun aus Neapel und die Ernennung des Grafen Gallas ſo wie des Cardinals Schrattenbach zu deſſen Nachfolgern bezogen, zeigten deutlich, wie ſehr damals Eugens Einfluß am Wiener Hofe geſunken war. Seine Stimme, welcher durch ſo lange Zeit Alles gelauſcht hatte als der erſten im Rathe des Kaiſers, ſie erhob ſich zwar noch mit gleichem Nachdrucke dort, wo es das Wohl desjenigen galt, welchem Eugen diente. Aber das Wort, das er ſprach, wurde nicht mehr mit gleichem Eifer befolgt, und Andere waren es, welche ſich der Gunſt des Monarchen und ſeines Zutrauens bemächtigt hatten. So weit war es damit gekommen, daß Eugen ſelbſt diejenigen, die in Wien etwas zu erlangen ſuchten, insbeſondere wenn es ſich um die italieniſchen Beſitzungen des Kaiſers handelte, an die Perſonen wies, welche die ſpaniſche Partei am Hofe bildeten. So hatte er den Grafen Mercy, als er mit dem ihm eigenen Ungeſtüm auf Ueberſendung von Geld und Kriegsbedürfniſſen nach Sicilien drang, durch Neipperg bedeuten laſſen, er möge ſich beſtreben, die Spanier und Alle, die zu ihnen hielten, nicht zu verletzen und im beſten Einvernehmen mit ihnen zu bleiben. Denn wenn auch die größte Berechtigung zu irgend einem Verlangen vorhanden ſei, wenn die Sache auch durch das öffentliche Wohl dringend geboten erſcheine, ſo vermöge ſie doch immer nur auf dieſem Wege erreicht zu werden. Verſuche man es einen andern einzuſchlagen, ſo habe man nur Haß und Verfolgung zu erwarten [1]).

Eugen hatte um ſo größeres Recht zu ſolcher Warnung, als er aus eigener ſchmerzlicher Erfahrung wußte, wie weit dieſe Partei zu gehen im Stande ſei. Er hatte es empfunden, wie keck ſie in ihren Angriffen, in ihren Verläumdungen war, und mit welcher Schlauheit ſie durch täglich wiederkehrende Einflüſterungen ein Vertrauen zu untergraben wußte, welches man kurz zuvor als unerſchütterlich hätte anſehen ſollen.

Gewiß iſt es eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Geſchichte jener Tage, den faſt unglaublichen Wechſel zu beobachten, welchem das Verhältniß Eugens zu Karl VI. unterworfen war. Anfangs in höchſter Gunſt bei dem Kaiſer, ſehen wir wie der Prinz mehr und mehr an Einfluß bei demſelben verliert. Bald kommt es ſo weit, daß es ſich um die Entfernung desjenigen vom Hofe handelt, welchem das Kaiſerhaus die Rettung aus den furchtbarſten Gefahren, welchem es, um es mit einem Worte zu ſagen, Alles verdankte. In dem Augenblicke aber, als Eugens Feinde am Zielpunkte ihrer Beſtrebungen zu ſtehen glaubten, wird durch des Prinzen entſchloſſenes Benehmen die Kataſtrophe herbeigeführt, welche alle ihre Plane zertrümmert. Und von nun an erhöht ſich das Zutrauen des Kaiſers zu Eugen wieder, das frühere Freundſchaftsverhältniß zwiſchen beiden befeſtigt ſich mehr und mehr, und in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Karls iſt Eugens Einfluß ſo mächtig, daß er faſt ein unumſchränkter genannt werden kann.

Bekannt ſind die Worte, welche man dem Prinzen in den Mund legt, Leopold ſei ſein Vater, Joſeph ſein Bruder, Karl aber ſein Herr geweſen. Ohne die Echtheit dieſes Ausſpruches geradezu verneinen zu können, muß doch derſelbe nach demjenigen, was ſich bis jetzt über das Verhältniß des Prinzen zu den drei Kaiſern, denen er diente, erforſchen ließ, als höchſt unwahrſcheinlich bezeichnet werden. Nicht als ob es beſtritten werden ſollte, daß Eugen an Leopold einen Vater, an Joſeph einen Bruder beſaß. Aber in ſeinen Beziehungen zu Karl war nichts, was die Stellung eines Dieners zu ſeinem Herrn kennzeichnete. Während von Kaiſer Leopold nur ein einziges, von Joſeph nur wenige vertrauliche Schreiben an Eugen vorhanden ſind [2]), findet ſich deren von Karls Hand eine außerordentlich große Anzahl. Und was mehr beweiſt als dieß, ſie ſind in einem Tone ſo dankbarer Verehrung, ſo herzlicher Vertraulichkeit abgefaßt, mit Zeichen ſo lebhafter Sorge für Eugens Wohlergehen erfüllt, daß von einer herriſchen Weiſe des Ausdruckes oder des Benehmens gegen den Prinzen auch nicht die leiſeſte Spur darin zu entdecken iſt.

Noch als Karl ſich in Spanien befand und von ſeiner Nachfolge auf dem Kaiſerthrone die Rede nicht ſein konnte, hatte er ſich, wie an einem früheren Orte gezeigt worden iſt, durch Wratislaws Vermittlung bemüht, ein vertrauliches Verhältniß zu Eugen herbeizuführen. Durch ſeines Bruders

Tod zum Herrn der öſterreichiſchen Lande geworden, war von dem erſten Augenblicke an, als ſie zu Innsbruck ſich wiederſahen, jede Kundgebung des Kaiſers über Eugen ein Ausdruck der Zufriedenheit, des Dankes, der Zuneigung geweſen. Insbeſondere während des Raſtadter Friedensgeſchäftes geſchah dieß zu oft wiederholten Malen [3]). Es ſei aus dieſer ganzen Verhandlung, ſchrieb ihm der Kaiſer, mehr als je Eugens „Vernunft, Prudenz „und Eifer" zu erſehen geweſen. „Ich bin ſo ſehr damit zufrieden," fuhr Karl fort, „und haben Sie ſelbe ſo völlig nach meiner Intention und „meinem Intereſſe geleitet, daß ich mich glücklich ſchätze, einen ſolchen Die„ner zu haben, und dieß nebſt Ihren anderen Leiſtungen kann meine Erkennt„lichkeit, Verpflichtung und Liebe, mein Zutrauen zu Euer Liebden, in ſo „weit es möglich, nur noch vermehren, wie ich dieß auch ferner und durch „Werke zu zeigen nicht unterlaſſen werde [4])."

Noch lebhafter wurden des Kaiſers Dankesbezeigungen, als Eugen durch die beiden glücklichen Feldzüge wider die Türken den öſterreichiſchen Waffen den höchſten Glanz verlieh. Als die Nachricht von dem Siege bei Peterwardein zu Wien eintraf, da fand Karl keine Worte, um dem Prinzen ſein Dankgefühl zu erkennen zu geben [5]). Er wiſſe kein anderes Mittel, ſo ſchrieb er ihm, um von ſeiner ihm über Alles theuren Perſon ſtets ungetrennt zu ſein, als daß er ihm ſein Bildniß überſende. Dieſes möge, da er es leider perſönlich nicht thun könne, immer bei Eugen bleiben. So oft er es anſehe, ſolle er daran denken, daß wie des Kaiſers Bild, ſo auch ſein Herz ſtets mit ihm ſei, und ſeine Dankbarkeit gegen ihn ſich niemals ändern werde. „Auch ſoll das Bild," fügte Karl hinzu, „Euer „Liebden erinnern, daß wenn Sie mich lieben, Sie ſich nicht mehr ſo in „Gefahr ſetzen, ſondern ſich mir zu Liebe mehr ſchonen ſollen, weil ich ſonſt „mein Bild zurückrufen und meine Freundſchaft aufſagen werde [6])."

Dieſe letztere Bitte, daß Eugen ſeine eigene Perſon, an der ja dem Kaiſer mehr als an allem Uebrigen gelegen ſei, keiner Gefahr preisgeben möge, wird nun in jedem der zahlreichen Schreiben Karls in angelegentlichſter Weiſe erneuert.

Als er den Prinzen zur Verleihung des geweihten Hutes und Degens beglückwünſcht [7]), macht er ihm die zärtlichſten Vorwürfe über die fortdauernde Nichtachtung ſeines Lebens. „Ich bitte Eure Liebden nochmals," ſchreibt ihm der Kaiſer, „bei Ihrer Anhänglichkeit an mich, welche Sie ſelbſt

„eine unerſchütterliche nennen, ſchonen Sie ſich mehr, insbeſondere in den „Laufgräben, wo es nicht nöthig iſt, ſich ſo ſehr auszuſetzen. Und wenn „dieß nichts hilft, ſo nehme ich mir die Freiheit, Euer Liebden zu befehlen, „mehr auf ſich Acht zu haben. Sie wiſſen am beſten, wie genau die Befehle „im Felde befolgt werden müſſen. Alſo hoffe ich, daß Euer Liebden „auch dieſem nachkommen werden, woran Sie mein Portrait und die Liebe, „die Sie für mich haben, ſtündlich erinnern ſollen."

Eugens Kriegsglück in dem Feldzuge des Jahres 1716, der Sieg bei Peterwardein und die Einnahme von Temeswar brachten den Kaiſer auf den Gedanken, Augenzeuge ſein zu wollen von den glänzenden Ereigniſſen, welche er ſich für das kommende Jahr verſprach. „Ich hoffe wohl," ſchrieb er dem Prinzen, „daß mein einziges Verlangen wird erfüllt werden „können, von Euer Liebden auch noch den Krieg zu lernen [8])". Den ganzen Winter hindurch beſchäftigte er ſich mit dieſer Idee. Eugen aber erklärte ſich gegen ihre Ausführung, weil er wohl wußte, daß das kaiſerliche Heer nicht ſo ſtark ſei, um mit Beſtimmtheit auf den Sieg rechnen zu dürfen. Außerdem mochte er fürchten, die Türken würden ihre Anſtrengungen verdoppeln, wenn der Kaiſer ſelbſt im Feldlager anweſend wäre und die Möglichkeit obwaltete, daß er im Falle einer Schlacht in die Hände des Feindes fiele.

Höchſt ungern nur fügte ſich Karl dem Ausſpruche des Prinzen. Und trotz ſcheinbarer Nachgiebigkeit kam er immer wieder von Neuem auf ſeinen Lieblingsplan zurück. „Ich gebe die Sache noch nicht verloren," ſchrieb er ihm, „und wie ich verlange und nie übel nehmen werde, daß Eure „Liebden mir aufrichtig und recht im Vertrauen Ihre Meinung ſchreiben, „ſo werden auch Sie zufrieden ſein, daß ich hoffe über dieſen Punkt bald „eine beſſere Nachricht von Ihnen zu erhalten und Sie noch im Felde umarmen zu können, wozu ich Alles vorbereiten laſſe [9])."

Auch die Bitte, ſich ſelbſt keiner Gefahr auszuſetzen, wiederholte der Kaiſer in jedem ſeiner Schreiben an Eugen. Und als ihm der Prinz die Nachricht von dem Unfalle mittheilte, von welchem Mercy vor Belgrad betroffen worden war, da fügte Karl dem Ausdrucke ſeines lebhaften Mitgefühles noch die Worte hinzu:

„Wie aber Euer Liebden ſelbſt den Schaden bedauern, welchen die „Untauglichkeit oder der Verluſt eines ſolchen Offiziers verurſachen kann,

„ſo bitte ich Sie zu bedenken, wie viel ſchädlicher, ja unerſetzlich für meinen „Dienſt, meine Liebe und das öffentliche Wohl es wäre, wenn Ihrer Per„ſon das Geringſte zuſtoßen würde. Generale ſind endlich noch aufzutreiben, „aber ein Prinz Eugen, den ich ſo liebe und ſchätze, und in welchen ich allein „mein völliges Vertrauen habe, wäre für mich nicht mehr zu finden. Alſo „um des Eifers, den Sie für meinen Dienſt zeigen, um der Liebe willen, „die Sie für mich haben, bitte und befehle ich ernſtlich, Sie wollen in Allem „ſo viel als nur möglich auf Ihre Perſon Acht haben und ſich mir zu Liebe „erhalten, indem Sie mir dadurch den größten Dienſt thun [10])."

In eben ſo lebhaften, ja faſt überſchwenglichen Ausdrücken, wie es nach dem Siege bei Peterwardein der Fall war, ſind auch die Dankesbezeigungen abgefaßt, welche der Kaiſer nach der Schlacht bei Belgrad und nach dem Abſchluſſe des Paſſarowitzer Friedens an Eugen richtete [11]). Wiederholt verſichert er ihn, und in Worten, welche wohl den Stempel der Aufrichtigkeit an ſich tragen, ſeiner unveränderlichen Liebe, ſeiner nie verſiegenden Dankbarkeit. Und ſo wie er ihm perſönlich ſeine unverbrüchliche Anhänglichkeit bezeigte, ſo bewies er ihm auch in Staatsſachen das größte Vertrauen. In allen wichtigen Angelegenheiten fragte er ihn um ſeine Meinung, ſich bereit und begierig zeigend, dasjenige zu befolgen, was Eugen ihm rieth.

Faſt unbegreiflich iſt es daher, wie bei dem anſcheinend ſo feſtgewurzelten Zutrauen des Kaiſers zu Eugen es giftiger Verläumdung dennoch gelang, in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen ſolchen Umſchwung in Karls Geſinnung für den Prinzen hervorzubringen, daß er plötzlich deſſen Leiſtungen und Beſtrebungen in ganz anderem Lichte ſah. Aengſtliches Mißtrauen und völlige Entfremdung traten an die Stelle der früheren dankbaren Zuneigung, und der ſchwärzeſten Plane hielt er den Mann für fähig, welchem er ſelbſt ſo oft in lebhaften Worten ausgeſprochen hatte, wie unerſchütterlich er auf ihn baue. Um bei einem an ſich ſo gut gearteten Charakter, wie es derjenige des Kaiſers war, die Möglichkeit einer ſolchen Sinnesänderung zu verſtehen, iſt es nöthig, auch die Eigenthümlichkeiten desſelben etwas näher in's Auge zu faſſen.

Es iſt ſchon bei einer früheren Gelegenheit geſagt worden, daß Karl den Gedanken nicht ertragen konnte, irgend Jemand wolle ſich beikommen laſſen, einen Einfluß auf ihn zu üben, welcher auch nur von ferne einer

Art von Oberleitung gleichſehe. Der Kaiſer hatte daher ſchon von vorneherein eine gewiſſe Zurückhaltung gegen diejenigen, welche ſich etwa hiezu durch ihre Stellung am Hofe oder im Staate für berufen hätten anſehen können. Wer aber ſeiner niedrigen Geburt oder ſeines geringen Amtes wegen den Gedanken an ſolche Abſicht nicht aufkommen ließ, oder wer es verſtand, den Kaiſer glauben zu machen, daß er nichts ſei, als ein gefügiges Werkzeug in ſeiner Hand, der konnte ſicher ſein, bereitwilliges Gehör bei Karl zu finden. Derlei Menſchen gelang es nicht ſelten, Dinge bei ihm zu erreichen, welche Männer von weit höherer Stellung, von weit größerem Anſpruche auf willfähriges Entgegenkommen fruchtlos zu erlangen geſucht hätten.

Eines der untrüglichſten Mittel, ſich bei dem Kaiſer in Gunſt zu ſetzen, beſtand darin, daß man auf ſeine Lieblingsneigung einging, durch Vorſchläge zur Belebung des Handels und zur Hebung der Induſtrie ſich ſelbſt und ſeine Unterthanen zu bereichern. Eine Seemacht zu ſchaffen, ſchien ihm der erſte Schritt zur Verwirklichung einer ſolchen Abſicht. Schon während ſeines Aufenthaltes in Spanien ſoll er dieſen Vorſatz gefaßt haben. Der Anblick der überwiegenden Macht, welche Englands und Hollands ſtolze Flotten dieſen Reichen verliehen, während das Kaiſerhaus durch den Mangel an Schiffen in jeder Unternehmung gehemmt war, brachte ihn auf den Gedanken, ſich gleichfalls eine Flotte zu bauen. Sie ſollte wenigſtens zur Vertheidigung ſeiner italieniſchen Länder und zur Beſchützung des Handels ausreichen, zu welchem er ſeine Unterthanen ermuntern wollte.

Unabläſſig mit Planen zur Gründung einer Seemacht, zur Entwicklung des Handels und der Induſtrie in ſeinen Erbländern beſchäftigt, ging er auf nichts mit größerem Eifer als auf die zahlreichen Vorſchläge ein, welche ihm zur Erreichung dieſer Abſichten gemacht wurden. Und hierin lag denn auch die verwundbare Seite der ganzen Sache. So löblich der Zweck war, welchen der Kaiſer im Auge hatte, und ſo nutzbringend derſelbe in weiſer, allmäliger Ausführung geworden wäre, ſo ſchädlich wurde er oft durch die Ueberſtürzung, mit welcher die verſchiedenſten Projekte, und zwar nach einem Maßſtabe angefangen wurden, nach dem man mit den beſchränkten Geldmitteln, die man beſaß, die Sache nicht zu vollenden vermochte. Da man wußte, daß der Kaiſer mit einer Art von Leidenſchaftlichkeit jeden neuen Vorſchlag erfaßte, daß es ſchon für ein Verdienſt galt, mit einem

ſolchen nur überhaupt hervorzutreten, ſo fehlte es natürlich nicht an Planen, von deren Ausführung ihre Erfinder goldene Berge verſprachen. Ungeheure Summen wurden hierauf verausgabt, und der Nutzen, den man daraus zog, war zu jener Zeit noch äußerſt gering.

Denn man täuſchte den Kaiſer ſehr, wenn man ihn glauben machte, daß er ſelbſt nach wenig Jahren reiche Früchte ſeiner Bemühungen einzuernten im Stande ſein werde. In einem Lande, in welchem Induſtrie und Handel noch ſo unentwickelt waren, wie damals in Oeſterreich, mußten Jahrzehnte vergehen, bis ſich nur irgend eine wohlthätige Wirkung der zu ihrer Entfaltung getroffenen Maßregeln verſpüren ließ. Und von einem Wetteifer mit den Seemächten konnte erſt in fernſter Zukunft die Rede ſein.

Wer jedoch dem Kaiſer in dieſem Sinne ſprach, wurde entweder nicht gehört, oder er begegnete einer mißgünſtigen Auslegung ſeiner Worte. Nicht die Wahrheit ſah Karl in ſolchen Warnungen, ſondern er erblickte in ihnen einen wenig verſteckten Tadel ſeiner Handlungsweiſe, desjenigen was er ſchon in's Werk geſetzt, und noch mehr zu thun vorhatte. Er ſah hierin die Abſicht einer Rüge, welche ihm keiner, am wenigſten einer ſeiner Unterthanen, zu ertheilen habe. Er nahm alſo derartige Vorſtellungen in einer Weiſe auf, daß der, von dem ſie herrührten, nur ſelten den Muth beſaß, ſie ein zweites Mal vorzubringen.

Eugens Anſchauungsweiſe war in dieſer Beziehung derjenigen des Kaiſers gerade entgegengeſetzt. Wie faſt alle Menſchen, welche mit dem, was zur Zeit ihrer größten Kraftenfaltung ſchon vorhanden war, Bedeutendes vollführt haben, ſo hing auch Eugen mit großer, faſt allzugroßer Vorliebe an dem Althergebrachten, dem Beſtehenden, und jede Neuerung, die bei dem Kaiſer, ſchon weil ſie neu war, die willfährigſte Aufnahme fand, begegnete bei dem Prinzen Anfangs einem gewiſſen Mißtrauen, welches nur in den ſeltenſten Fällen nach und nach der wirklichen Erkenntniß ihrer Güte wich.

Wie tief gewurzelt Eugens Abneigung gegen das zumeiſt durch die Vorliebe des Kaiſers hervorgerufene Auftauchen der verſchiedenartigſten Vorſchläge, und gegen diejenigen war, welche dieſelben erſannen, beweiſen am beſten ſeine Worte. So ſchreibt er noch im Jahre 1727 dem Marcheſe Giulio Visconti Areſe: „Mir genügt es, wenn Einer beginnt, als

„Projektmacher aufzutreten, um allſogleich meine frühere gute Meinung „von ihm zu verlieren. Denn ich habe meiſtens nur wenig Gründlichkeit „und reelles Weſen in denen gefunden, welche ſich mit dieſem Geſchäfte „befaſſen [12])".

Begreiflich iſt es, daß zwiſchen Menſchen ſo verſchiedener Denkungsart, und von denen der Eine ſeine Plane mit einer Leidenſchaftlichkeit verfolgte, welche ruhige Ueberlegung nahezu ausſchloß, leicht eine gewiſſe Entfremdung eintreten konnte. Um ſo eher geſchah dieß, wenn ſich Leute fanden, welche des Kaiſers Hang zu ſolchen Neuerungen, wohl hauptſächlich um ihm zu ſchmeicheln und ſich ihm unentbehrlich zu machen, fortwährend zu ſteigern und ihn zu überreden verſuchten, mit ſeiner Regierung werde, wenn er den eingeſchlagenen Weg unbeirrt verfolge, ein neuer Zeitraum des Wohlſtandes und des Glückes für ſeine Staaten beginnen.

Zwei Männer thaten ſich in ſolcher Beſtrebung vor Anderen hervor. Sinzendorff und Perlas galten als diejenigen, die der Kaiſer in Dingen, welche die Seemacht, den Handel und die Induſtrie angingen, am liebſten zu Rathe zog. Denn ſie waren es ja, die ſeinen Planen am eifrigſten zuſtimmten und ihm ſtets die gern gehörte Verſicherung gaben, daß von ihrer Ausführung das Heil ſeiner Erbländer abhänge. Eugen hingegen hielt ſich völlig abſeits, und es iſt ein Irrthum, wenn man es ſeinem Vorworte zuſchreibt, daß unter der Regierung Karls VI. der Grund zu der öſterreichiſchen Marine gelegt wurde. Der Prinz vermied es vielmehr ſorgfältig, ſich in Dinge zu miſchen, welche auf das Seeweſen Bezug hatten, und er ſpricht dieß ſelbſt zu wiederholten Malen deutlich aus [13]). Dennoch finden ſich aus den letzten Jahren ſeines Lebens mehrfache Eingaben des Genueſen Pallavicini, welcher damals mit der Oberleitung der kaiſerlichen Marine betraut war, in denen er die Verwendung Eugens zu Gunſten ſeiner Anliegen und Vorſchläge in Anſpruch nimmt.

Es iſt eben geſagt worden, daß Sinzendorff und Perlas ſich der Vorliebe des Kaiſers für Alles, wovon er auf das Emporblühen des Handels und der Induſtrie in ſeinen Erbländern hoffte, dazu bedienten, ihre Stellung am Hofe zu befeſtigen, ihren Einfluß zu vermehren. Und Sinzendorff bedurfte in der That eines ſolchen Mittels. Denn er war niemals in beſonderer Gunſt beim Kaiſer. Obwohl er ſich während der ganzen Regie-

rungszeit Karls VI., alſo faſt dreißig Jahre hindurch, in der Stelle eines Oberſten Hofkanzlers erhielt, ſo war der Kaiſer doch immer, und mit Recht, von einem gewiſſen Mißtrauen wider ihn beſeelt. Denn auf Sinzendorff ruhte der Verdacht, daß er durchaus nicht unzugänglich ſei für das damals ſo oft in Anwendung kommende Mittel der Beſtechung, durch welches fremde Mächte ihre eigenen Intereſſen zu fördern ſuchten.

Ganz anders als die Stellung Sinzendorffs war diejenige, welche Don Ramon de Vilana Perlas, Marquis von Rialp, beim Kaiſer einnahm. Er erfreute ſich in hohem Maße ſeines Vertrauens, und nur Einen gab es, der hierin Karl noch näher ſtand. Es war dieß Graf Michael Johann von Althan, der im eigentlichen Sinne des Wortes des Kaiſers Günſtling genannt werden kann.

Es ſoll hier nicht in Erörterung gezogen werden, in wie fern auf das Verhältniß, in welchem Althan zum Kaiſer ſtand, die Beziehungen des letzteren zu Althans Gattin, der ſchönen Spanierin Pignatelli einwirkten. Gewiß iſt es, daß zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede iſt, von dem Jahre 1718 angefangen bis zu Althans Tode im Jahre 1722, ſein Einfluß auf den Kaiſer ein unbegrenzter war. Ohne es ſelbſt zu fühlen, that Karl dasjenige, wovor er ſich am meiſten ſcheute. Unbedingt ließ er ſich von Althan leiten, ſo geſchickt wußte dieſer ſeine eigenen Ideen hinzuſtellen, als ob ſie nur der Ausdruck der Gedanken des Kaiſers wären.

Zu Althans Lobe muß es bemerkt werden, daß er ſelbſt Anfangs nach nichts weniger als nach politiſchem Einfluſſe ſtrebte. Niemand anderer als der Kaiſer weckte den Ehrgeiz in ihm, indem er aus übergroßem Vertrauen in ſeine redliche Geſinnung ihn überall zu Rathe zog und in die Geſchäfte einführte, für welche Althan weder Kenntniſſe noch Talente beſaß. Der Umſtand, daß derſelbe niemals um eine Gunſtbezeigung für ſich bat, machte ihn dem Kaiſer, der von Bittenden förmlich umlagert war, nur um ſo werther. Ja Althan ging ſo weit darin, daß er, ſei es aus Uneigennützigkeit oder aus Schlauheit, dasjenige, was Karl ihm zudachte, faſt immer zurück wies, und ſich nur durch langes Drängen bewegen ließ, das Dargebotene endlich doch anzunehmen.

So geſchah es, als im Jahre 1716 Graf Philipp von Dietrichſtein, welchen der Kaiſer ſchon ſeit ſeiner früheſten Jugend aufrichtig geliebt hatte, ſtarb, und durch deſſen Tod die Stelle eines Oberſtſtallmeiſters erledigt

wurde. Natürlich war es, daß Karl allſogleich auf ſeinen Günſtling Althan verfiel, ihm einen Poſten zu verleihen, welcher demſelben ein gewiſſes Anrecht gab, immer in der Nähe des Kaiſers zu verweilen. Karl überredete ſich, daß Niemand dieſen Dienſt beſſer verſtehe als Althan, und daß daher durch deſſen Ernennung Keinem ein Unrecht geſchehe. Althan aber ſah die Sache anders an, oder er behauptete wenigſtens, daß dieß der Fall ſei. Er weigerte ſich, die Stelle anzunehmen, und erſt den dringendſten Vorſtellungen des Kaiſers gelang es, die Bedenken Althans zu zerſtreuen und ſeinen Widerſtand zu beſeitigen [14]).

Es iſt natürlich, daß diejenigen, welche durch das Mittel der Beſtechung am Wiener Hofe ihre Zwecke zu erreichen ſuchten, dasſelbe auch bei Althan in Anwendung bringen wollten. Denn ihn gewinnen, hieß allerdings in gewiſſem Sinne den Kaiſer ſelbſt im Solde haben. Insbeſondere war es der engliſche Hof, welcher zu dieſem Ende große Anſtrengungen machte. Die reichen Geldmittel, über welche er gebieten konnte, erleichterten ihm dieß. Dennoch zweifelte der britiſche Bevollmächtigte Saint-Saphorin, ob man im Stande ſein werde, Althan durch Beſtechung von ſeiner Pflicht abtrünnig zu machen. Und es mag als bezeichnend für den Geiſt der damaligen Zeit angeſehen werden, daß außer Eugen und Starhemberg, welchen Niemand mit einem ſolchen Antrage ſich nahen durfte, von den Männern, die damals am Hofe von Einfluß waren, Saint-Saphorin nur noch Einen nennt, den er jeglicher Beſtechung für völlig unzugänglich anſah. Es war dieß des Kaiſers Beichtvater, der Jeſuit Dunemann, von welchem Saint-Saphorin bemerkt, daß ſo nützlich es auch wäre, ihn für England zu gewinnen, er doch kaum ein Mittel ausfindig zu machen wiſſe, durch welches er dieß zu bewerkſtelligen vermöchte. Ja es müſſe ſelbſt jeder Verſuch dazu als höchſt gefährlich angeſehen werden [15]).

Eugens Verhältniß zu der Familie Althan war in den erſten Jahren der Regierung Karls VI. ein ziemlich freundſchaftliches. So hatte er, als er ſich nach Futak begab, um den Feldzug zu beginnen, welcher mit der Eroberung von Temeswar endete, ſcherzweiſe den Grafen Althan zu ſeinem Agenten beſtellt, um bei dem Kaiſer und dort, wo es ſonſt noch Noth that, auf die Abſendung von Geld und Kriegsbedürfniſſen zum Heere zu dringen. „Der von Ihnen eingeſetzte Agent", ſchreibt Karl am 15. Juli 1716 dem Prinzen, „vertritt ſeinen Dienſt ſehr fleißig und erinnert und

„drängt mich fortwährend, welches jedoch nicht nöthig iſt, indem es mir „ohnehin genug am Herzen liegt."

In Eugens Briefen an den Grafen Stella, mit welchem der Prinz auf ziemlich gutem Fuße ſtand, geſchieht auch der Gräfin Althan freundſchaftliche Erwähnung. Er bittet Stella, ihn bei der Gräfin in wohlwollendes Andenken zurückzurufen und ihr für ihre wiederholte gütige Erinnerung beſtens zu danken [16]). Doch iſt dieß nur während des Jahres 1716 der Fall. Später kommen derlei Zeichen näherer Beziehungen des Prinzen zu der Familie Althan nicht mehr vor. Denn es war bald eine völlige Veränderung in dem Weſen des Grafen Althan vorgegangen, welche auch auf ſein Verhältniß zu Eugen nicht ohne bedeutſamen Einfluß blieb.

Nur ein Mann von weit größerer Begabung, insbeſondere aber von feſterem und gediegenerem Charakter als Althan, hätte ſich von der verderblichen Einwirkung freizuhalten vermocht, welche eine ſo außerordentliche Bevorzugung, wie ſie ihm von Seite des Kaiſers widerfuhr, nur allzuleicht hervorbringen konnte. Es hatte ohnehin ſchon Verwunderung erregt, daß der Glanz der Gnade des Kaiſers und in Folge derſelben die demüthigen Huldigungen der zahlreichen Schaar derjenigen, welche ſich um ſeine Gunſt bewarben, Althans frühere beſcheidene Weiſe nicht eher in Hochmuth und Selbſtüberhebung umzuwandeln vermochten. Nach und nach aber war dieß dennoch der Fall. Nicht daß Althan eben geſucht hätte, dem Range nach die erſte Stelle am Hofe und im Staate zu erhalten. Sein Ehrgeiz machte ſich, wie dieß bei Menſchen von mittelmäßigen, ja geringen Fähigkeiten ſo oft gefunden wird, in anderer Richtung geltend. Gerade in geiſtiger Beziehung wollte er als der Erſte erſcheinen, und er begann eine tiefe Abneigung gegen den Mann zu empfinden, deſſen Größe zu erreichen er niemals hoffen durfte. Es ärgerte Althan, daß es Jemanden am Kaiſerhofe gab, neben welchem er ſelber völlig verſchwand. Eugens ehrfurchtgebietendes Weſen und die Verachtung, mit welcher derſelbe auf die Intriguen des Hofes herabſah, erbitterten ihn noch mehr. Von nun an war es der Zielpunkt der raſtloſen Beſtrebungen Althans, Eugen in den Augen des Kaiſers zu ſchaden, und das Glück eines Mannes zu zerſtören, welchem es gleichzuthun ihm Alles fehlte [17]).

Es war eine wohlbekannte Sache zu Wien, daß Eugen keine willkommenere Erholung kannte von ſeinen zahlreichen Geſchäften, als die Ge-

ſellſchaft eines Kreiſes von Freunden, unter denen die Gräfin Batthyany, des geiſtvollen Hofkanzlers Strattmann gleichbegabte Tochter, den erſten Rang einnahm. Der Ton, welcher in dieſem Zirkel herrſchte, zog den Prinzen dermaßen an, daß er bald ein täglicher Gaſt war in dem Salon der Gräfin Batthyany. Er machte dort ſeine Partie Piquet, ſeine Lieblingsunterhaltung, und in vertrautem Geſpräche verfloß der Reſt des Abends.

So harmlos ein ſolcher Zeitvertreib auch dem Auge jedes Unbefangenen erſcheinen mußte, ſo fehlte es doch nicht an Menſchen, welche darin den hochwillkommenen Anlaß fanden, den Prinzen, deſſen tadelloſes Leben nach keiner Seite hin einen Anlaß zur Verläumdung bot, dennoch zu verdächtigen. Nicht, daß ſie es unternommen hätten, den Umgang Eugens mit der Gräfin Batthyany als unmoraliſch zu ſchildern. Durch eine ſolche Angabe, auch wenn ſie Glauben gefunden hätte, würden ſie ja niemals den Zweck erreicht haben, den ſie ſich vorſetzten. Sie behaupteten vielmehr, daß Eugen ſich mit der Gräfin, deren Geiſt und Verſtand Niemand in Abrede zu ſtellen vermochte, auch in Staatsſachen beſpreche. Und insbeſondere frage er ſie um ihre Meinung, wenn es ſich um die Beurtheilung von Perſonen handle, welche in den öffentlichen Geſchäften verwendet werden ſollten. Die Gräfin ſei aber der Beſtechung durchaus nicht unzugänglich. So geſchehe es, daß diejenigen, welche es niemals gewagt hätten, an eine Erkaufung des Prinzen als eine ganz unmögliche Sache zu denken, denſelben Zweck in anderer Weiſe und mit weit geringerem Opfer durch die Geſchenke zu erreichen wüßten, welche die Gräfin Batthyany anzunehmen ſich ſtets bereitwillig zeige.

Althan kannte nur allzugenau das zum Mißtrauen geneigte Gemüth des Kaiſers, um nicht zu wiſſen, daß ſolcher Samen bei ihm auf empfängliches Erdreich fiel. Und in der That erreichte er es bald, daß Karl ſeinen Worten glaubte und ſich verlauten ließ, er wolle gern den Rathſchlägen Eugens Rechnung tragen, wenn er nur mit Beſtimmtheit wiſſe, daß ſie auch der Ausdruck der eigenen Meinung des Prinzen ſeien. Er fühle ſich jedoch in keiner Weiſe berufen, dasjenige zu vollziehen, was der Gräfin Batthyany beliebe [18]).

Solche Aeußerungen des Kaiſers konnten den Grafen Althan nur ermuthigen, einen Schritt weiter zu thun auf der Bahn, welche er betreten hatte. Er ſtellte dem Kaiſer vor, daß Eugens Macht für einen Unterthan allzugroß

ſei und bereits diejenige des Monarchen verdunkle. Das edle, freimüthige Auftreten des Prinzen, welcher weit entfernt war von jeder höfiſchen Kriecherei, nannte er das erſte Anzeichen dieſer Selbſtüberhebung. Ja ſogar in demjenigen, was jedem Oeſterreicher hätte heilig bleiben ſollen, in ſeinen militäriſchen Leiſtungen griff er ihn an, und arbeitete darauf hin, daß ihm die Leitung des Kriegsweſens entzogen werde.

Es förderte natürlicher Weiſe Althans Abſichten in hohem Maße, daß er ſich bei der Verfolgung derſelben durchaus nicht vereinzelt ſah. Schon ſeit Jahren hatten Andere, vielleicht ohne noch einen beſtimmten Plan vor Augen zu haben, in gleichem Sinne gewirkt. Und es mag leicht ſein, daß bereits die Verhandlungen des Raſtädter Friedens der ſpaniſchen Umgebung des Kaiſers Gelegenheit geboten hatten, hie und da halb verſteckte Angriffe wider Eugen anzubringen. Insbeſondere mochten ſie Karls Mitgefühl mit dem traurigen Schickſale der Catalonier benützt haben, um leiſe darauf hinzudeuten, man habe ſich derſelben in Raſtadt nicht mit jenem Nachdrucke angenommen, welchen ihre Sache verdient hätte. Aber der Kaiſer beſaß zu viel Scharfſinn, um nicht aus dem Gange der Verhandlungen die Ueberzeugung des Gegentheiles zu ſchöpfen. Die Art und Weiſe, in welcher er dem Prinzen zu wiederholten Malen ſeine höchſte Zufriedenheit mit deſſen Haltung ausſprach, zeigt es deutlich, daß der unheilvolle Verdacht, welchen frevleriſche Hände in ſein Gemüth zu pflanzen ſich beſtrebten, damals in demſelben noch nicht Wurzel gefaßt hatte.

Es dauerte nicht allzulange, bis ſich eine andere günſtigere Gelegenheit zu gleicher Bemühung darbot. Die Anfänge des Feldzuges 1717, insbeſondere Eugens kritiſche Lage vor Belgrad, in welcher er von der zahlreichen Beſatzung der Feſtung und einem weit überlegenen Heere eingeſchloſſen war, lieferten überreichlichen Stoff zu hämiſchen Ausfällen gegen den Prinzen. Man tadelte ſein Betragen in ſchärfſter, verletzendſter Weiſe, man ängſtigte das Gemüth des Kaiſers durch die trübſten Vorherſagungen, und es iſt lebhaft zu bedauern, daß ſich in dem Beſtreben, den Monarchen mit Mißtrauen wider Eugen zu erfüllen, auch ſolche überboten, welche des Prinzen eigentlichen Feinden, der ſpaniſchen Partei, ſelbſt abgeneigt waren.

Daß der Oberſte Kanzler von Böhmen, Graf Leopold Schlik, Eugens notoriſcher Gegner, in jeglicher Weiſe die Unzufriedenheit mit dem Prinzen

zu erregen und zu nähren verſuchte, nahm Niemanden Wunder und erzielte auch keine ſonderliche Wirkung. Denn Schlik war ſelbſt im Felde ſo wenig glücklich geweſen, daß ſein Urtheil nur geringen Eindruck hervorbringen konnte. Von größtem, ja faſt entſcheidendem Eindrucke war hingegen der Tadel, den Guido Starhemberg in der bitteren, ſarkaſtiſchen Weiſe, die ihm eigen war, über Eugens Haltung ausſprach.

Der eigentliche Grund der tiefen Abneigung, welche zwiſchen Eugen und Starhemberg beſtand, iſt bis jetzt mit Verläßlichkeit nicht ausgemittelt worden. Nach der Erzählung eines Zeitgenoſſen ſoll ſie im Jahre 1703 ihren Anfang genommen haben. Bald nach ſeiner Ernennung zum Präſidenten des Hofkriegsrathes habe Eugen dem Grafen Starhemberg ein Schreiben zugeſendet, welches in zu wenig verbindlichen Ausdrücken abgefaßt war. Um ſich dafür zu rächen, ſoll Starhemberg dem Kaiſer den Prinzen Eugen mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert haben. Noch wäre kein Unheil daraus entſtanden, wenn Leopold I. nicht das Schreiben Starhembergs Jemanden gegeben hätte, der es ſeinerſeits dem Prinzen zeigte. Eugen ſei hierüber ſo aufgebracht geweſen, daß er Starhemberg in kurzen Worten erklärt habe, er ſolle ihn nicht mehr als Freund anſehen und es könne zwiſchen ihnen fortan kein anderer Verkehr beſtehen als derjenige, welchen der Dienſt des Kaiſers erfordere [19]).

Andere finden den Urſprung der Abneigung, die zwiſchen den beiden Feldherrn herrſchte, in einer kleinen Liſt, durch welche Eugen dem Grafen Starhemberg einige Beſchämung zu bereiten verſuchte.

Starhembergs Unerſchrockenheit war überall zum Sprichworte geworden. Die Wiener ſagten von ihm, er würde über ein Erdbeben nicht erſchrecken, noch eine Miene verziehen, wenn der Kalenberg nach der Stadt käme, dem Stephansthurm ſeinen Beſuch abzuſtatten. Eugen habe daher, durch das ſeinem Nebenbuhler geſpendete Lob verletzt, einen Anſchlag ausgedacht, durch welchen er Starhemberg endlich einmal vor den Augen zahlreicher Zeugen außer Faſſung zu bringen hoffte. Bei einem großen Feſte, bei welchem dem Feldmarſchall ein Ehrenplatz zugedacht war, ließ der Prinz, nachdem er die nöthigen Vorſichten angewendet hatte, unweit von Starhembergs Stuhl mehrere Pöller eingraben, die auf das Zeichen eines Toaſtes plötzlich gelöſet werden und Starhemberg doch überraſchen ſollten. Als der Feldmarſchall das Glas an den Mund brachte um auf die

Geſundheit des Kaiſers zu trinken, erfolgte mit furchtbarem Krachen die Exploſion. Die Gäſte glaubten es ſei eine Mine entzündet worden, und ſprangen auf, ſich ſchleunigſt zu retten. Guido Starhemberg aber leerte das Glas eben ſo unverwandt und ruhig als er es angeſetzt hatte. Niemals ſoll er es jedoch dem Prinzen verziehen haben, daß ſeine Unerſchrockenheit auf die Probe geſtellt und an ſeiner Kaltblütigkeit gezweifelt worden ſei [20]).

Von keiner dieſer beiden Erzählungen kann ihre Unwahrheit geradezu behauptet, jede aber muß in hohem Grade als unwahrſcheinlich angeſehen werden. Das einzige iſt mit ziemlicher Beſtimmtheit anzunehmen, daß der Zwieſpalt zwiſchen Eugen und Starhemberg wirklich im Jahre 1703 ſeinen Anfang nahm. Denn bis dahin, jedoch noch mehrere Monate nachdem Eugen zum Präſidenten des Hofkriegsrathes erklärt worden war, ſind viele eigenhandige und höchſt vertrauliche Briefe des Prinzen an Starhemberg vorhanden, während er ſpäter nur mehr amtliche Schreiben an denſelben gerichtet zu haben ſcheint.

Die natürlichſte Erklärung der feindſeligen Geſinnung, welche zwiſchen Eugen und Starhemberg herrſchte, dürfte wohl in dem tiefen Unmuthe zu finden ſein, den der Letztere über die mächtige Bevorzugung empfand, die dem Erſteren zu Theil ward. So verwahrloſet war der Zuſtand der Truppen, welche Starhemberg nach Eugens Abreiſe aus Italien zu Ende des Jahres 1702 daſelbſt zu befehligen hatte, ſo drückend die Geldnoth, der Mangel an Allem und Jedem, ſo groß Starhembergs Schmerz über den Ruin ſeiner braven Soldaten, deren Wohlergehen ihm ſo ſehr am Herzen lag, daß ſeine Erbitterung ſich natürlicher Weiſe gegen denjenigen wandte, von dem er glaubte, er habe ſich nur aus der Schlinge zu ziehen geſucht, um ihn hülflos darin zu laſſen.

Der Feldmarſchall war ein zu ſtark ausgeprägter Charakter, als daß nicht ſein ganzes Weſen den Ausdruck des Gefühles angenommen hätte, das ihn beherrſchte. Durch die Fortdauer ſeiner verzweifelten Lage, welche es ihm unmöglich machte, Erfolge zu erringen, während Eugen Siege auf Siege erfocht, wurde ſeine Bitterkeit nur noch geſteigert. Er war von nun an der ſchärfſte Kritiker der Haltung des Prinzen, und da er das umfaſſendſte militäriſche Wiſſen beſaß, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſein Tadel, der manchmal ja auch gegründet ſein mochte, in den Augen Vieler das An-

ſehen Eugens wirklich erſchütterte. Der Prinz jedoch, edler als ſein Gegner, ſchwieg hiezu, und niemals hat man weder in der Oeffentlichkeit noch im Privatgeſpräche ihn über Starhemberg ſich ausſprechen gehört [21]). Aber er war trotzdem nicht wenig empfindlich für Starhembergs verletzende Ausfälle. Eugen mag größtentheils Urſache geweſen ſein, daß der Feldmarſchall, wozu freilich er ſelbſt durchaus keine Luſt mehr zeigte, an der Spitze der kaiſerlichen Heere nicht mehr verwendet ward. So hatten noch im Jahre 1718 die deutſche und ſpaniſche Conferenz in Wien, als die Beſitzungen des Hauſes Oeſterreich in Italien zuerſt von den Spaniern bedroht wurden, ſich zu dem einſtimmigen Antrage vereinigt, den Grafen Starhemberg nach der Lombardie zu entſenden, um den Oberbefehl über des Kaiſers Streitkräfte zu übernehmen. Denn kein General befinde ſich daſelbſt, ſo meinten ſie, welcher einer ſo ſchwierigen Aufgabe gewachſen ſei [22]). Aber es ſcheint, daß es hauptſächlich durch Eugens Einwirkung wieder davon abkam.

So bitter auch Starhembergs Kritik über das Benehmen des Prinzen in dem Feldzuge von 1717 geweſen ſein mochte, der herrliche Sieg bei Belgrad legte ihm Stillſchweigen auf. Vor dem glänzenden, jede Erwartung überſtrahlenden Erfolge mußte der Tadel verſtummen. Und Jedermann vermuthete, Eugens Kriegsglück und der vortheilhafte Frieden, welcher dem Siege folgte, würden das Anſehen des Prinzen am Kaiſerhofe für immer befeſtigen. Aber eine ſolche Schlußfolgerung erwies ſich bald als irrig, und es zeigte ſich, wie ſehr der Marſchall Villars Recht gehabt hatte, als er ſchon vor Jahren behauptete, nicht im Lager des Feindes, ſondern zu Wien befänden ſich Eugens erbittertſte Gegner, ſo wie ſeine eigenen zu Verſailles [23]).

So hartnäckig waren die Widerſacher Eugens, daß auch die ruhmreichſten Erfolge desſelben ſie nicht zu entmuthigen vermochten. Wenn gleich für den Augenblick geſchlagen, behielten ſie doch das Ziel, nach dem ſie ſtrebten, die Demüthigung des Prinzen, ja ſeine Entfernung von Wien und aus Oeſterreich, unverrückt im Auge. Und es ermunterte ſie zu neuen Anſtrengungen, als ſie plötzlich von einer Seite mächtige Unterſtützung fanden, von der es am wenigſten zu erwarten geweſen wäre.

Es iſt merkwürdig, an die Spitze der Gegner Eugens nun einen Fürſten treten zu ſehen, welchen die Bande des Blutes ebenſo wie geleiſtete

Dienſte inniger als irgend einen Anderen an den Prinzen hätten feſſeln ſollen. Er zeigte ſich als einen um ſo gefährlicheren Feind, weil die Größe der Macht, die Schlauheit des Geiſtes, und die Gewiſſenloſigkeit, ſich jedes, auch des verwerflichſten Mittels zu bedienen, um ſeine Zwecke zu erreichen, in ihm in gleicher Weiſe zuſammentrafen. Kein Geringerer war dieß als Eugens Vetter, Victor Amadeus von Savoyen, König von Sardinien.

Doch waren es nicht die kleinlichen Leidenſchaften, welche die Gegner Eugens am Wiener Hofe zu ihrer Handlungsweiſe beſtimmten, nicht neidiſche Eiferſucht und niedrige Mißgunſt, wodurch König Victor bewogen wurde, ſeine Beſtrebungen mit den ihrigen zu vereinigen. Der Zweck, welchen er verfolgte, war derjenige, die Macht ſeines Hauſes zu vergrößern und ihm den Länderbeſitz zu gewinnen, auf deſſen Erlangung er ſeit ſeinem Regierungsantritte unermüdet hingearbeitet hatte. Nicht durch die Gewalt der Waffen, nicht durch Intriguen aller Art war es ihm gelungen, ſich des Gebietes von Mailand zu verſichern. Jetzt ſchlug er zur Erreichung dieſes Zieles einen anderen Weg ein. Und da war es denn freilich eine eigenthümliche Fügung, auf demſelben einen Mann zu finden, welcher, obgleich ſelbſt dem ſavoyiſchen Königshauſe angehörend, dennoch Alles that, um die Plane ſcheitern zu machen, an deren Gelingen König Victor die künftige Größe ſeines Hauſes geknüpft glaubte. Eugen aber wußte, daß ſich dieſes Ziel nur auf Koſten Oeſterreichs erreichen laſſe. Dieſe Betrachtung ließ dem Prinzen keinen Zweifel über die Haltung, welche Pflicht und Ehre ihm geboten, und der er denn auch, jeder Verſuchung wie jedem Hinderniſſe Trotz bietend, unerſchütterlich treu blieb.

Es iſt bekannt, daß Kaiſer Joſeph I. bei ſeinem frühzeitig erfolgten Tode nur zwei Töchter im Kindesalter hinterließ, auf welche nach der von Leopold I. eingeſetzten Erbfolgeordnung die Herrſchaft über die öſterreichiſchen Erbländer für den Fall übergehen ſollte, als der Mannsſtamm des Hauſes Habsburg erlöſchen würde. Karl VI. aber hatte bald nach dem Antritte ſeiner Regierung dieſes Geſetz geändert, und ſeinen eigenen Töchtern vor denjenigen Joſephs die Thronfolge zugeſichert. So leicht es nun auch möglich geweſen wäre, daß der Kaiſer noch männliche Nachkommen erhalte, — die Erzherzogin Maria Thereſia zählte ja im Jahre 1719 erſt zwei Jahre — ſo wurde doch der Fall, daß dieſes nicht geſchähe, von König

Victor in den Kreis ſeiner Berechnungen gezogen. Er bewarb ſich für ſeinen älteſten Sohn, den nachmaligen König Karl Emanuel III. um die Hand einer Tochter des Kaiſers Joſeph, und er hoffte, durch dieſe Heirath entweder einen wirklichen Anſpruch ſeines Hauſes auf Mailand, ja vielleicht auf ſämmtliche italieniſche Länder, welche dem Kaiſer gehörten, zu begründen, oder wenigſtens einen Vorwand zu erhalten, ſich derſelben zu irgend einem gelegenen Zeitpunkte zu bemächtigen.

Eugen, der die wahren Abſichten ſeines Vetters leicht durchſchaute, erklärte ſich mit Lebhaftigkeit gegen dieſen Plan. Es ward ihm nicht ſchwer, alle die Nachtheile darzuthun, welche deſſen Annahme für das Kaiſerhaus nach ſich ziehen müßte. So entſchieden waren ſeine Aeußerungen in dieſer Sache, daß König Victor, der ſeinen Vetter genau kannte, es wohl begriff, an eine Umſtimmung desſelben ſei in keiner Weiſe zu denken. Er entſchloß ſich daher zu nichts Geringerem, als gemeinſchaftliche Sache mit denen zu machen, welche darnach ſtrebten, den Prinzen vom Kaiſerhofe zu entfernen.

Des Königs Botſchafter in Wien, der Marquis von St. Thomas, war derjenige in deſſen Hand die Fäden der Intrigue zuſammenliefen, welche in dieſer Sache angeſponnen ward. Aber er ſelbſt hielt ſich vorſichtig im Hintergrunde, um im Falle des Mißlingens ſeinen König und ſich ſelbſt nicht bloß zu ſtellen. Deſto größere Sorgfalt übte er in der Auswahl der Männer, deren er ſich zur Erreichung ſeiner Abſichten bediente, und da waren es vornehmlich zwei, welche in den Umtrieben, die nun begannen, die Hauptrollen übernahmen: der Abbate Giovanni Proſpero Tedeschi, aus Caſtiglione im Florentiniſchen gebürtig, und der kaiſerliche Kämmerer und Reichshofrath Graf Johann Friedrich von Nimptſch.

Tedeschi war einer jener zahlreichen politiſchen Abenteurer, welche damals ihr Weſen trieben, ſich den Meiſtbietenden verkauften, und zu jeglicher Schlechtigkeit feil, viel dazu beitrugen, daß die Staatskunſt in jener Zeit faſt nichts mehr war als ein Gewebe von Argliſt und Betrug, in welches Einer den Andern zu verwickeln ſtrebte. Es iſt wahrſcheinlich, daß Tedeschi dem Prieſterſtande gar nicht angehörte [24]), und das geiſtliche Kleid nur annahm, um ſich durch dasſelbe überall leichter Eingang zu verſchaffen und unter dieſem Deckmantel deſto ungeſtörter an der Verwirklichung ſeiner Plane arbeiten zu können. Nur das weiß man mit Beſtimmtheit, daß er in elendem Zuſtande in Wien eintraf. Bald fand er Mittel, ſich dem Marquis

von St. Thomas zu nähern, und nun veränderten ſich ſeine äußeren Verhältniſſe in auffallender Weiſe. Er, welcher früher nicht genug beſaß, um anſtändig gekleidet einher zu gehen, kaufte ſich, was damals in Wien als ein beſonderes Zeichen der Wohlhabenheit galt, Wagen und Pferde. Die Geldmittel, mit welchen er jetzt reichlich verſehen ſchien, machten es ihm möglich, Leute des verſchiedenſten Standes an ſich zu ziehen, oder bei denſelben, wenn es ihm gut dünkte, Zutritt zu erlangen.

Die namhafteſte Perſönlichkeit unter denjenigen, mit welchen Tedeschi in Verbindung trat, war der Graf von Nimptſch, weniger um ſeiner eigenen Individualität willen, als weil er mit der Schweſter des Günſtlings Althan verheirathet war und man die vertraulichſten Beziehungen zwiſchen ihm und ſeinem Schwager vorausſetzte. Er ſelbſt war ein noch junger Mann von leichtſinniger und verſchwenderiſcher Lebensweiſe, welcher ſich immer in Geldverlegenheiten befand. Ohne höhere Begabung zu beſitzen, wohnte ihm doch jene Verſchlagenheit bei, die gerade bei anſcheinend unbedeutenden Menſchen ſo oft angetroffen wird. Jeder Geltung am Hofe entbehrend, hatte er ſich nur dadurch, daß er dort eine Art von Spaßmacher abgab, ein gewiſſes Vorrecht gewonnen, Männer von höchſtem Range, ja den Kaiſer ſelbſt anzureden, ohne daß es als ungewöhnlich auffiel [25]). Dieſes Umſtandes bediente ſich der Graf von Nimptſch, als er, von Tedeschi durch Geld gewonnen, es unternahm, den Prinzen Eugen zu ſtürzen, ja vielleicht mit deſſen Entfernung auch diejenige der beiden Conferenzminiſter Sinzendorff und Gundacker Starhemberg herbeizuführen. Denn dieſe galten gleichfalls als Gegner des Planes, eine Tochter des Kaiſers Joſeph mit dem Prinzen von Piemont zu vermählen.

Vorerſt waren jedoch wider Eugen allein die Verläumdungen gerichtet, welche Nimptſch dem Kaiſer gegenüber vorzubringen wagte. Er verſäumte nicht, alle die Anſchuldigungen zu wiederholen, die ſchon vor ihm Althan gegen den Prinzen erhoben hatte. Und als er den Kaiſer geneigt fand, ſeinen Behauptungen Glauben zu ſchenken, da beeilte er ſich, in denſelben noch weiter zu gehen. Die warme Verehrung, welche Eugen bei jedem Anlaſſe dem Andenken des verſtorbenen Kaiſers Joſeph zollte, ſtellte Nimptſch alſo dar, als ob der Prinz den Töchtern Joſephs anhänglicher geſinnt ſei als dem gegenwärtigen Kaiſer. Ja er wagte es die Behauptung auszuſprechen, Eugen ſtimme nur aus dem Grunde gegen die Vermählung

einer Tochter des Kaisers Joseph mit dem Sohne des Königs von Sardinien und für ihre Verheirathung mit dem Kurprinzen von Baiern, weil ihm die Neigung des ganzen österreichischen Adels für dieses kurfürstliche Haus wohl bekannt sei und er mit Hülfe des letzteren dem Kaiser dereinst Gesetze vorzuschreiben gedenke [26]).

Daß Karl solche Anschuldigungen mit anhörte, daß er sie nicht alsbald als Verläumdungen erkannte und denjenigen, welcher sie vorbrachte, also abfertigte wie er es verdiente, das beweiset nur, wie gut Althan und die übrigen Gegner des Prinzen den Bemühungen des Grafen Nimptsch vorgearbeitet hatten. Des Kaisers Gemüth wurde vielmehr auf's höchste beunruhigt durch den Abgrund von Treulosigkeit, welchen die Aussagen des Grafen Nimptsch vor seinen erschreckten Blicken eröffneten. Einverstanden damit, daß für's erste nichts zu thun sei, als die ferneren Schritte Eugens und derjenigen zu beobachten, die als dessen Gesinnungsgenossen ausgegeben wurden, willigte der Kaiser ein, daß Nimptsch sich nächtlicher Weile und unerkannt zu ihm verfüge und ihm geheimen Bericht über dasjenige erstatte, was er noch zu entdecken vermöge.

Nimptsch benützte die ihm ertheilte Erlaubniß in reichlichem Maße. Zu wiederholten Malen sah er insgeheim den Kaiser. Immer wußte er ihm Neues über die verbrecherischen Plane zu berichten, mit welchen nach seiner Angabe Eugen sich beschäftigte. Auch Sinzendorff und Starhemberg suchte er zu verdächtigen, ja seinen eigenen Schwager, den Grafen Althan, soll er mit Anklagen nicht verschont haben. Diese letztere Behauptung scheint jedoch, obgleich sie sogar in dem richterlichen Urtheile über Nimptsch ausgesprochen wurde, durchaus unwahrscheinlich. Nicht nur sein Verwandschaftsverhältniß zu Althan, weit mehr noch ihre gleichartige Bestrebung zu Eugens Sturze spricht deutlich dagegen. Die ganze Angabe mag vielmehr nach der Hand erfunden worden sein, um den Grafen Althan von jeder Mitschuld an dem Vergehen seines Schwagers zu reinigen. Denn gar bald trat der Augenblick ein, in welchem ein Zufall dem Prinzen Eugen das ganze künstliche Truggebäude entdeckte und es vor seinem sicheren und kühnen Auftreten haltlos in sich zusammenbrach.

Es war eine eigene Fügung, daß die Verrätherei, welche gegen den Prinzen angesponnen wurde, auch durch eine Art von Verrath demselben kund ward. Dem Kammerdiener des Grafen Nimptsch konnte die unaufhörliche

Bewegung, in welcher ſein Herr ſich befand, nicht entgehen. Er ſah denſelben des Nachts mehrmals den Anzug wechſeln, und ſich immer in anderer Verkleidung an die verſchiedenſten Orte begeben. Drei und vier Stunden des Tages war er in eifriger Verhandlung mit Tedeschi eingeſchloſſen. Jeden Augenblick kamen unbekannte Menſchen zu ihm, zu welchen er in geheimnißvollen Beziehungen ſtand. Alles dieſes beunruhigte den Diener des Grafen im höchſten Maße, und er war überzeugt, daß etwas Verdächtiges, ja Gefährliches im Spiele ſei. Das große Vertrauen, welches Jedermann in Wien zu Eugen hegte, zeigte ſich auch hier. An niemand Anderen dachte der Kammerdiener des Grafen Nimptſch, um ihm ſein Geheimniß zu entdecken, als an den Prinzen. Er begab ſich zu ihm und erzählte ihm Alles. Eugen, der wohl ſchon Kunde davon haben mochte, daß etwas wider ihn im Werke ſei, bemerkte dem Diener, daß ſeine bloße Angabe nicht genüge, um gegen einen Mann von der Geburt, der Stellung und den Familienverbindungen des Grafen Nimptſch etwas zu unternehmen. Wenn er jedoch Beweiſe der Richtigkeit ſeiner Ausſagen beizubringen vermöge, ſo werde er ihn nicht nur zu belohnen, ſondern auch gegen etwaige Verfolgungen zu ſchützen wiſſen.

Wie er es immer gewohnt war, ſo hielt Eugen auch jetzt ſein Verſprechen. Der Diener des Grafen Nimptſch überbrachte ihm Papiere ſeines Herrn, durch welche deſſen Umtriebe wider den Prinzen klar bewieſen wurden. Eugen warf dem Manne, dem er dieſe Entdeckung verdankte, eine Penſion aus und ließ ihn nach der Schweiz abreiſen, weil er ihn zu Wien nicht mehr für ſicher hielt. Er ſelbſt aber ſah mit ſtaunendem Unwillen die empörenden Verläumdungen, welche man wider ihn vorzubringen ſich erlaubt hatte. Dann berieth er mit ſeinen Freunden die Schritte, die er zu thun habe. Sein eigener Vorſchlag fand allgemeine Zuſtimmung. Er begab ſich ſogleich zum Kaiſer, um ſtrenge Genugthuung zu verlangen. Sollte ihm eine ſolche nicht zu Theil werden, ſo lege er, erklärte der Prinz mit Feſtigkeit, hiemit alle ſeine Stellen zu den Füßen des Kaiſers nieder. Ganz Europa jedoch werde er aufrufen zum Richter über die Kränkung, die ihm widerfahren würde, wenn eine ſolche Beleidigung, wie ſie gegen ihn gewagt worden ſei, ſtraflos bliebe [27]).

Karl befand ſich Eugen gegenüber in der peinlichſten Verlegenheit. Es wird mit großer Wahrſcheinlichkeit behauptet, daß er die angeb-

lichen Enthüllungen des Grafen Nimptſch anfangs mehr aus Neugierde angehört habe, weil es ihm von jeher Vergnügen machte, von dem unterrichtet zu werden, was in den Privathäuſern ſeiner Hauptſtadt vorging [28]). Dann ſei er von Nimptſch, oder vielmehr von demjenigen, der hinter ihm ſtand und nach deſſen Anleitung der Andere handelte, von Tedeschi, Schritt vor Schritt weiter geführt worden. Nun aber hatte er ſich dadurch, daß er auf die Erdichtungen des Grafen Nimptſch bereitwillig hörte, daß er ihn zu neuen Angaben aufforderte, gewiſſermaßen ſelbſt zu ſeinem Mitſchuldigen gemacht. Nicht ohne ein Gefühl der Beſchämung empfing Karl den Prinzen. Er umarmte ihn und ſagte, er hoffe ſie würden die alten Freunde bleiben, welche ſie von jeher geweſen ſeien.

Die Sache war jedoch ſchon allzuweit getrieben worden, als daß ſich Eugen mit beſchwichtigenden Worten hätte abfertigen laſſen können. Er beharrte auf ſeinem Begehren um Genugthuung, und ſetzte es durch, daß man Tedeschi ſogleich, und bald darauf auch Nimptſch verhaftete. Eine eigene Juſtizcommiſſion wurde zuſammenberufen, um die Unterſuchung zu führen. Sie beſtand aus dem Reichshofrathspräſidenten Grafen von Windiſchgrätz als Vorſitzendem, dem öſterreichiſchen Hofkanzler Grafen von Stürgkh und dem Reichshofrathe von Blümegen. Der Hofrath von Dolberg führte das Protokoll.

Es läßt ſich denken, in welch ungewöhnliche Aufregung dieſe Ereigniſſe den Wiener Hof verſetzten. Während die Unterſuchung dauerte, wurde von den beiden großen Parteien, in die derſelbe geſpalten war, Alles verſucht, was in ihren Kräften ſtand, um ihrer Sache den Sieg zu erfechten. Und da muß es denn zur Ehre der Deutſchen am Kaiſerhofe bemerkt werden, daß ſie die Gefahr begriffen, mit welcher Eugens etwaige Entfernung ſie ſelbſt bedrohte. Denn ſie konnten nicht daran zweifeln, Eugens Unterliegen werde nichts als der erſte Schritt ſein zu ihrer eigenen Verdrängung von der Perſon des Kaiſers, und nach einem ſolchen Siege könne der unbedingten Herrſchaft der ſpaniſchen Partei nichts mehr im Wege ſtehen. Sie verzichteten daher, für den Augenblick wenigſtens, auf den kleinlichen Groll, der ſie ſonſt wohl trennte, und die Mehrzahl aus ihnen ſchloß ſich feſt zuſammen zu gemeinſchaftlichem Widerſtande gegen die fremden Günſtlinge und diejenigen, welche es mit den letzteren hielten.

Der Reichshofrathspräſident Graf von Windiſchgrätz gab das erſte Beiſpiel entſchiedenen Auftretens für die Sache des Prinzen, obgleich

er ſonſt nichts weniger als zu deſſen Anhängern gehörte. Unerſchrockenen Muthes erklärte er dem Kaiſer, daß es ein ewiger Schandfleck für ſeine Regierung ſein würde, wenn derjenige, welchem das Haus Oeſterreich zu unauslöſchlichem Danke verpflichtet ſei, einer niedrigen Cabale zum Opfer fiele. Er lag dem Kaiſer an, ſtrenges Gericht halten zu laſſen über die Schuldigen, und das Urtheil, welches über ſie gefällt werden würde, unnachſichtlich in Vollzug zu ſetzen.

Auch von Seite eines andern Mannes, von dem es am wenigſten hätte erwartet werden ſollen, wurde dem Kaiſer in gleichem Sinne geſprochen. Es war dieß Don Ramon de Vilana Perlas, Marquis von Rialp, welcher in dieſer Sache ſeinen Landsleuten und ſonſtigen Parteigenoſſen offen entgegentrat. Er zeigte dadurch, daß ihm die Ehre des Kaiſers wahrhaft am Herzen lag, und daß er, ſo ſehr er auch ſonſt auf ſeinen eigenen Vortheil und denjenigen der Spanier am Hofe bedacht war, hierin doch nicht ſo weit ging, ihnen geradezu das Intereſſe ſeines kaiſerlichen Herrn zum Opfer zu bringen.

Dieſe Beſtrebungen wurden mit nicht geringerem Eifer von den Perſonen bekämpft, welche das Verfahren wider Nimptſch und Tedeschi eingeſtellt und die von Eugen angebotene Niederlegung ſeiner Aemter angenommen wiſſen wollten. Die einflußreichſten Männer, die in dieſem Sinne arbeiteten, waren der Günſtling Althan und der Erzbiſchof von Valencia, Präſident des ſpaniſchen Rathes. Sie ſtellten dem Kaiſer vor, daß die Beſtrafung der beiden Angeklagten und der Sieg, welchen Eugen hiedurch erfechten werde, nur dazu dienen müſſe, die ohnehin ſchon allzu große Macht des Prinzen noch zu ſteigern. Man ſolle ſich der günſtigen Gelegenheit bedienen, dieſelbe zu ſchmälern, nicht aber ſie neuerdings vermehren. Eugen ſei es nicht Ernſt mit ſeinen Drohungen. Er werde nicht gleich zum Aeußerſten ſchreiten, ſondern ſich auch mit einer beſcheideneren Stellung als bisher, wenn ihm kein anderer Ausweg bliebe, gerne begnügen.

Aber der Kaiſer kannte Eugen zu gut, um nicht zu wiſſen, daß derſelbe das Wort, welches er eingeſetzt hatte, auch löſen, und ſeine Stellen niederlegen werde, wenn er nicht die verlangte Genugthuung erhalte. Des Prinzen beſtimmte Erklärungen beſeitigten jeden Zweifel hierüber. Denn als es im Laufe der Unterſuchung ſich herausſtellte, der Marquis von St. Thomas ſei eigentlich der Anſtifter der ganzen Intrigue, da verlangte

Eugen, daß ihm auch von dem ſardiniſchen Botſchafter Genugthuung gegeben werde. Verweigere man ihm dieſelbe, ſo werde er ſie ſich als Fürſt des Hauſes Savoyen ſelbſt zu nehmen wiſſen.

Eugens ganzes Benehmen in dieſer Angelegenheit war dasjenige eines Mannes, der ſeinen Entſchluß gefaßt hat und unerſchütterlich an demſelben feſthält. Von dem Augenblicke an, in welchem er dem Kaiſer ſeine Beſchwerde vorgebracht hatte, enthielt er ſich der Beſorgung jedes Staatsgeſchäftes. Der Conferenzrath hörte auf, ſich zu verſammeln, denn Eugen als deſſen Präſident berief ihn nicht mehr zu den gewöhnlichen Sitzungen, und Niemand hätte es gewagt, dieß anſtatt des Prinzen zu thun. Auch bei dem Hofkriegsrathe gerieth Alles in's Stocken, und täglich wurde die Nothwendigkeit dringender, eine Sache zu beenden, welche ſo tief eingriff in das Getriebe der Staatsmaſchine.

Um dieß zu bewerkſtelligen, war inzwiſchen die Unterſuchung wider Nimptſch und Tedeschi mit Eifer fortgeſetzt worden. Dem Erſteren hatte, noch während er im Gefängniſſe ſaß, der Kaiſer den Kammerherrnſchlüſſel abfordern laſſen. Bei dem Letzteren, welcher ſich in Gewahrſam des ſogenannten Rumorhauptmanns am Peilerthore [29]) befand, wurden in einem Koffer mit doppeltem Boden viele Papiere entdeckt,, deren Durchſicht lange Zeit in Anſpruch nahm, welche aber auch die Plane der beiden Gefangenen vollſtändig enthüllten [30]).

Gegen Ende des Monats September 1719 war dem Prinzen dasjenige bekannt geworden, was man wider ihn in's Werk geſetzt hatte. Am 21. November, alſo zwei Monate ſpäter, wurde ihm der Bericht eingehändigt, welchen die Commiſſion über das Ergebniß der Unterſuchung erſtattete. Das Urtheil, das ſie daran knüpfte, war keineswegs ein gelindes. Es wurde, was vorerſt Tedeschi betraf, darin erklärt, er habe ſich betrügeriſcher Weiſe für einen Grafen des heiligen römiſchen Reiches und mittelſt der gefälſchten Abſchrift eines Diplomes als Reichshofrath ausgegeben. An eine fremde Regierung habe er die beleidigendſten Dinge über den Wiener Hof und das kaiſerliche Miniſterium geſchrieben, und unwahre, von ihm ſelbſt erfundene Reden dem Kaiſer und den Miniſtern in den Mund gelegt, in der Abſicht, einen Betrug zu verüben und ſich dadurch eine beträchtliche Geldſumme zu erwerben. Anderen zur Abſchreckung und ihm ſelbſt zur gerechten Strafe werde er dafür verurtheilt, auf einem öffentlichen

Platze, dem Neuen Markte, durch zwei Stunden an den Pranger geſtellt, dann mit dreißig Ruthenſtreichen von der Hand des Henkers ausgepeitſcht und hierauf aus allen Staaten des Kaiſers für ewig verbannt zu werden [31]).

Ungleich milder als das Urtheil über Tedeschi lautete dasjenige, welches über den Grafen Nimptſch gefällt wurde. Auf die Beſchwerde, ſo hieß es darin, welche der Prinz Eugen von Savoyen wider ihn beim Kaiſer vorgebracht habe, ſei eine Unterſuchung angeordnet und er zur Entſetzung von ſeinen Stellen eines kaiſerlichen Kämmerers und Hofrathes, zu zweijähriger Feſtungsſtrafe und zu ewiger Verbannung von Wien und all den Orten, an welchen das kaiſerliche Hoflager ſich eben befinden könnte, verurtheilt worden. Außerdem habe er in eigenen Schreiben den Prinzen Eugen und den Grafen Althan wegen der wider ſie vorgebrachten Verläumdungen um Verzeihung zu bitten.

Daß Althan nicht in der Wirklichkeit zu denjenigen gehörte, gegen welche die Umtriebe ſeines Schwagers gerichtet waren, zeigte er wohl am beſten, indem er Alles in Bewegung ſetzte, um die Vollſtreckung des wider Nimptſch gefällten Urtheiles zu hintertreiben. Aber ſo ſchwer es auch dem Kaiſer wurde, den dringenden Bitten ſeines Günſtlings zu widerſtehen, ſo blieb er dennoch ſtandhaft. Zwar that er Alles, um dem Grafen Althan die abſchlägige Antwort, die er ihm ertheilen mußte, minder empfindlich zu machen. Ja er hatte ſich ſogar, noch während die Unterſuchung dauerte, zu einem ganz außerordentlichen Schritte, einem Beſuche des in einer Vorſtadt von Wien gelegenen Gartens des Grafen Althan entſchloſſen, um die unveränderte Gunſt, in welcher derſelbe bei ihm ſtand, Jedermann deutlich zu zeigen. Aber in der Hauptſache willfahrte er ihm nicht. Die Urtheile, den 7. Dezember 1719 erlaſſen, wurden wenige Tage nachher in Vollzug geſetzt.

Am Morgen des 12. Dezember 1719 wurde vor dem damaligen Gerichtshauſe, der „Schranne," genannt, das Urtheil wider Tedeschi in lateiniſcher Sprache öffentlich verleſen. Ihn ſelbſt ſetzte man auf einen Karren, führte ihn nach dem Neuen Markte, und ſtellte ihn dort an den Pranger. Dann vollzog man an ihm mit all der Grauſamkeit, welche das damalige Gerichtsverfahren kennzeichnet, die Strafe der Auspeitſchung. Nun ward er in einem wohlverwahrten Wagen durch das Kärntnerthor auf die Straße gebracht, welche nach Tirol führt. An der Grenze an-

gelangt, mußte er einen Eidſchwur ablegen, dieſelbe nie mehr zu überſchreiten. Hierauf wurde Tedeschi auf piemonteſiſches Gebiet entlaſſen.

So ſtreng auch nach heutigen Begriffen eine ſolche Beſtrafung erſcheinen mag, damals fanden ſie nicht allein Eugens zahlreiche Anhänger, ſondern ſelbſt fremde, unbetheiligte Perſonen allzu gelind. So ſagt der baieriſche Reſident von Mörmann, daß Viele der Meinung geweſen ſeien, die Verurtheilung Tedeschi's zu lebenslänglichem Kerker oder zu den Galeeren würde weit paſſender geweſen ſein. Denn jetzt werde derſelbe wohl noch Gelegenheit finden, ſich für die ihm widerfahrene Schmach zu rächen und neues Unheil anzuſtiften [31]).

Mit geringerem Aufſehen ward zwei Tage ſpäter das Urtheil an dem Grafen von Nimptſch vollzogen. Am früheſten Morgen des 14. Dezember 1719 fuhr eine wohlverwahrte Kutſche, von Dragonern des Regimentes Baireuth umgeben, gleichfalls durch das Kärntnerthor. Nimptſch wurde in derſelben nach Gratz gebracht. In dem feſten Schloſſe dieſer Stadt verbüßte er ſeine Strafe.

Was den dritten Mitſchuldigen, den Marquis von St. Thomas betraf, ſo ſcheint Eugen von dem Verlangen, eine beſondere Genugthuung von ihm zu erhalten, abgeſtanden zu ſein. Er begnügte ſich mit dem Entſchuldigungsſchreiben, das Victor Amadeus an ihn richtete, und in welchem er ſich von jeglicher Theilnahme an demjenigen, was dem Prinzen widerfahren war, rein zu waſchen ſuchte. Größere Befriedigung als dieſes Schreiben, an deſſen Inhalt er wohl nicht glaubte [32]), mag Eugen die allgemeine Theilnahme gewährt haben, welche ſich in der Bevölkerung Wiens für ihn ausſprach. So groß war der Unwille gegen den Marquis von St. Thomas, als man erfuhr, auch er habe ſeine Hand im Spiele gehabt, daß man für ſeine perſönliche Sicherheit ernſte Befürchtungen hegte [33]).

Aber nicht nur in Wien, in Oeſterreich und ganz Deutſchland, auch in fremden Ländern gab ſich bei edeldenkenden Menſchen ein lebhaftes Gefühl der Befriedigung kund, daß dem Prinzen Eugen in dem Kampfe gegen ſeine Widerſacher der Sieg geblieben war. Die Worte, welche die Herzogin von Orleans, die Mutter des Regenten von Frankreich, an ihre vertraute Freundin, die Raugräfin Louiſe richtete, ſind hiefür der beſte Beweis [34]).

Freilich war andererſeits in dem Kreiſe der Feinde Eugens die Mißſtimmung über ihre Niederlage um ſo größer. Das Haupt derſelben,

der Graf von Althan, zeigte ſich tief verletzt durch die Verurtheilung ſeines Schwagers. Er ging ſo weit darin, daß er ſich vermaß, den Kaiſer ſelbſt für dasjenige ſtrafen zu wollen, was er ihm angethan habe. Wohl wiſſend wie ſchwer es Karl fiel, ſeine Geſellſchaft zu entbehren, ließ er ſich ſelten am Hofe ſehen, und dachte jetzt auf dieſem Wege die Erreichung des einmal geſcheiterten, aber noch immer nicht aufgegebenen Planes zu verſuchen. Laut erklärte er, daß Einer von ihnen, entweder er ſelbſt oder der Prinz dem Anderen weichen müſſe [35]).

Es begreift ſich leicht, daß bei einer ſo feindſeligen Haltung des erklärten Günſtlings des Kaiſers auch das Verhältniß des letzteren zu Eugen ſich nur langſam und allmälig zu einem befriedigenderen geſtaltete. Der Tod Althans, welcher im Jahre 1722 eintrat, räumte jedoch das weſentlichſte Hinderniß hinweg, welches der Wiederherſtellung der früheren freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen dem Kaiſer und Eugen entgegen ſtand. Schon aus dem folgenden Jahre 1723 finden ſich wieder häufige Briefe Karls an den Prinzen, deren Ton und Inhalt ſehr an die alte Herzlichkeit mahnt [36]). Freilich kam auch noch ſpäter, insbeſondere aber in den politiſchen Verhältniſſen, ſo manches vor, wodurch es klar wurde, daß Eugen noch immer nicht jenen Einfluß auf die Entſchlüſſe des Kaiſers beſaß, welcher für Beide ſo wünſchenswerth geweſen wäre. Aber mit dem Tode des Erzbiſchofs von Valencia änderte ſich auch dieß. Mit ihm verlor Eugen ſeinen heftigſten und rückſichtsloſeſten Gegner, die ſpaniſche Partei aber ihr eigentliches Haupt. Die ſcharf ausgeprägte, energiſche Perſönlichkeit des Erzbiſchofs hatte ihr zumeiſt jene Sonderſtellung gegeben, welche ſie bisher den anderen Parteien am Hofe gegenüber einnahm. Mit ſeinem Tode verwiſchten ſich die allzugrellen Gegenſätze mehr und mehr. Denn Perlas, der von allen Spaniern, die ſich zu Wien befanden, durch des Kaiſers perſönliches Wohlwollen nun die einflußreichſte Stellung erhielt, hatte es immer vermieden, mit den Deutſchen am Hofe, nur weil ſie einer verſchiedenen Nationalität angehörten, in ein geſpanntes Verhältniß zu gerathen. Bald beſchränkte ſich der politiſche Einfluß der ſpaniſchen Partei als ſolcher faſt nur mehr auf die italieniſchen Länder des Kaiſers, und ihre Mitglieder ſchienen mit weit größerem Eifer darnach zu ſtreben, von Karls freigebiger Hand reiche Geſchenke zu erhalten und ſie in heiterem Wohlleben zu vergeuden, als in den öffentlichen Geſchäften eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Auf Eugens Verhältniß zum Kaiſer äußerte das allmälige Zurücktreten der ſpaniſchen Partei vom politiſchen Schauplatze die bedeutſamſte Wirkung. Nicht nur ſeine perſönlichen Beziehungen zu Karl wurden von Tag zu Tag vertraulicher; auch ſein Einfluß auf die Staatsgeſchäfte ſtieg ſo raſch, daß der Prinz bald in jeder Hinſicht die Stelle eines erſten Miniſters einnahm. Während der Kaiſer es ſonſt ungemein liebte, gewiſſe Staatsſachen vor der Mehrzahl ſeiner Räthe geheim zu halten, während er darin ſo weit ging, daß er ſogar Weiſungen, die er ſeinen Geſandten ertheilte, und Mittheilungen an fremde Höfe dem Oberſten Hofkanzler Grafen Sinzendorff verſchwieg, welcher den Poſten eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten verſah, war Eugen in Alles eingeweiht, was nur von Wichtigkeit vorkam. Durch ſeine Hand ging die geheimſte Correſpondenz, an ihn wandten ſich die auswärtigen Regierungen entweder ſelbſt oder durch ihre Vertreter, wenn ſie am Kaiſerhofe Dinge vorzubringen hatten, auf welche ſie beſonderen Werth legten. Und auch in Eugens letzten Lebensjahren, als ſein Alter es ihm nicht mehr erlaubte, ſich mit der gleichen Thätigkeit wie früher der Geſchäfte anzunehmen, that der Kaiſer nichts, ohne dem Prinzen von Allem genaue Kenntniß zu geben und ihn um ſein Urtheil, ſeinen Rath zu fragen.

Durch nichts aber zeigte Karl die warme Anhänglichkeit, die er von dem Zeitpunkte ſeiner völligen Ausſöhnung mit Eugen bis zu deſſen Lebensende für ihn empfand, in höherem Maße als durch die rege Sorgfalt, welche er fortwährend für die Geſundheit des Prinzen an den Tag legte[37]). So wie er damals, als Eugen noch im Felde ſtand, darauf gedrungen hatte, er möge ſein Leben nicht in Gefahr bringen, ſo bat er ihn jetzt in den zärtlichſten Ausdrücken, ſich zu ſchonen und eine Geſundheit nicht auf's Spiel zu ſetzen, an welcher ihm ſo außerordentlich viel gelegen ſei.

Von den zahlreichen Schreiben, die der Kaiſer in dieſem Sinne an Eugen richtete, möge hier desjenigen Erwähnung geſchehen, in welchem er dem Prinzen, als derſelbe ſich im Herbſte des Jahres 1729 ein leichtes Fußübel zugezogen hatte, die größte Sorgfalt angelegentlich empfahl. „Ich „nehme es als ein neues Zeichen Ihrer Liebe zu meiner Perſon", ſchrieb er ihm, „daß Sie Ihren Fuß ſchonen, und meine Bitte und Warnung, „ſich wohl zu halten, bei Euer Liebden gefruchtet hat. Obgleich ich nichts „mehr wünſche, als Sie umarmen zu können, ſo will ich doch lieber dieſes

„Troſtes für kurze Zeit beraubt ſein, bis Euer Liebden von Ihrer Unpäß-
„lichkeit wieder geheilt ſind, welches, wie ich hoffe, binnen wenig Tagen der
„Fall ſein wird, insbeſondere wenn Euer Liebden ſich ferner ſchonen und
„recht halten wollen, bis der Fuß völlig geſund iſt, damit ich dann nicht
„mehr Urſache zu zanken habe. Die Zeit, nach Halbthurn zu gehen, iſt
„nicht mehr fern, und ich wünſche von Herzen Sie dort zu ſehen, jedoch
„nur mit der Erlaubniß des Arztes und wenn Alles völlig gut und keine
„Gefahr iſt, daß Sie ſich wieder verderben könnten, indem ich Sie ſonſt
„lieber um einen oder mehrere Tage ſpäter ſehen will. Und darum, mein
„theurer Prinz, haben Sie Acht auf ſich, um bald völlig geheilt zu ſein.
„Dann wird es mir das doppelte Vergnügen machen, Sie umarmen und
„Ihnen mit meinen Jagden eine kleine Unterhaltung bereiten zu können;
„aber vor Allem nur ganz ohne Gefahr, daß das Uebel nicht ſchlechter
„werde, und daß Sie vollkommen wieder hergeſtellt und geſund ſeien. Nach-
„her werde ich auch luſtiger jagen und werden wir von Allem reden
„können."

„Mit dieſen Worten", ſo ſchloß der Kaiſer ſein Schreiben, nachdem er dem Prinzen noch verſchiedene auf die Geſchäfte bezügliche Mittheilungen gemacht hatte, „ſage ich Ihnen guten Abend und gehe zu Bett, Ihnen
„nochmals die Sorge für Ihre Geſundheit und Heilung anempfehlend, um
„Sie bald und gänzlich wiederhergeſtellt umarmen zu können, worauf wir
„uns in Halbthurn recht gut zuſammen unterhalten wollen [38])."

Aber des Kaiſers ängſtliche Warnungen, der Prinz möge ſeine ohnehin nicht allzuſtarke Geſundheit pflegen, fruchteten bei Eugen nur wenig. Den Aerzten abgeneigt und der Arznei, wollte der Prinz niemals von mediciniſcher Behandlung etwas wiſſen. Eben ſo hielt er ſich ungern zu Hauſe, und da geſchah es denn, daß das Hauptübel, an dem er ſeit Jahren litt, ein heftiger, ſchmerzhafter Huſten, faſt gar nicht mehr von ihm wich. Das rief wieder neue, lebhafte Ermahnungen von Seite des Kaiſers hervor. „Ich kann nicht unterlaſſen", ſchreibt er ihm am 21. November 1729, „mit dieſen wenigen Zeilen meine Sorge für Euer Liebden Geſundheit zu
„zeigen und auch ein wenig zu zanken, daß Sie auf ſich ſelbſt nicht beſſer
„Acht haben. Denn Sie wiſſen ja, daß aus Dankbarkeit, Hochachtung und
„Vertrauen, und nebſtdem auch aus wahrer Liebe und Neigung mir an
„Euer Liebden Geſundheit Alles liegt. Deßhalb müſſen Sie nicht Ihret-

„wegen, ſondern aus Liebe zu mir und aus Eifer zu meinem Dienſte für eine „mir ſo ſchätzbare Geſundheit alle mögliche Sorgfalt tragen. Ich bitte Sie „alſo, aus Liebe gegen mich, und befehle Ihnen ernſtlich, indem Euer Lieb„den als Militär am beſten wiſſen werden, Befehlen nachzukommen, auf „ſich recht Acht zu haben, den einen oder den anderen Arzt, auf welchen „Sie am meiſten vertrauen, zu rufen, ihm Alles, wie Sie ſich befinden, „zu ſagen, zu gehorchen und ſich recht zu ſchonen, auch wenn es nöthig iſt, „gar nicht auszugehen, und ſich von Niemanden weder mit Beſuchen noch „in Geſchäften plagen zu laſſen, bis es ihre Geſundheit zuläßt. Denn alle „Geſchäfte und mein Dienſt werden gut gehen, wenn Sie geſund ſind. „Und denken Sie ja nicht zu mir hereinzukommen, ehe der Arzt es billigt, „und Sie ſelbſt ſich wohl befinden. Dieß iſt Alles, was mich bewogen hat, „dieſe Zeilen zu ſchreiben, indem mir zu viel daran gelegen iſt. Ich „beſchwöre Sie, mein Prinz, tragen Sie Sorge für ſich, denken Sie, daß „wir älter und nicht jünger werden, daß Sie ſich daher mehr ſchonen „müſſen und dieß aus Neigung zu mir, der Sie ſo liebt und von ganzem „Herzen umarmt [39])."

„Nehmen mir Euer Liebden nicht übel," ſo wiederholte der Kaiſer acht Tage ſpäter, als er ſah, daß ſeine Bitten nichts fruchteten, ſeine Vorſtellungen an Eugen, „wenn ich in einem Punkte, der mir ſo wichtig iſt „wie Ihre Geſundheit,Sie aus Sorgfalt öfter beunruhige. Ich kenne mei„nen Mann, der oft den Braven ſpielt, nicht denkt, daß man älter wird, „und was mir an ihm, daß er geſund ſei, gelegen iſt. Deßhalb habe ich „nicht weniger thun können, als mit dieſen Zeilen auch den Garelli [40]) an „Euer Liebden zu ſchicken, um Sie ernſtlich zu bitten und Ihnen zu befehlen, „daß Sie ſich ſchonen und es nicht wagen, morgen zu der Funktion zu „kommen, nnd daß Sie den Garelli endlich brauchen (welches das beſte wäre), „oder nicht brauchen, wie Sie wollen, aber daß er mich wenigſtens genau „informiren könne, wie Euer Liebden ſich befinden und worin Ihr Zuſtand „beſteht. Mir zu Liebe werden Sie ihm dieß recht ſagen, damit ich nicht „noch mehr in Zweifel, Unſicherheit und Sorge zu ſtehen komme. Euer „Liebden ſchonen ſich doch und behandeln die Sache nicht ſo ſehr als Ba„gatelle. Mir zu Liebe, für den Sie allzeit ſo viel Neigung und Eifer bezeigt „haben, folgen Sie meinem Rathe und Erſuchen, nehmen Sie dieß als ein „Zeichen meiner wahren Liebe, und machen Sie, daß indem Sie ſich ſcho-

„nen, ich bald wieder den Troſt habe, Sie umarmen zu können. Leben „Sie wohl, mein theurer Prinz, geben Sie Garelli einiges Gehör, und „beichten Sie ihm. Haben Sie alle mögliche Sorgfalt für Ihre Geſund„heit und glauben Sie, daß ich immer ganz der Ihrige bin [41])".

Wer dieſes Schreiben des Kaiſers und die große Anzahl ſeiner übrigen Briefe an den Prinzen durchliest, welche alle den gleichen herzlichen Ton athmen, der wird wohl der Meinung beiſtimmen, die früher ausgeſprochen wurde, daß ihr gegenſeitiges Verhältniß während der längſten Zeit ihres fünf und zwanzigjährigen Zuſammenlebens ein freundliches, ja ein inniges genannt werden konnte. Freilich bildete darin der Zeitraum, in welchem die Vorliebe des Kaiſers für Althan auf's höchſte geſtiegen und es dieſem Günſtlinge ſo wie ſeiner Partei gelungen war, Karls Gemüth dem Prinzen faſt ganz zu entfremden, eine arge Unterbrechung. Aber die beſſere Ueberzeugung brach ſich wieder Bahn in dem irre geleiteten Sinne des Kaiſers, und man kann in Wahrheit ſagen, daß er durch ehrende Auszeichnung, durch dankbare Erkenntlichkeit und treue Sorgfalt für Eugen, insbeſondere während der letzten zehn Lebensjahre des Prinzen das wieder gut machte, was er früher, durch böswillige Einflüſterung verführt, an demſelben gefehlt haben mochte.

Drittes Capitel.

Wohl war es zunächſt die eigenthümliche Spannkraft der großen Seele Eugens, welche ihn immer denſelben Gleichmuth bewahren ließ, er mochte durch herrliche Siegesthat auf den Gipfel des Ruhmes und des Glückes gehoben, oder durch feindſelige Verfolgung mit herber Widerwärtigkeit bedroht ſein. Obgleich einer der treueſten Diener, welche das Kaiſerhaus jemals beſaß, und ſeinen Herrſchern mit einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit ergeben, in der es ihm nur Wenige gleichgethan haben mögen und Keiner ihn je übertraf, war er doch weit entfernt von jener höfiſchen Unterwürfigkeit, welche in jedem gnädigen Lächeln des Monarchen die Sonne der Glückſeligkeit aufgehen, durch eine Erkaltung desſelben aber auch alle ſeine Hoffnungen zertrümmert ſieht. Wurde ſein Rath weniger gehört, und er ſelbſt in geringerem Maße hervorgezogen als er es ſo ſehr verdiente, ſo beſchied Eugen ſich leicht, in heiterer Ruhe demjenigen entgegenſehend, was die Zukunft eben bringen werde. Und daß er dieß konnte, daran war gewiß außer dem ſtolzen Bewußtſein, Größeres für Oeſtereich gethan zu haben, als jemals vor ihm geleiſtet worden war, der Umſtand Schuld, daß der Prinz nicht einzig und allein ſeiner öffentlichen Stellung, nicht allein den Staatsgeſchäften und ſeinen Pflichten als Leiter des öſterreichiſchen Heerweſens, ſondern daß er zugleich auch den Wiſſenſchaften und der Kunſt lebte und in ihnen die edelſten Genüſſe, die ſchönſte Erholung fand.

In welch hohem Maße dieß der Fall war, und wie er eigentlich in ſeinen Büchern ſeinen größten Schatz ſah, beweiſen die Aeußerungen am beſten, die Eugen ſelbſt in dem Augenblicke, in dem ſein Anſehen am Wiener Hofe am tiefſten geſunken war, Jedermann hören ließ. So ſprach er gegen den engliſchen Reſidenten Saint-Saphorin ſich über die Möglichkeit aus, daß die ſteten Anfeindungen ſeiner Gegner ihn leicht veranlaſſen könnten, ſich ganz vom Hofe zurückzuziehen. Denn er ſei durchaus nicht geſonnen, ſich irgend eine Unbill von ihnen gefallen zu laſſen. „Mit zehntau-

„ſend Gulden Einkünften", ſo ſchloß er ſeine Worte, „kann ich ruhig und „ohne in irgend eine Verlegenheit zu gerathen, meine Tage beenden, und „ich beſitze einen ausreichenden Vorrath guter Bücher, um mich nicht zu „langweilen [1])."

Es läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben, um welche Zeit Eugen anfing, den Grund zu der prächtigen Bibliothek zu legen, die er bei ſeinem Tode hinterließ. Die früheſte Kunde von einem größeren Ankaufe von Büchern, der von Seite des Prinzen geſchah, fällt in die erſten Monate des Jahres 1712, die Zeit, in welcher er in London verweilte. Auch hier gab ſich ſchon die Vorliebe kund, die ſich ſpäter in immer höherem Maße entwickelte, nur Ausgaben der ſchönſten und ſeltenſten Art, im größten Formate und mit den beſten Lettern gedruckt, für ſeine Sammlung zu erwerben. Immer blieb er dieſem Grundſatze treu, und ſo oft er nach irgend einer Seite hin den Auftrag zu einem Ankaufe von Büchern wiederholt, ſo wird die Bemerkung erneuert, daß nur die ſchönſte und beſte Ausgabe gewählt werden dürfe. Hiebei irgend eine Erſparung eintreten zu laſſen und das weniger ſchöne aber auch minder theure Buch dem koſtſpieligeren vorzuziehen, kam ihm nicht in den Sinn.

Die Beendigung des ſpaniſchen Succeſſionskrieges durch die Friedensſchlüſſe von Raſtadt und Baden im Jahre 1714 mag als der Zeitpunkt angeſehen werden, von welchem angefangen Eugen Muße erhielt, ſeine Vorliebe für die Beſchäftigung mit Werken der Wiſſenſchaft und der Kunſt in großartigſter Weiſe zu bethätigen. Um jene Zeit war es auch, daß er begann, ſich noch weit mehr, als es der ſtete Aufenthalt in den Feldlagern bisher möglich gemacht hatte, mit Männern von reichem Wiſſen, ja von tiefer Gelehrſamkeit zu umgeben und im Umgange mit ihnen ſo wie in den Studien ihrer Werke ſich ſelbſt jene erſtaunliche Vielſeitigkeit der geiſtigen Bildung anzueignen, die wahrhaft bewunderungswürdig genannt werden muß, und bei einem Feldherrn von Eugens Bedeutung weder in früherer noch in ſpäterer Zeit in gleichem Maße vorhanden war.

Wenn von den Männern der Wiſſenſchaft die Rede iſt, mit denen Eugen in Verkehr ſtand, ſo verdient ohne Zweifel Gottfried Wilhelm von Leibnitz an erſter Stelle genannt zu werden. Wohl ſcheint es wahrſcheinlich, doch iſt es nicht erwieſen, daß Leibnitz ſchon zur Zeit ſeiner erſten Anweſenheit zu Wien, im Jahre 1688, mit Eugen in Berührung kam. Mit

Beſtimmtheit läßt ſich dieß erſt von ſeinem letzten Aufenthalte in Wien ſagen, wo er gegen Ende des Jahres 1712 eintraf und mit all der Auszeichnung aufgenommen wurde, welche dem Manne gebührte, der das Recht der Nachfolge des Hauſes Habsburg auf dem ſpaniſchen Throne in ſo glänzender Weiſe vertheidigt hatte. Leicht mag es ſein, daß durch dieſe Gemeinſchaftlichkeit ihrer Beſtrebungen Eugen ſich noch mehr zu Leibnitz hingezogen fühlte. Gewiß iſt es, daß der große Feldherr und der große Gelehrte in die innigſten Freundſchaftsbeziehungen zu einander traten. Man weiß, daß die bekannteſte Schrift, in welcher Leibnitz eine Darſtellung ſeines philoſophiſchen Syſtems entworfen hat, die Monadologie genannt, im Umgange mit Eugen ihren Urſprung genommen hat. In einem eigenen Käſtchen bewahrte der Prinz das Manuſcript, welches Leibnitz für ihn aufgeſetzt hatte, als eine ſeiner größten Koſtbarkeiten, und nur als Beweis beſonderer Gunſt geſtattete er ſolchen, die er deſſen für würdig hielt, Einſicht in dasſelbe [2]).

Es iſt eine irrthümliche Annahme, daß Leibnitz erſt im Umgange mit Eugen den Gedanken gefaßt habe, die günſtige Stimmung des Kaiſerhofes zu benützen, um die Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Wien zu erwirken, und wenn er, wie nicht zu zweifeln war, an derſelben eine paſſende Stellung erhielte, dorthin überzuſiedeln. Neuere Forſchungen haben dargethan, daß dieß um zehn Jahre früher, im Jahre 1704 der Fall war [3]), und Leibnitz ſchon damals den Plan entworfen hatte, den er ſpäter mit ſo großem Eifer verfolgte. Hiedurch wird jedoch das Verdienſt des Prinzen, dem ſchönen Gedanken ſeines gelehrten Freundes beigepflichtet, und ihn bei ſeinen Beſtrebungen zur Ausführung desſelben auf's lebhafteſte unterſtützt zu haben, in keiner Weiſe geſchmälert. In welchem Maße dieß der Fall war, und daß Leibnitz am Kaiſerhofe keinen eifrigeren Vertreter ſeiner Sache als Eugen fand, beweiſet wohl am beſten der Umſtand, daß eben an den Prinzen die Denkſchrift lautet, in welcher er ſeinen Plan zur Errichtung der Akademie ausführlich entwickelte. Gleichzeitig erſtattete Leibnitz Vorſchläge, durch deren Annahme das Haupthinderniß beſeitigt werden ſollte, welches der Verwirklichung ſeiner Ideen im Wege ſtand. Und dieſes war kein anderes, als der ſtete Hemmſchuh, woran ſo vieles erlahmte, das zum Nutzen und zur Ehre Oeſterreichs längſt hätte in's Leben treten ſollen und wozu zwar der beſte Wille, keineswegs

aber das zur Ausführung nothwendigſte Hülfsmittel, das Geld vorhanden war.

Um die erforderlichen Summen zur Errichtung und Erhaltung der Akademie herbeizuſchaffen, ſchlug Leibnitz neben anderen Auskunftsmitteln vor, geſtämpeltes Papier einzuführen und deſſen Erträgniß der kaiſerlichen Akademie zuzuwenden. „Dieſe Auflage", ſchrieb er an Eugen, „iſt faſt in ganz „Europa gebräuchlich. Sie war auch hier zweimal eingeführt und wurde „eben ſo oft wieder abgeſchafft. Der verſtorbene Fürſt Adam Liechtenſtein „arbeitete daran, ſie neuerdings annehmen zu machen. Und ich zweifle nicht, „daß ſie eines Tages in Oeſterreich wieder aufleben wird, vielleicht aber „zu einem weniger lobenswürdigen Zwecke als derjenige iſt, der jetzt in „Vorſchlag kommt. Denn es kann wohl nichts natürlicheres geben, als „gerade des Papiers ſich zu bedienen, um mittelſt desſelben den Wiſſen„ſchaften Unterſtützung zu Theil werden zu laſſen [4])".

Der Entwurf, welchen Leibnitz ausgearbeitet hatte und Eugen perſönlich dem Kaiſer überreichte, fand bei demſelben beifällige Aufnahme. Als Leibnitz noch im Herbſte des Jahres 1714 Wien verließ, nahm er die bündigſten Verſicherungen mit ſich fort, daß das Werk, welches ihm ſo ſehr am Herzen lag, wirklich in Ausführung gebracht werden ſolle. Doch muß es der Geldnoth, in welcher die kaiſerliche Regierung ſich befand, und ihrer Abneigung, den ohnehin ſchon ſo ſehr erſchöpften öſterreichiſchen Ländern eine neue Steuer aufzulegen, zugeſchrieben werden, daß der Plan ſich nicht ſo ſchnell ſeiner Verwirklichung näherte, als Leibnitz gehofft haben mag. Und er gerieth ganz in's Stocken, als derjenige, der ihn ausgedacht und mit dem größten Eifer betrieben hatte, am 14. November 1716 ſtarb. Faſt anderthalb Jahrhunderte vergingen ſeit Leibnitzens Tode, bis ſein Lieblingsgedanke, und zwar in überraſchender Aehnlichkeit mit der Art und Weiſe in's Leben gerufen wurde, in welcher er ſelbſt ihn ſo gern verwirklicht geſehen hätte.

Nicht viel ſpäter als mit Leibnitz, kam Eugen mit einem Manne in Berührung, deſſen Name ſich damals einer kaum geringeren Berühmtheit als derjenige des großen deutſchen Philoſophen erfreute. Es war dieß der erſte franzöſiſche Lyriker ſeiner Zeit, Jean Baptiſte Rouſſeau, nicht weniger bekannt geworden durch ſeine hervorragenden Leiſtungen auf dem Felde der Dichtkunſt, als durch das widrige Schickſal, welches ihn verfolgte. Daß

ihm jedoch die Hauptſchuld des letzteren ſelbſt zur Laſt fiel, und ſein Los gerade kein unverdientes war, dafür ſpricht auch das Benehmen, welches er gegen Eugen beobachtete.

Mit der gefährlichen Gabe der Satyre ausgerüſtet, bediente ſich Rouſſeau derſelben mit der rückſichtsloſeſten Schärfe. Das war nicht der Weg, die Menſchen auf ihre Irrthümer aufmerkſam zu machen und ſie zu beſſern, ſondern er erbitterte ſie und machte ſie ſich zu perſönlichen Gegnern. So erging es ihm zu Paris, wo er Männer, welche der franzöſiſchen Literatur zur Zierde gereichten, in einer Weiſe angriff, die ihm unverſöhnliche Feinde ſchuf. Zwar ſuchte er ſpäter die Autorſchaft der Epigramme, welche die allgemeine Aufregung wider ihn hervorbrachten, von ſich ab und auf den Akademiker Joſeph Saurin zu wälzen. Deßhalb der Verläumdung angeklagt, wurde er derſelben auch ſchuldig erkannt, und im Mai 1712 auf ewig aus Frankreich verbannt.

Schon im Jahre 1711, ehe noch dieſes Urtheil gefällt wurde, war Rouſſeau demſelben durch eine freiwillige Entfernung nach der Schweiz zuvorgekommen. Hier fand er einen großmüthigen Beſchützer an dem franzöſiſchen Botſchafter Grafen du Luc, welcher denn auch, ſo lange er lebte, ſeine Hand nicht abzog von Rouſſeau.

Als Vertreter ſeiner Regierung bei dem Congreſſe zu Baden anweſend, ſcheint der Graf du Luc ſeinen Schützling ſchon damals mit dem Prinzen Eugen in Berührung gebracht zu haben. Genauer wurde dieſe Bekanntſchaft, als der Graf du Luc im Jahre 1715 als Botſchafter Frankreichs am Kaiſerhofe beglaubigt wurde, und Rouſſeau dorthin mitnahm.

Bald fühlte der franzöſiſche Dichter in Wien ſich heimiſcher als er es in ſeinem Vaterlande geweſen war. „Ich befinde mich an dieſem Hofe", ſchreibt er ſelbſt am 15. Juli 1715, „ſchon nach zwölf Tagen ſo, wie ich „mich in Frankreich nach der gleichen Anzahl von Jahren befunden habe, „mit dem Unterſchiede, daß ich hier keine Feinde beſitze. Alle Herren des „Hofes ſprechen unſere Sprache, und die Mehrzahl aus ihnen kennt ihre „Vorzüge beſſer, als wir ſelbſt. So war ich hier ſchon vor meiner Ankunft „in der Mode, und die ausgezeichnetſten Männer zeigen den lebhafteſten „Wunſch mich zu ſehen. Der Prinz Eugen behandelt mich mit außerordent„licher Güte, und ſeine erſte Unterredung mit dem Grafen du Luc drehte ſich „faſt nur um mich [5])".

Eugen fand wirklich an dem lebhaften und geiſtreichen Franzoſen voll Talent und Kenntniſſen, voll Witz und Feuer das größte Gefallen. „Der Prinz", bemerkt Rouſſeau ſelbſt in einem zweiten Briefe, „fährt fort, mich mit Beweiſen von Freundſchaft und Liebe zu überhäufen. Ich ſpeiſe oft bei ihm, „ſowohl bei Feſtmalen als im vertraulichen Kreiſe, und finde ihn im „Privatleben noch bewunderungswürdiger, als an der Spitze der Heere. „Denn niemals habe ich in einem Manne ſo viel Größe mit ſo viel Einfachheit vereinigt geſehen [6])". „Er iſt", ſo ſagt Rouſſeau in einem ſpäteren Schreiben von Eugen, „in Allem unterrichtet, aber er legt für „keinen Zweig des Wiſſens eine Vorliebe an den Tag. Er lieſt nur zu „ſeiner Erholung und ſo weiß er aus ihr gleichwie aus ſeiner amtlichen „Beſchäftigung Nutzen zu ziehen. Sein Urtheil iſt von einer wunderbaren „Richtigkeit, ſein Betragen aber von einer höchſt anziehenden Einfachheit. „Er iſt ein kriegeriſcher Philoſoph, der ſeine Würden und ſeinen Ruhm „mit Gleichgültigkeit betrachtet, und die Fehler die er gemacht hat, mit „derſelben Offenheit erzählt, als ob von einem Anderen die Rede wäre; „kalt bei der erſten Begegnung, äußerſt vertraulich bei längerem Umgange, ein weit größerer Bewunderer der Tugenden Anderer als ſeiner „eigenen [7])".

Das Lob, welches Rouſſeau dem Prinzen Eugen ſpendete, wenn er von ihm ſprach, brachte er ihm in noch enthuſiaſtiſcherer Weiſe in einer Ode dar, die er an den Prinzen richtete. In begeiſterten Worten rühmt er die herrlichen Eigenſchaften, die ſich in nie geſehener Weiſe bei Eugen vereinigt fänden. Er nennt ihn das Muſterbild aller Helden und einen Mann, der nicht für eitlen Ruhm, ſondern im Dienſte der Wahrheit und der Tugend das Größte vollbracht habe. Höher als die Siege, welche er auf dem Schlachtfelde errungen, ehre ihn, daß er die Herzen der Menſchen zu gewinnen wiſſe. Groß durch Alles, was nur Bewunderung verdiene, ſei er es noch mehr durch ſeine unerſchöpfliche Güte und durch ſeine Anſpruchsloſigkeit des Benehmens, welche die anbetungswürdige Einfachheit der Urzeit des Menſchengeſchlechtes wieder in's Gedächtniß zurückrufe. Er ſchließt mit dem Wunſche, Eugens herrliches Beiſpiel möge für alle Zukunft zum Vorbilde dienen, und ſein reiner Charakter von der Welt in eben dem Maße geliebt werden, wie ſie dereinſt durch ſeinen Arm in Schrecken verſetzt worden ſei [8]).

In der Ode, welche Rouſſeau auf die Schlacht von Peterwardein verfaßte, und in jener andern, die er nach dem Abſchluſſe des Friedens von Paſſarowitz neuerdings an den Prinzen ſelbſt richtete, wiederholte er die begeiſterten Lobpreiſungen desſelben. Und was er dort in zahlreichen Strophen über den Prinzen ſagt, iſt auf wenige Worte in der Inſchrift zuſammengedrängt, welche Rouſſeau zu Eugens Bildniß verfertigte. Im Frieden wie im Kriege, ſo heißt es darin, hätten die Tugend, die Weisheit und die Liebe zu den ſchönen Künſten den Grund gelegt zu Eugens Ruhme. Dadurch aber, daß er ſtets bemüht geweſen ſei, ſich ſelbſt zu beherrſchen, habe er gelernt auch die ſtolzeſten ſeiner Feinde völlig zu überwinden [9]).

Zur Ehre Rouſſeau's ſoll nicht daran gezweifelt werden, daß die Huldigungen, welche er dem Prinzen Eugen darbrachte, ihm wirklich von Herzen kamen und er von demjenigen, was er in ſo überſchwenglicher Weiſe ausſprach, in der That durchdrungen war. Einigen Antheil hieran mag übrigens Rouſſeau's Dankgefühl für die Wohlthaten gehabt haben, welche ihm Eugen unabläſſig erwies. In ſo reichlichem Maße geſchah dieß, daß man glaubte, ein Reſt von feindſeliger Geſinnung wider Frankreich habe den Prinzen vermocht, einen Mann, welchen trotz ſo glänzender Leiſtungen ſein Vaterland von ſich geſtoßen habe, mit noch größerer Auszeichnung zu behandeln und noch freigebiger zu unterſtützen, als er es ſonſt wohl gethan haben würde.

Wie ſehr Eugen zu jeder Zeit darauf bedacht war, Rouſſeau reiche Geſchenke zukommen zu laſſen, zeigte er am beſten dadurch, daß er ihm aus dem Feldlager bei Peterwardein, zwei Tage vor der Schlacht, einen Edelſtein im Werthe von viertauſend Livres überſandte [10]). Bald darauf ließ er ihm tauſend Thaler auszahlen, und verſprach ihm in den Niederlanden eine Stelle zu verleihen, welche Rouſſeau einen reichlichen Unterhalt ſichern ſollte [11]). Perſönlich wollte ihn der Prinz in dieſelbe einſetzen und ihn daher mit ſich nehmen, wenn er ſelbſt, wie er ernſtlich beabſichtigte, ſich nach den Niederlanden begeben würde. Gegen ſeinen Wunſch wurde jedoch Eugen durch immer neue Vorfälle von dieſer Reiſe zurückgehalten, und ſo kam es, daß Rouſſeau dieſelbe endlich im Jahre 1722 allein antreten mußte.

Der warmen Empfehlung des Prinzen verdankte es Rouſſeau, daß ihn deſſen Stellvertreter in den Niederlanden, der Marquis von Prié, in der zuvorkommendſten Weiſe aufnahm [12]). Er zeigte den größten Eifer,

Rouſſeau wirklich die Stelle und die Einkünfte zu verſchaffen, welche Eugen ihm beſtimmt hatte. Es war dieß der Poſten eines kaiſerlichen Hiſtoriographen in den Niederlanden, mit dem ein Einkommen von zwei tauſend achthundert Gulden verbunden werden ſollte. Und um dieß letztere zuſammen zu bringen, beabſichtigte man verſchiedene kleinere Beträge, welche mit Stellen verknüpft waren, die man nicht mehr zu beſetzen gedachte, in eine einzige größere Summe zu vereinigen. Ja ſogar jene achthundert Gulden, ſonſt für den Unterhalt der Dammhirſche im Parke zu Brüſſel beſtimmt, ſollten in Zukunft dazu dienen, das Einkommen des Hiſtoriographen zu vergrößern.

Verſchiedene Hinderniſſe, unter denen der Geldmangel nicht das geringſte war, verzögerten die Verwirklichung der wohlwollenden Abſichten des Prinzen [13]). Während die Verhandlungen hierüber noch dauerten, ſtand Eugen mit Rouſſeau in lebhaftem Briefwechſel über die neuen Erſcheinungen auf dem Felde der franzöſiſchen Literatur, und über Rouſſeau's eigene Arbeiten. Was die erſteren betrifft, ſo iſt es mit Intereſſe zu ſehen, daß Eugen den Enthuſiasmus keineswegs theilte, mit welchem die Schriften Voltaire's damals in Frankreich aufgenommen wurden. Als ihm auf ſein Verlangen Rouſſeau die Henriade überſandte, die eben erſchienen war, und ſie mit begeiſtertem Lobe begleitete, da antwortete ihm der Prinz, er habe dasjenige darin nicht finden können, was er ſich nach Rouſſeau's Anpreiſungen erwartet habe. Er bat ihn, ihm die Stellen, welche er für die ſchönſten halte, ſo wie diejenigen beſonders zu bezeichnen, die er als die mindeſt gelungenen anſehe [14]).

Weit größeren Beifall zollte Eugen Rouſſeau's eigenen Werken, insbeſondere ſeinen Gedichten, über welche er, ſo oft ihm Rouſſeau eines mittheilte, ſich immer in anerkennendſter Weiſe ausſprach. Er ſuchte ihn dadurch ſtets zu neuen Arbeiten auf dem Felde der Dichtkunſt anzuſpornen, und erhob warnend ſeine Stimme, als Rouſſeau ihm die Abſicht ankündigte, hiſtoriſche Erläuterungen zu ſeinen Schriften herauszugeben. Er mißbillige es zwar nicht, ſchrieb ihm der Prinz, wenn er ſich mit der Geſchichte beſchäftigen wolle. Aber Rouſſeau möge darum der Poeſie nicht völlig entſagen, indem er irre, wenn er eine Abnahme ſeines Talentes für dieſelbe zu bemerken glaube. Außerdem ſei es weit gefährlicher, Geſchichte zu ſchreiben, als Gedichte zu machen. Beſchäftige man ſich mit der Geſchichte vergangener Zeiten, ſo vermöge man ſich nicht leicht die Dokumente

zu verſchaffen, auf welche ſie ſich gründen müſſe. Schreibe man aber diejenige der Gegenwart, ſo ſei es ungemein ſchwierig, es aller Welt recht zu thun, nicht zu viel oder zu wenig zu ſagen und nicht die Menſchen zu verletzen, welche ſich noch am Leben befänden. Er widerrathe ihm daher, geſchichtliche Aufklärungen zu ſeinen Werken zu verfaſſen. Die letzteren ſeien ohnedieß klar genug, um von Jedermann verſtanden zu werden. Es könne ihm nicht an Gelegenheit mangeln, in einer andern Weiſe, die ihm nicht weniger Ehre machen werde, ſeine Talente anzuwenden [15]).

Binnen kurzem kam Eugen noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurück. „Die Geſchichte lebender Perſonen zu ſchreiben", bemerkte er gegen Rouſſeau, „iſt ein eben ſo ſchwieriges als gefährliches Unternehmen. Denn ſo feſt ent„ſchloſſen man auch immer ſein mag, ſich innerhalb der Grenzen der Wahrheit „zu halten, ſo gibt es doch ſtets Perſonen von hervorragender Stellung und „ſogar ganze Völker, welche nicht gewinnen, wenn man ſelbſt mit der „größten Schonung und ohne alle Leidenſchaftlichkeit die Wahrheit von „ihnen ſagt. Ich habe zu viele Freundſchaft für Sie, um Ihnen nicht zu „rathen, dieſe Abſicht aufzugeben und der Dichtkunſt treu zu bleiben, in „welcher Sie bisher mit ſolchem Erfolge gewirkt haben [16])".

Aber nicht nur mit den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Rouſſeau's beſchäftigte ſich Eugen. Auch dafür, daß derſelbe endlich den ihm in Ausſicht geſtellten Poſten und zugleich ein ausreichendes Einkommen erhalte, legte der Prinz ein lebhaftes Intereſſe an den Tag.

Unabläſſig drängte er den Marquis Prié, die Hinderniſſe zu beſeitigen, welche ſich der Verwirklichung der Wünſche Rouſſeau's noch immer in den Weg ſtellten. Und um auch ſeiner Seits ſo viel als möglich dazu beizutragen, überſandte er am 15. Februar 1724 das unterzeichnete Patent, wodurch Rouſſeau zum Hofhiſtoriographen ernannt wurde. Es ſei dieß, ſchrieb der Prinz dem Marquis Prié, ein Amt, das für die Regierung eine weit größere Wichtigkeit habe, als diejenigen, welche aufgehoben worden ſeien, um aus ihren Einkünften Rouſſeau's Beſoldung zu bilden [17]). Lebhaft nahm er des letzteren Partei, als man ihm nur ein weit geringeres Einkommen zugeſtehen wollte. Er begreife es vollkommen, bemerkte Eugen, daß Rouſſeau ſich mit der ſchmalen Summe nicht begnügen könne [18]), die man ihm anbiete. Ihn ſelbſt aber verſicherte er, daß, was auch immer geſchehen möge, er ihn niemals verlaſſen werde [19]).

Es konnte nur ſchmerzlich für Eugen ſein, daß er von einem Manne, den er ſo hoch hielt, und für welchen er ſo Ungewöhnliches gethan hatte, empörende Undankbarkeit erfahren mußte. In demſelben Augenblicke, als ihn der Prinz für alle Zeiten ſeines Schutzes verſicherte, betheiligte ſich Rouſſeau lebhaft an einer Intrigue, die auf nichts Geringeres abzielte, als den Marquis von Prié aus den Niederlanden zu entfernen, und das Generalgouvernement dieſer Provinzen den Händen Eugens zu entziehen.

Die Art und Weiſe, in welcher er dieß aufnahm, zeigte wieder die Großartigkeit von Eugens Charakter in hellem Lichte. „Ich hätte niemals „geglaubt, daß Rouſſeau ſich an ſolchen Umtrieben betheiligen werde [20])"; dieß waren die einzigen Worte, welche Eugen über deſſen ſchmachvolles Benehmen laut werden ließ. Und obgleich Rouſſeau, für einige Zeit nach Wien zurückgekehrt, ſelbſt hier noch fortfuhr, die Stellung Prié's und mit ihr diejenige Eugens zu untergraben, ſo wurde der Prinz auch dadurch nicht vermocht, denjenigen fallen zu laſſen, der die Fortdauer ſeiner Gunſt ſo wenig verdient hatte. Selbſt daß Rouſſeau ſo weit ging, auf denſelben Fürſten ein Schmähgedicht zu verfaſſen [21]), welchen zu preiſen er früher nicht Worte genug gefunden hatte, ließ ihn Eugen, ſeine Großmuth faſt allzuweit treibend, nicht entgelten. Er empfahl vielmehr, wie Rouſſeau ſelbſt bezeugt, deſſen Angelegenheiten Prié's Nachfolger, dem Feldmarſchall Grafen Daun [22]). Er fuhr fort, Briefe von Rouſſeau anzunehmen und ſie in ſeiner gewohnten Weiſe zu beantworten. Ja er verſicherte ihn ſogar ſeines Wohlwollens; dennoch konnte dasſelbe unmöglich ein ſo lebhaftes ſein, als es zuvor geweſen war. Und daß Rouſſeau nun begann, ſich in gewagte Speculationen mit den Aktien der Oſtendiſchen Compagnie einzulaſſen, vermochte die Achtung des Prinzen, der ein abgeſagter Feind ſolchen Treibens war, für ſeinen früheren Schützling nicht zu vermehren. Nach und nach wurde der Verkehr zwiſchen ihnen immer ſeltener und gerieth in's Stocken, bis er endlich völlig verſiegte.

Nicht von grellen Mißklängen getrübt, wie es bei Jean Baptiſte Rouſſeau geſchah, war das Verhältniß, in welches Eugen zu einem anderen Franzoſen trat, der zwar erſt ſpäter zu großer Berühmtheit gelangte, jedoch ſchon damals, obgleich noch kaum dem Jünglingsalter entwachſen, ſeiner außergewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntniſſe wegen von dem Prinzen bemerkt und hervorgezogen wurde. Pierre Jean Mariette, der Sohn eines bekannten Kupfer-

ſtechers zu Paris, der zugleich einen ausgedehnten Bilderhandel betrieb, hatte ſeit früheſter Jugend eine Erziehung erhalten, welche in gleicher Weiſe ſeine enthuſiaſtiſche Liebe zur Kunſt, wie ſeine gründliche Kenntniß aller Zweige derſelben zur Entfaltung brachte. Mit edler Wärme widmete er ſich dem von ihm ergriffenen Berufe. Nichts glich der freudigen Erregung, in welche er bei dem Anblicke eines ſchönen Gemäldes, eines gelungenen Stiches zu gerathen vermochte. Dieſe Begeiſterung für die Kunſt gewann dem jungen Mariette, als er, wenig mehr als zwanzig Jahre alt, nach Wien gekommen war [23]), Eugens Neigung. Der Prinz übertrug ihm die wichtigſten Arbeiten in ſeiner Bibliothek, insbeſondere in dem Theile derſelben, welcher durch die ausgedehnte Sammlung von Handzeichnungen, Kupferſtichen und Portraits gebildet wurde. Noch heutigen Tages muß der tiefe Kennerblick, welchen Mariette ſchon damals durch die ſcharfſinnige Löſung der ſchwierigſten und zweifelhafteſten Fälle an den Tag legte, ungetheilte Bewunderung erregen.

Auch Eugen war auf's höchſte zufrieden mit der Art und Weiſe, in welcher Mariette die ihm übertragene Aufgabe vollführte. Er ließ ſich daher gerne bereit finden, deſſen Verlangen zu willfahren, als Mariette, nach Paris zurückgekehrt, dem Prinzen ſeinen ſehnſüchtigen Wunſch zu erkennen gab, Italien zu bereiſen und von ihm mit Empfehlungsbriefen an die einflußreichſten Perſonen in den bedeutendſten Städten dieſes Landes verſehen zu werden [24]).

Aber auch für ſich ſelbſt ſuchte Eugen die Reiſe Mariette's nach Italien nutzbringend zu machen. Er beauftragte ihn mit Einkäufen von Büchern und Kupferſtichen, und als Mariette ſchon längſt nach Paris zurückgekehrt war, bat ihn der Prinz ſeine Sendungen fortzuſetzen und dahin zu wirken, daß insbeſondere die Sammlung von Portraits, welcher Eugen ein ganz vorzügliches Intereſſe zuwandte, die größtmöglichſte Vollſtändigkeit erreiche [25]).

Auch in anderen Dingen, welche zwar dem Gebiete der Kunſt nicht völlig angehörten, doch demſelben nahe verwandt waren, bediente ſich Eugen zur Vollführung ſeiner Aufträge der Vermittlung Mariette's. So war er es, der die Anfertigung der prachtvollen Gegenſtände aus vergoldetem Bronze beſorgte, welche Eugen zu ſeinem Gebrauche und zur Ausſchmückung ſeiner Gemächer von Paris nach Wien bringen ließ. Ebenſo gingen die Unterſtützungsbeträge, die der Prinz alten Dienern ſeiner Familie zu

Paris auszahlen ließ, durch Mariette's Hand. Die Briefe, welche hierüber noch vorhanden sind, zeugen nicht minder von der Wohlthätigkeit des Prinzen, als der tiefgefühlten und dankbaren Verehrung, mit welcher Mariette ihm anhing [26]).

Außer Rousseau und Mariette, deren specielle Aufgabe es war, Eugen mit jeder hervorragenden Erscheinung auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst bekannt zu machen, gab es noch eine lange Reihe ausgezeichneter Männer, mit welchen der Prinz zu gleichem Zwecke in lebhafter Verbindung stand. So mit dem bekannten und wahrhaft gelehrten Geschichtschreiber Jacques Basnage de Beauval, der nicht nur seine eigenen Werke, wie die Geschichte der Juden und die Annalen der vereinigten Staaten von Holland dem Prinzen übersandte [27]), sondern ihm auch sonst viele Mittheilungen über interessante Bücher zugehen ließ. So mit Nicolas Lenglet du Fresnoy, welcher Eugen bat, ihm eine neue Auflage seines vielverbreiteten Werkes über die beste Methode, Geschichte zu studiren, widmen zu dürfen [28]). Und es mag wohl auf Anregung des Prinzen geschehen sein, daß Lenglet im Jahre 1721 nach Wien kam und zwei Jahre daselbst verweilte, während welcher Zeit er auch in Eugens Bibliothek gearbeitet hat.

Gleichwie von Lenglet, so kamen auch von anderen Seiten vielfache Bitten, dem Prinzen Werke widmen zu dürfen. So dedicirt ihm, um nur Wenige zu nennen, ein zu Toulon lebender Schriftsteller, Namens Ferrand, ein Buch über Inschriften [29]), der Herzog von Castelvecchio in Florenz aber die Uebersetzung eines spanischen Werkes über die Philosophie Epiktets [30]). Eine unübersehbare Menge von Anträgen zu Ankäufen von Büchern ging ihm zu. Jeder Andere wäre dadurch ermüdet, ja wohl der ganzen Sache überdrüssig geworden. Eugen aber, weit entfernt davon, verfolgte unablässig die Bewegung der Literatur mit gespannter Aufmerksamkeit. Sobald eine interessantere Erscheinung unter den Büchern fehlte, die ihm übersendet wurden, suchte er sich dieselbe allsogleich zu verschaffen. Gern wandte er sich zu diesem Ende an den Verfasser selbst, wohl um ihm zugleich einen ehrenden Beweis seiner Anerkennung zu geben. So schrieb er am 1. Juni 1717 an Jean Baptiste Dubos, um ein Exemplar seines Werkes über die Malerei und die Dichtkunst zu erhalten, welches sich, wie er höre, erst unter der Presse befinde. Da es aus seiner Feder geflossen sei, so könne es nicht anders als höchst ansprechend sein. Und es ist dieß in der

That dasſelbe Werk, von welchem Voltaire ſpäter ſagte, daß es alle diejenigen weit übertreffe, die bis dahin über dieſen Gegenſtand erſchienen ſeien.

So wie Basnage, ſo verſorgte auch deſſen Schwiegerſohn La Sarraz im Haag den Prinzen Eugen mit Büchern. In Brüſſel war es der kaiſerliche Kriegsſecretär Mac Neny, in London der Reſident Hofmann, und nach ihm ſein Nachfolger Palm, in Mailand Carlo Emanuele d'Eſte, Marcheſe di San Criſtina, in Bologna der ehemalige Feldkriegsſecretär Baſtarobba, in Rom endlich der bekannte Abbate Biagio Garoſalo, die für den Prinzen zu gleichem Zwecke thätig waren. Der letztere, ein Neapolitaner von Geburt, welcher ſich hauptſächlich mit dem Verkaufe älterer Werke beſaßte, beſaß eine ſo außergewöhnliche Kenntniß der alten Sprachen, und zwar nicht nur des Griechiſchen und Lateiniſchen, ſondern auch des Hebräiſchen, daß er in ganz Italien ſich großer Berühmtheit erfreute. Eugen ſtand mit ihm in dem lebhafteſten Verkehre. Er ernannte ihn zu ſeinem Famigliare d'onore, und bewog ihn endlich, ſich in Wien anſäßig zu machen, wo Garoſalo auch bis zu ſeinem Lebensende blieb.

Wenn von den bedeutenden Männern Italiens die Rede iſt, mit welchen Eugen in Verbindung ſtand, dürfen der berühmte neapolitaniſche Geſchichtſchreiber Pietro Giannone, welcher es dem Prinzen verdankte, wenn er in Wien ein Aſyl und Unterſtützung fand, dann die Cardinäle Aleſſandro Albani und Domenico Paſſionei nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Mit Albani, einem Neffen des Papſtes Clemens XI., war Eugen bekannt geworden, als derſelbe ſich als Botſchafter ſeines Oheims in Wien befand. Die gleiche Vorliebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, welche beide beſeelte, mag wohl zu dem freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen Eugen und Albani am meiſten beigetragen haben. Nach Rom zurückgekehrt, ſchuf der Letztere aus der herrlichen Villa, die er daſelbſt beſaß, durch Anhäufung von Sammlungen in ihren Räumen einen wahren Tempel der Kunſt. Dadurch erklärt es ſich leicht, daß Eugen in dieſem Fache Niemanden mehr als Albani vertraute. Dem Abbate Silvio Valenti Gonzaga, ſpäter Cardinal und Staatsſecretär Papſt Benedikt des XIV., ſelbſt einer der unterrichtetſten Männer ſeiner Zeit, welcher damals die Einkäufe von Kunſtſachen für den Prinzen in Rom zu beſorgen hatte, wurde angelegentlich empfohlen, nichts nach Wien zu ſenden, was nicht vor dem Kennerblicke Albani's die Probe beſtanden hatte [31]).

Lebhafter noch als mit Albani war der Verkehr Eugens mit Domenico Paſſionei, jenem geiſtvollen und ſtreitfertigen Vorkämpfer für die Rechte der Kirche, welcher in der erſten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts zu ihren kräftigſten Stützen gezählt wurde. Es ſcheint, daß der Prinz während ſeiner Feldzüge in den Niederlanden und ſeines oftmaligen Aufenthaltes im Haag, wo Paſſionei ſich längere Zeit hindurch befand, zuerſt mit ihm in Verbindung trat. Paſſionei's entſchiedene Haltung während der Congreſſe von Utrecht und Baden, bei welchen er als Bevollmächtigter des heiligen Stuhles anweſend war, gewann ihm Eugens Hochachtung in vollſtem Maße. Zu oft wiederholten Malen ſprach der Prinz ſich in dieſem Sinne aus, und die Wärme, mit der er den hervorragendſten Staatsmännern Roms Paſſionei empfiehlt, zeugt am beſten von der hohen Meinung, welche der Prinz von ihm hegte [32]). Ja es iſt kaum zu bezweifeln, Eugens Vorwort habe dazu beigetragen, Paſſionei's Ernennung zum päpſtlichen Nuntius in der Schweiz und zum Erzbiſchofe von Epheſus zu erwirken.

Auch daß Paſſionei im Jahre 1730 berufen wurde, ſeinen Poſten in der Schweiz mit der Nunciatur in Wien zu vertauſchen, war gewiß zum größten Theile Eugen's Werk. Wie früher in ſchriftlichem, ſo ſtand jetzt der Prinz in lebhaftem mündlichen Verkehre mit Paſſionei. Einer der ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit, und wie Aleſſandro Albani ein eifriger, wenn gleich mit Glücksgütern nicht in ſo reichem Maße geſegneter Sammler von Kunſtwerken und Büchern, nahm Paſſionei auch auf die Ankäufe des Prinzen in allen Zweigen der Wiſſenſchaft und der Kunſt oft einen beſtimmenden Einfluß.

Wo ſolche Männer wie diejenigen zuſammenwirkten, von denen die bedeutendſten hier namhaft gemacht worden ſind, wo über ſo beträchtliche Geldmittel verfügt werden konnte, wie ſie dem Prinzen Eugen zu Gebote ſtanden, da iſt es wohl natürlich, daß auch das Ergebniß, welches erreicht wurde, in der That ein großartiges genannt werden muß.

In einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ſammelte Eugen eine Bibliothek, welche für einen Privatmann wirklich prachtvoll erſchien. „Die Bücher„ſammlung des Prinzen", ſchrieb ſchon im Jahre 1716 Rouſſeau von ihr, „iſt ſehr ausgedehnt, und beſteht aus lauter guten und ſchön gebundenen „Büchern. Das Merkwürdigſte aber daran iſt, daß ſich faſt kein einziges „Werk darin findet, welches der Prinz nicht geleſen oder wenigſtens

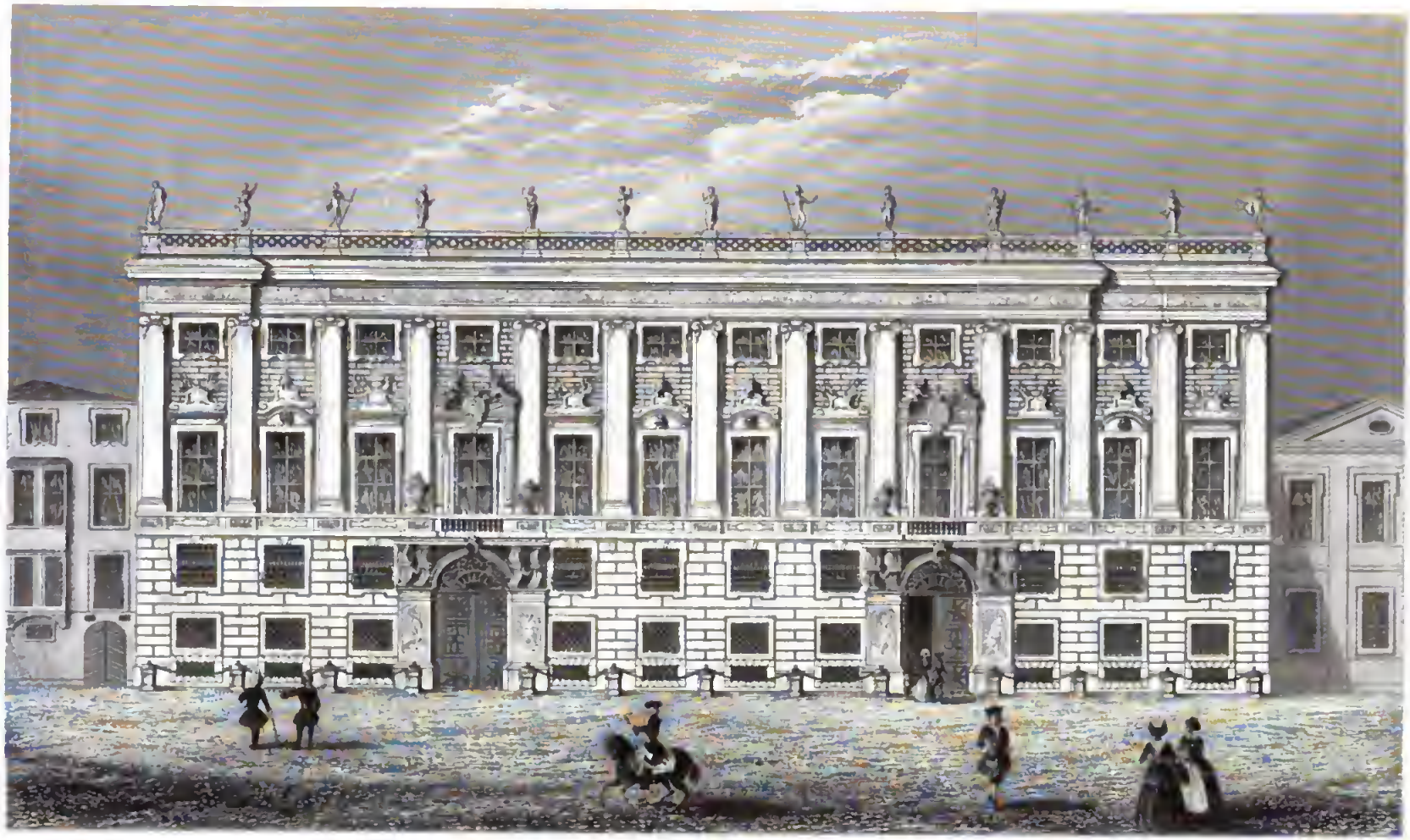
„durchgegangen hat. Sollte man es wohl glauben, daß ein Mann, der „faſt allein die Laſt der öffentlichen Angelegenheiten von ganz Europa trägt, „welcher Generallieutenant und erſter Miniſter des Kaiſers iſt, daß ein „ſolcher Mann Zeit gewinnt, eben ſo viel zu leſen als Jemand der nichts „Anderes zu thun hat [33])".

Wie Rouſſeau von Eugen ſelbſt ſagt, daß er keinem Fache des Wiſſens einen beſonderen Vorzug gab, ſo hielt es der Prinz auch in ſeiner Bibliothek. Jeder Zweig der Wiſſenſchaft war darin vertreten, und es mag nur als eine Eigenthümlichkeit angeführt werden, daß die einzelnen Bücher den verſchiedenen Fächern nach, denen ſie angehörten, auch verſchieden gebunden wurden. So iſt alles, was Geſchichte und die ihr verwandten Zweige betrifft, in rothem, Theologie und Rechtswiſſenſchaft in dunkelblauem, die Naturgeſchichte aber und die in ihr Bereich gehörenden Wiſſenſchaften in gelbes Leder gebunden. Die prachtvollen Bände, auf Vor- und Rückſeite mit dem Wappen des Prinzen verſehen, durchaus mit goldenem Schnitt, bilden noch heute eine der ſchönſten Zierden der kaiſerlichen Hofbibliothek [34]).

Zu beſonderem Schmucke gereichte der Bibliothek des Prinzen eine koſtbare Sammlung von Handzeichnungen der berühmteſten Meiſter, von Kupferſtichen und Portraits [35]). Mit nie ermüdendem Fleiße und mit höchſt beträchtlichen Koſten war Eugen unabläſſig bedacht auf Vergrößerung dieſer Sammlung. Sie befand ſich damals, mit der Bibliothek ſelbſt, in dem ſchönen Palaſte, welchen der Prinz in der Himmelpfortgaſſe erbaut hatte. Zum Theile von dem Architekten Johann Lukas Hildebrand, zum Theile aber von dem berühmten Meiſter Fiſcher von Erlach aufgeführt, mit einer prachtvollen Treppe, ſchönen Prunkſälen und bequemen Wohnräumen, mit einem flachen, von Statuen gezierten Dache verſehen, zählt dieſer Palaſt zu den ſchönſten Wiens, und es iſt nur zu bedauern, daß die enge Straße, in welcher er ſteht, die Anſicht desſelben verkümmert.

Das Gegentheil kann von dem Belvedere geſagt werden, welches nach allen Seiten frei, überallhin, beſonders aber nach der Stadt zu, die herrlichſte Ausſicht gewährt und zugleich einen ungemein ſchönen Anblick darbietet. Hier war der Lieblingsaufenthalt des Prinzen, hieher ließ er Alles bringen, was dem Gebäude zum Schmucke und den Wohnräumen zur Zier dienen konnte. Auch jetzt noch mahnt jeder Schritt an den erlauchten Erbauer. Man mag die kunſtvoll gearbeiteten charakteriſtiſchen Figuren

Digitized by Google



EUGENS PALAST

in der Himmelpfortgasse

Stich u. Druck der Typogr. lith. art. Anstalt in Wien

der Träger des Gebäudes an der nach Südoſt gekehrten Façade, oder die Decken des ſchönen Saales betrachten, an welcher insbeſondere der architektoniſche Theil, von Vandi gemalt, großes Lob verdient; man mag die Deckengemälde des Neapolitaners Del Po oder dasjenige ſeines ungleich berühmteren Landsmannes Solimena, welches die Entführung des Cephalus durch die Aurora vorſtellt, man mag endlich die prachtvollen Marmortiſche in's Auge faſſen, zu denen Eugen die Platten durch den Cardinal Aleſſandro Albani in Rom mit höchſter Sorgfalt auswählen ließ: überall wird man unwillkührlich an denjenigen erinnert, welchem dieſe herrlichen Räume ihr Entſtehen verdanken [36]). Charakteriſtiſch iſt insbeſondere die von dem deutſchen Bildhauer Balthaſar Permoſer in weißem Marmor verfertigte, jetzt im Erdgeſchoſſe des Palaſtes aufgeſtellte Statue des Helden ſelbſt. Trotz des geſchmackloſen Beiwerks und der allzugroßen Ueberladung immerhin ein Kunſtwerk von nicht gewöhnlichem Werthe, verdient hauptſächlich die Art und Weiſe bemerkt zu werden, in welcher Eugen dargeſtellt iſt. Von Genien getragen und den Neid mit dem Fuße zertretend [37]), ſucht der Prinz mit der linken Hand die Mündung der Tuba zu ſchließen, mit welcher Fama aller Welt ſeinen Ruhm zu verkünden ſtrebt. Dieſe Anſpielung auf Eugens bekannte Beſcheidenheit iſt um ſo bezeichnender, als ſie, wohl ohne daß der Künſtler darum wußte, nur einen Vorfall verewigt, der ſich wirklich zutrug. Als der Neapolitaner Biagio Curini ein von ihm verfaßtes Heldengedicht, worin er Eugens ruhmreiche Thaten ſchilderte, dem Prinzen überſandte, da dankte ihm dieſer für die gelungene Arbeit, bat ihn jedoch angelegentlich, dieſelbe nicht in Druck legen zu laſſen. Denn es könnte ihm nicht anders als unangenehm ſein, Lobpreiſungen veröffentlicht zu ſehen, die er als übertrieben betrachten müſſe [38]).

Außer dieſer Statue beſaß Eugen noch zahlreiche andere, welche längſt in fremde Hände übergegangen, ja meiſt von Wien weggebracht worden ſind. So geſchah es mit jenen ſchönen Bildwerken, insgemein die pompejaniſchen Gewandſtatuen genannt, die erſten, die in Herculanum ausgegraben, und Eugen von dem Prinzen von Elboeuf zum Geſchenke gemacht wurden [39]). In der Marmorgallerie des näher nach der Stadt hin gelegenen Gartengebäudes aufbewahrt, nach Eugens Tode aber von ſeiner Erbin nach Dresden verkauft, bilden ſie noch jetzt einen hervorragenden Theil der dortigen Kunſtſchätze. Nach Preußen wanderte, jedoch noch bei

Lebzeiten des Prinzen, jener betende Knabe, der in der Tiber gefunden und von Papſt Clemens XI. dem Prinzen Eugen geſchenkt worden ſein ſoll. Von ihm ging dieſe ſchöne Erzſtatue an den Fürſten von Liechtenſtein über. Durch Kauf an König Friedrich II. von Preußen gelangt, der ſie in ſeinem Luſtſchloſſe Sansſouci aufſtellen ließ, dient ſie jetzt zu einer der ſchönſten Zierden des königlichen Muſeums in Berlin [40]).

Gleich den Statuen, welche Eugen beſaß, ſind auch die Gemälde, die ſich in ſeiner Gallerie befinden, an verſchiedene Orte zerſtreut worden. Eine Eigenthümlichkeit ſeiner Sammlung bildeten die zahlreichen Schlachtenbilder, meiſt ſeine eigenen Erlebniſſe darſtellend. Unter denjenigen, welche der Franzoſe Ignaz Parrocel aus Avignon angefertigt hatte, wurde insbeſondere der Entſatz von Turin gerühmt. Eines weit größeren Rufes erfreuten ſich jedoch die Schlachtbilder des Holländers Johann van Hugtenburg, an deren Entſtehen Eugen ſelbſt lebhaften Antheil genommen haben ſoll. Er habe, ſo wird behauptet, während ſeines Aufenthaltes im Haag den Künſtler oftmals beſucht, ihm die Plane der darzuſtellenden Schlachten und Belagerungen mitgetheilt, und ihn hiedurch, ſo wie durch vielfache aufklärende Bemerkungen in den Stand geſetzt, Vorzügliches zu leiſten. Daher kam es auch, daß dieſe Bilder in zahlreichen Vervielfältigungen außerordentlichen Abſatz fanden, und den Ruf wie den Wohlſtand des Meiſters begründeten, der ſie ſchuf.

So wie auf die Ausſchmückung des Belvedere, deſſen prachtvoller Bau erſt im Jahre 1724 ganz vollendet wurde, verwendete Eugen auch die größte Sorgfalt auf die weitausgedehnten Gärten, welche dasſelbe umgaben. Schon bei ihrer Anlage hatte er die Männer, denen er den beſten Geſchmack zutraute, die Grafen Sinzendorff und Althan, dann den Reichsvicekanzler Schönborn häufig zu Rathe gezogen. Im Jahre 1717 ließ er den Gartendirektor des Kurfürſten von Baiern, Namens Girard, nach Wien kommen, und benützte ſeine erprobte Erfahrung zur Verſchönerung der Gärten des Belvedere und zur Anlegung der zahlreichen Waſſerwerke, mit denen er ſie zierte [41]). Einen ſeiner geſchickteſten Arbeiter ſandte der Prinz nach Harlem, um ſich dort in der Kunſt, Blumen und Bäume jeder Art zu ziehen, vollkommen auszubilden [42]). Nach allen Weltgegenden hin, ja ſogar bis nach Perſien ertheilte er Aufträge zur Ueberſendung ſeltener Pflanzen und Gewächſe [43]). Und daß er nicht allein den Zweck im Auge hatte, ſeine

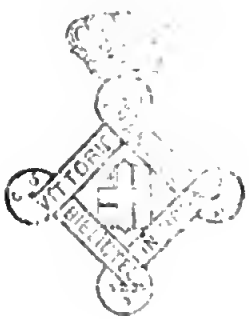
Stich u Druck der Typogr lith art Anstalt in Wien

Digitized by Google

BELVEDERE

Stich u. Druck der Typogr. lit. art. Anstalt in Wien.

Digitized by Google



Gärten auszuſchmücken und Seltenheiten zu beſitzen, ſondern daß es ihm auch darum zu thun war, die Botanik als Wiſſenſchaft zu fördern, wird am beſten dadurch bewieſen, daß in Micheli's bekanntem botaniſchem Werke die letzte Tafel dem Prinzen Eugen gewidmet iſt und ſomit wahrſcheinlich auf ſeine Koſten herausgegeben wurde. Der Abbildung einer Myrthengattung, welche nach dem Prinzen Eugenia hieß, wird die Bemerkung beigefügt, derſelbe habe ein Herbarium, welches faſt alle in Deutſchland wachſenden Pflanzen enthalte, an Micheli geſchenkt, der es im Muſeum zu Florenz aufbewahrte [44]).

Nicht geringeres Intereſſe als für den Beſitz ſeltener Pflanzen legte Eugen auch für denjenigen ausländiſcher Thiere an den Tag. Eine eigene Abtheilung des Gartens, gegen Oſten gelegen, war zur Menagerie eingerichtet, welche unter den wenigen, die damals beſtanden, zu den größten und vorzüglichſten gehörte. Gegen fünfzig verſchiedene Arten Säugethiere befanden ſich darin, unter denen ein gezähmter Löwe, einige Tiger, dann ein Paar Auerochſen, ein Geſchenk des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Erwähnung verdienen.

Eine beſondere Vorliebe hatte Eugen für ſeltene Vögel, und es langte kein Schiff aus Indien in Oſtende an, ohne daß der Prinz ſich erkundigt hätte, ob es nicht derlei Thiere mitgebracht habe, welche er ſodann anzukaufen befahl. Auch aus Cadix bezog er deren durch den dortigen kaiſerlichen Generalconſul Jakob Vermolen, und ſie wurden ihm durch Tiroler aus dem Oberinnthale überbracht, welche der Handel mit Canarienvögeln bis nach Spanien geführt hatte [45]). Von Raubvögeln liebte Eugen insbeſondere das prachtvolle Exemplar eines Steinadlers, welchen er, ſo oft er im Belvedere verweilte, täglich eigenhändig gefüttert haben ſoll. Ein weißköpfiger Geier, der ſchon ſeit dem Jahre 1706 im Belvedere gehalten wurde, ſtarb daſelbſt erſt 1824, nachdem er dort durch hundert ſiebzehn Jahre in der Gefangenſchaft gelebt hatte [46]).

Hier mag auch der Ort ſein, mit wenigen Worten des reichen Güterbeſitzes zu gedenken, der dem Prinzen Eugen innerhalb des Ländergebietes des Hauſes Oeſterreich eigen war. Zu den Herrſchaften Bellye und Raczkeve in Ungarn, von welchen Eugen die erſtere als Geſchenk vom Kaiſer Leopold I. erhielt, und die zweite von der Gräfin Heißler kaufte, kamen ſpäter noch Schloßhof mit Engelhartſtetten und Siebenbrunn, alle drei in Niederöſterreich auf der Nordſeite der Donau gelegen.

Digitized by Google

Was vorerſt Bellye und Raczkeve betraf, ſo waren die weiten Landſtrecken, welche zu dieſen Gütern gehörten, in dem Augenblicke, als ſie in Eugens Hände übergingen, furchtbar verheert. Die Ortſchaften lagen in Trümmern, die Felder waren unangebaut, einer Wüſtenei vergleichbar. Dichte Wälder bedeckten einen großen Theil des zu Bellye gehörigen Gebietes; einen anderen wieder ſchwer zugängliche Sümpfe, welche die Drau und die Donau bildeten. Das letztere war auch bei der Inſel Eſepel oder Raczkeve der Fall. Dieſe unwirthlichen Gegenden in wohl angebaute und fruchtbringende zu verwandeln, darauf richtete nun Eugen ſeine emſigſte Sorgfalt. Und wie bedachtſam und wohlüberlegt er hiebei zu Werke ging, zeigt der an ſich geringfügige Umſtand, daß während der Prinz zu Bellye die Wälder ausroden ließ, er auf der Inſel Eſepel deren ſorgfältigſte Schonung anbefahl, weil er in ihrer Erhaltung ein wirkſames Mittel gegen das Ueberhandnehmen der Ueberſchwemmungen und das Wegſpülen des Erdreiches durch die Fluthen der Donau erblickte.

Während der Jahre 1707 bis 1712 baute Eugen zu Bellye ein feſtes Schloß, durch Vorwerke, Wälle und Gräben geſchützt und von einem Thurme überragt, welcher als Warte zu dienen hatte. Denn ſolche Vorſicht war nöthig, um eine ſichere Schutzwehr gegen die zu beſorgenden Angriffe der Türken ſowohl, als gegen die Ueberfälle der Räuberbanden zu bieten, welche, eine unvermeidliche Folge des langen Krieges, damals jene Gegenden durchſtreiften.

Was die Urbarmachung des Landes und deſſen Wiederbevölkerung betraf, ſo griff auch Eugen zu jenem Mittel, welches zu allen Zeiten ſegensreiche Früchte getragen hat. Gleich den übrigen Gutsbeſitzern in jener Gegend, dem Feldmarſchall Grafen Mercy, dem Grafen Adam Batthyany, den Biſchöfen Emmerich Eſaky und Franz Neſſelrode zog auch Eugen deutſche Einwanderer in's Land. Koſtenfrei gab er ihnen ſo viel Grundbeſitz als ſie zu bebauen vermochten, und befreite ſie für drei, ja nach Umſtänden ſelbſt für ſieben Jahre von jedweder Abgabe. Auch mag es erwähnt werden, daß er keinerlei Frohndienſt von dieſen neuen Unterthanen forderte, ſondern nichts von ihnen verlangte, als die Entrichtung eines mäßig berechneten Erbzinſes von jedem Hauſe. So wurde das Dorf Eugeniusſalva, zwiſchen Bellye und Eſſeck gelegen, ganz von deutſchen Einwanderern katholiſchen Glaubensbekenntniſſes erbaut und führt noch heute den Namen desjenigen, welchem es ſeine Gründung verdankt [47]).

Auch die Inſel Cſepel und den Landſtrich am rechten Donauufer, welcher von dem gegen den Strom vorſpringenden Ofner Gebirge den Namen Promontor führt, ſuchte der Prinz in gleicher Weiſe mit fleißigen Anſiedlern zu bevölkern. Noch vor einem halben Jahrhunderte verwahrte einer der Nachkommen jener deutſchen Einwanderer in dem Dorfe Cſepel die Urkunde, durch welche Claudius Verlet, Hauptmann im Dragoner-Regimente des Prinzen und Oberverwalter ſeiner Güter in Ungarn, in Eugens Namen und auf deſſen Befehl ſich im Jahre 1712 gegen die Abgeordneten der ſchwäbiſchen Coloniſten verbindlich machte, ihnen ſo viel Land einzuräumen, als ſie urbar zu machen im Stande wären. Für Aecker und Wieſen ſollten ſie durch drei, für Weingärten aber durch ſieben Jahre nicht die mindeſte Abgabe zu entrichten haben [48]). Ja ſie erhielten ſogar Jeder zwei Metzen Getreide zum Anbau als Geſchenk, und verpflichteten ſich das in Trümmern liegende Dorf Cſepel wieder aufzubauen.

Auch zu Promontor und Raczkeve errichtete Eugen anſehnliche Schloßgebäude. In dem erſteren befand ſich eine Anzahl Angora-Ziegen, die er aus ihrer Heimath hatte kommen laſſen. Das Schloß zu Raczkeve, geräumiger als das zu Promontor, umgab er mit prächtigen Gärten, in welchen er einen zahlreichen Wildſtand, insbeſondere an Hirſchen und Rehen unterhielt. Und es wird als eine große Seltenheit erwähnt, daß ſich dort auch Steinböcke befanden, die ihm aus Savoyen zugeſchickt worden waren.

Noch weit beträchtlichere Summen als auf Bellye und Raczkeve verwendete Eugen auf ſeinen Lieblingsaufenthalt Schloßhof, welches Gut er wahrſcheinlich noch während der Dauer des ſpaniſchen Erbfolgekrieges von der freiherrlichen Familie von Gienger kaufte und im Jahre 1727 durch die Herrſchaft Engelhartſtetten vergrößerte, die er von der Gräfin Maria Joſepha von Starhemberg, gebornen Gräfin Jörger, gleichfalls durch Kauf erwarb [49]).

Nahe dem Einfluſſe der March in die Donau gelegen, war Schloßhof nicht allzuweit von Wien entfernt, und konnte eben ſo leicht zu Waſſer als zu Lande erreicht werden. Dieſem Umſtande verdankte es Schloßhof, daß es von Eugen, der zu längeren Reiſen weder Muße noch Luſt gehabt zu haben ſcheint, in jedem Jahre zu wiederholten Malen beſucht wurde, während er ſeine ungariſchen Güter nur aus Anlaß der letzten Feldzüge gegen die Türken, und ſeitdem nicht wieder ſah.

Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß die ausgedehnten Gebäude zu Schloßhof wenigſtens theilweiſe aus der Zeit der Familie Gienger herrühren, deren Wappen noch jetzt an einem Pfeiler des Erdgeſchoſſes ſichtbar iſt. Aber ſeine anſehnliche Erweiterung, wodurch Schloßhof damals zu einem der großartigſten Herrenſitze in Oeſterreich wurde, verdankt es allerdings nur dem Prinzen. Geräumige Säle, nahezu zweihundert Wohnzimmer, in denen noch manches altehrwürdige Einrichtungsſtück an den früheren erlauchten Beſitzer erinnert, weitläufige Nebengebäude waren im Stande, nicht nur den Prinzen ſammt ſeinem gewöhnlichen nicht geringen Gefolge, ſondern auch zahlreiche Gäſte zu beherbergen, die ſich insbeſondere zur Herbſtzeit in Schloßhof einfanden. Denn in den ausgedehnten Wildgärten, welche zu dieſer Beſitzung gehörten, bot ſich reichliche Gelegenheit zur Befriedigung der Jagdluſt. Und auch Eugen verſchmähte es nicht, an dieſem Vergnügen manchmal Theil zu nehmen, obwohl er gleich ſo vielen hervorragenden Männern die thörichte Uebertreibung mißbilligte, mit der man damals dem Waidwerke oblag und die ernſteſten Dinge darüber verſäumte.

Die oft wiederholten Ausflüge Eugens nach Schloßhof und das Vergnügen, welches er daran fand, brachten den Kaiſer Karl VI. auf den Gedanken, dem Prinzen in der Nähe Wiens noch einen anderen Zielpunkt zu kurzen Reiſen und einen Wohnort zum Landaufenthalte zuzuwenden. In den erſten Tagen des Jahres 1725, kurz nachdem Eugen das Generalgouvernement der belgiſchen Provinzen niedergelegt hatte, und wohl auch um ihn dafür zu entſchädigen, kaufte der Kaiſer von dem Wiener Erzbiſchofe Grafen Sigmund Kollonics die Herrſchaft Siebenbrunn ſammt den Dörfern Laſſee und Oberweiden im Marchfelde um zweimalhunderttauſend Gulden, und machte ſie dem Prinzen Eugen als freies Eigenthum zum Geſchenke, auf daß ſie ihm „zu einer beliebigen Excurſion und Landts-„diſtraction“ dienen möge. Denn es ſei ihm ſelbſt, erklärte der Kaiſer, und dem Staate an Eugens „langer Conſervation“ beſonders gelegen [50]).

Von dieſem Zeitpunkte an wurde denn auch Siebenbrunn oft, wenn gleich minder häufig als Schloßhof, von Eugen beſucht. Daß er auf die Baulichkeiten des Schloſſes oder auf deſſen innere Ausſchmückung beſondere Sorgfalt verwendet habe, darüber iſt nichts bekannt geworden.

Viertes Capitel.

Schon früher iſt das Zeugniß eines Zeitgenoſſen angeführt worden, daß es eine arge Täuſchung wäre zu glauben, über dem Verkehre mit geiſtvollen und gelehrten Männern, und über lebhafter Beſchäftigung mit ſeinen Büchern, ſeinen Sammlungen, ſeinen Bauten und Gärten, ſeinen Gütern endlich habe Eugen die Pflichten vernachläſſigt, welche die verſchiedenartigen und wichtigen Aemter ihm auferlegten, die er bekleidete. Von dem Zeitpunkte ſeiner Rückkehr aus dem letzten Kriege wider die Türken angefangen, war er nach dreifacher Richtung hin angeſtrengt thätig. Als Leiter des kaiſerlichen Militärweſens war dieß der Fall, als General-Gouverneur der öſterreichiſchen Niederlande und als Vorſitzender der geheimen Conferenz, als welcher er gewiſſermaßen die Stelle eines erſten Miniſters bekleidete.

Was vorerſt die Wirkſamkeit Eugens als Präſident des Hofkriegsrathes betrifft, ſo war, wie es wohl in der Natur der Verhältniſſe lag, die lange Dauer der Kriege hindurch ſeine Sorgfalt mehr darauf gerichtet, die Uebelſtände zu beſeitigen, welche unter den vorhergegangenen Verwaltungen des Markgrafen Hermann von Baden wie der Feldmarſchälle Rüdiger Starhemberg und Heinrich Mannsfeld ſich eingeſchlichen hatten, als eine durchgreifende Umgeſtaltung des kaiſerlichen Militärweſens herbeizuführen. In letzterer Beziehung war ja in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume vor Eugens Amtsantritte Montecuccoli als Reformator aufgetreten, und ſein Wirken hatte ſo tiefe Furchen gezogen, daß es Eugen mehr darum zu thun ſein mußte, in ſeinem Geiſte fortzuarbeiten als völlig neue Bahnen einzuſchlagen.

Eugen ſah daher zunächſt ſeine Aufgabe darin, dasjenige hinwegzuräumen, was ihm als Hemmniß des ferneren Aufſchwunges des kaiſerlichen Kriegsweſens erſchien. Und da war denn, wie ſich aus allen ſeinen Handlungen klar ergibt, jede ſeiner Maßregeln darauf gerichtet, den militäriſchen Geiſt, dieſe Seele des vielgegliederten Körpers, welchen man das Heer

nennt, zu hegen und zu fördern, und Alles zu verbannen, was deſſen ungehinderter Entfaltung ſchädlich ſein konnte.

Als das wirkſamſte Mittel zur Erreichung dieſes großen Zieles erſchien dem Prinzen die unverrückte Befolgung des Grundſatzes, einzig und allein das Verdienſt hervorzuziehen, nur ihm Auszeichnung und Beförderung zuzuwenden, und jeden anderen Weg, um zu den höheren Stufen im Heere zu gelangen, nach und nach völlig abzuſchneiden.

Zwei Faktoren waren bisher vorzugsweiſe in Anwendung gekommen, um eine glänzende Laufbahn zurückzulegen. Gunſt und Geld, ſo hießen dieſe Hülfsmittel, denen beiden der Prinz in gleicher Weiſe entgegen zu treten beſchloß. Doch begriff er vollkommen, daß dieß keine Arbeit von Tagen, ſondern nur von Jahren ſein könne, und daß er auch dann noch das vorgeſteckte Ziel nur unvollkommen zu erreichen im Stande ſein werde. Denn es war nicht leicht zu beſtimmen, gegen welchen dieſer beiden mächtigen Hebel den Kampf zu führen mit größeren Schwierigkeiten verbunden war.

Zur Ausrottung der ſeit langer Zeit eingewurzelten Gewohnheit, gegen Erlag gewiſſer Geldſummen militäriſche Würden zu vergeben, hatte Eugen nach zwei Seiten hin anzukämpfen. Gegen diejenigen mußte er zu Felde ziehen, welche die Stellen zu kaufen ſuchten, und was noch weit ſchwieriger war, auch gegen die Verkäufer derſelben. Denn die letzteren ſahen darin, insbeſondere die Inhaber der Regimenter, nicht nur eine bedeutende Einnahmsquelle, ſondern auch eine ſolche, die durch alte Gewohnheit zu einer berechtigten geworden war.

Es iſt bei früherer Gelegenheit geſagt worden, daß der Verkauf der Offiziersſtellen in den Regimentern den Chefs derſelben die damals ſehr beträchtliche Summe von zehn bis zwölftauſend Gulden jährlich abwarf. Diejenigen, welchen dieſes Ergebniß zu Gute kam, beſaßen die erſten Würden im Heere, waren die verdienteſten Generale, und hielten jede Schmälerung dieſes Einkommens für eine Art von Beraubung an ihrem wohlerworbenen Eigenthume. Es gehörte alſo kein geringer Muth, keine geringe Standhaftigkeit dazu, wenn Eugen, kaum zum Präſidenten des Hofkriegsrathes ernannt, von Kaiſer Leopold ein ſtrenges Dekret erwirkte, durch welches der Verkauf der Offiziersſtellen ein für allemal unterſagt wurde [1]). Und fünf Jahre ſpäter, im Jahre 1708, rief der Prinz eine

Erneuerung dieſer Anordnung hervor, welche auch Karl VI. bei ſeinem Regierungsantritte beſtätigte [2]).

Wie es von Eugen zu erwarten war, ſo begnügte er ſich nicht damit, daß ein ſolcher Befehl gegeben wurde; er drang auch auf deſſen pünktliche Ausführung. Durch nichts ließ er ſich hievon abſchrecken, es mochte derjenige, den es traf, in noch ſo mächtigen Familienverbindungen ſtehen, noch ſo hohe Würden bekleiden, er mußte ſich der Anordnung fügen oder der ſtrengſten Ahndung gewärtig ſein. Denn die Energie des Gedankens, wenn man ſo ſagen darf, war eben eine der ſchönſten Eigenſchaften Eugens. In der humanſten, durchaus nicht verletzenden Weiſe wurde Alles was er beſchloſſen hatte, zur Ausführung gebracht. Nicht die mindeſte Rauheit oder Härte kam dabei vor. Aber an der Vollziehung ſeiner Beſchlüſſe hielt er nichts deſtoweniger unbeugſam feſt und jeder Widerſtand wich vor dem gewaltigen Nachdrucke, mit welchem er das, was er für Recht hielt, durchzuführen wußte.

Wie ſehr dieß in Bezug auf das Verbot des Verkaufes der Offiziersſtellen der Fall war, zeigte ſich bald, nachdem es erlaſſen worden, an dem General der Cavallerie Grafen Sigmund Joachim Trauttmansdorff.

Trauttmansdorff war zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede iſt, im Anfange des Jahres 1704, einer der älteſten Generale des kaiſerlichen Heeres. In einer langen Reihe von Schlachten, zuletzt noch bei Luzzara, hatte Trauttmansdorff mit Auszeichnung gekämpft, und ſich um das Kaiſerhaus verdient gemacht. Zudem zählte ſeine Familie zu den vornehmſten am Wiener Hofe. Dennoch ſcheute Eugen ſich nicht, als Trauttmansdorff ſich eine offene Nichtachtung des erlaſſenen Gebotes ſchuldig machte, ſtrenge Ahndung eintreten zu laſſen. Je höher derjenige ſtehe, ſo dachte der Prinz, welcher das Geſetz verletzt habe, deſto gewiſſer müſſe auch ſeine Beſtrafung ſein, weil ſie des Beiſpiels wegen tauſendmal mächtiger wirke, als wenn ſie nur wenig Gekannte treffe.

Daß dieß wirklich Eugens Ueberzeugung war, trat bei dem Falle mit Trauttmansdorff klar an den Tag. Kaum hatte der Prinz davon Kenntniß erlangt, daß Trauttmansdorff eine Oberſtlieutenantsſtelle bei ſeinem Regimente um eine beträchtliche Summe verkauft habe, als derſelbe aus dem aktiven Militärdienſte entfernt wurde [3]). Er zog ſich nach Venedig und dann nach Wien zurück, wo er im Jahre 1706 ſtarb.

Wo möglich noch härter war der Kampf, welchen Eugen zu beſtehen hatte, um zu bewirken, daß die Stellen im Heere den Würdigſten zufielen, und es zu hindern, daß ſie nach der Gunſt des Hofes oder einflußreicher Perſonen vergeben wurden. Um ſo beſchwerlicher war dieſer Streit, weil er ſich nicht mit einer einzigen allgemeinen Verordnung abthun ließ, auf deren pünktliche Ausführung man mit Strenge hätte halten können. Sondern er wiederholte ſich immer wieder, und bei jedem der tauſend einzelnen Fälle, in denen es verſucht wurde, aus dieſer oder jener Rückſicht für irgend Jemand eine Beförderung zu erlangen, mußte der gleiche Widerſtand von neuem eintreten.

Was die Verwirklichung der Abſicht des Prinzen am ſchwierigſten machte, war der Umſtand, daß die Verleihung der Stellen vom Oberſten abwärts in den Händen der Regimentsinhaber lag. Waren ſie auch äußerlich wenigſtens durch das Verbot des Stellenverkaufes gebunden, ſo hielt es doch ungemein ſchwer, eine hie und da insgeheim gepflogene Verabredung aufzudecken und zu beſtrafen. Noch ſchwieriger war es, ſie in all jenen Fällen, in welchen nicht nach Verdienſt und Recht, ſondern nach Gunſt entſchieden wurde, deſſen zu überweiſen, und zu derjenigen Vergebung der Stellen anzuhalten, welche dem Dienſte des Kaiſers am meiſten entſprach. Doch konnten ſie gewiß ſein, daß wo irgend ein nur einigermaßen in die Augen fallendes Ereigniß dieſer Art vorkam, es Eugens allzeit wachendem Blicke nicht entging, ſtrenger Tadel die Schuldigen traf und ihnen die gemeſſene Aufforderung wurde, ihrer Pflicht treulich nachzukommen.

Nach jeder Seite hin ſuchte der Prinz, freilich nicht immer mit glücklichem Erfolge dieſen Grundſätzen Geltung zu verſchaffen, es mochte die Begünſtigung, die er für eine unverdiente hielt, vom Hofe ſelbſt, von mächtiger Familienverbindung [4]) oder von ſonſt Jemanden ausgehen, welchem Eugen ſolchen Einfluß zuzugeſtehen für ſchädlich anſah. Auch gegen die am höchſten geſtellten Perſonen im Staate mußte dieſer Widerſtand manchmal eintreten, denn es kann nicht geläugnet werden, daß es die beiſpielloſe Herzensgüte der Kaiſer Leopold und Joſeph war, welche in dieſer Beziehung gar Manches verſchuldete. Die Fähigkeit, abſchlägige Antworten zu ertheilen, ſchien ihnen faſt verſagt zu ſein, und da geſchah es denn nicht ſelten, daß auch von dort her Ernennungen an den Präſidenten

des Hofkriegsrathes gelangten, welchen er ſeinen Beifall nicht zu ertheilen vermochte.

Durch den Umſtand, daß ſolches von einer Seite geſchah, wo ein Widerſpruch für ein Wagniß gelten konnte, ließ ſich jedoch Eugen nicht abhalten, dasjenige zu thun, was er als ſeine Pflicht anſah. Mit jenem ehrerbietigen Freimuthe, der nicht leicht ſeine Wirkung verfehlte, weil er eben ſo ſehr aus ſeiner treuen Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus wie aus ſeinem lebendigen Rechtsgefühle entſprang, erlaubte der Prinz ſich Gegenvorſtellungen wider das, was er nicht zu billigen vermochte. Selten geſchah es, daß Eugens Worte nicht bereitwilliges Gehör und ſchnelle Gewährung fanden.

„Es wäre zwar von mir eine Vermeſſenheit", ſo ſchrieb er einmal in einem ſolchen Falle an Kaiſer Joſeph [5]), „wenn ich mich unterfangen „wollte, Eurer Majeſtät Maß und Ordnung vorzuſchreiben, ob Sie dieſem „oder jenem mehr oder weniger Ihre kaiſerlichen Gnadenbezeigungen zuzu„wenden hätten. Allein meinem Amte liegt es ob, daß ich Ihnen „nichts verhehle, was zu Dero Dienſte erſprießlich oder ſchädlich ſein „könnte. Ich bitte daher unterthänigſt, Euer Majeſtät geruhen in „Zukunft in den Beförderungsſachen und übrigen Kriegsangelegenheiten „das Gutachten des Hofkriegsrathes der allergnädigſten Beherzigung „nicht für gänzlich unwürdig zu halten, noch zu geſtatten, daß die Win„kelrecommandationen, wie man ſolche zu nennen pflegt, ſich einſchleichen, „insbeſondere von Seite derjenigen, deren Sphäre es nicht iſt, und „die nicht zu erkennen vermögen, von welcher Qualität und Capacität „die Leute ſind".

„Ich hege hiebei keine andere Abſicht als meinen pflichtſchul„digſten Eifer zu Euer Majeſtät Dienſt zu bezeigen, folglich Ihre „Armeen und den ganzen Kriegsſtaat theils in Flor zu erhalten und „theils in noch höheren zu bringen, dort wo ſeither etwas in Miß„brauch und Abnahme gerathen iſt. Im widrigen Falle aber, wenn „Euer Majeſtät ſelbſt nicht dazu die Hand bieten wollten, ſo würden „weder ich noch der Hofkriegsrath etwas Nützliches fruchten können, „ich mich hingegen meiner kummer- und ſorgenvollen Charge viel lieber „begeben als erwarten wollen, daß unter meinem Präſidium Ihr Kriegs„ſtaat ſchlimmer ſtatt beſſer werden ſollte, ja wohl die meiſten der

„beſten Offiziere auf einmal davongehen dürften, wenn ſie zur Be„lohnung ihrer lang geleiſteten guten Dienſte gleichwohl andere von „ſchlechtem oder gar keinem Verdienſte ſich vorgezogen ſehen müßten".

Wer ſolche Vorſtellungen an ſeinen Monarchen zu richten wagte, der ſcheute ſich auch nicht, mit gleichem Nachdrucke aufzutreten, wenn Mitglieder der erſten Adelsfamilien oder hochgeſtellte Generale der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, die beſten Stellen bei ihren Regimentern ihren Söhnen oder ſonſtigen Anverwandten zuzuwenden. Traf die Begünſtigung einen Tauglichen, ſo ließ ſie Eugen nicht ſelten hingehen, denn er ſah es nicht ungern, daß das Verdienſt des Vaters auch in dem Sohne noch belohnt würde. War der Bewerber aber untauglich oder das Unrecht zu groß, welches durch ſolche Bevorzugung einem verdienteren Offiziere angethan wurde, ſo verſäumte der Prinz es nie dem Schuldigen, er mochte ſein wer es wollte, die ſchärfſten Zurechtweiſungen zu ertheilen. „So lang ich die „Ehre habe", ſchrieb er am 22. Auguſt 1728 dem Grafen Reichenſtein, „das Haupt des kaiſerlichen Militärweſens zu ſein, ſo lang ſoll wenigſtens „mit meinem Wiſſen eben ſo wenig in Zukunft wie es bisher geſchehen iſt, „irgend Einem, wer er auch ſei, das mindeſte Unrecht widerfahren."

Wie ſehr es ihm damit Ernſt war, auch nach dieſer Seite hin dem Grundſatze, daß es des Kaiſers höchſtes Intereſſe fordere, wichtige Stellen nicht in die Hände von Perſonen gelangen zu laſſen, welche zu deren Ausfüllung nicht fähig erſchienen, Geltung zu verſchaffen, mag aus vielen Beiſpielen nur dasjenige mit dem Grafen Albrecht Heiſter zeigen.

Als Graf Rudolph Heiſter, des Feldmarſchalls älterer Sohn, vor Belgrad gefallen war, da hegte der Vater die größte Luſt, deſſen jüngerem Bruder Albrecht das erledigte Regiment zuzuwenden. So gern auch der Prinz dem alten und verdienten Feldherrn, welcher durch den Verluſt ſeines Sohnes tiefgebeugt war, dieſen Troſt hätte zu Theil werden laſſen, ſo vermochte ihn doch die Rückſicht auf des Kaiſers Dienſt, dieſe Regung des Mitgefühls zu unterdrücken und ſich mit Nachdruck gegen das Verlangen des Feldmarſchalls Heiſter zu erklären. Denn ſchon unter deſſen älterem Sohne war das Regiment in üblen Stand gerathen und es bedurfte einer ſicheren und erfahrenen Hand, um dasſelbe wieder in Ordnung zu bringen. Eine ſolche war aber diejenige Albrecht Heiſters noch weniger [6]). Eugen ſetzte es durch, daß das Regiment einem Würdigeren verliehen wurde.

Am ſchärfſten waren die Vorſtellungen des Prinzen, wenn bei der Wahl zwiſchen zwei Bewerbern um eine Stelle derjenige, welcher ſich größere Verdienſte erworben hatte, eine Zurückſetzung erfahren ſollte. Um nur eines einzigen unter den zahlreichen Fällen zu gedenken, welche vorkamen, mag hier desjenigen Erwähnung geſchehen, in dem der Feldmarſchallieutenant Graf Wilczek Eugens lebhaften Unwillen auf ſich zog. Denn aus Gründen, welche der Prinz mit den Worten „Conſideration und Eigennutz" bezeichnet, hatte Wilczek mit Zurückſetzung eines der beſten Stabsoffiziere im Heere, des Majors Herlenval, welcher ſich noch überdieß vor Kurzem durch die Vertheidigung von Mehadia gegen die Türken beſonders hervorgethan, die Stelle eines Oberſtlieutenants in ſeinem Regimente einem jungen Offiziere Namens Lindemann verliehen, der erſt ſeit einem Jahre Kriegsdienſte leiſtete und daher im Militärweſen völlig unerfahren war. Solche Vorgänge müßten, ſo ſchrieb der Prinz dem Hofkriegsrathe, dem kaiſerlichen Heere zur Schande gereichen. Er forderte ihn auf, von Amtswegen einzuſchreiten und ſo tadelnswerthem Vorgange zu ſteuern [7]). Trotz der damals ſo hoch gehaltenen Inhabersrechte brachte es Eugen dahin, daß Herlenval die erſte, Lindemann aber nur die zweite Oberſtlieutenantsſtelle im Regimente Wilczek erhielt.

Es kann leider nicht in Abrede geſtellt werden, daß Eugen bei dieſen Bemühungen, ſo erſprießlich ſie auch waren, von Kaiſer Karl VI. nur höchſt ungenügend unterſtützt wurde. Gleich ſeinem Vater und ſeinem Bruder war auch Karl nur allzuſehr geneigt, denjenigen, die ſeine Umgebung bildeten und deren Verkehr ihm angenehm war, für ſie ſelbſt und die ihrigen Gunſtbezeigungen zu Theil werden zu laſſen, durch welche nicht ſelten ein anderer, weit mehr berechtigter Anſpruch empfindlich verletzt wurde. Erſt die traurigen Kriegsereigniſſe des Jahres 1734 brachten hierin, jedoch allzuſpät, eine Umſtimmung des Kaiſers hervor. Nun befahl er ſelbſt dem Prinzen, was Eugen ſo oft fruchtlos beantragt hatte, die Regimenter nur mehr „an altverdiente Offiziere" zu verleihen, indem dieß, ſetzte Karl hinzu, „mehr als niemals die Noth erheiſcht. Das Beiſpiel des „Wutgenau", fuhr der Kaiſer fort, indem er auf den Vertheidiger von Philippsburg hinwies, „deſſen Verdienſte mir vorhin nicht ſo bekannt waren, „läßt mich billig hoffen, daß ſich auch ſonſt noch wackere Offiziere aus„zeichnen werden, welche mit Beiſeiteſetzung aller anderen Betrachtungen

„hervorzuziehen ſowohl mein Dienſt als die Gerechtigkeit fordert. Und „wenn Gott mir die Gnade verleiht, das Verlorene wieder zu erlangen, „ſo werde ich gewiß mit allem Ernſte auf die Abſtellung der Gebrechen „und Mißbräuche halten, welche jetzt mehr als ich gedacht hätte ſich zeigen. „Denn ohne deren Beſeitigung würde man die nämlichen traurigen Bege„benheiten allzeit zu befahren haben [8])."

Eines der zweckmäßigſten Mittel, welches Eugen anwandte, um unberechtigte Begünſtigung auszuſchließen, beſtand darin, daß er den Kaiſer beſtimmte, die ſogenannten „Expectanzen" für alle Zukunft aufzuheben und ſtreng zu unterſagen [9]). So nannte man den Gebrauch, der übrigens in Frankreich und Spanien noch weit häufiger als in Deutſchland beobachtet wurde, Kindern aus vornehmen Häuſern, oft kurze Zeit nach ihrer Geburt, Lieutenantsſtellen oder gar ſchon Compagnien zu verleihen, ihren Dienſt oft gar nicht, oft durch einen Stellvertreter verrichten und ſie dann, kaum in die Jünglingsjahre gelangt, in einer verhältnißmäßig ſchon bedeutenden Stellung ihren Poſten in dem betreffenden Regimente einnehmen zu laſſen.

Die Nachtheile eines ſolchen Verfahrens lagen auf der Hand. Eugen beharrte daher auch mit Feſtigkeit auf deſſen vollſtändiger Unterdrückung, und kehrte ſich an die Klagen derjenigen nicht, welche ſich dadurch in einem erworbenen Rechte beeinträchtigt glaubten [10]). Keine „Expectanz" wurde mehr anerkannt und ſo dieſem Mißbrauche bald ganz ein Ende gemacht.

Gleiche Beharrlichkeit, ja unerbittliche Strenge zeigte der Prinz, wenn es galt, den früher nicht ſelten unbeachtet gelaſſenen Befehlen der Vorgeſetzten den pünktlichſten Gehorſam von Seite der Untergebenen zu verſchaffen. Es iſt erwähnt worden, wie der Markgraf Ludwig von Baden, als er noch kaiſerlicher Feldmarſchall-Lieutenant war, einem Angriffsbefehle des Oberfeldherrn, Herzogs Karl von Lothringen, Folge zu leiſten ſich weigerte, weil er als Reichsfürſt von dem Herzoge keine Aufträge anzunehmen gehalten ſei. Solche Fälle kamen unter Eugen nicht mehr vor. Offene Weigerung, einem Befehle nachzukommen, wurde unter keiner Bedingung, ebenſowenig aber eine Zögerung in Befolgung derſelben geduldet. Da fand keine Rückſicht auf einflußreiche Verbindungen oder mächtige Verwandtſchaften ſtatt. Als Graf Gundacker Althan, damals Oberſtlieutenant im Dragonerregimente Vaubonne, eigenmächtig ſeinen Urlaub verlängernd, ſich auf wiederholte Aufforderung bei ſeinem Regimente nicht ſtellte, wurde

ihm ein Termin von vierzehn Tagen geſetzt, nach deſſen Ablauf die Caſſation wider ihn verhängt werden würde. Den Kaiſer aber bat der Prinz um ſeine mächtige Beihülfe zur Wiedereinführung des pünktlichſten Gehorſams unter den Offizieren, indem derſelbe ja das einzige Mittel ſei, um die Aufgaben, welche dem Heere geſtellt würden, auch wirklich vollführen zu können [11]).

So wie von den Offizieren, ſo forderte Eugen auch von den Soldaten unverbrüchliche Folgſamkeit gegen ihre Oberen. So wurde der Obercapitän Troyer höchlich belobt, als er einen Soldaten, welcher ſich ſeinen Anordnungen mit Gewalt zu widerſetzen gewagt hatte, mit einem Schuſſe zu Boden ſtreckte [12]).

In der jetzigen Zeit, bei dem geregelten Heerweſen der Gegenwart, mag dieß Alles als etwas Gewöhnliches, ſich von ſelbſt Verſtehendes angeſehen werden. Wenn man aber bedenkt, daß in dem Augenblicke, in welchem Eugen die Leitung des Hofkriegsrathes übernahm, erſt ein halbes Jahrhundert ſeit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges, jener Periode furchtbarſter ſoldatiſcher Willkür und Zügelloſigkeit verfloſſen war, ſo begreift man leicht, daß damals als etwas Außergewöhnliches angeſehen werden mußte, was jetzt als Regel gelten würde.

Nach keiner Richtung hin ſprach ſich jedoch Eugens Beſtreben, Zucht und Ordnung im Heere einzuführen und zu erhalten, ſchärfer aus als in der Strenge, mit welcher er darauf hielt, im Kriege wie im Frieden jede Bedrückung der Bewohner des Landes, in welchem ſeine Streitkräfte ſich befanden, entfernt zu halten. Eugen würde es ſich zur Schande gerechnet haben, in dieſer Beziehung irgend eine Nachſicht eintreten zu laſſen. Es war ſein Stolz, wenn er mitten im italieniſchen Feldzuge dem Kaiſer ſchreiben konnte, daß der Landmann unbeirrt den Feldarbeiten obliege, daß von keiner Klage desſelben gegen die Soldaten etwas zu hören ſei und daß, wenn ja eine ſolche vorkäme, dieſelbe mit Strenge unterſucht und an dem Schuldtragenden geahndet werde. Die Behauptung, daß ſolche Conflicte unvermeidlich, daß ſie etwas gewöhnliches ſeien und ihnen keine Bedeutung beigelegt werden ſolle, durfte ſich vor Eugen nicht hören laſſen. Jeglicher Rohheit ein abgeſagter Feind, wollte er ſie auch in ſeinem Heere nicht dulden, und da galt weder hoher Rang noch perſönliche Bravour oder ſonſtige Auszeichnung des Schuldtragenden als Grund zur Nachſicht. Er durfte der ſchärfſten Zurechtweiſung gewiß

ſein. Nach jeder Seite hin ward ſie gleichmäßig gehandhabt und die Feldmarſchälle Gronsfeld und Herbeville wurden nicht minder ſtrenge bedroht, wenn ſie ſich in Baiern Gelderpreſſungen zu Schulden kommen ließen, als ein Oberſt oder Hauptmann zur Verantwortung gezogen ward, deſſen Soldaten ſich Exceſſe erlaubten[13]).

Ein wirkſames Mittel, um derlei Ausſchweifungen hintan zu halten, hatte Eugen darin gefunden, daß, ſo oft eine begründete Klage über verübte Exceſſe vorkam, das Regiment, bei welchem der Schuldtragende diente, den Verluſt erſetzen mußte. Dem Regimente war wieder der Regreß an denjenigen vorbehalten, der den Schaden angerichtet hatte. So oft es ſich nun ereignete, daß der letztere die Vergütung nicht leiſten konnte, wurde das Regiment von dem Verluſte allein getroffen. Die natürliche Folge davon war, daß dieſes ſelbſt mit Sorgfalt darüber wachte, daß keine Exceſſe vorfielen, und in der That wurde, wie der engliſche Bevollmächtigte Saint-Saphorin bezeugt, ſo lang Eugen das Kriegsweſen leitete, von Ausſchweifungen der Soldaten faſt gar nichts gehört[14]).

In den Regimentern ſelbſt hielt Eugen darauf, daß die Soldaten von ihren Offizieren zwar zur Zucht und Ordnung angehalten, daß ſie jedoch mit Güte behandelt würden, und die Strenge erſt dann eintrete, wenn die Milde durchaus nichts mehr fruchte. Die Anſichten, welche hierüber der Generalfeldwachtmeiſter Graf Traun, der ſpätere berühmte Feldmarſchall, gegen den Prinzen ausſprach[15]), erhielten deſſen volle Billigung[16]), und er that was ihm möglich war, um deren pünktliche Befolgung von Seite der Regimentscommandanten zu erwirken.

In dieſer Beziehung, ſo wie in jeder andern, verlangte Eugen nicht nur für ſeine eigenen Befehle, ſondern auch für diejenigen des Hofkriegsrathes unbedingten Gehorſam. Er ſah es für einen der größten Fehler eines Feldherrn an, wenn er ſich den Anordnungen der oberſten Militärbehörde nicht fügen wollte[17]). Hierin lag der Hauptgrund ſeiner faſt ununterbrochenen Unzufriedenheit mit dem Feldmarſchall Heiſter. War derſelbe beauftragt, in Ungarn ſtrenge Mannszucht zu halten, das Landvolk nicht zu bedrücken, den Adel aber auf die Seite des Kaiſers zu bringen, ſo zog Heiſter im Lande umher, Alles mit Feuer und Schwert verheerend und die Einwohner zur Verzweiflung treibend. Hatte der Feldmarſchall den Befehl empfangen, in den an Niederöſterreich angrenzenden Comitaten zu

bleiben, nur ſchrittweiſe die Herrſchaft der kaiſerlichen Waffen auszudehnen, ſein Hauptaugenmerk aber auf Verhinderung der Einfälle der Rebellen in Oeſterreich zu richten, ſo folgte Heiſter gewiß irgend einem Inſurgentenführer tief in das Innere des Landes und gab die Grenze ſchutzlos Preis.

Seit langer Zeit iſt es zur Gewohnheit geworden, den kaiſerlichen Hofkriegsrath zu ſchmähen, ihn als eine ſeiner Aufgabe nicht gewachſene Behörde darzuſtellen, ja ſein Wirken in den bedeutſamſten Phaſen der öſterreichiſchen Geſchichte faſt lächerlich zu machen. Was dagegen auch Vernünftiges geſagt werden mag, es bleibt wirkungslos gegen die tief eingewurzelte Meinung, obwohl dieſelbe auf wenig ſtichhaltigem Grunde beruht. Daß die Generale über den Hofkriegsrath klagten, wenn ihnen irgend etwas mißlang, liegt in der Natur der menſchlichen Dinge. Jeder ſucht das eigene Verſchulden auf fremde Schultern zu laden und ſich ſelbſt der Verantwortung zu entziehen. Auch Heiſter ſchmähte den Hofkriegsrath, ſo oft ihn ein Mißgeſchick traf, welches er vielleicht vermieden hätte, wenn er deſſen Befehlen nachgekommen wäre. Und nur allzu Viele von Heiſters Nachfolgern thaten desgleichen.

Zweifach ſind die Klagen, welche man am häufigſten gegen den Hofkriegsrath vorbringen hört. Entweder er hätte es verſäumt, ſo ſagt man, das Heer mit den Erforderniſſen zu verſehen, welche demſelben zur Erfüllung ſeiner Aufgabe dringend nöthig waren, oder was noch häufiger vorkommt, er hätte die Feldherrn zu ſtreng an ſeine Inſtruktion gebunden, ihrem eigenen Urtheile keinen Spielraum eingeräumt und verlangt, daß ſie, bevor ſie ſich auf irgend eine entſcheidende Unternehmung einließen, darum erſt in Wien anfragen ſollten. Hierüber wäre der günſtige Augenblick und mit demſelben oft Schlacht und Feldzug verloren gegangen.

Was die erſtere Beſchuldigung betrifft, ſo muß ſie leider als begründet anerkannt werden. Aber ſie fällt nicht dem Hofkriegsrathe, ſondern wie es ja in der Natur der Sache liegt, nur der Finanzverwaltung zur Laſt. Die Erſchöpfung der Geldkräfte war Urſache an all den Uebeln, welche man dem Hofkriegsrathe zuſchreiben zu ſollen glaubte. Wäre er nur mit Geldmitteln gehörig verſehen geweſen, er hätte es an Soldaten, an Pferden, an Kleidung, an Sattel und Zaum, an Geſchütz, an Proviant nicht fehlen laſſen. Aber wo das Geld mangelte, konnten auch die Erforderniſſe nicht

herbeigeſchafft werden, welche man nur mittelſt desſelben aufzutreiben vermag.

Die zweite Beſchuldigung iſt, wenigſtens was den Zeitraum angeht, in welchem Eugen dem Hofkriegsrathe vorſtand, vollkommen irrig. Faſt jedes Schreiben des Prinzen an die Generale, welche fern von ihm auf anderen Kriegsſchauplätzen commandirten, an Guido Starhemberg, an Wirich Daun, an Palffy, Rabutin und Mercy enthält die Worte, daß er dasjenige, was zu thun ſei, einzig und allein ihrem eigenen Ermeſſen anheimſtelle. Das ſchloß natürlich nicht aus, daß man über den Feldzugsplan im Allgemeinen zu Wien ſich berieth und deſſen Durchführung dem betreffenden Heerführer auftrug. Dieß war aber von jeher bei allen Nationen, bei welchen das Kriegsweſen auf einer höhern Stufe der Entwicklung ſtand, der Fall, und iſt beſonders dann unvermeidlich, wenn mehrere Armeen in's Feld ziehen und es ſich um ihr Zuſammenwirken nach einem einzigen großen Ziele handelt.

Daß bei dieſen Berathungen diejenigen das große Wort geführt hätten, welche Civilbeamte waren und nichts vom Kriege verſtanden, iſt nicht minder ein Irrthum. Die letzteren hatten nur mit den Zweigen der Militärverwaltung zu thun, welche das Geldweſen, die Proviantſachen, oder die politiſchen Beziehungen betrafen, von denen zum Beiſpiele die mit der Pforte damals zum Geſchäftskreiſe des Hofkriegsrathes gehörten. Auf dasjenige, was die vorzunehmenden Operationen anging, wurde nur wirklichen Militärs Einfluß geſtattet. Ein Blick auf die Zuſammenſetzung des Hofkriegsrathes macht dieß deutlich, wie denn im Jahre 1719 außer Eugen und dem Vicepräſidenten Feldmarſchall Grafen Leopold Herberſtein nicht weniger als vier Feldmarſchälle, zwei Feldzeugmeiſter, vier Feldmarſchalllieutenants und ein Generalfeldwachtmeiſter, ſämmtlich in Wien anweſend, dem Hofkriegsrathe angehörten [18]).

Weit größere Bevormundung, als der kaiſerliche Hofkriegsrath ſie übte, fand in Frankreich ſtatt, der größten Militärmacht, welche es damals gab. Wer die ſeither bekannt gewordene Correſpondenz König Ludwigs XIV. und ſeines Kriegsminiſters Chamillart mit den franzöſiſchen Marſchällen durchblickt, und ſie mit den Weiſungen vergleicht, welche die Kaiſer und deren oberſte Militärbehörde an ihre Feldherrn erließen, wird dieſe Behauptung unbedingt beſtätigt ſehen.

So unerbittlich der Prinz, dort wo es nothwendig war, die erforderliche Strenge walten ließ, ſo weit entfernt war er davon, auch in dieſer Beziehung irgendwie das Maß zu überſchreiten. Wie faſt alle wahrhaft großen Feldherrn, ſo war auch Eugen gegen ſeine Untergebenen mild und zuvorkommend, und von den gewinnendſten Umgangsformen. Männer ſeines Schlages bedürfen es nicht, durch rauhes Auftreten, welches die Einſchüchterung derer bezweckt, mit denen man zu thun hat, dasjenige zu erſetzen, was ihnen an wahrer Autorität mangelt. Daher glich auch nichts der Verehrung, welche man in der Armee dem Prinzen zollte, und es iſt ſeiner Zeit dargethan worden, daß er in dieſer Beziehung ſogar Marlborough weit überſtrahlte.

Eugens Sorgfalt für das Wohl ſeiner Offiziere und Soldaten zeigte ſich am deutlichſten durch den Eifer, mit welchem er darauf drang, daß der Staat ſich derjenigen annehme, die in ſeinem Dienſte erwerbsunfähig oder gar zu Krüppeln geworden waren. Er ſchlug vor, bei jedem der als Beſatzung in den Feſtungen befindlichen Bataillone eine Compagnie Invaliden zu errichten, wie dieß ſchon in Frankreich und in andern Ländern eingeführt ſei. Es könnte, ſo meinte Eugen, hiedurch ein doppelter Vortheil erreicht werden. Einerſeits würden die zum Felddienſte untauglich gewordenen Offiziere und Soldaten in anſtändiger Weiſe verſorgt, und nicht mehr wie bisher, ihrer eigenen Regierung zur Schmach, dem Elende preisgegeben. Andererſeits aber könnten die alten und verſuchten Krieger, welche während ihrer langen Dienſtzeit jedes Ungemach zu ertragen gelernt hätten, in den Feſtungen, welche ſo oft ſich in ungeſunder Lage befänden, weit länger ausharren und beſſere Dienſte thun, als neu geworbene Soldaten [19]).

Was die Armee ſelbſt betraf, ſo war Eugens Beſtreben, freilich mit höchſt unvollſtändigem Erfolge, doch ſtets darauf gerichtet, ſie in ſtreitfähigem Zuſtande zu erhalten und ihre innere Einrichtung immer mehr zu vervollkommnen. Was die Generale anging, ſo erklärte der Prinz zu oft wiederholten Malen, daß er es als eine ſeiner erſten Pflichten anſehe, für einen tüchtigen Nachwuchs zu ſorgen, aus dem einſt ausgezeichnete Feldherrn hervorgehen ſollten [20]).

Hinſichtlich der Ergänzung der Mannſchaft war der Prinz ein Gegner des Syſtems, welches damals faſt durchgängig befolgt wurde, Jeden

der ſich anbot, Landſtreicher, ja ſogar Uebelthäter den Regimentern einzureihen. Es ſei dieß, meinte Eugen, das beſte Mittel, die Deſertion im Heere einreißen zu machen, weil derlei Leute nur Gelegenheit ſuchten, ihrer Fahne zu entweichen und anderswo wieder Werbegeld zu erlangen [21]). Außerdem widerſprach ein ſolches Verfahren der Idee, daß es wirklich eine Ehre ſei, in der Armee des Kaiſers, wenn auch in den niederſten Graden zu dienen. Dieſen Gedanken zu wecken und zu befeſtigen, war aber das Ziel der eifrigen Bemühungen des Prinzen.

Beſonderes Augenmerk widmete er in ſolcher wie in jeder anderen Richtung ſeinem eigenen Dragoner-Regimente. Nicht daß er es irgendwie vor den übrigen bevorzugt oder mit größerer Nachſicht behandelt hätte. Die Auszeichnung, welche er ihm widerfahren ließ, beſtand im Gegentheile darin, daß er die höchſten Anforderungen an dasſelbe richtete. Nirgends mußte die Mannszucht ſchärfer gehalten, nirgends jeder Exceß ſorgfältiger verhütet, und wenn er begangen worden, ſtrenger beſtraft werden. Denn ſein Regiment ſollte, ſo war es Eugens Wille, den übrigen in jeder Beziehung das beſte Beiſpiel geben [22]).

Ein Hauptgebrechen in der Armee ſchien dem Prinzen die geringe Ausbildung derjenigen Zweige des Kriegsweſens zu ſein, welche mehr als die übrigen eine wiſſenſchaftliche Bildung derer erfordern, die ſich ihnen widmen. Als ſolche mußten insbeſondere die Artillerie und das Genieweſen gelten.

Was die Artillerie betraf, ſo hatte ſie Eugen noch im Feldzuge des Jahres 1701 dem Kaiſer als vorzüglich geprieſen. Seither war ſie mehr und mehr in Verfall gerathen, und Eugen ſchrieb dieß dem Umſtande zu, daß der Chef derſelben, der Marcheſe degli Obizzi dieſem Poſten nicht gewachſen war. Schon im Jahre 1705 drang der Prinz darauf, daß Obizzi durch den Feldzeugmeiſter von Rappach erſetzt werde, welchen er zu würdiger Bekleidung einer ſo wichtigen Stelle für weit tauglicher hielt. Rappach wurde auch in der That der Nachfolger des Marcheſe Obizzi und diente als Land- und Haus-Zeugmeiſter bis zu ſeinem Tode. Dann erhielt der Feldmarſchall Graf Daun den Poſten eines Chefs der kaiſerlichen Artillerie.

Den Mangel an geſchickten Genie-Offizieren hatte Eugen immer, insbeſondere aber während der großen Belagerungen beklagt, welche er im

Vereine mit Marlborough in den Niederlanden vornahm. Schon vor Lille begann dieſe Beſchwerde, und ſo oft man an eine neue Belagerung ſchritt, wurde ſie dringend wiederholt. Man beſitze nicht einen einzigen Ingenieur, ſchrieb Eugen dem Kaiſer im Jahre 1710, welcher eine Feſtung zu erbauen im Stande wäre. Da man die Ingenieurs nicht bezahle, ſo ſeien ſie entweder aus Mangel wirklich zu Grunde gegangen, oder ſie hätten, um ſich dem Verderben zu entziehen, ſich freiwillig entfernt. Aus dieſem Grunde habe man auch noch immer nicht vermocht, das beantragte Geniecorps und die Schule der Kriegsbaukunſt zu errichten, auf welche doch alle übrigen Mächte ſo bedeutende Summen verwendeten [23]).

Durch lange Zeit arbeitete Eugen daran dieſen Zweck zu erreichen. Endlich, im Jahre 1717, nach Beſiegung der vielfältigſten Schwierigkeiten, brachte er die Gründung jener Schule zu Stande. Freilich waren ihre Anfänge der beſcheidenſten Art. Der Feldmarſchall Graf Wirich Daun wurde zum Oberdirektor, Feldmarſchall von Rappach zu deſſen Stellvertreter, der kaiſerliche Oberingenieur Conte Anguiſola aber zum Lokaldirektor ernannt. Unter ihm ſtand der Hofmathematikus und niederöſterreichiſche Landingenieur Marinoni als Subdirektor der neuen Akademie. Anguiſola und Marinoni ſcheinen vorerſt die Lehrſtunden allein beſorgt zu haben. Der Erſtere bezog neunhundert, der Zweite ſechshundert Gulden als Gehalt. Hundert Gulden wurden ihnen zur Anſchaffung der nöthigen Inſtrumente bewilligt, ſo daß der ganze Aufwand für die Akademie, da die Schüler nur die Vorleſungen beſucht zu haben ſcheinen, ohne in einem gemeinſamen Hauſe zu wohnen und verpflegt zu werden, ſich nicht höher als auf die Summe von ſechzehnhundert Gulden jährlich belief [24]).

So geringfügig ein ſolcher Geldaufwand auch war, ſo hatte er doch bei dieſem wie bei allen übrigen Planen Eugens das bedeutendſte Hinderniß der Verwirklichung gebildet. Dasſelbe war kein anderes als dasjenige, an welchem überhaupt das ganze öſterreichiſche Staatsweſen krankte. Wodurch der alles hemmende Geldmangel eigentlich verurſacht wurde, iſt ſchwer zu ſagen. Augenſcheinlich war er das Ergebniß verſchiedener, die gleiche Wirkung hervorbringender Urſachen. Das Mißverhältniß zwiſchen Einnahmen und Ausgaben mag zunächſt darin ſeinen Grund gehabt haben, daß das geſammte öſterreichiſche Ländergebiet wohl an Ausdehnung den übrigen großen Staaten Europa's gleichkam, ja die meiſten

Digitized by Google

derſelben noch übertraf, daß aber die Culturſtufe, auf welcher dieſe einzelnen Provinzen ſtanden, großentheils eine ziemlich niedrige war. Die langdauernden Kriege hatten ihren Zuſtand noch mehr verſchlimmert, der Handel lag ganz darnieder, und faſt die Hälfte des Reiches, Ungarn und Siebenbürgen, trug gar nichts ein, ſondern koſtete die bedeutendſten Summen.

So kam es daß dasjenige, was in die kaiſerlichen Kaſſen einging, ein Geſammterträgniß bildete, wie es nur einem Staate zweiten Ranges zukommen mochte. Der gerechte Wunſch, ja das Bedürfniß, Oeſterreich als einen Großſtaat hinzuſtellen, die Kaiſerwürde ſeiner Herrſcher, die erſte der Chriſtenheit, an äußerem Glanze von Europa's Königen nicht übertreffen zu laſſen, die ſtete Rivalität mit Frankreich erforderten einen Aufwand, der die ſpärlich zugemeſſenen Einkünfte weit übertraf. Alle die Ausgaben, welche die franzöſiſche Regierung machte, ſie mochten auf die diplomatiſche Vertretung, auf die Regierung des Landes, insbeſondere aber auf das Heerweſen ſich beziehen, ſie fielen in gleicher Weiſe auch dem Kaiſer zur Laſt. Die einzige Marine kann hievon eine Ausnahme bilden. Nun betrugen aber die ordentlichen Einnahmen Frankreichs im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hundert vierzig Millionen Livres, ja ſie wurden durch außergewöhnliche Hülfsmittel bis auf hundert ſieben und achtzig Millionen geſteigert [25]).

Um dieſelbe Zeit wurden die Einkünfte des Kaiſer Leopold I. auf höchſtens zwölf Millionen Gulden geſchätzt. Sie betrugen alſo nicht den fünften Theil derjenigen Frankreichs, und dennoch wollte man ungefähr dieſelben Ausgaben damit beſtreiten. Wären jedoch wenigſtens die zwölf Millionen regelmäßig eingegangen, ſo hätte man ſich noch glücklich geprieſen. Dieß war aber durchaus nicht der Fall. „Man ſchlägt", ſo berichtet acht Jahre ſpäter der venetianiſche Bothſchafter Dolfin, „die gewöhnlichen „Einkünfte des Kaiſers auf vierzehn Millionen Gulden an. In Wahrheit „vermag man jedoch nicht auf vier Millionen zu rechnen, und die Bedräng„niſſe des Hofes und der oberſten Finanzbehörde ſind ganz unbeſchreib„lich [26])".

Es iſt leicht begreiflich, daß ſolcher Noth gegenüber die kaiſerliche Regierung Alles that, um derſelben zu ſteuern. Die verſchiedenſten Mittel wurden angewendet, aber eines nach dem andern erwies ſich als unzu-

Digitized by Google

länglich. Zu achtzehn, zwanzig, ja vier und zwanzig vom Hundert ſuchte man Anlehen aufzunehmen, um nur die dringendſten Bedürfniſſe zu beſtreiten. Als ſolche wurden der Unterhalt des Hofes und derjenigen Miniſter angeſehen, welche ſich an den fremden Höfen befanden. Was jedoch die Erforderniſſe für das Heer betraf, es mochte die Kriegsbedürfniſſe oder die Lebensmittel angehen, die Kleidung der Soldaten oder den Ankauf der Pferde, ſo war man gezwungen, hierüber mit israelitiſchen Lieferanten zu unterhandeln. Dieſe aber, Nutzen ziehend von der Nothwendigkeit, in der man ſich befand, ſich ihrer zu bedienen, ſchloſſen ſelten Contracte ab, ohne dabei wenigſtens dreißig vom Hundert zu gewinnen.

Sie thaten dieß um ſo gewiſſer, weil auch ſie nicht mit barem Gelde, ſondern nur mit Anweiſungen auf die Provinzen bezahlt wurden. Dieſe letzteren waren jedoch nur ſchwer zu deren Einlöſung zu bewegen, und ſie mußte meiſtens mit nicht unbeträchtlichen Geſchenken an diejenigen erkauft werden, welche in den Provinzen dem Geldweſen vorſtanden. Da aber Jedermann einſah, daß es in ſolcher Weiſe nicht fortgehen könne, ſo fand ſich zuletzt Niemand mehr, der auch auf die günſtigſten Bedingungen hin ſich entſchließen konnte, dem Staate Geld zu leihen. Gundacker Starhemberg war es, der in dieſer Bedrängniß auf ein Auskunftsmittel verfiel, welches Anfangs nur geringes Vertrauen in der Bevölkerung genoß, im Laufe der Zeit aber ſich als ungemein nutzbringend erwies.

Man trennte die liquide Schuld in zwei Theile, deren einem alle jene Summen zugeſchrieben wurden, welche die Gläubiger entweder in Folge gemachter Darlehen oder auf Grundlage gültiger Lieferungsverträge zu fordern hatten. Den zweiten Theil bildeten die großen Rückſtände an Geſchenken und Penſionen, welche denjenigen Perſonen zu Gute kamen, die dem Hofe oder dem Staate gedient hatten.

In die Hände einer von der Stadt Wien aufgeſtellten Commiſſion wurden nun genügende Fonds gelegt, um die erſten Kategorien der Staatsſchuld, Kapital und Intereſſen, binnen fünfzehn Jahren zu bezahlen. Die Berechnung machte man derart, daß um in dem angegebenen Zeitraume die Tilgung von hunderttauſend Gulden ſammt den ſechsprocentigen Zinſen zu bewerkſtelligen, ein Fond angewieſen wurde, der jährlich neuntauſend Gulden abwarf. Die Fonds ſelbſt beſtanden in den Zöllen und den Abgaben auf den Verbrauch von Lebensmitteln in Wien und den öſter-

reichiſchen Erbländern überhaupt. Der Stadt Wien wurde die Verwaltung dieſer Fonds eingeräumt; ſie verbürgte ſich dagegen mit ihren eigenen Einkünften für die pünktliche Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen. Dieſe Einrichtung wurde die Wiener Stadtbank, oder nach dem damaligen Ausdrucke das Banco genannt.

Was die Schulden der zweiten Kategorie, die rückſtändigen Gehalte, Penſionen oder Schenkungen betraf, ſo wurden in Beziehung auf ſie der Stadt Wien gleichfalls Fonds, aber nur ſolche angewieſen, mit deren Erträgniß ſie die fünfprocentigen Zinſen jener Summen zu bezahlen vermochte. Denn man räumte den Gläubigern ſolcher Art nicht das Recht ein, das Kapital ſelbſt in Anſpruch zu nehmen [27]).

Es kann nicht geſagt werden, daß man dieſer neuen Einrichtung ſchon von Anfang an mit Vertrauen entgegen kam. Die Actien der erſteren Abtheilung der Bank ſtanden lange Zeit auf fünfzig, die der letzteren auf ſiebzig Procent. Auch Eugen verſprach ſich nicht viel davon, wie er denn überhaupt vor gekünſtelt ausſehenden Finanzſpeculationen große Scheu an den Tag legte. Die Einkünfte mehren und die Ausgaben verringern, das war wohl dem Prinzen der eigentliche Kern aller Finanzweisheit. Und er lieh dieſer Anſicht auch bei den Conferenzen Ausdruck, welche im Jahre 1721 unter ſeinem Vorſitze gehalten wurden, und in denen man über die Mittel berieth, den Finanzverlegenheiten zu ſteuern. Als leitenden Grundſatz nahm man an, keine Schulden mehr zu machen, insbeſondere nicht in Friedenszeit, gleichzeitig aber auch den erſchöpften Erbländern nicht noch größere Laſten aufzubürden. Da blieb denn freilich kein anderer Ausweg übrig als derjenige der Erſparung, und es iſt eben nicht erbaulich zu ſehen, wie jedes der Häupter der verſchiedenen Stellen die verlangte Einſchränkung von ſich ab und auf die anderen Verwaltungszweige zu wälzen trachtete.

Eugen ſelbſt behauptete, es ſei kaum ausführbar, das Kriegsweſen der kaiſerlichen Erbländer in ihrer ungeheuren Ausdehnung von den öſterreichiſchen Niederlanden bis an die Südſpitze Siciliens, von den Grenzfeſtungen Tortona und Novara bis in die kleine Walachei mit acht Millionen, die man ihm bewilligen wollte, zu beſtreiten. Die Chefs der Civilverwaltung, denen im Ganzen genommen etwa vierthalb Millionen zugeſtanden werden ſollten, erklärten gleichfalls, damit nicht auslangen zu können. Und als man endlich meinte, am Hofſtaate, der nahezu zwei Millionen

erforderte, ſei noch am leichteſten etwas zu erſparen, wurde der Kaiſer ſelbſt empfindlich und bemerkte, ſeiner Anſicht nach müſſe bei den größeren, und nicht den kleineren Poſten mit der Einſchränkung begonnen werden [28]).

Die Gereiztheit, mit welcher die Geldfrage in dem oberſten Rathe des Kaiſers verhandelt wurde, mag wohl auch die Urſache geweſen ſein, warum Eugen in den Angelegenheiten der Wiener Stadtbank mit dem Grafen Gundacker Starhemberg in Conflict gerieth. Letzterem, dem Schöpfer der Bank, hatte noch Kaiſer Joſeph I. deren Leitung anvertraut. Mit einem Eifer, einer Umſicht und einer Uneigennützigkeit, welche wahrhaft bewunderungswürdig genannt werden müſſen, widmete ſich Graf Starhemberg dieſer Aufgabe. Das Vertrauen, das er perſönlich überall genoß, wurde auch auf das Inſtitut übertragen, welchem er vorſtand. Es gelang ihm, ſo beträchtliche Summen verfügbar zu machen, daß er die Anweiſungen auf die Bank einzulöſen und diejenigen, welche ihres Geldes bedurften, baar zu bezahlen vermochte. Dadurch ſtieg das Zutrauen ſichtlich, von allen Seiten ſtrömte Geld in die Bank, und da noch überdieß die ihm zur Verfügung geſtellten Fonds mit weit größerer Sparſamkeit und Umſicht verwaltet wurden, als dieß bei ihrer Rivalin, der Hofkammer, der Fall war, ſo konnte es nicht fehlen, daß die letztere es verſuchte, die Stadtbank zu ihrem Nutzen auszubeuten.

Denn die Hofkammer, deren Einkünfte in dem Erträgniſſe der Staatsgüter und Bergwerke, denjenigen Abgaben, welche die Bank nicht zu verwalten hatte, dann verſchiedener Staatsmonopole, wie der Poſt und des Tabaksgefälles beſtand, hatte in jeder Beziehung weit übler gewirthſchaftet, als dieß von Seite der Stadtbank geſchehen war. Ihr Präſident Graf Johann Karl Dietrichſtein war eben viel weniger als Starhemberg der ihm übertragenen Aufgabe gewachſen. Da ſomit die Hofkammer in keiner Weiſe die Staatsbedürfniſſe zu beſtreiten vermochte, ſo war es wohl nicht unnatürlich, daß alle Augen ſich nach demjenigen Inſtitute wandten, welches mitten in dem allgemeinen Geldmangel ſich allein in blühendem Zuſtande befand.

Im Jahre 1723 ſehen wir die Hofkammer mit dem offenen Verlangen hervortreten, die Wiener Stadtbank habe ſich ihr gegenüber zur regelmäßigen Auszahlung eines Betrages von zwölfmalhunderttauſend

Gulden zu verpflichten. Zu gleicher Zeit legt ein Graf Braſſi der Hofkammer ein Projekt vor, demzufolge die Bank ihre Obliegenheit, die Zinſen auszubezahlen und die Capitalien zurückzuerſtatten, ſich dadurch erleichtern ſolle, daß ſie ihren Gläubigern ſtatt der auf beſtimmte Summen und Termine lautenden Zahlungsanweiſungen Loſe hinausgebe, welche erſt nach erfolgter Ziehung einzulöſen wären.

Beide Vorſchläge, von denen der eine zur Ergänzung des andern diente, indem die der Bank einzuräumende Erleichterung ſie zu regelmäßiger Auszahlung der geforderten Summe an die Hofkammer erſt recht befähigen ſollte, fanden beim Kaiſer günſtige Aufnahme. Denn ihm war natürlich zunächſt daran gelegen, die Mittel zur Beſtreitung der Staatsausgaben, welche die Hofkammer nicht zu decken vermochte, zu vermehren. Um ſo entſchiedener war aber der Widerſpruch, welchen Gundacker Starhemberg gegen die gemachten Vorſchläge erhob.

Was zunächſt das Projekt des Grafen Braſſi betraf, ſo gab Starhemberg zu, daß bei der Annahme desſelben die Bank in der That auf eine Reihe von Jahren hinaus geringere Zahlungen zu leiſten hätte, als nach ihren urſprünglich eingegangenen Verpflichtungen. Allein eben dieſe letzteren würden durch eine ſolche Maßregel gänzlich umgeſtoßen und der Credit der Bank aufs empfindlichſte beeinträchtigt werden. Ebenſowenig als auf dieſen Vorſchlag ſei jedoch auf das Verlangen der Hofkammer überhaupt einzugehen. Denn die Uebernahme einer ſo ſchwer drückenden Aufgabe, wie die Auszahlung dieſer beträchtlichen Summe an den Staatsſchatz wäre, müßte die Bank in die Nothwendigkeit verſetzen, ihre übrigen Verbindlichkeiten zu verletzen. Dadurch würde aber das Vertrauen zu der Bank, mit demſelben ihr jetziger befriedigender Zuſtand und damit auch die Möglichkeit verſchwinden, wenn gleich nicht alljährlich mit einer ſo bedeutenden Summe wie die geforderte ſei, doch wie bisher mit den beträchtlichen Beträgen, die den Ueberſchuß ihres Geſchäftes bildeten, dem Staatsſchatze zu Hülfe zu kommen.

Bei ſo verſchiedenen Anſichten der beiden Parteien ſetzte der Kaiſer drei Commiſſionen nieder, welche über dieſen wichtigen Gegenſtand abgeſondert berathen und ihm ihr Gutachten erſtatten ſollten. Der erſten dieſer Commiſſionen ſaß der Prinz Eugen, der zweiten Fürſt Trautſon, der dritten aber Graf Alois Thomas von Harrach vor.

In der Commiſſon, welcher Eugen präſidirte, bekleidete der Hofkammerrath Hilleprand die Stelle eines Berichterſtatters. Auf ſeinen Antrag ſprach ſich die Commiſſion, und mit ihr der Prinz, für das Verlangen der Hofkammer aus. Denn der Ueberſchuß des Bankgeſchäftes habe in den letzten zwei Jahren ungefähr 2.700.000 Gulden betragen. Da dieß ſeit langer Zeit her gleichmäßig geſchehen ſei, ſo dürfe man es für kein zufälliges Erträgniß anſehen. Es ſei daher auch für die Zukunft auf ein ſolches zu rechnen und die Erfüllung des an die Bank geſtellten Begehrens lege derſelben keineswegs ein unerſchwingliches Opfer auf.

Die Gutachten des Fürſten Trautſon und des Grafen Harrach ſtimmten im weſentlichen mit demjenigen Eugens überein. Die Richtigkeit ihrer Beweisführung wurde jedoch von dem Grafen Starhemberg mit Entſchiedenheit beſtritten. Niemals hätten, ſo erklärte er, die Ueberſchüſſe der Bank mehr als ſiebenmalhunderttauſend Gulden betragen. Dieſelben reichten kaum zur Befriedigung der Gläubiger hin, welche ſich ſchon im Anfange des Jahres 1723 um Auszahlung der ihnen gebührenden Gelder bei der Bank gemeldet hätten. Schon das bloße Gerücht von einer im Werke befindlichen Maßregel, wie die von der Hofkammer vorgeſchlagene ſei, habe eine ſolche Beſtürmung der Bank um Zurückgabe der bei ihr niedergelegten Gelder hervorgerufen, daß die Hinauszahlungen den Kaſſarеſt um dreizehnmalhunderttauſend Gulden überſtiegen hätten. Die Gefahr eines Bankbruches werde in drohende Nähe gerückt, und nichts ſpreche lauter für deren Vorhandenſein als das Benehmen der kaiſerlichen Miniſter ſelbſt, welche in der Sache ihr Gutachten abzugeben hätten. Denn Niemand ſei eiliger geweſen, als Fürſt Trautſon, Graf Harrach und Graf Schlik, in demſelben Augenblicke, in welchem ihr Votum zu Gunſten der Hofkammer lautete, ihre Gelder aus der Bank zurückzuziehen.

Nach dieſer ſcharfen Bemerkung wandte ſich Starhemberg, deſſen Vorſtellung überhaupt als ein Muſter edlen Freimuthes gerühmt werden muß, an die Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers und an deſſen überall anerkanntes Beſtreben, gegebene Zuſagen mit unverbrüchlicher Treue zu halten. Er erinnerte den Monarchen an ſein Verſprechen, der Bank keine Leiſtung zumuthen zu wollen, die ihr zum Nachtheil gereichen könnte. Er beſchwor ihn, hieran auch in Zukunft feſtzuhalten. Er gab ihm zu bedenken, welches Elend viele Tauſende treffen würde, die vertrauensvoll ihre Spar-

pfennige, oft das Einzige, wovon ſie Unterhalt fänden, in die Bank gelegt hätten, und nun dieſe Beträge nicht in jedem Augenblicke zurücknehmen könnten, ſondern ſich damit auf eine völlig ungewiſſe Verloſung vertröſtet ſehen müßten.

An dem Widerſtande Starhembergs ſcheiterte das Projekt des Grafen Braſſi. Aber die Hofkammer gab damit ihre Verſuche noch nicht auf, die Bank zu regelmäßiger Bezahlung der ſchon früher geforderten Summe von zwölfmalhunderttauſend Gulden verhalten zu laſſen. Der Prinz unterſtützte auch jetzt noch das Begehren der Hofkammer. Denn er hielt, trotz Starhembergs Verſicherung des Gegentheils, die Bank für ſtark genug, um eine ſolche Verpflichtung zu übernehmen. Und an eine Zurückziehung der angelegten Gelder aus der Bank ſei, ſo meinte Eugen, nicht zu denken, indem es ja nirgends in den kaiſerlichen Erbländern größere Sicherheit und Leichtigkeit zur Anlage von Geldern als eben bei der Wiener Stadtbank gebe.

Da jedoch die Möglichkeit, jährlich einen ſo bedeutenden Betrag zu miſſen, von Gundacker Starhemberg im Namen der Stadtbank ſtandhaft geläugnet wurde, da Starhemberg bewies, wie die Bank ja ohnedieß jeden nur irgend entbehrlichen Ueberſchuß an die Hofkammer abgeliefert habe und auch in Zukunft abliefern werde, ſo fiel damit der Antrag der letzteren, und von einer Betheiligung Eugens an Sachen der Wiener Stadtbank iſt fortan nicht mehr die Rede [29]).

Erfolgreicher als in dieſer Angelegenheit war das Beſtreben des Prinzen in der anderen, gleichfalls die Geldſachen betreffenden Frage, die ihm noch in höherem Maße am Herzen lag. Es war die Trennung der Fonds, aus denen das Kriegsweſen bezahlt wurde, von denjenigen, welche zur Deckung aller übrigen Staatsbedürfniſſe dienten. Denn der Prinz war am Ende auf das Begehren, ſich mit acht Millionen zur Beſtreitung der Koſten des ganzen Kriegsweſens zu begnügen, unter der Bedingung eingegangen, daß dieſe Beträge pünktlich und abgeſondert von den übrigen Staatsbedürfniſſen erhoben und in die Militärkaſſen eingezahlt würden. Man ſchloß zu dieſem Behufe mit den einzelnen Erbländern ſo wie mit Ungarn Uebereinkünfte, denen zufolge dieſe Provinzen im Frieden mehr zahlten als bisher, wofür ſie auch im Kriege nicht höher belaſtet werden ſollten. Sie gaben zuſammengenommen acht Millionen, wovon die ſiebzig-

tauſend Mann Fußvolk und neunzehntauſend Pferde, welche im Frieden die Streitmacht des Kaiſers bildeten, zu erhalten waren [30]). Die geringe Bezahlung der Truppen machte dieß möglich. Uebrigens betrug ſie, nach dem Zeugniſſe des engliſchen Bevollmächtigten Saint-Saphorin, bei den Offizieren ſchon damals nicht viel weniger, als dieß heute der Fall iſt [31]).

Alle die Fragen, welche hinſichtlich der Regierung der deutſchen Erbländer des Kaiſers auftauchten und Eugens Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch nahmen, ſehen wir in ähnlichem Maße in den öſterreichiſchen Niederlanden an den Tag treten, mit deren Generalgouvernement der Prinz ſeit dem Jahre 1716 bekleidet war.

Fünftes Capitel.

Die Verträge von Utrecht, Raſtadt und Baden ſicherten dem Hauſe Oeſterreich den Beſitz der ehemals ſpaniſchen Niederlande. Gleichzeitig wurde jedoch beſtimmt, daß dieſe Länder erſt dann dem Kaiſer einzuräumen ſeien, wenn er ſich mit den Generalſtaaten über die Barriere geeinigt haben würde, welche den letzteren zugeſtanden werden ſollte. Denn die Republik der vereinigten Staaten der Niederlande hatte nicht ſobald durch die Tractate, welche um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchloſſen worden waren, ihre neu gewonnene Freiheit befeſtigt, als ſie es für nothwendig anzuſehen begann, zwiſchen ihren eigenen und den franzöſiſchen Landen eine Grenzmauer aufzurichten, welche ſie gegen die ehrgeizigen Abſichten der Krone Frankreich ſchützen ſollte. Dieſe Maxime wurde nach und nach zu einer der Hauptgrundlagen der holländiſchen Politik. Niemals trat ſie jedoch ſchärfer hervor als ſeit dem Tode des Königs Karl II. von Spanien und dem Kampfe, der ſich um deſſen Nachfolge entſpann. Das Begehren, eine ſtarke Barriere gegen Frankreich zu erlangen, beſtimmte den Beitritt Hollands zur großen Allianz, und wurde von den Generalſtaaten unverrückt als Hauptzweck ihrer Theilnahme am Kriege angeſehen. Um nun dieſe Frage in's Reine zu bringen und in den vertragsmäßigen Beſitz der Niederlande zu gelangen, hatte der Kaiſer den Feldmarſchalllieutenant Grafen Lothar von Königsegg ſchon im Jahre 1714 nach Antwerpen geſchickt, um daſelbſt mit dem engliſchen Bevollmächtigten Generallieutenant Cadogan und den holländiſchen Deputirten die Verhandlungen zu eröffnen.

Nicht früher als am 15. November 1715 kam der Vertrag zu Stande, durch welchen die Generalſtaaten ſich verbindlich machten, alle Provinzen und feſten Plätze der Niederlande, ſowohl diejenigen, welche Spanien beſeſſen, als die, welche Frankreich im Utrechter Frieden abgetreten hatte, dem Kaiſer zu übergeben, um in Zukunft nur mehr ein einziges und

untrennbares Beſitzthum des Hauſes Oeſterreich zu bilden. In den öſterreichiſchen Niederlanden ſollten von nun an dreißig bis fünf und dreißig tauſend Mann unterhalten werden, drei Fünftheile vom Kaiſer, zwei Fünftheile aber von den Generalſtaaten. Den letzteren allein wurde das Recht zugeſprochen, in Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und dem Fort de Knoque Beſatzungen zu halten, während die Garniſon von Dendermonde zwiſchen beiden Mächten gleichmäßig getheilt werden ſollte. Den holländiſchen Truppen ward, jedoch unter gewiſſen Beſchränkungen, freie Ausübung ihres Religionsbekenntniſſes zugeſtanden. Der Kaiſer räumte den Generalſtaaten zu beſſerer Deckung ihrer Grenzen eine Gebietsausdehnung in Flandern ein, welche ſich von der Schelde bis zum Meere erſtreckte. Dort ſollten ſie Befeſtigungen anlegen dürfen und in Kriegszeiten das Recht haben, zu ihrer Vertheidigung das Land unter Waſſer zu ſetzen.

Zum Unterhalte ihrer Truppen hatten die Generalſtaaten fünfmalhunderttauſend Thaler jährlich aus den Einkünften der öſterreichiſchen Niederlande zu empfangen. Der Kaiſer übernahm die Zahlung der Summen, die König Karl II. bei den vereinigten Staaten geborgt hatte, und derjenigen, welche von den Seemächten während ihrer Verwaltung der Niederlande aufgenommen worden waren. Sie betrugen zuſammen nicht weniger als vierzehn Millionen. Endlich erneuerte man die Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens in Bezug auf die Rechte und Freiheiten des Handels und einigte ſich über den Grundſatz, daß keiner, auch nicht der kleinſte Theil der öſterreichiſchen Niederlande an Frankreich oder an ein Mitglied des Hauſes Bourbon abgetreten werden dürfe. Durch einen abgeſonderten Artikel wurde die Entrichtung der jährlichen Subſidien den verſchiedenen Provinzen und Diſtrikten in der Art auferlegt, daß wenn die Zahlung zur beſtimmten Zeit nicht ſtattfinde, dieſelbe von den Generalſtaaten durch Zwang bewirkt werden könnte. England übernahm die Gewährleiſtung des Tractates und verſprach, wenn die Niederlande angegriffen würden, eine Hülfeleiſtung von zehntauſend Mann und zwanzig Linienſchiffen.

Dieß war der Vertrag, in Folge deſſen am 4. Februar 1716 die öſterreichiſchen Niederlande dem kaiſerlichen Bevollmächtigten Grafen Königsegg übergeben wurden. Derſelbe übernahm einſtweilen die Ver-

waltung des Landes und führte sie fort, bis die neue Statthalterschaft, welche der Kaiser in den Niederlanden einzusetzen beabsichtigte, ihre Wirksamkeit beginnen konnte. Denn schon vor dem Abschlusse des Barrieretractates war Eugen vom Kaiser, wie der Prinz in der geheimen Conferenz erklärte, zum Generalstatthalter der Niederlande bestimmt worden. Da er jedoch unter den gegenwärtigen Umständen, insbesondere bei der Wahrscheinlichkeit, daß er im künftigen Jahre gegen die Türken in's Feld ziehen müsse, an eine Reise nach den Niederlanden nicht denken könne, so werde er, bemerkte der Prinz, seinen dortigen Posten einstweilen durch einen Stellvertreter ausfüllen lassen [1]). Nach reiflicher Berathung wurde hiezu Hercules Turinetti Marquis von Prié bestimmt.

Nachdem Prié aus den Diensten des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen in diejenigen des Hauses Oesterreich übergetreten und während der Feldzüge der Jahre 1705 und 1706 dem Prinzen Eugen als Civilcommissär zur Seite gestanden war, wurde er vom Kaiser Joseph I. als sein Botschafter nach Rom entsandt. In der Zeit des heftigsten Zwiespaltes des Wiener Hofes mit dem heiligen Stuhle bekleidete Prié diese Stelle, in welcher er auch von Karl VI. bestätigt wurde. Später in Rom durch Gallas ersetzt, erhielt Prié nicht ohne Eugens persönliche Einwirkung die Bestimmung, als Stellvertreter des Prinzen nach den Niederlanden zu gehen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß Prié diesen wichtigen Posten der hohen Meinung verdankte, welche man am Wiener Hofe von seiner langjährigen Erfahrung in Staatsgeschäften, von seiner außergewöhnlichen Geschicklichkeit hegte. Denn eine Stellung, schwieriger als diejenige, welche Prié jetzt überkam, konnte in der That nicht leicht gedacht werden. Ein neugewonnenes Land sollte er regieren, das Jahrhunderte hindurch unter der vermorschten spanischen Herrschaft gestanden hatte, durch das letzte Jahrzehnt aber der Schauplatz eines blutigen Krieges, der Gegenstand fast unerträglicher Bedrückung von Freund und Feind gewesen, welches eingekeilt war zwischen einem offenen Gegner und einem eigensüchtigen, kaum weniger zu scheuenden Nachbar. Weit entfernt von dem Aufenthaltsorte des eigentlichen Herrschers, hatte er einem zu Neuerungen, zur eigenmächtigen Selbsthülfe gar leicht geneigten Volke, einem stolzen, mächtigen Adel gegenüber zu stehen, welcher ihm seine Stellung mißgönnte, dem Fremd-

linge mißtraute und ſich nur ungern herbeiließ, ihm die Ehren zu erweiſen, die er als die erſte Perſon im Lande fordern durfte. Alle dieſe Gegenſätze ſollte er vereinigen, die Neigung der Regierten gewinnen, die Scheelſucht der Nachbarn, ja ihre offene Feindſeligkeit entkräften, mit den Einkünften aus einem Lande, welches noch langer Jahre bedurfte, um ſich von den furchtbaren Bedrängniſſen zu erholen, die es ausgeſtanden hatte, die Regierungsbedürfniſſe beſtreiten, die eigenen Truppen bezahlen, und die Summen, welche durch den Barrieretractat feſtgeſetzt worden waren, an Holland entrichten. Das war es, was man von Prié verlangte, hierin beſtand die ſchwierige Aufgabe, deren Löſung man von ihm erwartete.

Doch nicht allein in Eugens und Prié's Hände wurde die Verwaltung der Niederlande gelegt. Noch eine Behörde glaubte der Kaiſer einſetzen zu müſſen, um ſich hiebei ihrer Mitwirkung zu bedienen. Es war dieß der niederländiſche Rath oder der Rath von Flandern, im Gegenſatze zum ſpaniſchen Rathe, dem die Verwaltung der italieniſchen Länder des Kaiſers anheimgefallen war.

Wohl hauptſächlich aus dem Grunde, weil er mit dem ſpaniſchen Rathe nichts zu thun haben wollte, hatte Eugen ſelbſt auf die Errichtung einer eigenen Behörde angetragen, welche dem Kaiſer bei der Regierung der Niederlande zur Seite ſtehen ſollte. Aus einem Präſidenten und vier oder fünf Männern von Eifer, Unbeſtechlichkeit und von genauer Kenntniß der Provinzen, um die es ſich handelte, hatte nach Eugens Meinung der flandriſche Rath zu beſtehen [2]). Doch konnte der Prinz, obgleich der Kaiſer im Allgemeinen ſeinen Antrag genehmigte und von dem früheren Gedanken abging, auch die Niederlande dem ſpaniſchen Rathe unterzuordnen, es nicht hindern, daß ſelbſt im flandriſchen Rathe Spanier die erſten Poſten erhielten. Aber es ſchien wenigſtens ein Gewinn zu ſein, daß zwei Stellen in demſelben Belgiern vorbehalten wurden.

Der Fürſt von Cardona, gleichzeitig Oberſthofmeiſter der Kaiſerin, mit einem Gehalte von vierundzwanzigtauſend Gulden zum Präſidenten des Rathes von Flandern ernannt, war ein gutmüthiger aber wenig beliebter Mann, und obgleich er unter dem Einfluſſe des Günſtlings Althan ſtand, doch von zu geringer Bedeutung, um Eugen im wahren Sinne des Wortes ein politiſcher Gegner ſein zu können. Auch von Seite des erſten Rathes, des Grafen Oropeſa, welcher den Titel eines Großſiegelbewahrers führte,

brauchte man dieß nicht zu befürchten. Denn er war einer der wenigen Spanier, welche dem Prinzen aufrichtig zugethan waren. Was die Geſchäfte betraf, ſo kümmerte ſich Dropeſa nicht um dieſelben, und ſie fielen den beiden belgiſchen Mitgliedern, Jean Remacle de Thisquen und Goswin de Wynants, dem Secretär Andreas von Kurz, der ſchon in Spanien bei Karl mit Auszeichnung gedient hatte, hauptſächlich aber dem Marquis von Rialp zu, welcher, obgleich ohne offizielle Stellung bei dem flandriſchen Rathe, doch durch das Vertrauen des Kaiſers die meiſten Arbeiten erhielt, die auf die Niederlande Bezug hatten [3]).

Am 25. Juni 1716 war Eugens feierliche Erklärung zum Generalgouverneur der Niederlande erfolgt; wenige Tage bevor der Prinz nach Futak abging, um den Feldzug wider die Türken zu eröffnen. Auch Prié's Abreiſe nach Brüſſel ſollte um dieſelbe Zeit ſtattfinden; ſie verzögerte ſich jedoch bis zum 9. September, an welchem Tage Prié Wien verließ, um ſich vorerſt nach dem Haag zu begeben. Denn er war beauftragt, mit den Generalſtaaten Unterhandlungen über die Abänderung verſchiedener Beſtimmungen des Barrieretractates zu eröffnen.

Dieſer Vertrag hatte in den öſterreichiſchen Niederlanden ſelbſt große Beſtürzung und allgemeinen Widerſpruch erregt. Man ſah ſich in allzu drückende Abhängigkeit von den Holländern gebracht, welche von jeher eiferſüchtig geweſen waren auf das Emporblühen der belgiſchen Provinzen, und ihnen insbeſondere während der jüngſten Zeit, in der ſich die Adminiſtration des Landes in ihren Händen befand, ſo geringe Beweiſe von Wohlwollen gegeben hatten. Die Gebietsabtretung in Flandern, die Einräumung des Rechtes, das Land unter Waſſer zu ſetzen, endlich das Zugeſtändniß, ſelbſt durch Zwangsmittel die Bezahlung der Subſidien zu erwirken, erbitterten die Bevölkerung der öſterreichiſchen Niederlande. Durch eigene Deputationen ſtellten die Stände von Brabant und Flandern dem Wiener Hofe vor, wie die Würde des Kaiſers und das Wohl ſeiner Unterthanen durch jenen Vertrag beinträchtigt werde. Es ſei nicht möglich denſelben auszuführen, ohne den Privilegien der Provinzen zu nahe zu treten. Durch die zugeſtandenen Subſidien würde den Generalſtaaten ein im Voraus beſtimmtes Einkommen aus den öſterreichiſchen Niederlanden eröffnet, während dieſe Zahlung ja doch nur von der freien Zuſtimmung der Stände abhängig ſei.

Es ſchien für Prié ein günſtiger Umſtand zu ſein, daß er gleich Anfangs Gelegenheit fand, von ſeinem Eifer und ſeiner Geſchicklichkeit überzeugende Proben zu geben. Dieſen Eigenſchaften ſchrieb wenigſtens Eugen es zu, daß es dem Marquis Prié noch zu Ende des Jahres 1716 gelang, die Generalſtaaten zum Nachgeben zu bewegen [4]).

Freilich kam erſt nach langdauernder Verhandlung am 22. Dezember 1718 im Haag der neue Vertrag zu Stande, durch welchen die Gebietsabtretung in Flandern auf ein Fünftheil gemindert, und das Recht, Ueberſchwemmungen vorzunehmen, zurückgezogen wurde. Andere Beſtimmungen in Bezug auf die Subſidienzahlung, von welcher ein Theil auf die von Frankreich abgetretenen Landſtriche, ein anderer auf die Zölle gelegt ward, machten dieſe Verabredung minder verhaßt.

Durch die eifrige Verwendung, welche ſie den Wünſchen der belgiſchen Provinzen im Haag angedeihen ließ, bewies die kaiſerliche Regierung deutlich, wie ſehr ihr deren Zufriedenheit am Herzen lag. „Ich hoffe es „allgemein anerkennen zu machen", ſchrieb Eugen an Prié, „daß alle „meine Abſichten nur dahin zielen, meine Würde in einer Weiſe auszu„üben, welche dem öffentlichen Wohle völlig entſpricht [5])".

Daß dieß die wahre Triebfeder von Eugens Handlungen war, zeigt jedes einzelne der zahlreichen Reſcripte, welche er an Prié erließ. Da es ſich Anfangs um nichts ſo ſehr als um die Einſetzung der neuen Regierungsbehörden handelte, bedauerte er aufrichtig, ſich zur Erfüllung dieſer wichtigen Aufgabe nicht ſelbſt nach den Niederlanden begeben zu können. Daß er ſich hievon durch eine Empfindlichkeit über das Verlangen der Niederländer um Ernennung einer Erzherzogin zur Statthalterin habe abhalten laſſen, iſt ein vollſtändiger Irrthum. Anfangs war es der Türkenkrieg, in welchem Eugen den Oberbefehl führte, ſpäter aber die offene Gefährdung ſeiner Stellung in Wien durch die ſpaniſche Partei und deren Anhänger, wodurch er verhindert wurde, ſelbſt nach den Niederlanden zu gehen. Wie ſehr eine ſolche Reiſe in ſeinem Wunſche und ſeiner Abſicht lag, iſt zu wiederholten Malen in ſeinen Schreiben deutlich ausgeſprochen. Oft kündigt ſie der Prinz als nahe, ja als unmittelbar bevorſtehend an, und einmal ſendet er bereits ſein Gepäck von Wien ab, feſt entſchloſſen, demſelben binnen wenig Tagen zu folgen. Immer wird er wieder, ſei es durch ſeine überhäuften Geſchäfte, ſei es, daß er ſeinen Gegnern in Wien das Feld nicht räumen

wollte, oder durch andere unbekannte Einflüſſe abgehalten, dieſen Vorſatz in Ausführung zu bringen.

Da er es nicht perſönlich zu thun vermochte, ſo drang Eugen unabläſſig in ſeinen Stellvertreter, zur Beſetzung der Aemter nur die Würdigſten auszuwählen, und ſich durch keinerlei Rückſicht von ſtrengſter Befolgung dieſes Grundſatzes abwendig machen zu laſſen. Redlichkeit, Fähigkeit und Eifer ſeien, ſchrieb Eugen an Prié, diejenigen Eigenſchaften, welche hiebei am ſchwerſten in die Wagſchale zu fallen hätten [6]). Man müſſe dem Lande zeigen, daß man Jeden in ſeinem Rechte erhalten [7]) und diejenigen nach ihrem Verdienſte belohnen wolle, welche ſich vor den übrigen auszeichneten. Dieß zu thun, ſei die Sache jeder guten Regierung [8]). Mit Sorgfalt ſolle man ſich enthalten, Aemter und Beſoldungen auf Wenige zu häufen, ſondern man müſſe ſie gleichmäßig vertheilen, um Viele inniger an die Regierung zu feſſeln und Niemanden Grund zur Eiferſucht oder zu berechtigter Klage über Zurückſetzung zu geben. Der Verkauf der Civilſtellen könne zwar nicht völlig abgeſchafft werden, weil man bei dem betrübenden Zuſtande der Finanzen — das Erträgniß wurde von den Ausgaben um zwei Millionen überſchritten — eine ſolche Einnahmsquelle noch nicht zu miſſen im Stande ſei. Doch dürfe Niemand der Meinung werden, man habe eher das Intereſſe des Staatsſchatzes als die Sache ſelbſt im Auge. Niemals dürfe eine Stelle, und würde auch der höchſte Preis für ſie gezahlt, in die Hände von Leuten kommen, die ſie nicht mit Ehren zu bekleiden vermöchten [9]). Denn wenn auch einerſeits die Finanzen durch den erlangten Betrag etwas gewännen, ſo würden doch andererſeits auf ſolchem Wege der Staatsſchatz ſelbſt und die Unterthanen das doppelte verlieren [10]). Insbeſondere ſei von dem Chargenverkaufe bei Richterſtellen abzugehen, weil die Befürchtung zu nahe liege, daß derjenige, welcher ſeine Stelle gekauft habe, den im Großen verausgabten Betrag im Kleinen wieder hereinzubringen ſuche [11]).

Ueberhaupt ſind die Weiſungen, welche Eugen ſeinem Stellvertreter in den Niederlanden ertheilt, die ſchönſten Zeugen der wahrhaft edlen und erleuchteten Geſinnung, welche den Prinzen beſeelte. Seine Beſcheidenheit, ſeine Uneigennützigkeit zeigen ſich darin in glänzendſtem Lichte. Als man mit dem Gedanken umging, zu ſeiner Ehre eine Statue zu errichten, fand dieſer Vorſchlag an Niemanden einen ſo lebhaften Gegner als an Eugen

ſelbſt. Er verdiene dieſe Auszeichnung ſo wenig als er ſie wünſche, erklärte er denjenigen, welche ihn um ſeine Einwilligung hiezu angingen [12]). Und als der Marquis Prié in einem Uebermaße von Dienſteifer die Stände von Brabant und Flandern vermocht hatte, dem Prinzen aus Anlaß der Huldigung ein Geſchenk von je ſechstauſend Dukaten in Gold anzubieten, da ergingen an die Stände verbindliche Dankſagungen, durch welche das Geſchenk zurückgewieſen wurde, an Prié aber und Eugens Secretär Mandacher, welcher hiezu gleichfalls die Hand geboten hatte, ſcharfe Verweiſe. Er hätte geglaubt, ſchrieb ihnen der Prinz, genug von ihnen gekannt zu ſein, daß ſie wüßten, er nehme niemals das mindeſte an, was ihm nicht von Rechtswegen gebühre [13]).

Gleiche Geſinnungen wie hinſichtlich ſeiner Privatangelegenheiten legte Eugen auch in Bezug auf die öffentlichen Geſchäfte an den Tag. Doppelt zu bewundern ſind ſie in einer Zeit, in welcher das entſchiedene Gegentheil einer ſolcher Anſchauungsweiſe ſich überall geltend machte. In einem Augenblicke, in dem man die eigentliche Staatskunſt hauptſächlich darin ſuchte, den zu überliſten, ja zu betrügen, mit welchem man es zu thun hatte, befiehlt Eugen dem Marquis Prié, er möge die Gerechtigkeit und die Billigkeit denjenigen Perſonen als Richtſchnur ihres Verhaltens vorzeichnen, welche er damit betraue, mit fremden Staaten Verhandlungen zu führen. „Auf geradem Wege", fügte er hinzu, „kommt „man in den öffentlichen Angelegenheiten immer ſchneller vorwärts als „wenn man ſchlecht begründete Schwierigkeiten erhebt. Durch dieſe wird „nur Mißtrauen hervorgerufen, welches dann auch in der unſchuldigſten „Sache einen Fallſtrick ſieht [14])".

Auf's ſchärfſte tadelte der Prinz, wenn man die eines Verbrechens Beſchuldigten längere Zeit im Gefängniſſe hielt, ohne daß die Gerichtsverhandlung über ſie begonnen wurde [15]). Nichts gereiche einer Regierung, bemerkte er in einem ſpäteren Briefe an Prié, zu größerem Nachtheile, als wenn von ihr geſagt werde, ſie ſei ſaumſelig in Handhabung der Gerechtigkeit [16]).

Auf die Klage Prié's, daß er von mancher Seite Anfeindungen erfahren müſſe, antwortete Eugen: „Wer ſeine Pflicht erfüllt, erhebt ſich „dadurch über die Folgen des Tadels, welchem Jedermann ausgeſetzt iſt [17])". Und als Prié dem Prinzen die Schwierigkeit ſeiner Stellung auseinanderſetzte, bemerkte ihm Eugen, daß er dieß vollſtändig anerkenne. „Denn

„gewiß begegnet," so fährt der Prinz fort, „eine Statthalterschaft über „Provinzen, von denen Jede verschiedene Gesetze und Gewohnheiten „befolgt, wesentlichen Schwierigkeiten in der Ausübung der Machtvoll„kommenheit, welche dem Monarchen zusteht, die jedoch der Unterthan „durch das Entgegensetzen seiner Privilegien und Freiheiten stets zu „beschränken sucht. Schon der Name dieser letzteren allein und ihr einge„bildeter Besitz sind ihm theuer und bewegen ihn, das was er wirklich „hat, aufzugeben um das, was er doch nicht sein nennt".

„Die Subsidien," bemerkt Eugen weiter, „erregen ihre laute Be„schwerde, und dennoch könnten sie in dem, was ihnen über Alles werth „ist, in dem Genusse einer wahrhaften Freiheit und ihrer Privilegien nicht „erhalten werden, ohne jenen Truppen den nöthigen Unterhalt zu gewähren, „welche ihre einzige Vertheidigung bilden. Ja man kann in Wahrheit „sagen, sie feinden die Freiheit an, welche sie besitzen [18])".

Lebhafte Ausbrüche der Mißstimmung auf einzelnen Punkten der Niederlande waren es, welche den Prinzen zu den letzteren Bemerkungen veranlaßten. Denn trotz der befriedigenden Abänderungen, denen man die Bestimmungen des Barrierevertrages vom Jahre 1715 unterzogen hatte, war doch die durch denselben geweckte Unzufriedenheit nicht beschwichtigt worden. Der beständige Anblick der Besatzungen, aus fremden und andersgläubigen Soldaten gebildet, erbitterte die Bevölkerung. Stets hörte man wieder von neuem darüber klagen, daß man diese Truppen ernähren müsse, während das Land durch den langen Krieg ohnedieß furchtbar gelitten habe.

Wie fast immer die Hauptstädte der vorzüglichste Herd der Unzufriedenheit sind, so war dieß auch hier der Fall. Die Stadt Brüssel ging mit ihrem Beispiele voran. Schon im Jahre 1717 begann sie sich widerspänstig zu zeigen, als der Marquis von Prié zur Herbeischaffung der Fonds, um die vertragsmäßigen Subsidien an Holland zu bezahlen, die Aeltesten der Zünfte um ihre Zustimmung zu einer Erhöhung der Abgaben anging. Die Zunftältesten verweigerten es sich hierauf einzulassen, bevor man ihnen nicht ihre frühere, vor mehreren Jahren abgeschaffte Verfassung zurückgegeben habe. Antwerpen und andere Städte thaten deßgleichen.

Eugen war der Ansicht, daß für den Anfang alle Mittel der Güte zu versuchen seien, um die widerspänstigen Städte zu ihrer Pflicht zurück-

zuführen. Dann aber, wenn auf dieſem Wege nichts erreicht worden wäre, müſſe zu ernſteren Mitteln geſchritten werden. Denn es ſei dringend nöthig, nicht gleich im Beginne der neuen Regierung Hinderniſſe emporkeimen zu laſſen, welche mit der Zeit die ſchädlichſten Folgen nach ſich ziehen könnten [19]). Zwar erſcheine es nicht ohne Bedenken, an die Beſtrafung der Urheber des Widerſtandes zu ſchreiten; man werde ſich jedoch zu dieſem Mittel entſchließen müſſen, wenn durch Güte nichts zu erlangen ſei [20]). Dann erfordere es die Ehre der Regierung, daß ein Beiſpiel ſtatuirt werde, welches von ähnlichen Verſuchen für die Zukunft abſchrecke [21]).

So wie Eugen befürchtet hatte, kam es auch in der That. Im Anfange des Jahres 1718 brachen zu Antwerpen Unruhen aus. Der Verkauf von Stoffen, welche aus Indien nach Oſtende gebracht worden waren, lieferte den Vorwand hiezu. Da jedoch die Bürgerſchaft mit wenigen Ausnahmen für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung zu den Waffen griff, wurde die Bewegung mit Leichtigkeit unterdrückt. Eugen befahl dem Marquis Prié, die Urheber der Unruhen ausforſchen und ſie nach der Strenge der Geſetze beſtrafen zu laſſen. Das Regiment Weſterloo, welches zur Hülfeleiſtung nach Antwerpen berufen worden war, ſei jedoch, nachdem die Gefahr vorüber, von dort wieder hinwegzuziehen. Denn es wäre ungerecht, die Bevölkerung dieſer Stadt in einem Augenblicke durch größere Belaſtung zu beſtrafen, in welchem ſie vielmehr durch ihre gute Haltung eine Belohnung verdient habe [22]).

Während dieß zu Antwerpen geſchah, bereiteten ähnliche Ereigniſſe ſich in Brüſſel vor. Auch hier verweigerten die Aelteſten der Zünfte die Bewilligung der Subſidien, welche die beiden anderen Stände genehmigt hatten. Und da man, in Folge ausdrücklicher Befehle von Wien, mit Langmuth gegen ſie vorging, ſo wurden ſie hiedurch, wie dieß meiſtens der Fall iſt, nur noch dreiſter gemacht. Geradezu ſchlugen ſie es ab, den durch das Geſetz geforderten Eid auf die Zuſatzverordnungen vom Jahre 1700 zu ſchwören, wodurch für die Stadt Brüſſel eine Art neuer Verfaſſung gegeben worden war. Trotz des Befehles, welchen der Rath von Brabant, der oberſte Gerichtshof der Provinz, ihnen ertheilte, trotz der Ermahnungen des Erzbiſchofs von Mecheln, trotz der wiederholten Verwendung angeſehener Männer der Stadt verharren

ſie in ihrem Starrſinn. Die Feierlichkeit, durch welche dem Kaiſer als Herzog von Brabant gehuldigt wird, geht ohne ihre Mitwirkung, ohne ihre Zuſtimmung vor ſich. In das Stadthaus berufen, um auch ihrerſeits den Eid zu leiſten, weigern ſie ſich deſſen, und durcheilen im Tumulte die Straßen. Das Volk rottet ſich zuſammen; einer der Aelteſten, welcher den Eid abgelegt hat, wird nach ſeiner Wohnung verfolgt und vermag ſich nur mit Mühe zu retten. Das Haus des Bürgermeiſters wird geplündert und zerſtört. Die Truppen, von dem Volke mit Steinwürfen angegriffen, werden gezwungen ſich nach dem oberen Theile der Stadt zurückzuziehen. Die Bürger greifen zu den Waffen, und der Marquis von Prié ſieht ſich genöthigt, eine Urkunde auszuſtellen, welche die Aelteſten der Zünfte ermächtigt, die Verfaſſung von 1619 zu beſchwören. Hiemit war nun das urſprüngliche Begehren der Aelteſten erfüllt und man erwartete, daß ſie ſich beruhigen würden. Aber bald ſah man ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht. Kühn gemacht durch die Nachgiebigkeit, die man ihnen bewieſen, verlangten ſie die Vernichtung aller Dekrete, welche der Rath von Brabant wider ſie erlaſſen hatte. Auch hierin wich Prié ihrem Drängen. Nun aber glaubte er genug gethan zu haben und forderte ſie auf, auseinander zu gehen. Die Aufſtändiſchen, weit entfernt dieſem Begehren Folge zu leiſten, beharrten auf ihren Anforderungen. Sie verlangten, daß alle Dekrete des Rathes von Brabant, von welcher Zeit dieſelben auch herrühren mochten, wenn ſie ihren Privilegien widerſprächen, widerrufen werden ſollten. Jede Vorſtellung hiegegen erwies ſich als fruchtlos, und der Marquis von Prié fügte ſich neuerdings in ihren Willen.

Hiemit ſchien doch endlich das Maß ungeſtümen Begehrens auf der einen, geduldigen Willfahrens auf der anderen Seite erſchöpft zu ſein. Da jeder Grund zu erneuerten Anforderungen beſeitigt war, ſo hielt man die öffentliche Ruhe für befeſtigt. Sie war es jedoch weniger als je. Ohne ſich um einen Vorwand für ihr Treiben zu kümmern, ſtiften die Rädelsführer wiederholte Unordnungen an. Der Pöbel erzwingt den Eingang in das Hotel des Rathes von Brabant und zerſtört daſſelbe. Umſonſt ruft der Marquis von Prié die Hülfe der Stadtbehörde, umſonſt den Beiſtand der Bürgerwehr an. Dieſelben verhalten ſich unthätig, während der Pöbel noch andere Häuſer angreift und plündert. Erſt ſpät gelingt es

dem Marquis Prié, den tollen Ausſchweifungen zu ſteuern und die Ruhe einigermaßen wieder herzuſtellen.

Der Abſchluß des Paſſarowitzer Friedens und das Eintreffen kaiſerlicher Regimenter in den Niederlanden ſetzte endlich den Marquis Prié in den Stand, mit größerer Entſchiedenheit aufzutreten. Sobald er die Macht in Händen hatte, wußte er ſie auch in einer Weiſe zu gebrauchen, welche beſſer als ſein bisheriges Verfahren dem Anſehen des Kaiſers entſprach. Als im Jänner des Jahres 1719 neuerdings aufrühreriſche Rufe die Straßen von Brüſſel durchtönten, ſchritt Prié mit Schärfe ein. Er ließ die Urheber verhaften und ſie den Gerichten übergeben. Alle Leute ohne genügenden Unterhalt und ohne Beſchäftigung wurden aus Brüſſel gewieſen, in der Stadt ſelbſt aber zur Unterdrückung fernerer Unruhen an verſchiedenen Punkten ſtarke Wachen aufgeſtellt.

Es war der perſönliche Wille des Kaiſers, welchen Eugen befolgte, wenn er ſeinem Stellvertreter befahl, mit der höchſten Schonung gegen die Aufſtändiſchen in Brüſſel vorzugehen, die Anforderungen fallen zu laſſen, welche ſie in Aufregung gebracht hatten, und Alles zu thun, um ſie durch Güte zu beſchwichtigen [23]). Daß dieſes nicht ſeine eigene Meinung war, hatte der Prinz, obgleich ſonſt gern zur Milde geneigt, doch durchblicken laſſen, indem er kurz zuvor dem Marquis Prié bedeutete, man werde ſich zur Strenge entſchließen müſſen, wenn die Nachſicht fruchtlos bleibe. Längſt wäre es in ſeinem Sinne geweſen, mit Entſchiedenheit vorzugehen und die Dinge nicht ſo weit kommen zu laſſen. Er bewies dieß durch den Beifall, welchen er ausſprach, als Prié, nachdem jedes gütliche Mittel fruchtlos geblieben war und das Uebel nur noch ärger gemacht hatte, ſich endlich entſchließen mußte, doch zum Einſchreiten der bewaffneten Macht ſeine Zuflucht zu nehmen.

„Die Feſtigkeit, die man gezeigt hat", ſchrieb Eugen dem Marquis, „einige der Plünderer niederſäbeln zu laſſen, hat ganz die Wirkung her„vorgebracht, welche ich längſt vorhergeſehen und vorausgeſagt habe. „Hätte man ſchon früher ſo gehandelt, ſo wären die letzten Tumulte gewiß „vermieden worden. Man muß ſich der Truppen mit noch größerem „Nachdrucke bedienen, wenn der Dienſt des Kaiſers und die Ehre ſeiner „Regierung es erheiſchen. Unſere Meinung iſt nicht, die wohlgeſinnten „Unterthanen zu unterdrücken oder ihnen Unrecht zu thun, ſondern ſie zu

„vertheidigen und ſicher zu ſtellen gegen die Frechheit Uebelwollender, deren „Kühnheit im Zaume zu halten und ſie in die Schranken ihrer Pflicht „zurückzuweiſen. Daher ſollten Alle diejenigen, denen die öffentliche Ruhe „am Herzen liegt, mitwirken zur Erreichung ſo gerechter Abſichten [24])".

Um auch ſeinerſeits hiezu beizutragen, ertheilte der Prinz dem Obercommandanten der kaiſerlichen Streitkräfte in den Niederlanden, Feldmarſchall Grafen Behlen, einen ſcharfen Verweis über die Schwäche, die er den Aufſtändiſchen gegenüber an den Tag gelegt, und die Lauigkeit, mit welcher er den Marquis Prié unterſtützt hatte. Feldzeugmeiſter Graf Wrangel wurde zum Stadtcommandanten von Brüſſel ernannt, und Eugen erklärte ihm, daß es ſeine erſte Pflicht ſei, nichts außer Acht zu laſſen, auf daß die Ruhe in der Hauptſtadt bald wieder vollkommen hergeſtellt werde [25]).

Bei dieſen Anſichten des Prinzen war es natürlich, daß er die ſtrengen Maßregeln, welche Prié bei dem Wiederausbruche der Unruhen traf, vollkommen billigte. Ja er fand, daß man noch mit zu geringer Entſchiedenheit aufgetreten ſei. Ungenügend wäre es geweſen, diejenigen feſtnehmen zu laſſen, welche ſich in das Haus des Grafen Wrangel drängten und dort mit Ungeſtüm die Freigebung ihrer verhafteten Spießgeſellen verlangten. Dasſelbe hätte auch mit jenem alten Manne geſchehen ſollen, welcher kurze Zeit nachher ein gleiches Verlangen geſtellt und dann durch den Generalmarſch das Volk zum Aufſtande gerufen habe. Er hoffe, fuhr der Prinz fort, daß derſelbe ausgeforſcht und der verdienten Strafe unterzogen werde. Ueberhaupt habe man in Zukunft nicht mehr mit ſo großer Schonung vorzugehen, wie es früher gewünſcht worden ſei. Wenn erſt einige der Uebelthäter während ihres Verſuches zur Flucht oder zum Widerſtande niedergemacht worden wären, ſo würde ein heilſamer Schrecken jenen frechen Pöbel einſchüchtern, der ſich der früheren Milde völlig unwürdig gezeigt habe. Prié ſolle nach ſtrengem Rechte wider die Schuldigen vorgehen, ohne für irgend Jemand Rückſichten zu beobachten. Hauptſächlich möge er es ſich jedoch angelegen ſein laſſen, die Anſtifter ausfindig zu machen [26]).

Es iſt kein Zweifel, daß erſt durch dieſe entſchiedene Sprache Eugens der Marquis Prié ermuthigt wurde, den Weg der Strenge mit Entſchloſſenheit zu verfolgen. Fünf aus den Aelteſten der Zünfte, unter ihnen der Haupträdelsführer Franz Agneeſſens, wahrſcheinlich derſelbe, welchen

Eugen beſonders bezeichnet hatte, wurden gefangen genommen. Der Rath von Brabant erhielt den Auftrag ihnen den Prozeß zu machen.

Auch jetzt ließ der Pöbel von Brüſſel noch nicht ab von ſeinen feindſeligen Kundgebungen. Das Schaffot, welches auf dem großen Marktplatze aufgerichtet worden war, wurde in Flammen geſteckt. Ein Schuß, aus einem Hauſe wider eine Abtheilung Dragoner abgefeuert, vermehrte die Erbitterung der Truppen. Als daher einer aus dem Volke die Leiter zu dem Galgen umzuwerfen verſuchte, welcher nun die Stelle des verbrannten Schaffotes einnahm, wurde er von den Soldaten niedergemacht. Furcht erfaßte die Aufſtändiſchen und eine große Zahl aus den Aelteſten der Zünfte verließ heimlich die Stadt.

Nach langer Verhandlung wurde das Urtheil gefällt und am 19. September 1719 wirklich vollzogen. Agneeſſens büßte ſeine Schuld mit dem Tode, fünf der Plünderer wurden gleichfalls hingerichtet. Die vier anderen Aelteſten traf ewige Verbannung und Verluſt ihrer Güter.

So ſtreng die Strafe erſchien, ſo heilſam war ſie auch. Das Anſehen der Regierung wurde hergeſtellt, die Zuverſicht der Aufſtändiſchen gebrochen, und mit Ausnahme einiger Unordnungen, welche ſich bei dem Begräbniſſe des enthaupteten Führers der Unzufriedenen ereigneten, kamen keine Unruhen mehr in Brüſſel vor.

Eugen billigte ohne Zweifel die Strafe, welche wider Agneeſſens verhängt worden war. Solches erhellt ſchon aus der Ermächtigung, die er dem Marquis Prié ertheilte, auch wider die übrigen Schuldigen nach der Strenge der Geſetze zu verfahren [27]). Habe er dieß jedoch gethan, erklärte der Prinz, ſo ſei dem Rechte genug geſchehen. Nach den Handlungen der Strenge müſſe daran gedacht werden, die beunruhigten Gemüther zu beſchwichtigen. Durch Milde ſei die Liebe des Volkes zu gewinnen, und durch kräftige Unterſtützung dem öffentlichen Credite, dem Handel wieder emporzuhelfen, welchen Furcht und Beſorgniß niedergehalten hätten. Die überflüſſigen Truppen müßten aus der Stadt zurückgezogen, der freundſchaftliche Verkehr zwiſchen den Einwohnern und den Soldaten wieder hergeſtellt werden. Durch dieſe und andere Mittel die Regierung des Kaiſers in den Niederlanden beliebt zu machen, das ſolle von nun an, erklärte Eugen dem Marquis Prié, das vorzüglichſte Ziel ſeines Beſtrebens ſein [28]).

Nicht ohne Vorbedacht nannte Eugen den öffentlichen Credit als einen derjenigen Punkte, auf welche Prié ſein Augenmerk hauptſächlich zu richten habe. Denn es war die Zeit eingetreten, in der man ſich mehr als jemals im weſtlichen Europa mit Fragen beſchäftigte, die auf das Creditweſen Bezug nahmen.

Der Krieg, welcher dreizehn Jahre hindurch mit Erbitterung geführt wurde und viele Tauſende von Menſchenleben, ſo wie ungeheure Geldſummen verſchlang, hatte dem Wohlſtande der Nationen ſowohl als der einzelnen Individuen tiefe Wunden geſchlagen. Alles beſchäftigte ſich mit Planen, dieſelben ſo ſchnell als möglich zu heilen und einen glücklicheren Zuſtand herbeizuführen, als er vor dem Kriege geweſen war. In England, dem Vaterlande kühngedachter Projekte, wurde auch jetzt mit einem ſolchen der Anfang gemacht. Schon im Jahre 1711 ſtiftete Harley die Südſeecompagnie, welcher der Handel mit den ſpaniſchen Beſitzungen in Südamerika als Monopol überlaſſen werden ſollte. Kein Mittel wurde verſäumt, um die Actien der neuen Geſellſchaft in die Höhe zu treiben. Auf hundertfache Weiſe ſuchte man die Phantaſie, die Begehrlichkeit der Menge aufzuregen, außerordentliche Erwartungen in ihr wachzurufen. Wer am wenigſten von Amerika wußte, glaubte um ſo ſicherer, daß es mit Gold und Edelſteinen vollgepfropft ſei.

Auch der Umſtand, daß im Utrechter Frieden der Handel nach Südamerika den Engländern nicht freigegeben wurde, ſondern ſie im Jahre nur ein einziges Schiff dorthin abſenden durften, brachte keinen Umſchwung in den überſpannten Erwartungen hervor, die man von der Südſeecompagnie hegte. Die Einkünfte, welche ihr die engliſche Regierung für die derſelben vorgeſtreckten bedeutenden Geldſummen zur Verfügung geſtellt hatte, und die in den Zöllen auf Wein, Eſſig und Tabak, ſo wie auf einige andere Handelsartikel beſtanden, hielten die Compagnie aufrecht und machten ihre Actien geſucht.

Ein ſolches Beiſpiel konnte nicht ohne die tiefſte Einwirkung auf Frankreich bleiben. Ludwig XIV. hatte bei ſeinem Tode das Land in wahrhaft verzweifelter Lage hinterlaſſen. Der Schatz war leer und mit ungeheuren Schulden belaſtet. Unerſchwingliche Abgaben bedrückten die Unterthanen in furchtbarſter Weiſe. Die Felder wurden nicht mehr bebaut, die Landleute entwichen ſcharenweiſe in die Fremde, und wer Geld beſaß,

verbarg es ſorgfältig, weil er mit Recht befürchtete, daß es ihm in einer oder der andern Art abgepreßt werden würde.

Groß war die Verlegenheit, in welcher der Herzog von Orleans, der Regent des Königreiches ſich befand, wie er die unabweislichen Regierungsbedürfniſſe zu decken vermöge. Sie wuchs noch mehr, als ſeine eigenen Plane und die ſeines vornehmſten Rathgebers in Finanzſachen, des Herzogs von Noailles, eines unruhigen Projektmachers, ſich völlig unzulänglich erwieſen. In ſolcher Lage und in ſolcher Stimmung war es leicht begreiflich, daß er begierig auf die Vorſchläge horchte, welche ihm John Law, ein Schotte von Geburt, der ſchon in England durch ſeine Finanzprojekte Aufſehen erregt hatte, zur Wiederherſtellung des franzöſiſchen Staatshaushaltes machte. Die öffentliche Schuld zu tilgen, dem Hofe aber und der Regierung überſtrömende Einnahmsquellen zu bereiten, ſo lauteten Laws hochtönende Verſprechungen.

Im Jahre 1716 erhielt Law die Ermächtigung, eine Bank auf Actien zu errichten, mit der er bald die Gründung einer Geſellſchaft verband. Sie ſollte die weiten Landſtriche ausbeuten, welche heute das Gebiet des nordamerikaniſchen Staates Louiſiana bilden. Von dem mächtigen Strome, der dieſes Land beſpült, wurden die Actien der Compagnie diejenigen der Miſſiſſippi-Geſellſchaft genannt.

Längere Zeit hindurch war die Theilnahme an den neuen Gründungen Laws eine flaue, und die Actien vermochten nicht, ihren Nennwerth zu erreichen. Als aber Law begann, ſeine Geſellſchaft an der Pacht der öffentlichen Einkünfte zu betheiligen, als er die Privilegien der oſtindiſchen Compagnie ankaufte, als er auch nach Afrika Schiffe entſandte, da nahmen ſeine Geſchäfte und der Zudrang zur Theilnahme an denſelben den unerhörteſten Aufſchwung.

So Abſonderliches man auch in ſolcher Hinſicht ſelbſt erlebt haben mag, ſo erſcheint die Thorheit, welche damals alle Menſchen in Frankreich ergriff, doch geradezu unbegreiflich. In einer engen und dunklen Straße von Paris, der Rue Quincampoix [29]) entwickelte ſich nun das tollſte Treiben. Alles drängte ſich, die Actien der Compagnie zu einem ſteigenden Preiſe zu kaufen. Es genügt zu ſagen, daß dieſe Papiere, die Miſſiſſippi's, wie man ſie gewöhnlich nannte, welche zu einem Nennwerthe von fünfhundert Livres ausgegeben waren, zu Ende des Monats

Oktober 1719 ſchon um zwölftauſend Livres gekauft wurden. Am 21. November dieſes Jahres erreichten ſie ihren höchſten Stand, den von zwanzigtauſend Livres, welcher ſomit das Vierzigfache des urſprünglichen Werthes betrug.

Es war begreiflich, daß ein ſolches Ereigniß in ganz Europa das außerordentlichſte Aufſehen erregte. Jedermann, welcher an Laws Speculationen Antheil nahm, hatte ſich bereichert, in unerhörtem, nie geahntem Maße bereichert, denn die Actien waren ja fortwährend geſtiegen und Niemand dachte an den Rückſchlag. Reich zu werden, ohne Mühe, ohne Arbeit, nur durch den Ankauf eines Papiers, dazu hatten aber auch in den übrigen europäiſchen Staaten unzählige Menſchen Luſt und Sehnſucht. Was war natürlicher, als daß man überall, insbeſondere aber in den Nachbarländern, den belgiſchen und holländiſchen Provinzen, den gleichen Weg zu betreten ſich drängte, um der gleichen Reſultate theilhaft zu werden. Zu Rotterdam, zu Middelburg, in allen bedeutenden Städten Hollands wurden Compagnien gegründet oder doch Vorbereitungen zu deren Errichtung getroffen.

Es iſt ein erhebender Anblick, inmitten dieſes Treibens, in welchem Begehrlichkeit der niedrigſten Art die einzige Triebfeder zu ſein ſchien, welche die Menſchen regierte, einen Mann zu ſehen, deſſen ruhiger, klarer Blick nicht einen Augenblick beirrt wurde von den tollen Ideen, die alle übrigen erfüllten. Denn auch die belgiſchen Provinzen, welche Eugens Leitung anvertraut waren, hatte der allgemeine Taumel ergriffen. Zahlreiche Finanzprojekte wurden dem Prinzen vorgelegt; Jeder behauptete, daß von der Annahme des ſeinigen das Heil des Landes und der Regierung abhänge [30]). Insbeſondere war es ein Franzoſe Namens Marſeau, welcher den Beruf in ſich fühlte, den öſterreichiſchen Niederlanden das zu ſein, was Law für Frankreich war. Er wollte nach dem Muſter der Miſſiſſippi-Compagnie eine Geſellſchaft bilden, welche den Handel nach Oſtindien betreiben ſollte. So lockend vermochte er ſeine Plane darzuſtellen, daß viele der höchſtgeſtellten Perſonen ſich lebhaft für ihn intereſſirten. Wie weit es damit kam, zeigt ein Schreiben des Feldmarſchalls Grafen Vehlen, Obercommandanten der kaiſerlichen Truppen in den Niederlanden, an Eugen. Er ſpricht ſeinen ſehnſüchtigen Wunſch aus, daß auch Belgien ſeinen Law finden möge, welcher dieſe Provinzen in ähnlichen Flor zu

bringen im Stande ſei, wie es von Seite des berühmten Schottländers in Frankreich geſchehe [31]). Dringend bevorwortet er die Plane Marſeau's zu ſchleunigſter Annahme.

Bald aber hatte ein anderer Projektmacher, Namens du Peray, das Vertrauen des Grafen Vehlen in noch höherem Maße gewonnen. Der Feldmarſchall bat den Prinzen, ſich mit du Peray nach Wien verfügen zu dürfen, um deſſen Vorſchläge daſelbſt durchſetzen zu helfen.

Mit ſo heftigem Drängen bildet Eugens nüchterne Anſchauungsweiſe den grellſten Contraſt. In Fällen, in welchen es ſich um großartige Verſprechungen handelte, von denen man nur ſchwer begriff, wie ſie in der That erfüllt werden ſollten, war es Eugens Maxime, ſich diejenigen etwas näher zu betrachten, von welchen ſo glänzende Zuſagen ausgingen. Und da vermochten ſie denn nur gar ſelten dieſe Probe zu beſtehen. So war es auch mit Marſeau der Fall. „Ich habe dieſen Menſchen", antwortete der Prinz dem Grafen Vehlen, „ſchon durch mehrere Monate mit aller„hand Gedanken hier umgehen geſehen und von vielen Millionen reden „gehört, während er doch bei ſeiner Abreiſe nicht einmal das Nöthigſte „beſaß, und mit harter Mühe ſieben bis acht hundert Gulden Credit fand, „die auch dem Vernehmen nach mit Gefahr des Gläubigers bis jetzt unbezahlt „ausſtehen. Es iſt alſo leicht zu erachten, daß von einem ſolchen Manne „keineswegs ſo große Dinge, als man vermuthen will, zu erwarten ſind, „und dieß um ſo mehr, als das von ihm übergebene Projekt ein ganz „gewöhnliches Machwerk iſt, und andere weit beſſere Vorſchläge vorhan„den ſind [32])".

Dieſe ablehnende Antwort des Prinzen war aber noch nicht genug, um die Sehnſucht des Grafen Vehlen nach Verwirklichung der Finanzplane, an denen er ſo lebhaften Antheil nahm, zu verringern. „Der „Projekte ſind vielerlei", ſchrieb ihm daher Eugen in einem zweiten Briefe, „man vermag ſie aber nicht an allen Orten gleichmäßig in Ausführung zu „bringen. Was in Frankreich geſchehen iſt, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Das „Ende muß das meiſte und das verläßlichſte zeigen [33])".

Die Maßregeln, welche Eugen in dieſer Sache ergriff, waren gewiß die zweckmäßigſten, die getroffen werden konnten. Er beauftragte den Marquis Prié, in Brüſſel eine Zuſammentretung der erfahrenſten Kaufleute zu veranlaſſen, verſchiedene Beamte der Berathung beizuziehen,

die Vorſchläge Marſeau's und du Peray's einer reiflichen Prüfung zu unterwerfen und das Ergebniß derſelben dem Kaiſer vorzulegen [34]).

Daß einer der beiden Projektanten, du Peray, ſich über die angeordnete Prüfung ſeiner Vorſchläge beſchwerte, war nur geeignet, Eugens Mißtrauen in noch höherem Grade rege zu machen. Er begreife nicht, ſchrieb der Prinz dem Feldmarſchall Vehlen, wie du Peray ſich über eine ſo natürliche Sache beklagen könne. „Derſelbe müßte denn", fuhr Eugen fort, „der beſonderen Meinung ſein, daß man die Ideen jedes ganz unbe„kannten und in keiner Weiſe beglaubigten Fremdlings in den Niederlanden „blindlings annehmen und nicht nur die Ehre der Regierung, ſondern auch „den Dienſt des Kaiſers und die Wohlfahrt der Unterthanen der Unge„wißheit preisgeben wolle. In ſolchen Dingen kann nicht genug Vorſicht „gebraucht werden, indem, wenn ſie einmal vollzogen ſind, eine Aenderung „gefährlich, ja oft gar nicht mehr zu bewerkſtelligen iſt [35])".

Bald zeigte es ſich deutlich, wie ſehr die Zurückhaltung, welche Eugen in dieſer Sache beobachtet, und der ſtrenge Befehl, den er an Prié erlaſſen hatte, den Actien der franzöſiſchen Miſſiſſippi-Geſellſchaft den Eingang in die Niederlande zu wehren [36]), den belgiſchen Provinzen zum Heile gedieh. Denn ſchon begannen in Frankreich die erſten Anzeichen hervorzutreten, daß der Schwindel ſeinen Höhepunkt erreicht habe, und der Rückſchlag, mit ihm aber das Verderben von Tauſenden bevorſtehe.

Wie es Spieler von Profeſſion gewöhnlich thun, wenn ſie genug gewonnen zu haben glauben, ſo geſchah es auch in Frankreich. Einer nach dem Andern begann daran zu denken, wie er dasjenige, was er ſo leichten Kaufes erworben hatte, auch für alle Zukunft in Sicherheit zu bringen vermöge. Einer nach dem Andern zog ſich vom Spiele zurück, ſetzte ſeine Actien in Papiergeld, dieſes aber in Gold um und wartete nun der Dinge, die da kommen ſollten. Es gab Viele, die ſo klug waren, wie Bonneval, der voll Freude dem Prinzen meldete, daß er fünfmalhunderttauſend Livres gewonnen habe, und dieſe Summe wohlgezählt in ſeinem Koffer verwahre [37]). Daß Law nur eine Dividende von ſechzig Livres vertheilen konnte, immer noch zwölf Procent vom Nennwerthe der Actien, aber freilich ein Nichts für den Kurswerth derſelben, mehrte die Zahl der Enttäuſchten. Die betrügeriſchen Mittel, welche angewendet wurden, den Kurs zu halten, vermochten gleich den Gewaltmaßregeln, die ihnen folgten, den Sturz

kaum zu verzögern, nicht ihn aufzuhalten. Bald ſah man mit Erſtaunen ganze Wagenladungen von Gold, durch Leute des Regenten begleitet, aus Frankreich durch die belgiſchen Provinzen nach Holland ſchleppen. Derſelbe Graf Vehlen, welcher nichts ſehnlicher als einen zweiten Law herbeigewünſcht hatte, konnte jetzt nicht Worte genug finden um dem Prinzen das Elend zu beſchreiben, welches in Frankreich herrſchte [38]).

Noch war das Jahr 1720 nicht zu Ende, und Law ſelbſt erſchien, ein Flüchtling, in Brüſſel, verfolgt von den Verwünſchungen derjenigen, welche ihn noch wenige Monate zuvor mit begeiſterten Lobpreiſungen in den Himmel erhoben hatten. Er ſtarb im Mai 1729 zu Venedig in mißlichen Verhältniſſen [39]).

Man ſollte glauben, durch Laws Sturz und das offenkundige Unheil, welches er über Frankreich gebracht hatte, wären auch in den benachbarten Ländern denjenigen die Augen geöffnet worden, die ſich darnach ſehnten, daß man in ihrer Heimath den gleichen Weg einſchlagen möge. Wie ſchwer es jedoch iſt, Hoffnungen und Planen auf glänzenden Gewinn zu entſagen, wenn man ſich lange mit ihnen beſchäftigt hat, zeigt Vehlens Beiſpiel in deutlicher Weiſe. Er ſelbſt hatte dem Prinzen den unglückſeligen Zuſtand geſchildert, welcher in Folge des Law'ſchen Syſtems über Frankreich hereinbrach. Dennoch war noch kein Jahr verfloſſen, und wir ſehen den Feldmarſchall ſchon wieder ſeine früheren Lieblingsgedanken mit blindem Eifer verfolgen. Nun ſind es die Vorſchläge eines anderen Plaumachers, der von Weyden hieß, welche Vehlen dem Prinzen mit Lebhaftigkeit zur Annahme empfiehlt.

Eugen zeigte ſich unwillig darüber, daß Vehlen durch die traurigen Ereigniſſe in Frankreich noch immer nicht aus ſeinen Träumen von plötzlichen und unverſiegbaren Goldquellen, aus denen er gleichfalls ſchöpfen zu dürfen ſich ſchmeichelte, geweckt worden war. Der Prinz übernahm es ſelbſt, den Feldmarſchall hieraus etwas unſanft aufzurütteln. „Die betrü„benden Beiſpiele in Frankreich und England", ſchrieb er ihm, „laſſen „mehr als zuviel erkennen, daß nicht jedem unbekannten Fremdling oder „Projectanten, wie auch du Peray es war, zu trauen iſt, indem ſie unter „dem glänzenden Vorwande, ganze Völker zu bereichern, während ſie ſelbſt „keinen Kreuzer im Vermögen haben und etwa gar entlaufene Banque„routiers ſind, nichts als Befriedigung ihres Eigennutzes ſuchen. Wenn

„man nach Ihrem Rathe", fuhr der Prinz in einem zweiten Schreiben an Vehlen fort, „den damals ſo hochgerühmten Planen du Peray's und ſeiner „Genoſſen gefolgt wäre, ſo würden die kaiſerlichen Unterthanen von dem„ſelben Unglücke wie England und Frankreich betroffen worden ſein. Es „ſoll alſo Jeder nach der allgemeinen Regel billig in ſeiner Sphäre bleiben „und dieſe wohl beſorgen, ſonſt aber ſeinen Vorgeſetzten ungefragt nicht „vorgreifen, oder doch wenigſtens, wenn etwas für den kaiſerlichen Dienſt „nützlich erſcheinen ſollte, es bei derjenigen Behörde anbringen, welche die „Sache wirklich angeht [40])".

Eugens Worte ſchienen den Feldmarſchall Grafen Vehlen von ſeiner Sucht, ſich mit Finanzſpeculationen zu beſchäftigen, gründlich geheilt zu haben. Wenigſtens findet ſich kein Schreiben mehr vor, welches er hinſichtlich dieſes Gegenſtandes an den Prinzen gerichtet hätte.

So abgeneigt ſich Eugen chimäriſchen Projekten zeigte, bei denen Außerordentliches verſprochen und nichts Wirkliches geleiſtet wurde, ſo lebhaft war er dafür, die Hülfsquellen des Landes, den Wohlſtand ſeiner Bewohner und dadurch auch das Einkommen, welches in die öffentlichen Kaſſen floß, zu heben und zu mehren. „Die Abſicht des Kaiſers und ſeiner Regierung „iſt", erklärte der Prinz dem Grafen Vehlen, als er ihm jene Zurechtweiſung ertheilte, „einen der eigenen Würde nicht nachtheiligen, den geſamm„ten Unterthanen aber nützlichen Handelsverkehr einzuführen, durch welchen „jedoch die benachbarten Länder nicht zu noch größerer Eiferſucht, als ſie „ohnehin ſchon an den Tag legen, aufgeſtachelt werden dürfen". Dieſen Zweck zu erreichen, dem Handel der Niederlande Entfaltung und Blüthe zu verleihen, ohne jedoch die Mißgunſt der Nachbarn, insbeſondere der in Handelsſachen ſo ſcheelſüchtigen Engländer und Holländer zu erregen, hielt Eugen für eine ſeiner wichtigſten Aufgaben. Daß ſie unerfüllt blieb, lag nicht an ihm, ſondern zumeiſt wohl an Jenen, welche ſeinen Rath zu gering achteten und den Andeutungen nicht folgten, die er ihnen ertheilte.

Kaum waren die öſterreichiſchen Niederlande von dem drückenden Joche befreit, das ihnen faſt ein Jahrzehnt hindurch von England und Holland auferlegt war, ſo begann ſich nach allen Seiten hin eine lebhafte Thätigkeit zu entwickeln. Sie faßte insbeſondere den Handel zur See in's Auge, um gleichfalls Antheil zu erlangen an den Vortheilen, die England und Holland daraus zogen.

Jakobitiſche Kaufleute aus England, welche ſich in Oſtende niedergelaſſen hatten, waren es zuerſt, die ſich mit dem Gedanken befaßten, in dieſer Seeſtadt eine Geſellſchaft für den Handel nach Oſtindien zu gründen, wie eine ſolche in England bereits beſtand. Der hervorragendſte unter ihnen an Reichthum und Intelligenz, Johann Kerr von Kersland, begab ſich nach Wien, ſeine Plane dem Kaiſer vorzulegen. Kerrs Vorſchläge fielen bei dem Kaiſer auf fruchtbares Erdreich. Es iſt ſchon früher gezeigt worden, wie es von jeher einer der Gedanken war, welchen Karl am liebſten nachhing, durch die Entwicklung einer großartigen Handelsthätigkeit ſich ſelbſt und ſeine Länder zu bereichern, und dadurch jenem ewigen Hemmniſſe, welches der Ausführung ſeiner ſchönſten Plane hindernd im Wege ſtand, dem ſteten Geldmangel ein Ende zu machen. Auf die langgeſtreckten Küſten, die er nun ſein Eigenthum nannte, war des Kaiſers Augenmerk gerichtet. Trieſt und Fiume, dann die neapolitaniſchen Seehäfen, endlich diejenigen an dem belgiſchen Geſtade wurden im Geiſte durchgemuſtert, um die geeignetſte Stätte zur Gründung eines großen Handelsetabliſſements zu wählen. Oſtende ſchien aus vielfachen Gründen, der Güte ſeines Hafens, der Stärke ſeiner Befeſtigungen, insbeſondere aber des Reichthums, der Induſtrie und der Fruchtbarkeit der Provinzen wegen, welche deſſen Hinterland bildeten, den Vorzug zu verdienen. Aber noch ſcheute man die bekannte Eiferſucht der benachbarten Seemächte. Die kaiſerliche Regierung entſchloß ſich daher vorerſt noch nicht zur Bildung einer Handelsgeſellſchaft. Doch gab ſie ihren Willen kund, diejenigen, welche Schiffe zu weiter Seefahrt auszurüſten beabſichtigten, in ihrem Vorhaben aus allen Kräften zu ſchützen.

Dieſe Erklärung des Kaiſers genügte, um den Speculationsgeiſt der Kaufleute zu ermuntern. Es trat eine Anzahl aus ihnen zuſammen, welche im Wege der Unterzeichnung einen Betrag von 2.400.000 Gulden aufbrachten. Zwei Schiffe, heimlich in England gekauft, wurden nach Oſtindien abgeſandt. Im November des Jahres 1716 kehrten ſie mit reicher Ladung nach dem Hafen von Oſtende zurück.

Dieſes glückliche Reſultat ſpornte zu neuen Unternehmungen an. Alles jubelte, alles gab ſich hochfliegenden Hoffnungen hin, und ſchon ſah man im Geiſte den Wohlſtand vergangener Jahrhunderte wieder einkehren in dem damals ſo reich geſegneten Flandern. Zwei andere Schiffe gingen

nach Surate und Canton ab. Ihnen folgten im Laufe der Jahre 1718 und 1719 noch neun Schiffe, sämmtlich von Belgiern geführt, welche nach dem südlichen und westlichen Asien sich begaben. Thomas Ray und Peter de Potter, Kaufleute aus Ostende, erneuerten zu Wien in angelegentlichster Weise die Bitte, eine Gesellschaft auf zwanzig Jahre errichten zu dürfen, um dem Handel nach Ostindien noch größere Ausdehnung zu geben [41]).

Noch immer war man in Wien zu keinem Entschlusse über die Frage gekommen, ob ein solches Ansuchen zu gewähren sei oder nicht. Der Kaiser selbst und sein Hauptrathgeber in Handelssachen, der Marquis von Rialp, waren lebhaft dafür, und auch Eugen erklärte sich nicht geradezu gegen die Errichtung einer Compagnie. Doch hielt er, obwohl im Allgemeinen sehr geneigt, die Entfaltung des niederländischen Handels zu fördern [42]), es für höchst nothwendig, jeden Conflict mit den Nachbarstaaten sorgfältig zu vermeiden. Denn daß den Holländern hiedurch großer Nachtheil erwachsen werde und man sich auf den hartnäckigsten Widerstand ihrerseits gefaßt machen müsse, schien dem Prinzen ausgemacht zu sein. Die Bildung einer Handelsgesellschaft werde ihre Eifersucht aufs höchste steigern, sie vielleicht zu Thätlichkeiten reizen und die Unterstützung Englands ihnen hiebei nicht fehlen. Dem Kaiser mangle eine Seemacht, um das was er beabsichtige, auch jeder Anfechtung zum Trotze durchzuführen. Es sei besser einen Angriff auf die Schiffe einer von ihm autorisirten Handelsgesellschaft nicht hervorzurufen, als ihn, wenn es einmal geschehen sei, ungerächt über sich ergehen lassen zu müssen. Und daß ein solcher Angriff nur allzusehr in der Absicht der Holländer liege, hielt Eugen durchaus nicht für unwahrscheinlich. Ja selbst im Hafen von Ostende, welchen der Prinz die Pforte des niederländischen Handels nennt [43]), schienen ihm die belgischen Schiffe nicht allzu sicher, und er drang auf die Verstärkung der dortigen Befestigungswerke und auf die Reinigung des Hafens als eine Sache von der höchsten Wichtigkeit [44]).

Eugens Vorhersagung traf eher ein, als er es selbst erwartet haben mochte. Von den aus Indien zurückkehrenden Schiffen wurde das eine, welches der Capitän de la Merveille befehligte, von dem Gouverneur der Capstadt feindselig behandelt, ein zweites aber, das dem Kaufmann Schonamille zu Ostende gehörte, an der Westküste von Afrika von Holländern weggenommen. Gleiches Schicksal widerfuhr einem dritten

Schiffe, das ein Eigenthum des Kaufmannes Wollaert zu Oſtende war und von dem Capitän Dewinter geführt wurde. An der Küſte Guinea's von den Holländern aufgebracht, ward es als gute Priſe nach der Colonie Delmina geſchleppt.

An Bord eines holländiſchen Schiffes kehrten Capitän Dewinter und ſeine Mannſchaft nach Europa zurück. Durch widrige Winde im Canal la Manche aufgehalten, erlangte es Dewinter, an der engliſchen Küſte ausgeſetzt zu werden. Ueber Calais eilte er nach Oſtende, dort ſein Mißgeſchick bekannt zu machen. Unverzüglich ging ein Kurier nach Brüſſel ab und kehrte mit gleicher Schnelligkeit zurück, den Befehl zur Ergreifung von Repreſſalien überbringend. Eilig wurde ein Schiff ausgerüſtet, über welches Dewinter das Commando übernahm. Von Oſtende auslaufend, bemächtigte er ſich desſelben holländiſchen Schiffes, welches ihn nach Europa gebracht hatte und noch im Canal kreuzte. Am 25. Oktober 1719 ward es als Priſe nach Oſtende geführt.

Dieſer entſchiedene Schritt wurde in Wien vollſtändig gebilligt. Der Genuß der Handelsfreiheit werde durch das Naturrecht, erklärte Eugen, allen Völkern in gleicher Weiſe eingeräumt. Nur poſitive Verträge könnten hieran irgend etwas ändern [45]). Man ſah ſich daher für vollkommen berechtigt an, von der holländiſch-oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, deren Schiffe die Beleidigung der kaiſerlichen Flagge verübt hatten, volle Genugthuung zu verlangen. Werde ſie binnen einer kurzen Zeit nicht gegeben, ſo falle das weggenommene Schiff dem Kaufmann Wollaert als Eigenthum zu. Dem andern Beſchädigten aber, dem Kaufmann Schonamille werde man, lautete die Drohung, deren man ſich gegen Holland bediente, das Recht einräumen, ſich den Erſatz für den erlittenen Verluſt ſelbſt zu verſchaffen [46]).

Wie es in derlei Dingen immer der Fall iſt, ſo wurde durch dieſe Conflicte beiderſeits eine höchſt erbitterte Stimmung geweckt, in welcher jeder der ſtreitenden Theile weiter ging, als er es Anfangs ſelbſt beabſichtigt haben mochte. Bei Eugens Denkungsart mußte die Beleidigung der kaiſerlichen Flagge gerade die entgegengeſetzte Wirkung von derjenigen hervorbringen, welche man in Holland erwartet zu haben ſcheint. Der Prinz war keiner von denen, welche ſich leicht einſchüchtern ließen, ſondern er beſaß eine ſo hohe Meinung von dem Anſehen

des Kaiſers und der Hoheit ſeiner Würde [47]), daß er jede Verletzung derſelben als ſtrafbar anſah. Und er war davon überzeugt, daß nichts dem Kaiſer mehr in den Augen der Menſchen ſchadete, als wenn er in irgend einer Sache auf halbem Wege ſtehen bliebe, oder ſich gar bei dem erſten beträchtlicheren Hinderniſſe zur Umkehr entſchließen würde. Daher ſtimmte auch jetzt der Prinz für die Vollführung von Dingen, von denen er ſonſt lieber geſehen hätte, wenn ſie niemals unternommen worden wären.

Aus dieſem Grunde trat Eugen nun mit weit größerer Feſtigkeit als zuvor in demjenigen auf, was den Seehandel der Niederlande und die Einführung einer Compagnie daſelbſt anging. „Es iſt nicht zu zweifeln", ſchrieb er an den Marquis Prié, „daß unſere Nachbarn in ihrer Eiferſucht „über unſern aufblühenden Handel nichts unterlaſſen werden, um deſſen „Entfaltung zu hintertreiben. Denn der Gewinn, welchen wir daraus „ziehen, und der Nachtheil, den ſie dadurch erleiden, wird ſie zu äußerſter „Kraftanſtrengung anſpornen. Aber die gleichen Rückſichten müſſen uns „ermuntern, die errungenen Vortheile feſtzuhalten und auszudehnen. So „beträchtlich die Hinderniſſe auch ſein mögen, die Gerechtigkeit unſerer „Sache, mit Feſtigkeit vertheidigt, vermag Großes zu bewirken [48])".

Die Errichtung einer Handelsgeſellſchaft wurde nun von Eugen gleichfalls mit Wärme unterſtützt. Er ordnete auch hierin ſeine eigene Anſicht derjenigen des Kaiſers vollſtändig unter, und drang nun auf dasjenige, was in dem Willen des Monarchen lag, mit eben ſo großem Eifer, als ob er es ſelbſt für das Zweckmäßigſte angeſehen hätte. „Ich muß „Ihnen mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit erklären", ſchreibt er an ſeinen Stellvertreter in den Niederlanden, „daß der Kaiſer, der Hof, ja „die ganze Welt hier und überall der Meinung ſind, die baldige Ein„führung einer wohlbegründeten Compagnie zum Betriebe des Handels „nach entfernten Ländern ſei eine unerläßliche Nothwendigkeit. Denn die „Mächte, welche ſich jetzt eiferſüchtig gegen uns zeigen, werden es gegen „einen gut geordneten Handel weniger ſein, als wenn er wie bisher betrie„ben wird. Und wenn ſie ſchon den jetzigen zu beeinträchtigen nicht „berechtigt ſind, ſo werden ſie dieß noch weniger zu thun vermögen, wenn er „unter dem Schutze des Kaiſers und mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit „ſtattfindet. Iſt eine ſolche Compagnie einmal in's Leben gerufen, ſo

„wird Jedermann ſein Geld bei derſelben vortheilhaft anlegen können, und der „Gewinn ſich auf das ganze Land vertheilen. Die Manufakturen werden einen „höheren Aufſchwung nehmen als bisher, der Einkauf der Waaren ſowohl „als deren Veräußerung wird beſorgt werden, ohne daß Einer den Andern zu „übervortheilen ſucht, der Schutz der zu gründenden Colonien wird der „Compagnie anheimfallen, durch die Vereinigung der Kräfte die Sicherheit „vermehrt und endlich auch der Vortheil vergrößert werden, welchen der „Kaiſer und die Regierung davon ziehen".

„Was jedoch überzeugender wirkt als die beſte Erörterung", ſo ſchloß der Prinz ſein Schreiben, „das iſt das Beiſpiel unſerer Nachbarn, und die „Erfahrung, welche ſie gemacht haben. Niemals würde ihr Handel „ſich dermaßen ausgedehnt haben, ohne die Beihülfe und die Unter„ſtützung einer Compagnie". Prié wurde beauftragt, die Ausarbeitung des Entwurfes der Handelsgeſellſchaft zu beſchleunigen und ihn baldigſt nach Wien zu ſenden, um vom Kaiſer genehmigt zu werden. Des letzteren Sache werde es dann ſein, die Compagnie in der Ausübung alles deſſen zu ſchützen, was keinem Volke verwehrt werden könne [49]).

Zugleich mit dem Plane über die Errichtung einer Handelscompagnie wurde dem Marquis Prié ſein Gutachten über den Vorſchlag der Brüder Malcamp abgefordert, welche auf dem Gebiete des Großmoguls Faktoreien zu gründen beabſichtigten. Denn derſelbe hatte ſich nicht nur zu ihrer Zulaſſung bereit erklärt, ſondern einer Anſiedlung, welche dem Capitän de la Merveille ihre Entſtehung verdankte, Duldung und Schutz gewährt.

Es war dieß der Hafen von Coblon oder Sadatpatnam an der Küſte von Coromandel, fünf Meilen von Madras, dem Hauptorte der engliſchen Colonien in Oſtindien, und drei Meilen von der holländiſchen Faktorei Sadraspatnam entfernt. Am 23. Auguſt 1719 hatte ihn der Capitän de la Merveille für den Kaiſer in Beſitz genommen, nachdem die Abtretung des Hafens durch den Nabob oder Vicekönig des Großmoguls erfolgt war. La Merveille, derſelbe franzöſiſche Reiſende, von welchem zuerſt in der Sprache ſeiner Heimath eine Beſchreibung Arabiens erſchien, hatte dieſes Land im Jahre 1709 mit zwei Schiffen beſucht, die einer Handelsgeſellſchaft zu St. Malo gehörten. Später war er nach Oſtindien gegangen, und nun ſchilderte er die Reichthümer der Küſte von Coromandel, insbeſondere aber der von ihm gewählten Niederlaſſung mit den glänzendſten Farben. Coblon

ſei aus dem Grunde ſo günſtig gelegen, behauptete la Merveille, weil die Coloniſten aller anderen Nationen daſelbſt Steine und Salz zu holen gezwungen ſeien. Der dortige Hafen gelte als der beſte an der ganzen Küſte und werde für ſo ſicher angeſehen, daß alsbald mehrere reiche Kaufleute ſich dort anſiedelten. Seit den drei Jahren ihres Beſtehens zähle die Niederlaſſung ſchon ſechs Straßen, von ſchöngebauten Häuſern gebildet. Ihr Handel nehme den lebhafteſten Aufſchwung; er errege aber auch die höchſte Mißgunſt der benachbarten Europäer, unter welchen ſich insbeſondere die Engländer zu Madras durch Feindſeligkeit bemerkbar machten. Sie unterſagten den Ihrigen auf's ſtrengſte jeden Verkehr mit la Merveille und ſeinen Leuten. Der däniſche Gouverneur von Tranquebar, von Brunck, wurde heftig bedroht, weil er la Merveille ein Aſyl gewährt hatte, und man verlangte von ihm, die Niederländer aus ſeinem Hafen zu verjagen. Den Landesbewohnern aber, insbeſondere dem Stellvertreter des Großmoguls wurde der Kaiſer, der Beherrſcher des Reiches, welchem die Fremdlinge angehörten, als der erbittertſte Feind des mohamedaniſchen Glaubens geſchildert. Er werde denſelben, ſo ſagten ſie von ihm, auch in jenen entlegenen Ländern bekämpfen, wenn er nur einmal dort feſten Fuß gefaßt habe. Die Erzählung der Schlachten von Peterwardein und Belgrad, die Schilderung all des Unheils, welches durch dieſe Siege über die Sache des Islams gebracht worden ſei, ſollte ihren Behauptungen Glaubwürdigkeit verleihen [50]).

Eben ſo hartnäckigen Widerſtand, wie an der aſiatiſchen Küſte, fand der Seehandel der öſterreichiſchen Niederlande und die Errichtung der Compagnie in Europa ſelbſt. Wie gewöhnlich in derlei Conflicten, ſo entſpann ſich auch jetzt ein heftiger Federkrieg, welcher von beiden Seiten durch wohlbezahlte Kämpen unterhalten, durch den jedoch Niemand zu der einen oder der andern Anſicht bekehrt wurde. Denn Jeder vertheidigte dasjenige, was eben ſein Vortheil verlangte, als wenn es auch ſeine innigſte Ueberzeugung wäre. Die Holländer richteten die lebhafteſten Vorſtellungen an ihre Regierung, um durch deren Dazwiſchenkunft das Zuſtandekommen der gefährlichen Nebenbuhlerin zu verhindern. Sie ſtellten den Satz auf, daß der Kaiſer ohne offenbare Verletzung des Vertrages von Münſter dem Handel der Niederlande die beabſichtigte Ausdehnung nicht geben dürfe. Denn nach dem Inhalte dieſes Tractates ſollten die Spanier ihre Schifffahrt in Oſtindien nicht weiter nach dem

Weſten als bis zu ihren eigenen Colonien erſtrecken. Der Kaiſer aber habe die Niederlande nur unter den Bedingungen erhalten können, unter welchen ſeine Vorgänger ſie beſaßen.

Es war nicht ſchwer, die Blöße zu zeigen, welche dieſe Beweisführung darbot. Niemals ſeien die Niederlande, wurde hiegegen erwidert, als eine ſpaniſche Provinz im eigentlichen Sinne des Wortes angeſehen worden, ein Grundſatz, den gerade die Holländer im Unabhängigkeitskriege mit Blut und Leben vertheidigt hätten. Dieß zugegeben, erſcheine es als thöricht, die Niederländer auch jetzt noch an Bedingungen binden zu wollen, welche nur für die Spanier feſtgeſetzt worden wären. Der König von Spanien möge ſeinen Unterthanen die Beſchiffung der oſtindiſchen Küſten unterſagen; denjenigen des Kaiſers müſſe ſie freiſtehen, und die Holländer beſäßen auch nicht einen Schein von Recht, zu Häfen, die ihnen nicht gehörten, den Belgiern den Zutritt wehren zu wollen [51]).

Wenn die Gründung einer Geſellſchaft zur Betreibung des Handels nach Oſtindien einmal eine feſtbeſchloſſene Sache war, ſo hielt Eugen den damaligen Zeitpunkt für den geeignetſten, ſie wirklich in's Leben treten zu laſſen. Es ſei dieß, ſo meinte er, hauptſächlich darum der Fall, weil England faſt nur mit ſeinen inneren Unruhen beſchäftigt ſcheine. Denn noch waren erſt wenige Jahre verfloſſen, ſeit König Georg I. den Kaiſer und den Prinzen Eugen dringend gebeten hatte, für den Fall der Nothwendigkeit eine Anzahl kaiſerlicher Bataillone zu ſeiner Unterſtützung aus den Niederlanden nach England einſchiffen zu laſſen [52]). Gern war dieſe Zuſage ertheilt worden, und Eugen hatte dem Marquis Prié befohlen, außer acht deutſchen Bataillonen und eben ſo viel Grenadiercompagnien ſein eigenes Dragonerregiment zur Abſendung nach England bereit zu halten [53]). Feldmarſchall-Lieutenant Graf Vehlen, ein Bruder des Feldmarſchalls, ein beſonders tapferer Cavalleriegeneral, wurde zur Führung dieſer Truppen beſtimmt.

Es war zwar niemals zu wirklicher Einſchiffung des kaiſerlichen Hülfscorps gekommen. Aber noch immer hatten ſich die Verhältniſſe in England nicht anders geſtaltet, ſo daß man an eine Erneuerung des früheren Begehrens glaubte und demſelben ſogar mit bereitwilligem Anerbieten entgegen kam. Daher meinte man für jetzt von England keine Feindſeligkeit beſorgen zu dürfen. Um ſo mehr wünſchte Eugen, daß kein Augenblick verſäumt werde, die entſcheidenden Schritte zur Errichtung der beabſichtigten Handels-

geſellſchaft zu thun. Und um ſo tiefer verletzte es ihn, daß Prié trotz wiederholter und dringender Aufforderung noch immer zögerte, den Plan einzuſenden, welchen der Prinz ihm hierüber abgefordert hatte. Eugens Unmuth wurde durch die Betrachtung vermehrt, daß wenn man ſich ſchon zur Errichtung der Compagnie entſchließen wolle, die Regierung in einer Angelegenheit von ſo außerordentlicher Wichtigkeit die Initiative ergreifen und das Verdienſt ſo wie die Ausführung derſelben nicht an Private überlaſſen ſolle. Und es gab deren genug, welche den Kaiſerhof mit Projekten förmlich überſchwemmten. Ein Engländer Namens Colebrooke erbot ſich hunderttauſend Piſtolen zu erlegen, wenn ſeine Vorſchläge angenommen würden, bei denen freilich ſein eigener Vortheil nicht außer Acht gelaſſen war. Er hatte den Günſtling des Kaiſers, Michael Althan, für ſich einzunehmen verſtanden, und ſomit ſchon halb gewonnenes Spiel. Eugen lag aber außerordentlich daran, daß nicht dieſer Plan eines Fremden, ſondern derjenige angenommen werde, mit deſſen Ausarbeitung er ſeinen Stellvertreter Prié beauftragt hatte. Mit ſcharfen Worten verwies denn auch der Prinz dem Marquis Prié, daß derſelbe den ihm ertheilten Befehlen noch immer nicht nachgekommen ſei. Er verhehlte ihm nicht, daß ihn die allgemeine Stimme beſchuldige, dieſe Zögerung werde durch ein eigennütziges Motiv verurſacht. Denn die Ertheilung der Seepäſſe habe dem Statthalter bisher ein beträchtliches Einkommen abgeworfen, welches durch die Errichtung der Compagnie hinwegfallen würde [54]). Zuletzt befahl er ihm, den verlangten Plan binnen ſechs Wochen einzuſenden, widrigenfalls Prié ſich die Folgen ſeiner Saumſeligkeit ſelbſt zuſchreiben müßte [55]).

Eugens energiſche Aufforderung brachte endlich die gewünſchte Wirkung hervor. Der Marquis von Prié, welcher gleich dem Prinzen nicht für die Errichtung einer Compagnie geſtimmt war, ſondern es für zweckmäßiger gehalten hätte, den Betrieb des Seehandels nach wie vor den Privaten anheimzugeben, ließ von dem Widerſtande ab, den er bisher erhoben hatte. Er legte die verlangte Ausarbeitung vor, welche, wie alles was aus ſeiner Feder kam, die Erwartungen völlig befriedigte, die Eugen davon hegte. Es war für den Prinzen eine große Genugthuung, daß nicht Colebrooke's Projekt, ſondern die Vorſchläge des Marquis Prié zur Grundlage des kaiſerlichen Patentes dienten, mit welchem die Oſtendiſche Handelsgeſellſchaft endlich in's Leben gerufen wurde [56]).

Vom 16. Juni 1722 war der Beſchluß des Kaiſers datirt; jedoch erſt ein halbes Jahr ſpäter, am 22. Dezember wurde er kundgemacht. Durch ihn ward die ausſchließende Berechtigung, nach Oſt- und Weſtindien ſo wie nach den afrikaniſchen Küſten Handel zu treiben, der zu errichtenden Geſellſchaft auf dreißig Jahre eingeräumt. Sie erhielt das Recht, des Kaiſers Wappen und Flagge zu führen. Ihr Stammkapital wurde auf ſechs Millionen Gulden feſtgeſetzt, und in ſechstauſend Actien, jede zu tauſend Gulden getheilt. Den Fremden ward die Erlaubniß gegeben, Actien zu kaufen; doch konnten ſie, auch wenn ſie die nöthige Anzahl davon beſaßen, an den Verſammlungen der Actionäre nicht Theil nehmen. Die Geſellſchaft erhielt völlige Unabhängigkeit ihrer Verwaltung, und die Ermächtigung, mit den Fürſten der Länder, wohin ſie Handel zu treiben beabſichtigte, Verträge abzuſchließen. Der Kaiſer verſprach der Geſellſchaft ſeinen kräftigen Schutz gegen jedwede Beeinträchtigung, woher dieſelbe auch kommen möge. Für alle dieſe Zugeſtändniſſe verlangte er eine ſechsprocentige Abgabe von dem Ergebniſſe der Waarenverkäufe, und was wahrhaft eigenthümlich klingt, für die Ertheilung des Privilegiums ſelbſt das Geſchenk eines goldenen gekrönten Löwen, zwanzig Mark ſchwer, welcher das Wappen der Compagnie in ſeinen Klauen hält. Jedem der Nachfolger Karls VI. ſollte die Geſellſchaft ein gleiches Zeichen der Huldigung darbringen [57]).

Ungemein groß war der Aufſchwung, welchen nach dem Erſcheinen dieſes Patentes der Handel Belgiens nahm. Mit Raſchheit ſchritt man an die Bildung der Compagnie, und am 11. Auguſt 1723 vereinigten ſich die neu ernannten Direktoren derſelben, um die Einzeichnung auf die Actien entgegen zu nehmen. Schon am nächſten Tage waren die ſechs Millionen voll, und vier Tage ſpäter konnten die Actien nur mehr um zwölf Procent über ihren Nennwerth gekauft werden.

Nicht allein die Handelsleute, ſondern auch der Adel betheiligte ſich an dem Unternehmen. Hatte doch der ſechſte Artikel des kaiſerlichen Patentes ausdrücklich beſtimmt, daß durch den Beitritt zur Compagnie dem Range und den Vorrechten des Adels kein Eintrag geſchehen ſolle. Der Marquis von Prié ſtand mit hundertfünfzig, der Herzog von Arenberg mit achtzigtauſend Gulden auf der Liſte der Unterzeichner. Eugen ſelbſt nahm für ſechzigtauſend Gulden Actien, nicht um, wie er ausdrücklich

erklärte, irgend einen Gewinn zu machen [58]), ſondern nur um als Statthalter des Landes ſich nicht von einer Sache entfernt zu halten, welche dasſelbe ſo nahe anging. Er tadelte es vielmehr lebhaft, daß der Graf Leopold von Windiſchgrätz, welcher hundert Actien gezeichnet hatte, dieſelben ohne eine Einzahlung zu leiſten, gegen einen Gewinn von acht Procent den Direktoren zurückſtellen zu wollen erklärte und dadurch deutlich bewies, daß es ihm nicht um das Gedeihen der Geſellſchaft, ſondern nur darum zu thun war, einen augenblicklichen Vortheil zu ziehen [59]).

Schon die erſten Beſchlüſſe, welche die Handelsgeſellſchaft faßte, legten die Großartigkeit ihrer Entwürfe an den Tag. Zwei Schiffe beabſichtigte ſie nach Bengalen, zwei nach China, eines nach Surate oder Mokka zu entſenden. Die Colonie an der Küſte von Coromandel, welche Merveille errichtet hatte, wollte man in noch größeren Flor bringen, eine andere an der Küſte von Bengalen, die von den Eingebornen zerſtört worden war, erneuern, dort und in Canton Faktoreien gründen und den Seehandel der öſterreichiſchen Niederlande auch nach Weſtindien ausdehnen.

Nur wenige Männer waren es, welche inmitten der allgemeinen Erregung, und den glänzenden Verheißungen gegenüber, denen Niemand zu widerſprechen wagte, die Ruhe des Urtheils und den klaren, weitſchauenden Blick ſich bewahrten, welcher eine trübe ſtatt einer lachenden Zukunft vorherſah. Eugen und Prié ſtanden an ihrer Spitze. „Noch immer bin ich“, ſchrieb der Prinz in eben dem Augenblicke, als von den glücklichen Erfolgen der Actienzeichnung alles erfüllt war, „Ihrer Anſicht, daß es in jeder Hinſicht „zweckmäßiger geweſen wäre, den Handel durch die Privaten fortführen zu „laſſen, als eine Compagnie zu errichten, welche die Wirkungen hervor„bringen wird, die ich im voraus zu ſchildern nicht ermangelt habe. „Meinerſeits iſt das geſchehen, was ich für den Dienſt des Kaiſers anſehen „mußte. Da derſelbe jedoch einer andern Meinung war und auf ſeinen „Befehl die Compagnie in's Leben gerufen wurde, ſo iſt nichts anderes zu „thun als dasjenige, worauf der Kaiſer ſich eingelaſſen, mit allen nur „möglichen Mitteln zu unterſtützen [60])“.

Hierauf war denn auch Eugens regſte Sorgfalt gerichtet. Fern lag ihm die Rechthaberei derjenigen, die ſich freuen über die Beeinträchtigung, welche eine wider ihren Willen in's Werk geſetzte Maßregel erleidet. Nichts glich dem Eifer, mit dem er den Kaiſer auf die Umtriebe aufmerk-

ſam machte, welche von Holland und England gegen das Gedeihen der Compagnie ſchon ausgegangen und noch zu erwarten waren. Der glückliche Erfolg der Actienzeichnung werde ihre Eiferſucht um ſo mehr zu höchſter Erbitterung ſteigern, behauptete Eugen, als ihre eigenen Actien gleichzeitig um mehr als fünfzehn Procent gefallen ſeien. Schon hätten ſich die Seemächte an Frankreich und Spanien gewendet, um mit ihnen gegen die neue Schöpfung des Kaiſers gemeinſame Sache zu machen. Zurück könne man jedoch nicht mehr, und es ſei daher, um die Dinge nicht zu völligem Bruche kommen zu laſſen, höchſt nöthig, einen Bevollmächtigten nach dem Haag zu entſenden, welcher die Wenigen, die es mit dem Kaiſer hielten, in dieſer Geſinnung zu beſtärken, ihm neue Anhänger zu gewinnen und gleichzeitig dasjenige zu entdecken im Stande wäre, was die Feinde der Compagnie zum Verderben derſelben im Schilde führten. Den belgiſchen Fiscalrath Mac Neny ſchlug Eugen zu dieſer Sendung vor [61]).

Gleichzeitig bewies der Prinz dem Kaiſer, wie nöthig es ſei, die öffentliche Meinung von der Falſchheit der Behauptung zu überzeugen, welche die Holländer aufſtellten, daß der Seehandel der belgiſchen Provinzen ſich im Widerſpruche mit den in Kraft beſtehenden Verträgen befinde. Wieder war es Mac Neny, welchen Eugen zur Ausarbeitung dieſer Schrift in Antrag brachte, und den er zugleich ſeines Eifers, ſeiner Thätigkeit, ſeiner Kenntniß der äußeren und inneren Verhältniſſe des Landes wegen zur Verleihung des wichtigen Poſtens eines Staats- und Kriegsſecretärs vorſchlug. Es ſei dieß eine Gnade, fügte Eugen hinzu, die er ſich vom Kaiſer für ſeine eigene Perſon und als ein neues Merkmal ſeines Wohlwollens erbitte [62]).

Eugens Anträge wurden genehmigt; die von Neny verfaßte Schrift aber ließ man aus der franzöſiſchen auch in die lateiniſche und vlämiſche Sprache überſetzen, um ihr überall die größte Verbreitung zu geben [63]).

Während dieſe Streitigkeiten fortdauerten und von Tag zu Tag eine drohendere Geſtalt annahmen, beſorgte die Compagnie ihre Geſchäfte mit Eifer und Glück. Mit ſo reichen Ladungen kehrten ihre Schiffe von den aſiatiſchen Küſten zurück, daß der Verluſt des einen derſelben, der Kaiſerin Eliſabeth, welches auf der Fahrt von Mokka nach Oſtende von Algieriſchen Seeräubern aufgebracht wurde, leicht verſchmerzt werden konnte. Doch gab dieß Ereigniß den Anlaß, durch

Vermittlung der Pforte mit den Barbareskenſtaaten eine Verhandlung zu eröffnen, um derlei räuberiſche Anfälle auf die Schiffe, welche unter kaiſerlicher Flagge ſegelten, in Zukunft hintanzuhalten. Würde auch noch dieſes Hemmniß beſeitigt, ſo werde dann, ſchmeichelte man ſich, ohne auf die Drohungen der Holländer zu achten, die Schifffahrt der belgiſchen Provinzen ſich zu nie geahntem Flor entwickeln. Die Actien der Compagnie waren in ſtetem Steigen begriffen, und bald hatten ſie einen Kurs, welcher nahezu das Doppelte ihres urſprünglichen Nennwerthes betrug. Und als nun die Direktoren der Compagnie, Proli und van Keſſel, in feierlicher Audienz den goldenen Löwen überreichten, welcher vom Kaiſer mit Wohlgefallen entgegengenommen wurde, da mag es außer Eugen nur noch Wenige gegeben haben, die es ahnten, daß die neue, glänzende Schöpfung nur zu bald der Vernichtung anheimfallen ſollte.

Sechstes Capitel.

Gewiß iſt es eigenthümlich, daß ſo wie die finanziellen Verwirrungen, in welche Frankreich geſtürzt worden war, ſich nach den öſterreichiſchen Niederlanden zu verbreiten drohten, und hauptſächlich durch Eugens weiſe Vorſicht von dort zurückgehalten wurden, Aehnliches auch auf einem ganz anderen Felde, dem der religiöſen Streitfragen ſich wiederholen zu wollen ſchien. Hierin liegt nur ein neuer Beweis für den außerordentlich großen Einfluß, welchen Frankreich ſchon damals in jeder Beziehung auf die benachbarten belgiſchen Provinzen übte.

Es war in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV., daß die janſeniſtiſchen Streitigkeiten wieder in den Vordergrund traten. Dieſelben nahmen, wie dieß in Frankreich bei derlei Dingen immer der Fall iſt, allſogleich eine perſönliche Färbung an. Der Erzbiſchof von Paris, Cardinal Noailles, war die hervorragendſte Perſon der einen, des Königs Beichtvater, der Jeſuit le Tellier, der Wortführer der andern Partei. Um das Buch Pascal Quesnels, moraliſche Betrachtungen über das neue Teſtament, drehte ſich der Streit. Schon als Biſchof von Chalons hatte Noailles dasſelbe gebilligt und behauptet, daß es eine günſtige Wirkung auf Moralität und Religion hervorbringe. Durch die Bulle Unigenitus wurde es jedoch von der römiſchen Curie verdammt.

König Ludwig ging mit Eifer daran, die Annahme der Bulle in ſeinem Reiche zu bewerkſtelligen. Es ſchien dieß die letzte Aufgabe ſeiner Regierungszeit bilden zu ſollen. Aber er begegnete hiebei entſchloſſenem Widerſtande. Neun Biſchöfe, den Cardinal Noailles an ihrer Spitze, wollten ſich nur hiezu verſtehen, wenn die ihnen anſtößigen Punkte der Bulle in einer ihrer Meinung entſprechenden Weiſe näher erklärt würden. Sie behaupteten, dasjenige, was ſie bekämpften, ſei nichts als die Wirkung des zu weit getriebenen Einfluſſes der Jeſuiten, und hiemit gewannen ſie ſich in den verſchiedenſten Kreiſen der Bevölkerung zahlreiche Anhänger. Durch

des Königs Tod erhielten sie Raum zu freierer Bewegung, und bald riefen sie das Urtheil einer allgemeinen Kirchenversammlung an, welche ja den obersten Gerichtshof für geistliche Streitsachen zu bilden habe. Schon erhoben sich Stimmen, die für eine nationale Unabhängigkeit, für die völlige Losreißung der französischen Kirche von Rom sprachen.

Es ist schwer sich eine bestimmte Meinung über die Ansicht zu bilden, welche Eugen über den Gegenstand der Streitfrage selbst hegte. Daß er den Jesuiten nicht freundlich gesinnt war, zeigt manche scharfe Aeußerung über sie, welche sich in seinem Briefwechsel vorfindet. Aber darum nahm er noch nicht für ihre Gegner Partei, und so wie er schon vor Jahren, als Kaiser Joseph I. mit der römischen Curie in Zwiespalt gerathen war, immer zu friedlicher Beilegung des Zwistes gerathen hatte, so vermied er auch jetzt mit größter Sorgfalt jegliche Verfeindung mit dem heiligen Stuhle. Vor nichts hatte er größeren Widerwillen als vor einem Streite in confessionellen Dingen. Denn es war damals noch nicht so lange her, daß derselbe zu den schrecklichsten Folgen geführt hatte. Bei dem Congresse zu Baden war diese Gesinnung Eugens in klares Licht getreten, als der französische Gesandte du Luc dazu aufgefordert hatte, mit den Waffen in der Hand gegen die protestantischen Cantone der Schweiz vorzugehen. Den gleichen Grundsätzen getreu handelte Eugen auch in dem Augenblicke, in welchem er besorgen mußte, daß der religiöse Streit, welcher Frankreich in zwei große Parteien theilte, auch die österreichischen Niederlande ergreifen könnte.

Schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1718 wandten sich zwei den österreichischen Niederlanden angehörige Priester an Eugen mit der Klage, daß sie von dem Erzbischofe von Mecheln und dem päpstlichen Internuntius des Jansenismus verdächtigt würden. Der Prinz befahl dem Marquis Prié, die Sache mit Strenge zu untersuchen. „Ich bin der Ansicht", so schrieb er ihm, „daß man diesem Irrglauben durchaus keinen Eingang in „die Niederlande verstatten und ihn so viel als nur immer möglich unter„drücken soll. Aber man muß auch mit Sorgfalt darüber wachen, daß „nicht im Widerspruche mit den Gesetzen der Kirche und des Kaisers schon „auf wenig gegründeten Verdacht, ja oft nur in Folge einer Aufreizung „von Seite Neidischer oder Uebelwollender eingeschritten werde". Und was die Bulle Unigenitus betraf, so verlangte Eugen, dem Willen des

Kaiſers gemäß, welcher den darüber entſtandenen Streit um jeden Preis von den Niederlanden fernhalten wollte, daß dieſelbe dort gar nicht veröffentlicht werde [1]).

Es verletzte den Prinzen, daß dieſem ausdrücklichen Verlangen zuwider der Erzbiſchof von Mecheln von ſeinem Capitel die Annahme der Bulle unter Androhung der kirchlichen Strafen begehrte. Es ſei dieß um ſo bedauerlicher, meinte Eugen, als der Ausbruch eines ähnlichen Kampfes, wie er Frankreich entzweie, in den belgiſchen Provinzen wegen der größeren Nähe proteſtantiſcher Länder noch gefahrdrohender erſcheine. „Warum „Partei nehmen in einem Streite", ruft der Prinz aus, „und ſich den „ſchädlichen Folgen ausſetzen, die er nach dem, was man in Frankreich „ſieht, ohne allen Zweifel nach ſich ziehen muß, während man ſo leicht „einen ruhigen Zuſchauer abgeben kann [2])".

In gleichem Sinne ſprach Eugen ſich auch gegen den Erzbiſchof von Mecheln aus, als ihm derſelbe den Hirtenbrief überſandte, welchen er wider des Kaiſers Willen über die Bulle Unigenitus in den Niederlanden veröffentlicht hatte. „Es ſcheint mir", bemerkte ihm Eugen, „daß man, ohne „Partei zu nehmen, dasjenige auf ſich hätte beruhen laſſen können, was „nicht an uns gerichtet war. Durch dieſes weiſe Auskunftsmittel wür„den die Länder des Kaiſer am beſten vor demjenigen bewahrt, was deren „Nachbarn zu erdulden haben und deſſen Folgen noch völlig unge„wiß ſind [3])."

Es laſſen ſich ohne Zweifel gegen die Anſchauungsweiſe des Prinzen, insbeſondere aus dem Standpunkte der Kirche, gewichtige Einwendungen erheben. Nicht minder gewiß iſt es aber, daß der Beweggrund ſeiner Handlungen ein durchaus edler und einzig und allein derjenige war, das Land vor der Entzweiung zu ſchützen, mit welcher ein Religionsſtreit es bedrohte. Denn Eugen wußte nur zu gut, daß in einem ſolchen die Parteien gar bald nicht Maß noch Ziel mehr kennen. Und es erfüllte ihn mit Beſorgniß und Unwillen zugleich, als man in Mecheln ſo weit ging, den Sterbenden die Sacramente zu verweigern, wenn ſie nicht früher erklärten, die Bulle Unigenitus als bindende Vorſchrift anzuerkennen. „Wie können „Menſchen", fragt der Prinz, „welche oft während ihres ganzen Lebens „nichts hievon gehört haben, einige Augenblicke vor dem Tode darüber eine „Entſcheidung abgeben [4])".

Es war großentheils eine Wirkung der raſtloſen Bemühungen des Prinzen, daß die religiöſe Aufregung in Belgien wenigſtens nicht in ſolcher Weiſe um ſich griff, wie dieß in Frankreich der Fall war. Dennoch geſchieht in Eugens Briefen an den Marquis Prié auch noch ſpäter Erwähnung von einzelnen Handlungen, insbeſondere des Erzbiſchofs von Mecheln, welche der Prinz als bedauerliche Uebergriffe anſah und beklagte [5]). So ergeht er ſich zu wiederholten Malen in dem ſchärfſten Tadel wider die Biſchöfe, welche dem Beiſpiele des Erzbiſchofs von Mecheln folgend, diejenigen als Ketzer erklärten, denen die Bulle Unigenitus nicht als Kirchengeſetz erſchien. Nur wer ſich öffentlich und mit Erregung eines Aergerniſſes wider die Bulle auflehne, könne, ſo meinte Eugen, um dieſes Grundes willen verfolgt werden. Das entgegengeſetzte Verfahren ziele nur darauf ab, die geiſtliche Macht zu völliger Unabhängigkeit von derjenigen des Landesherrn zu erheben, ein Beſtreben, welches ſeiner muthmaßlichen Folgen wegen die höchſte Aufmerkſamkeit verdiene und als äußerſt gefahrdrohend anzuſehen ſei [6]).

Daß es nicht etwa Gleichgültigkeit in Glaubensſachen war, welche den Prinzen zu ſeinem Verfahren bewog, daß er vielmehr in dieſen Dingen, hauptſächlich aber in dem, was die Aufrechthaltung der Kirchenzucht anging, ziemlich ſtrenge Begriffe hegte, zeigt ſein ganzes ſonſtiges Benehmen. Immer drang er, vorzüglich bei der Beſetzung höherer geiſtlicher Stellen, mit Nachdruck darauf, daß nur die Würdigſten und diejenigen erwählt würden, welche die Unterordnung unter die kirchlichen Vorſchriften und die Regeln ihrer klöſterlichen Gemeinſchaft dort, wo ſich dieſelben gelockert haben mochten, neuerdings einzuführen, gleichzeitig aber auch ihren Untergebenen perſönlich mit dem beſten Beiſpiele voranzugehen vermöchten. Insbeſondere aber ſei es, ſo erklärte er oft, die vollkommenſte Einigkeit unter einander, ſo wie die Ausübung von Werken der Barmherzigkeit, auf welche bei derlei Genoſſenſchaften hauptſächlich hinzuwirken wäre [7]).

Ueberhaupt war es ſo recht das Beſtreben des Prinzen, alles in den Schranken zu erhalten, deren Beobachtung ihm durch die Rückſichten des allgemeinen Wohles dringend geboten ſchien. So gern er Jedem die freie Bewegung gönnte, welche zur Entfaltung einer nutzbringenden Thätigkeit dienlich war, ſo ſtreng hielt er darauf, daß Zucht und Ordnung nach jeder Richtung hin gehandhabt würden. Nichts war ihm widerwärtiger als ein Auflehnen wider die Autorität der Vorgeſetzten. Der Gehorſam gegen die

Oberen, um welchen Stand es ſich auch handeln mochte, galt ihm als die erſte Pflicht nicht nur jedes Staatsbürgers im Allgemeinen, ſondern insbeſondere desjenigen, welcher ſich in öffentlicher Stellung befand.

Es berührte den Prinzen in unangenehmer Weiſe, daß dieſes nothwendigſte Erforderniß gerade von denjenigen außer Acht gelaſſen wurde, welche den übrigen mit gutem Beiſpiele hätten vorangehen ſollen. Vorzugsweiſe war es der höhere Adel der Niederlande, gegen deſſen Unbotmäßigkeit, ja offene Widerſpänſtigkeit der Marquis von Prié, und daher mittelbar auch Eugen am meiſten anzukämpfen hatten.

Bekannt iſt es, daß die ehemals ſpaniſchen Niederlande die Heimath einer verhältnißmäßig großen Anzahl von Familien waren, welche durch ihren alten Adel, durch die bedeutende Rolle, die ſie von jeher in den öffentlichen Angelegenheiten ihres Landes geſpielt hatten, durch ihren Reichthum und die Größe ihrer Beſitzungen zu den erlauchteſten Europa's zählten. Die Namen de Ligne, Arenberg, Berghes, Gavre, Merode-Weſterloo, Valſaſſines, Rubempré, Lannoy, Horne, Chimay gehörten zu den glänzendſten die man kannte, und ſtanden auch außerhalb ihres Vaterlandes in großem Anſehen. Um ſo bedauerlicher war es, daß gerade von einigen aus ihnen das Loſungswort zur Nichtbeachtung der Anordnungen des Kaiſers und ſeines Statthalters Eugen, ſowie zur Geringſchätzung des Stellvertreters des letzteren, des Marquis von Prié ausging.

Verſchiedene Mitglieder dieſer Familien mögen ſich ohne Zweifel für wohlberechtigt zur Klage über Zurückſetzung angeſehen haben, weil nicht in die Hände eines von ihnen die Zügel der Regierung gelegt worden waren. Aus zwei Gründen zollten ſie der Wahl des Marquis von Prié zu der wichtigen Stelle, die er bekleidete, ihren Beifall nicht. Seine im Verhältniß zu der ihrigen wenig hervorragende Geburt, und der Umſtand, daß er ein Ausländer war, wurden ihm von ihnen zum Hauptvorwurfe gemacht. Sie zählten ihn ſomit weder in der einen noch in der anderen Beziehung zu den Ihrigen. Prié's unbeſtreitbare Befähigung, ſein bedeutendes Adminiſtrationstalent vermochten in ihren Augen jene Gebrechen nicht auszugleichen, und ſo kam es, daß Eugens Stellvertreter ſchon im Beginne ſeiner Amtsthätigkeit bei den Mitgliedern der erſten Familien des Landes nicht nur keine Unterſtützung fand, ſondern auf Uebelwollen, auf Mißachtung, ja auf ſichtliches Widerſtreben ſtieß.

Dieſe Haltung, welche der hohe Adel der öſterreichiſchen Niederlande gegen Prié annahm, gab ſich in vielfacher und für denſelben höchſt verletzender Weiſe kund. Prié aber beſaß weder ausreichende Kraft und Energie, um dieſen Widerſtand zu brechen, noch dachte er groß genug, um ihn zu überſehen und für nichts zu achten. Er zeigte ſich im höchſten Grade empfindlich darüber und reizte ſeine Gegner dadurch noch mehr. Nichts konnte ihn tiefer verletzen, als wenn ſeiner Gemahlin von den Frauen aus jenen Familien nicht die Ehrerbietung bezeigt wurde, auf welche ſie als die erſte Dame des Landes Anſpruch machen durfte. Nichts brachte ihn mehr auf, als wenn er von einem der Träger jener erlauchten Namen Geringſchätzung erfahren zu müſſen glaubte. Und leider war dieß oft genug der Fall. Mit dem Herzoge von Urſel, dem Fürſten Rubempré, dem Grafen Maldeghem gerieth Prié, obgleich ihm Eugen dringend empfohlen hatte, in Eintracht mit ihnen zu leben*), dennoch in Streitigkeiten, welche ſämmtlich vor den Kaiſerhof gebracht wurden. Beſondere Feindſeligkeit hatte er jedoch von einem Manne zu erfahren, von dem es ſeiner Stellung nach am wenigſten hätte erwartet werden ſollen. Es war dieß der kaiſerliche Feldmarſchall Marquis von Merode-Weſterloo.

Im Laufe dieſer Darſtellung hat ſich oft genug die Gelegenheit ergeben, die Wirkſamkeit von Männern vornehmſter Geburt zu ſchildern, welche den Glanz ihres Hauſes, ſo hellſtrahlend derſelbe auch ſein mochte, doch durch ihr eigenes ruhmvolles Wirken noch erhöhten. So wie in ihren Perſonen die Eigenthümlichkeiten des Grand Seigneur des verfloſſenen Jahrhunderts in ihrer edelſten Weiſe ſich zeigten, ſo traten ſie in derjenigen des Marquis von Weſterloo, wie er damals allgemein genannt wurde, in einer nur wenig vortheilhaften Geſtalt an's Licht.

Es iſt um ſo leichter eine Charakteriſtik dieſes Mannes zu entwerfen, als in den Memoiren, welche er hinterlaſſen hat, ſeine ſcharf ausgeprägte Perſönlichkeit ſich von ſelbſt kennzeichnet. Durch ſeine Geburt einer der erſten Familien des Landes angehörend, wurde das Bewußtſein dieſer bevorzugten Stellung noch durch den Umſtand verſtärkt, daß ſeine Mutter in zweiter Ehe ſich mit einem Prinzen von Holſtein vermählte. Dieß brachte den Marquis von Weſterloo in verwandtſchaftliche Verbindung mit vielen europäiſchen Regentenfamilien, und mag für die ganze Richtung, welche er einſchlug, entſcheidend geweſen ſein. Denn das bereitwillige Entgegen-

kommen, welches ausgezeichnete Geburt damals noch in weit größerem Maße als jetzt an den Höfen der Monarchen fand, die Verehrung, der sie im Volke begegnete, flößte demjenigen, welchem sie eigen war, nur gar zu leicht eine übertriebene Meinung von seinem persönlichen Werthe ein. Dieß war auch bei dem Marquis von Westerloo im höchsten Maße der Fall. Kaum hatte er das zwanzigste Jahr zurückgelegt, als er schon von dem Könige Karl II. den Orden des goldenen Vließes erhielt. Obgleich er nur als Freiwilliger einigen Feldzügen beigewohnt hatte, wurde er doch von König Philipp V., als er den spanischen Thron bestieg und Westerloo seiner Partei sich zuwandte, zum Brigadegeneral ernannt, und machte als solcher die ersten Feldzüge des Successionskrieges in Italien unter dem Commando der französischen Marschälle mit.

Die bisherige Bevorzugung, deren sich der Marquis von Westerloo erst durch hervorragende Thaten würdig zu zeigen gehabt hätte, erweckte jedoch bei ihm, wie es meistens geschieht, erst recht die Begehrlichkeit nach neuer Begünstigung. Was ihm auch für Auszeichnungen zugewendet werden mögen, niemals hält er sich für genugsam belohnt und immer sieht er sich als tief verletzt an, wenn einem Andern irgend etwas zu Theil wird, worauf er in seinem ungemessenen Ehrgeize gleichfalls Anspruch machen zu können glaubt. Im Dienste der Bourbonen wie in demjenigen des Hauses Oesterreich zeigt er dieß in gleicher Weise. Dem Ersteren wird er abtrünnig, weil ein Anderer, der Graf von Egmont, die Stelle eines Cavalleriegenerals der Niederlande erhält. Er müßte, so lautete die Erklärung des Marquis von Westerloo, wenn ihm Graf Egmont einen Befehl ertheilen wollte, demselben mit einem Pistolenschusse antworten [9]). Und als ihn der Kaiser, gewiß eine der seltensten Begünstigungen, als General der Cavallerie in seinen Dienst aufnimmt, sieht Westerloo dieß nur als die Verleihung dessen an, was ihm gebührt. Er ist weit davon entfernt, sich dankbar zu bezeigen, und die erwiesene Gnade dient nur dazu, ihn noch eitler, noch hochmüthiger und noch weniger geneigt zu machen, irgend einen Höheren über sich anzuerkennen, irgend einer Autorität, welche dieselbe auch sein mochte, sich unterzuordnen.

Eine ununterbrochene Kette von Streitigkeiten mit Personen, welche ihrer Stellung nach ihm zu befehlen hatten, zeigt dieß in unwiderleglicher Weise. Zuerst mit Marlborough in lebhaftem Zerwürfnisse, dann ein

Tadler, und bald darauf ein offener Widerſacher des Prinzen Eugen, macht es Weſterloo dadurch ſelbſt unmöglich, im Felde verwendet zu werden. Dennoch wird er der Belohnungen theilhaft, welche ſonſt nur dem höchſten Verdienſte zufallen. Er wird zum kaiſerlichen Feldmarſchall und zum Hauptmann der Trabanten-Leibgarde ernannt. Aber auch hiemit iſt er nur kurze Zeit zufrieden, und er verlangt, daß ihm das Gouvernement von Luxemburg verliehen werde.

Die Gründe ſind nicht ſchwer zu errathen, welche Eugen bewogen, ſich gegen die Verleihung dieſer Stelle an den Marquis von Weſterloo zu erklären. Das Commando von Luxemburg, der weitaus bedeutendſten Feſtung, welche der Kaiſer in den Niederlanden beſaß, und darum beſonders wichtig, weil nur durch ſie die Verbindung dieſer Provinzen mit dem deutſchen Reiche aufrecht erhalten werden konnte, durfte nicht in die Hände eines Mannes von ſo wenig verläßlicher Geſinnung gelegt werden. War gleich von dem Marquis von Weſterloo kein offener Treubruch zu beſorgen, ſo wußte man doch zur Genüge, daß ihm die erſte Eigenſchaft eines Soldaten, der unverbrüchliche Gehorſam, völlig mangle, daß ſeine Widerſpänſtigkeit keine Grenzen kenne, und daß wenn er ſich einmal als verletzt oder zurückgeſetzt anſehen ſollte, was bei ſeinem unglaublichen Hochmuthe nicht ausbleiben konnte, er von der ihm eingeräumten Stellung leicht den äußerſten Mißbrauch machen könnte. Bei einem Manne von ſeiner Art, welchen erwieſene Gunſt nur zu immer höherer Steigerung ſeiner Anſprüche führte, war ohnedieß nicht zu erwarten, daß er, was auch immer für ihn geſchehen möge, der Regierung des Kaiſers eine wirkliche Stütze ſein werde. Es ſchien alſo gerathener, ihn wenigſtens nicht in eine Wirkſamkeit treten zu laſſen, in welcher er großen Schaden anrichten könnte.

Als der Marquis von Weſterloo ſich überzeugte, daß er ſeinen Wunſch nicht zu erreichen vermöge, zog er ſich unter einem leicht zu durchſchauenden Vorwande vom Hofe zurück und begab ſich wieder nach den Niederlanden. Von Feindſchaft erfüllt wider denjenigen, welchen er als den Hemmſchuh ſeiner geträumten Größe anſah, floſſen ſeine Lippen über und zeugten ſeine Handlungen von dem Haſſe gegen Eugen, der ihn beſeelte. Und da er dem Prinzen ſelbſt nichts anzuhaben vermochte, ſo wandte er ſich wider denjenigen, welcher deſſen Stelle in den Niederlanden vertrat.

Wie thöricht des Marquis von Weſterloo blinder Haß gegen Eugen war, und wie wenig er eigentlich Urſache zu demſelben hatte, wird durch die hinterlaſſenen Schriften des Prinzen deutlich bewieſen. Denn es iſt darin anfänglich, was Weſterloo perſönlich betrifft, nicht nur nichts feindſeliges gegen ihn enthalten, ſondern es ſpiegelt ſich auch in ihnen die bekannte Gerechtigkeitsliebe des Prinzen in klarer Weiſe. Dort wo Weſterloo in ſeinem Rechte erſcheint, wird angelegentlich darauf gedrungen, daß ihm dasſelbe zu Theil werde [10]). Freilich wird dadurch nicht ausgeſchloſſen, daß der Prinz andererſeits deſſen bekannten Ungehorſam, der ſich bald in Streitigkeiten mit ſeinem Vorgeſetzten, dem Feldmarſchall Grafen Wehlen neuerdings zeigte, mit ſcharfen Worten tadelte, daß er ihm die rohe Willkürlichkeit verweiſen ließ, mit welcher er allen beſtehenden Vorſchriften zuwider bei ſeinem Regimente verfuhr, und daß er erklärte, er ſei feſt entſchloſſen, ſo lange ſich die Leitung der kaiſerlichen Armee in ſeinen Händen befinde, die Subordination aufrecht zu erhalten, wer immer als Verletzer derſelben erſcheinen möge [11]).

Aber ein Mann von der Denkungsart des Marquis von Weſterloo war weit davon entfernt einzuſehen, daß ihm nur dann von Eugen Unrecht gegeben werde, wenn er es wirklich verdiene. Er konnte ſich überhaupt in den Gedanken gar nicht finden, Unrecht zu haben. Daher ging er immer weiter in den unbeſonnenſten Angriffen wider Eugen und Prié. Als ſich der letztere darüber bei dem Prinzen beklagte, rieth ihm dieſer, ſo wie er ſelbſt es thue, ſolches Treiben zu verachten, denn es verdiene die Ehre einer beſonderen Aufmerkſamkeit nicht [12]).

Statt durch dieſe Nichtbeachtung nach und nach beruhigt zu werden, fühlte ſich Weſterloo durch ſie zu Schritten ermuthigt, bei welchen die kaiſerliche Regierung nicht mehr einen ruhigen Zuſchauer abgeben konnte. Bald erkühnte er ſich, den Anordnungen derſelben offenen Widerſtand entgegen zu ſetzen, und als in einer der ihm gehörigen Ortſchaften irgend ein richterlicher Befehl vollzogen werden ſollte, hinderte dieß Weſterloo mit Hülfe der Soldaten ſeines Regimentes, durch welche er einen Mann, der in die Sache verwickelt war, verhaften und auf ſein Schloß in's Gefängniß bringen ließ.

Eugen war durchaus nicht geſonnen, dieſe Widerſetzlichkeit von Seite des Feldmarſchalls zu dulden. „Wenn ein Unterthan", ſo ſchrieb

er dem Marquis Prié, „ſich durch eine Anordnung ſeiner Regierung ver-
„letzt glaubt, ſo hat er derſelben die Gründe dieſer Anſchauungsweiſe vor-
„zuſtellen. Erlangt er keine Genugthuung, ſo bleibt es ihm freigeſtellt,
„ſich an ſeinen Monarchen zu wenden. Niemals aber darf er ſich offenen
„Ungehorſam erlauben, und noch weniger ſich thatſächlich der Ausführung
„deſſen widerſetzen, was die Regierung zu beſchließen für gut befunden
„hat [13])". Er beauftragte den Marquis Prié, an Weſterloo „ein Exempel zu
„ſtatuiren." Er möge ſich nicht daran kehren, daß ſo mancher Böswillige
behaupten werde, es ſei dieß nur aus perſönlicher Feindſchaft geſchehen.
„Man wird ſolches auch von mir ſagen", ſo ſchloß der Prinz ſein Schreiben,
„ich bekümmere mich jedoch eben ſo wenig darum, als es Sie beſorgt
„machen darf, wenn Sie ſich nur nach den Anforderungen des ſtrengen
„Rechtes benehmen und Niemand Ihnen eine Verletzung desſelben nach-
„zuweiſen vermag [14])".

Der Mißbrauch, welchen Weſterloo bei dieſer Gelegenheit von dem
ihm zuſtehenden Commando über ſein Regiment gemacht hatte, war jedoch
eben ſo wenig der erſte geweſen, als er es jetzt dabei bewenden ließ. So
unglaublich waren die Bedrückungen, welche er durch ſeine Soldaten gegen
ſeine eigenen Unterthanen übte, daß der Rath von Brabant ſich derſelben an-
nahm, und ſo weit war es ſchon gekommen, daß er ihnen ausdrücklich erlauben
mußte, bei einem Ueberfalle durch Weſterloo's Kriegsleute die Sturmglocke
zu ziehen und ſich wider ſie zuſammen zu rotten zu bewaffneter Gegenwehr [15]).

Nicht viel weniger tadelnswerth ſchien dem Prinzen das von Tag zu
Tag unverhüllter hervortretende Beſtreben Weſterloo's, demjenigen, welcher
in den Niederlanden an Kaiſers Statt regierte, ſeine Mißachtung zu
bezeigen. Nach den damaligen ſtrengen Regeln der Etikette wurde es als
ein Hauptvergehen betrachtet, daß Weſterloo ſich in Brüſſel aufhielt, ohne
dem Marquis Prié ſich vorzuſtellen. Eugen billigte es vollkommen, als
der letztere den Widerſpänſtigen auffordern ließ, entweder allſogleich dieſer
Verpflichtung nachzukommen oder Brüſſel binnen vier und zwanzig Stunden
zu verlaſſen. Den Kaiſer aber bat der Prinz, das tadelnswerthe Benehmen
eines Mannes zu ahnden, welcher ſich niemals durch etwas anderes als
durch beiſpielloſe Sonderbarkeiten und durch Exceſſe hervorgethan habe,
welche eine Art Geiſtesabweſenheit beſorgen ließen. „Ich bitte Eure
„Majeſtät zu gleicher Zeit", fuhr Eugen fort, „überzeugt zu ſein, daß ich

„auf die üblen Reden, die er wider mich gehalten hat, zu wenig Gewicht „lege, um dafür irgend eine Genugthuung zu verlangen. Denn ich ver„achte ihn zu ſehr und glaube ihn zu genau von aller Welt gekannt, als „daß er meiner Ehre im mindeſten Eintrag zu thun vermöchte [16]). Aber „mit Eurer Majeſtät Dienſte iſt nicht Gleiches der Fall. Denn dieſer „geſtattet es nicht länger, ein ſo ärgerliches und verwegenes Betragen zu „dulden, ohne ihm die öffentliche Ahndung widerfahren zu laſſen, welche der „Größe ſeiner Vergehen entſpricht und gleichzeitig denen als Warnung zu „dienen vermag, die gleich Weſterloo in Folge eines höchſt ſchädlichen „Geiſtes der Widerſpänſtigkeit demjenigen die gebührende Ehrenbezeugung „vorenthalten wollen, welcher das Glück genießt, Eurer Majeſtät geheiligte „Perſon zu vertreten [17])".

Nachdem Weſterloo ſich offen, ja mit gewaffneter Hand gegen die Anordnungen ſeiner Regierung aufgelehnt, nachdem er ſeine Standesgenoſſen zu gleichem Verfahren aufgefordert hatte und ſo weit gegangen war, ſich ſogar an die Vertreter fremder Mächte zu wenden, um ihre Unterſtützung für ſein Vorhaben zu erlangen [18]), da war es natürlich und in jeder Weiſe gerechtfertigt, daß die Gerichte des Landes wider ihn einſchritten, um ſeine Vergehungen zu unterſuchen und zu beſtrafen. Der große Rath, als die oberſte Juſtizbehörde des Landes, mußte als ſein natürlicher Richter erſcheinen. Weſterloo erklärte jedoch ſich deſſen Urtheilsſpruche nicht unterwerfen zu wollen, indem er als Ritter des goldenen Vließes nur von einem Capitel dieſes Ordens gerichtet werden könne.

Der Marquis von Prié, der ihm beigegebene Staatsrath und der große Rath ſelbſt verwarfen dieſe Einrede des Feldmarſchalls. Sie wieſen die Geſetze nach, durch welche dem großen Rathe das Recht, auch über die Ritter des goldenen Vließes ein Urtheil zu ſprechen, eingeräumt wurde. Nur geringfügige Sachen, oder diejenigen, welche eine Ausſtoßung aus dem Orden beträfen, gehörten vor deſſen Capitel. Wenn nur das letztere über die Ritter ein Urtheil zu fällen das Recht hätte, ſo wäre ſehr zu befürchten, daß deren etwaige Verbrechen völlig unbeſtraft blieben. Denn mehr als hundert ſiebzig Jahre wären verfloſſen, ſeit das Ordenscapitel als ſolches verſammelt geweſen ſei.

Eugen ſchloß ſich unbedingt dem Gutachten an, daß der große Rath als das Tribunal gelten müſſe, welches in jeder perſönlichen, bürgerlichen

oder ſtrafrechtlichen Angelegenheit über den Marquis von Weſterloo Urtheil zu ſprechen habe. Jede Strafe dürfe er über ihn erkennen, mit Ausnahme der Ausſtoßung aus dem Orden, welche zu verhängen dem Kaiſer als dem Oberhaupte, und den Rittern als den Mitgliedern des Ordens vorbehalten ſei. „Die Gründe, welche Prié und der große Rath dafür anführen, „ſcheinen mir", ſo berichtet Eugen dem Kaiſer, „entſcheidend zu ſein. Nichts „aber beſtimmt mich mehr, ihrem Gutachten beizupflichten, als die Rückſicht „auf die öffentliche Ruhe und die nothwendige Ordnung im Lande, welche „gebieteriſch verlangen, daß Jedem, wer er auch ſei, ein Richter beſtellt „werde, welchem er Rede und Antwort zu geben und von ſeinen Hand„lungen Rechenſchaft abzulegen gehalten iſt". Obzwar ſelbſt ein Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, bat doch Eugen den Kaiſer dringend, bei dieſer Gelegenheit ihre Unterordnung unter die ordentlichen Gerichte deutlich auszuſprechen. Denn es müſſe ihnen jeder Vorwand genommen werden, ſich, wenn es ihnen beifiele, der ſtrafenden Hand der Gerechtigkeit, welcher Niemand zu hoch ſtehen dürfe, zu entziehen.

Was den Marquis von Weſterloo betraf, ſo beantragte Eugen, daß der Spruch des großen Rathes in Vollzug geſetzt werde. Dieſer verordnete, Weſterloo ſelbſt zur Haft zu bringen, ſeine Güter aber mit Beſchlag zu belegen. Der Beſitz der letzteren könnte ihm, ſo meinte Eugen, nach der Hand ja immer wieder eingeräumt werden. Außerdem ſei ihm ſein Dragonerregiment zu nehmen, welches zu verlieren er durch den davon gemachten Mißbrauch verdient habe. Endlich wären die Offiziere und Soldaten ſtreng zu beſtrafen, welche als Werkzeug der Widerſetzlichkeit ihres Commandanten gegen die Anordnungen der Regierung gedient hätten [19]).

Um ſich dem Spruche des großen Rathes zu entziehen und ſeine Sache am Kaiſerhofe ſelbſt zu vertreten, war Weſterloo in Perſon nach Wien geeilt. Nach Linz ſowohl als nach Neuhaus, welches an der damaligen Straße nach Böhmen liegt, hatte der Kaiſer den Befehl abgeſandt, Weſterloo dürfe Wien nicht betreten. Der Feldmarſchall aber, der wohl etwas dergleichen geahnt haben mochte, war zu Waſſer an Linz vorübergefahren, ohne ſich zu erkennen zu geben. So gelangte er eigentlich wider den Willen des Kaiſers nach Wien. Hier wurde ihm alſogleich angekündigt, daß er bis auf Weiteres ſeine Wohnung nicht verlaſſen dürfe [20]).

Monate lang dauerte die Unterſuchung wider ihn, und es ſcheint, daß die Entſcheidung günſtiger ausfiel, als es Anfangs das Anſehen haben mochte. Vielfacher Einfluß mag zu ſeinen Gunſten thätig geweſen ſein. Er wurde im Beſitze ſeiner Würden und Güter gelaſſen, und erhielt die Erlaubniß, ſich nach den Niederlanden zurückzuziehen. Dort endigte im Jahre 1732 ein Schlagfluß ſein Leben.

Es war ein bedauerlicher Umſtand, daß der für Eugen und deſſen Stellvertreter Prié ſo läſtige Conflict mit Weſterloo zu derſelben Zeit mit einem ähnlichen Ereigniſſe eintrat, welches auf's deutlichſte zeigt, wie weit der Geiſt der Widerſetzlichkeit damals bei Männern ging, die ſich aus zwei Gründen, als Mitglieder des hohen Adels und als Inhaber der erſten Stellen im Heere, über jede Schranke hinwegſetzen zu dürfen glaubten. Derjenige, der ſich ein gleiches, ja noch größeres Vergehen als Weſterloo zu Schulden kommen ließ, war der kaiſerliche Feldzeugmeiſter Graf von Bonneval, freilich ein Mann, welcher von ſeiner Jugend an bis in das ſpäte Greiſenalter aus der Verhöhnung jeglicher Schranke, mit welcher Religion, Sitte, Recht, Geſetz und Herkommen den Menſchen zu ſeinem Heile umgeben, die Aufgabe ſeines Lebens gemacht zu haben ſchien.

Kaum war Bonneval im Sommer des Jahres 1720 ſeinen Streitigkeiten mit dem Feldmarſchall Grafen Mercy dadurch entrückt worden, daß er Sicilien verließ und ſein Armeecorps nach der Lombardie zurückführte, ſo verfiel er daſelbſt in neuen Zwiſt mit dem kaiſerlichen Statthalter Grafen Colloredo [21]). Wohl zunächſt, um ihn von dort wegzuziehen, ertheilte Eugen, welcher immer die größte Nachſicht für Bonneval zeigte, demſelben die Erlaubniß, ſich nach Wien zu begeben. Hier nahm ihn der Prinz mit gewohnter Güte wieder in den engeren Kreis auf, den er um ſich zu verſammeln pflegte, und in welchem Bonneval, der lebhafte und geiſtreiche Franzoſe, ein gern geſehener Geſellſchafter war.

Bald ſollte Eugen Gelegenheit werden, die Zuvorkommenheit zu bereuen, welche er gegen Bonneval an den Tag legte. Wie bei Weſterloo, ſo war auch bei Bonneval der abſchlägige Beſcheid, den er auf eines ſeiner Begehren von Eugen erhielt, Schuld an dem tadelnswerthen Benehmen, das er von nun an gegen den Prinzen beobachtete und durch welches er ſo viele empfangene Wohlthaten mit Undankbarkeit vergalt.

Digitized by Google

Vielleicht ſchon deßhalb gereizt, weil ihm das Commando von Meſſina nicht zu Theil geworden war, mag Bonneval ſich doppelt verletzt gefühlt haben, als er trotz ſeiner Bitte auch das von Eſſeck nicht erhielt. Eugen aber handelte nur mit größter Gewiſſenhaftigkeit, indem er nicht in Bonnevals Hände, ſondern in diejenigen des Freiherrn Maximilian Petraſch dieſes wichtige Commando legte. Denn der letztere war einer der ausgezeichnetſten Grenzoffiziere, welche der Kaiſer beſaß, geliebt von den Soldaten und den Einwohnern, auf's Genaueſte das Land kennend, in dem er befehligte, mit der Sprache desſelben, ſeinen Sitten und Gebräuchen innigſt vertraut. Alles das war nicht bei Bonneval der Fall, während Petraſch ihm auch an ſonſtigem kriegeriſchem Verdienſte wenigſtens nicht nachſtand.

Daß ſich der Prinz unter ſolchen Umſtänden nicht für denjenigen, welcher ſeine perſönliche Gunſt beſaß, ſondern für den entſchied, der den Platz, um welchen es ſich handelte, am würdigſten auszufüllen verſtand, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Anders aber ſah Bonneval dieſe vermeintliche Zurückſetzung an, und er rächte ſich dafür in einer Art, in welcher die Schmach, die er einem Anderen anzuthun trachtete, nur auf ihn ſelbſt zurückfiel. Doppelt ſtrafbar erſchien ſie aber bei einem Manne, der die zweifache Würde eines kaiſerlichen Generals und eines Hofkriegsrathes bekleidete.

Mit einigen ſeiner Genoſſen zog Bonneval in den öffentlichen Speiſehäuſern Wiens umher, und ſang mit ihnen rohe Spottlieder auf Eugen, in denen ſogar des Kaiſers in verletzender Weiſe Erwähnung geſchah [22]).

Daß ſo tadelnswerthes Benehmen, obwohl allgemein bekannt, doch in keiner Weiſe beſtraft wurde, zeugt nur von des Kaiſers und Eugens Großmuth, ja von ihrer allzu weit getriebenen Nachſicht. Denn es iſt vollkommen irrig, was bisher allgemein behauptet wurde, Bonneval ſei, um ſein Vergehen zu ahnden, nach den Niederlanden verſetzt worden. Er erbat ſich nur die Erlaubniß zu einer Reiſe dorthin, die ihm denn Eugen auch, obwohl nur mit Widerſtreben ertheilte. Offen erklärte der Prinz, daß er, obgleich weit entfernt, Bonneval einen Treubruch zuzutrauen, ihm doch als einem Franzoſen in einem an Frankreich anſtoßenden Lande niemals einen Poſten verleihen werde [23]).

War es Unzufriedenheit über dieſe Eröffnung, war es noch Erbitterung über die abſchlägige Antwort wegen des Commando's von Eſſeck, gewiß iſt nur, daß Bonneval in den Niederlanden nicht in der Weiſe, wie

es einem General des Kaiſers geziemte, ſondern als erbitterter Gegner ſeiner Regierung auftrat. Insbeſondere gegen Eugen richtete ſich ſein Haß, und auch er ſuchte gleich Weſterloo, da er dem Prinzen ſelbſt nichts anhaben konnte, denſelben in ſeinem Stellvertreter, dem Marquis von Prié zu verletzen.

Hiezu kam noch, daß Bonneval trotz der entmuthigenden Erklärung Eugens dennoch darauf hinarbeitete, einen Poſten in den Niederlanden zu erhalten. Prié ſcheint ihm dazu Anfangs einige Hoffnung gegeben zu haben. Später aber, wohl als er Eugens widerſprechende Anſicht erfahren haben mochte, weigerte er ſich, die Sache weiter zu verfolgen und ſich für Bonneval in Wien zu verwenden. Der letztere, tief erbittert hierüber, beſchloß, Eugen und Prié ſollten ihm die erlittene Kränkung theuer bezahlen.

Der Zwieſpalt, in welchem Prié mit mehreren Großen des Landes lebte, kam Bonneval eben recht zur Erreichung ſeiner Abſicht. Denn er hoffte auf ihre Unterſtützung dabei zählen zu können. Und da hieß er denn jeden Vorwand willkommen, wenn er nur geeignet ſchien, das größte Aufſehen zu erregen und die ſchädlichſten Folgen herbei zu führen.

Es war am 17. Auguſt 1724, daß Bonneval in einer Geſellſchaft von Freunden erzählte, die Marquiſe von Prié und ihre Tochter, die Gräfin Aspremont, hätten ſich gegen verſchiedene Perſonen in ehrenrühriger Weiſe über die Königin Eliſabeth von Spanien, Gemahlin des Königs Ludwig geäußert, welcher eben damals in Folge der Reſignation ſeines Vaters Philipp V. zur Krone jenes Landes gelangt war. Dieſe Fürſtin jedoch, dem Hauſe Orleans entſtammt, ſei durch dasſelbe auch ihm verwandt. Er halte es für ſeine Pflicht, ihre Ehre gegen Jedermann zu vertheidigen, und er ſei daher feſt entſchloſſen, am folgenden Morgen durch ganz Brüſſel in einer Unzahl von Exemplaren ein Flugblatt auszuſtreuen, durch welches er die Worte der beiden Damen in den ſtärkſten Ausdrücken als eine Verläumdung bezeichnen und ſie auffordern werde, ſich hierüber zu rechtfertigen.

Bonneval führte ſeinen Vorſatz auch wirklich aus. Es begreift ſich leicht, daß alle Welt erſt durch dieſes Flugblatt Kunde davon bekam, daß die Marquiſe von Prié und ihre Tochter eine Behauptung ausgeſprochen haben ſollten, welche übrigens allgemein verbreitet und durch den üblen Ruf der Königin auch vollkommen gerechtfertigt war [24]).

Bonneval ließ es jedoch hiebei nicht bewenden. Auch an seinen Schwiegervater, den Herzog von Biron, der sich zu Paris befand, sandte er sein Flugblatt, und ließ es durch ihn am dortigen Hofe, ja sogar bis nach Spanien verbreiten, um die Wirkung davon noch unfehlbarer zu machen [25]).

Eugen hatte wohl Recht, wenn er den Plan Bonnevals und sein Benehmen in dieser Sache eine „nichtswürdige Intrigue" nannte. Es war klar, daß sie auf nichts abziele, als den Marquis Prié in den Niederlanden unmöglich zu machen. Ja man hegte noch weiter gehende Absichten. Denn man wußte wohl, daß Eugen selbst, eines Postens müde, der ihm so viel Sorge bereitete und so wenig Freude gewährte, sich mit der Einsetzung eines neuen Statthalters nicht leicht befreunden, und daß die Abberufung des Marquis von Prié der Anlaß zu seinem eigenen Rücktritte sein werde.

So wie es mit Westerloo der Fall gewesen, so sah Eugen jetzt auch Bonnevals Angriffe auf seine Person mit Verachtung an. Anders war es jedoch mit Prié, welcher sich durch diesen plötzlichen Schlag in seiner ganzen Existenz schwer bedroht sah.

Es mag leicht sein, daß etwas von der Erbitterung, welche Prié gegen Bonneval empfinden mußte, sich in dem Verfahren kundgab, das er nun gegen ihn beobachtete. Er stellte die Sache, und wohl nicht mit Unrecht, also dar, daß in seiner Person diejenige des Kaisers, dessen Stelle er vertrete, beleidigt worden sei. Jedenfalls war das Ansehen der kaiserlichen Regierung schwer gekränkt. Ja es mußte sogar ein ernstes Zerwürfniß mit dem mächtigen Nachbar, mit Frankreich besorgt werden.

Prié konnte nicht anders als die Behauptungen Bonnevals abläugnen und als niedrige Verläumdungen bezeichnen. Da Bonneval jede Erklärung, durch welche die Sache sich vielleicht noch hätte in's Geleise bringen lassen, hartnäckig verweigerte, so schritt Prié endlich zu ernsten Maßregeln. In dem Hause des Fürsten de Ligne, welches Bonneval bewohnte, wurde derselbe verhaftet und am 3. September 1724 durch eine Escorte von fünfzig Dragonern nach der Citadelle von Antwerpen gebracht. Gleichzeitig berichtete Prié nach Wien und legte den Fall dem Kaiser und Eugen zur Entscheidung vor.

Es sind die Beweise zur Hand, daß der Prinz noch bis auf den letzten Augenblick Bonneval mit Nachsicht beurtheilte. „Er hat in der That nicht

„völlig Unrecht", ſchrieb Eugen dem Staatsſecretär Mac Neny, „verletzt „zu ſein, wenn es wahr iſt, daß Prié die ihm gemachten Verſprechungen „nicht erfüllt hat, obgleich dieſer Umſtand einen derartigen Exceß nicht zu „entſchuldigen vermag [26])". Und wie ſehr der Prinz dem Grafen Bonneval noch eine gewiſſe Ehrenhaftigkeit zutraute, geht aus dem Befehle hervor, welcher an den Gouverneur von Antwerpen, den Marquis Rubi erging, Bonneval unter der Bedingung aus der Citadelle zu entlaſſen, daß er ſein Ehrenwort gebe, ſich freiwillig und auf dem kürzeſten Wege nach der Feſtung Spielberg zu verfügen. Dort habe er ſich der Unterſuchung zu ſtellen, welche über ihn verhängt werden müſſe.

Der Marquis von Rubi ſandte die von Bonneval unterzeichnete Erklärung dem Prinzen ein. Wie tief jedoch Bonneval ſchon geſunken war, zeigt der Umſtand, daß er mit offener Verletzung ſeines Ehrenwortes, ſtatt den Weg nach Mähren, denjenigen nach dem Haag einſchlug [27]). Offenbar wollte er den Eindruck abwarten, welchen der Schritt, den er gethan, in Frankreich hervorbringen würde. Er hoffte vielleicht durch denſelben die bleibende Rückkehr nach ſeinem Vaterlande zu ermöglichen, und wonach hauptſächlich ſein Streben gerichtet ſchien, einen bedeutenden und einträglichen Poſten daſelbſt zu erlangen.

Aber Bonneval irrte ſich vollkommen in ſeiner Berechnung. In Frankreich ſah man ſein Verfahren ganz ſo an wie er es verdiente, als eine verächtliche Handlung, an welcher in irgend einer Weiſe Antheil zu nehmen Niemanden zur Ehre gereichen konnte. So blieb denn Bonneval, nachdem er ſich längere Zeit in Holland aufgehalten, auch dort nur ſträfliche Intriguen gegen die kaiſerliche Regierung angeſponnen und ſich fruchtlos nach einem Auswege umgeſehen hatte, welcher ihn aus dem Labyrinthe führen ſollte, in das er durch eigene Schuld gerathen war, nichts anderes übrig als ſich in das Unvermeidliche zu fügen, und zögernden Schrittes den ſauren Weg nach dem Spielberge wirklich anzutreten.

Aber auch jetzt konnte er es noch nicht über ſich gewinnen, die Anordnung des Kaiſers ſo zu befolgen, wie ſie an ihn ergangen war. Nachdem er an Eugen ſelbſt einen höchſt beleidigenden Brief gerichtet, und an den Kaiſer in gleichem Sinne über den Prinzen geſchrieben hatte [28]), wagte er es, ſtatt ſich nach dem Orte ſeiner Haft zu begeben, in die nächſte Nähe von Wien, nach Nußdorf zu gehen, um durch ſeine Freunde in der Haupt-

Digitized by Google

ſtadt eine Aenderung des wider ihn eingeleiteten Verfahrens zu erwirken. Aber er wurde auf Befehl des Kaiſers verhaftet und nach dem Spielberge gebracht [29]).

Ein Jahr hindurch büßte Bonneval im dortigen Gefängniſſe die Beleidigung, welche er dem Marquis Prié angethan hatte. Dann wurde er vom Spielberge entlaſſen, um ſich in Wien über ſeinen Ungehorſam gegen die Befehle des Hofkriegsrathes zu verantworten. Statt ſich jedoch in der Hauptſtadt zu ſtellen, entwich Bonneval nach Venedig. Von hier ging er nach der Türkei, wurde ſeinem Glauben abtrünnig, wie er es ſchon zweimal ſeinem Fahneneide geworden war, und mühte ſich noch zwei Jahrzehnte hindurch ab, dem Hauſe Oeſterreich, das ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, Feinde zu erregen. Von den Chriſten gehaßt, von den Moslims verachtet, endigte im Jahre 1747 der Tod Bonnevals abenteuerliche Laufbahn.

Die Anfeindungen, welche Eugen von Seite des Marquis von Mérode-Weſterloo und des Grafen Bonneval erfahren mußte, ſind aus verſchiedenen Geſichtspunkten höchſt bemerkenswerth. Deutlich beweiſen ſie, daß der ſchmähliche Ausgang der Unternehmung des Grafen Nimptſch Andere nicht abſchreckte, ähnliche Wege zu betreten. Sogar von ſolchen geſchah dieß, welche in den höchſten Würden des kaiſerlichen Heeres ſtehend, Eugens unmittelbare Untergebene waren, und in dieſem Verhältniſſe noch weit mehr als Andere zur Ehrerbietung und zum Gehorſam gegen ihren ruhmreichen Feldherrn verpflichtet geweſen wären. Aber der falſche Ehrgeiz, welcher ſich ſelbſt zum Größten berufen wähnt, der unbezähmbare Hochmuth, der ſie, pochend auf das Vorrecht einer untadeligen Geburt, jeder Unterordnung Hohn ſprechen ließ, verleiteten ſie zu Schritten, welche hauptſächlich für ſie ſelbſt verderblich wurden. Einige Genugthuung mag ihnen jedoch immerhin dadurch zu Theil geworden ſein, daß auch diejenigen, wider welche ihre Umtriebe zumeiſt gerichtet waren, daß auch Eugen und Prié darunter litten. Und in der That wurde der Hauptzweck, welchen Weſterloo und Bonneval verfolgten, wirklich erreicht. Prié verlor den Poſten eines Statthalters der Niederlande, und Eugen legte die Stelle eines Generalgouverneurs dieſer Provinzen freiwillig nieder.

Nur Mißgunſt und Neid konnten es beſtreiten, daß Prié viele Eigenſchaften beſaß, welche ihn mehr als Andere zur Ausfüllung des ſchwierigen

Digitized by Google

Poſtens befähigten, den er bekleidete. Es gab damals nur Wenige, die eine gleiche Erfahrung in Staatsgeſchäften beſaßen, ſie mochten innere oder äußere Angelegenheiten betreffen. In demſelben Grade verſtand er ſich auf die Einrichtung der Behörden eines Landes, deſſen Verwaltung und das Juſtizweſen, die Finanzen und die damals ſo ſehr in Vordergrund tretenden Handelsſachen, als er die Verhältniſſe der fremden Höfe kannte, und die Perſonen, welche dort von Einfluß waren, mit Klugheit zu behandeln, die Stärke nnd die Schwäche jener Länder und ihre Intereſſen zu beurtheilen wußte. Es war durchaus nicht blinde Vorliebe für Prié, welche Eugen vermochte, ihn trotz des Widerſtrebens ſeiner zahlreichen Feinde in dem dortigen Poſten ſo lange zu halten. Der Prinz wußte, was die kaiſerliche Regierung an Prié beſaß, und daß ein anderer es nicht leicht ihm gleich zu thun vermochte. „Wenn Prié uns im Voraus geſagt hätte", äußerte Eugen gegen den engliſchen Bevollmächtigten Saint-Saphorin, „er werde achtzehntauſend Mann kaiſerlicher Truppen in den Niederlanden „erhalten, die Subſidien an Holland und die Zinſen der ungeheuren Schuld, „mit welcher das Land belaſtet iſt, regelmäßig bezahlen, ja ſelbſt einen „Theil des Capitals abtragen, ſo würden wir ihn für einen Prahler angeſehen haben, welcher weit mehr verſpricht, als er zu erfüllen vermag. „Er hat uns nichts von alledem zugeſagt, aber er hat es in der Wirklichkeit gethan [30])".

Auch Graf Gundacker Starhemberg beſtätigte dieſe Worte des Prinzen ihrer vollen Ausdehnung nach. Und in der That war es Prié in den wenigen Jahren, während deren er ſich am Ruder befand, gelungen, das Defizit in den Staatseinkünften, welches zur Zeit ſeines Eintreffens in den Niederlanden jährlich faſt zwei Millionen Gulden betragen hatte, auf weniger als die Hälfte herabzubringen [31]).

Aber eine Eigenſchaft beſaß Prié, welche alle die Gaben, die ihm ſo ſehr zur Ehre gereichten, wieder verdunkelte, die ſeine glänzenden Verdienſte in Schatten ſtellte, und welche, von ſeinen Feinden mit Geſchicklichkeit benützt, in ihren Händen zum Hebel ward, um ihn aus der Stellung zu entfernen, in der er dem Kaiſerhauſe und dem Lande, das er regierte, ſo nützliche Dienſte leiſtete. Es war dieß eine ganz unglaubliche Trägheit in Erſtattung von Berichten an den Wiener Hof, in Beantwortung der Aufträge und Befolgung der Befehle, die ihm von dort zukamen, in

Erledigung der Eingaben, welche in Brüſſel ſelbſt an ihn oder ſeine Kanzlei gelangten.

Es begreift ſich, daß es nicht leicht eine Eigenſchaft geben konnte, welche den Kaiſer ſelbſt unangenehmer berührte, als dieſe. Denn Karl VI. war perſönlich einer der emſigſten Arbeiter, und der Fleiß, mit dem er den Geſchäften oblag, kann bewunderungswürdig genannt werden. Damals war es Sitte, daß der Kaiſer den ſchriftlichen Berichten der geheimen Conferenz wie der einzelnen Miniſter eigenhändig die Beſchlüſſe beifügte, welche er über dieſelben zu faſſen für gut fand. Nichts glich der Aufmerkſamkeit, mit welcher Karl VI. dieſe Berichte durchging. Die oft ſeitenlangen Randgloſſen, mit denen er ſie verſah, beweiſen die Genaugkeit, mit der er ihren Inhalt prüfte und nach allen Seiten hin erwog. Sein Gedächtniß ſowohl, welches ihm alle verſchiedenen Phaſen der oft ſo verwickelten Verhandlungen gegenwärtig hielt, wie ſeine Urtheilskraft und ſeine Arbeitsluſt zeigen ſich hierin in gleich günſtigem Maße.

Wer ſelbſt ſolchen Eifer bei der Arbeit beſaß, der forderte, und mit Recht, gleich emſige Pflichterfüllung von ſeinen Untergebenen. Und da war es denn der Marquis von Prié, welcher dem Kaiſer den größten Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Zwar kann nicht geſagt werden, daß er die ihm übertragenen Pflichten läſſig betrieb, denn ſonſt wäre es ihm ja nicht möglich geweſen, die Reſultate zu erzielen, welchen er Eugens Belobungen verdankte. Aber zu ſchriftlichen Arbeiten war er, insbeſondere während der ſpäteren Jahre ſeines Aufenthaltes in den Niederlanden, nur ſchwer zu bringen. Sein zunehmendes Alter, ſeine geſchwächte Geſundheit, die Bitterkeit, mit welcher die ihm widerfahrenden Anfeindungen ſein Gemüth erfüllten, vor Allem aber die übertriebene Aengſtlichkeit, der zufolge er Niemanden mit einer wichtigeren Arbeit betrauen und Alles ſelbſt machen wollte, hierüber aber zu gar nichts kam, dieß Alles trug gleichmäßig Schuld an der hartnäckigen Schweigſamkeit, der ſich Prié dem Kaiſerhofe gegenüber ſchuldig machte.

Es verletzte und erbitterte den Prinzen, daß jede Vorſtellung umſonſt war, den Marquis Prié zu einer Aenderung ſeines Benehmens zu vermögen. Eugen kannte den Kaiſer genau, und er wußte, daß in ſeinen Augen dem Marquis Prié nichts verderblicher war, als dieſe allerdings an das Unglaubliche gränzende Nachläſſigkeit in Beſorgung ſeiner amtlichen Correſpondenz.

Monatelang befand ſich der Kaiſer ohne eine einzige Zeile von ſeinem Statthalter in den Niederlanden, und Jahre verfloſſen, drei und viermalige Aufforderungen, ja Drohungen ergingen, bis man auf den einen oder den anderen Punkt, der oftmals von höchſter Wichtigkeit war, eine Antwort zu erzwingen vermochte.

Es kann in der That kein Mittel gedacht werden, welches Eugen unverſucht gelaſſen hätte, um den Marquis Prié auf einen andern Weg zu leiten. Von der liebreichſten Vorſtellung bis zur ſchärfſten Zurechtweiſung wurde Alles angewendet, aber Alles blieb fruchtlos. Faſt jeden Poſttag ergingen die drängendſten Vorſtellungen an ihn [32]). Eugen bewies ihm, wie unzweckmäßig es ſei, den Hof monatelang ohne alle Nachricht von ſich zu laſſen und dann mit einem Male eine ſolche Menge von Depeſchen zu ſenden, daß man Wochen brauchte, um ſie nur durchzuleſen. Er wiſſe wohl, ſchrieb ihm der Prinz, daß die mit ſeiner Stelle verbundenen Geſchäfte ſehr gehäuft ſeien. Aber es gebe kein beſſeres Mittel, dieſelben zu bewältigen, als eine gewiſſe Regelmäßigkeit in ihrer Beſorgung einzuführen, jeder Angelegenheit die nothwendige Zeit zu widmen, jedoch auf keine mehr zu verwenden, als ſie eben verdiene. Es ſei unumgänglich nöthig, nur die wichtigeren Geſchäfte ſich ſelbſt vorzubehalten, die geringeren aber, wenngleich unter gehöriger Aufſicht, den Unterbeamten zu überlaſſen. Denn es müſſe ganz unmöglich erſcheinen, einzig und allein Alles zu thun. Wer dieß unternehmen wolle, werde bald hie und da in Rückſtand gerathen, ſich ſelbſt aufreiben und doch ſeinen Dienſt nur unvollkommen erfüllen. Die Beſorgung der Correſpondenz ſei nicht die Pflicht des Miniſters ſelbſt. Er habe den Sinn der zu erlaſſenden Schreiben den Secretären vorzuzeichnen, jeden nach ſeiner Befähigung hiebei zu verwenden, und diejenigen Ausfertigungen, die er billige, allſogleich abgehen zu laſſen. Nur wenige Briefe ſeien ſo wichtig, daß der Miniſter ſie perſönlich aufzuſetzen oder in die Feder zu dictiren habe. Prié ſolle nur ſeinen Leuten Vertrauen ſchenken, denn es gebe überall brave Männer, welche ihre Pflicht vor Augen hätten und den Eid, den ſie abgelegt haben [33]).

Nicht nur an Prié ſelbſt ſchrieb Eugen in dieſem Sinne. Auch an deſſen Gemahlin, eine Frau von vielem Verſtande, welche großen Einfluß auf Prié übte, wandte ſich der Prinz. Er beſchwor ſie, ihren Gatten zur Aenderung eines Betragens zu vermögen, welches von den ſchädlichſten

Folgen für ihn sein müsse [34]). In gleicher Weise wurde der Staatssecretär Reny angewiesen, bei Prié darauf zu dringen, daß er den Gegenstand der allgemeinen und erbitterten Klage wider ihn endlich ein für allemal beseitige [35]). Nichts half mehr, und es schien, daß es Unmögliches versuchen heiße, einen Mann von seinem Alter und Eigensinne umstimmen zu wollen [36]).

Auch daß der Prinz dem Marquis Prié zu Gemüth führen ließ, nicht nur dessen eigene Ehre leide unter den heftigen Beschwerden, die man wider ihn vorbringe, sondern Eugen selbst, sein anerkannter Beschützer, werde dadurch angegriffen, indem man ihm die Schuld gebe, daß er seinen Stellvertreter nicht zu fleißigerer Correspondenz anzuhalten vermöge [37]), blieb völlig fruchtlos. So weit war es gekommen, daß, als die Anfeindungen gegen Prié mit immer größerer Erbitterung losbrachen, als die Ereignisse mit Westerloo und Bonneval vorgingen und ihre Freunde, um sie zu entschuldigen, die ehrenrührigsten Anklagen gegen Prié erhoben, Eugen kaum im Stande war, einen aufklärenden Bericht von demselben zu erlangen, um dessen Sache beim Kaiser vertreten zu können.

„Niemand kennt besser als ich", so schrieb ihm der Prinz, „die „Dienste, welche Sie geleistet haben. Niemand läßt Ihnen hinsichtlich „derselben größere Gerechtigkeit widerfahren. Aber es ist auch weniger „das was Sie thun, worüber ihre Feinde Sie angreifen, sondern weit „mehr das, was Sie unterlassen. Und leider vermag ich Ihren Gegnern „nicht so sehr Unrecht zu geben, als ich es zu thun wünschte. Denn es ist „wohl nichts billiger, als daß ein Fürst Nachrichten aus dem Lande zu „erhalten verlangt, welches ihm gehört, und daß er wissen will, in welcher „Weise dasselbe von seinem Minister regiert wird".

Durch die persönliche Mißstimmung des Kaisers fanden die Gegner des Marquis von Prié den Boden in Wien so geebnet für ihre Schritte, daß sie sich bald nicht mehr darauf beschränkten, denselben in seinen Unterlassungsfehlern anzugreifen. Die schwersten Anschuldigungen erhoben sie wider ihn, und es war der niederländische Rath in Wien, welcher sich zum Dolmetsch dieser Klagen bei dem Kaiser machte.

Lange Zeit hindurch hatte der niederländische Rath durchaus keinen maßgebenden Einfluß auf die Geschäfte des Landes geübt. Die Berichte des Marquis Prié wurden von Eugen dem Kaiser vorgelegt, oder der

Prinz erſtattete wohl auch aus eigenem Antriebe ſeine Vorſchläge, worüber die Beſchlüſſe des Kaiſers faſt immer genehmigend lauteten. Die erſten Perſonen im niederländiſchen Rathe, der Fürſt von Cardona und der Graf Oropeſa, waren eben nicht lüſtern nach politiſcher Macht, und mieden eher die Geſchäfte als ſie ſie ſuchten. Die übrigen Räthe beſaßen eine zu wenig hervorragende Stellung, als daß ſie auf den Kaiſer von Einfluß geweſen wären. Eugen ſelbſt ließ der Mäßigung, mit welcher der Rath von Flandern ſich in ſeinen Schranken hielt, zu wiederholten Malen Gerechtigkeit widerfahren [38]). Nach und nach ſchien aber auch hierin eine Aenderung eintreten zu ſollen. Es mag ſein, daß die gewaltige Macht, welche der ſpaniſche Rath über die italieniſchen Länder des Kaiſers übte, auch den Rath von Flandern mit gleichem Gelüſte erfüllte [39]). Insbeſondere mag der von Tag zu Tag ſich ſteigernde Einfluß des Marquis von Rialp hiemit in Verbindung geſtanden haben. „Wenn es nur von ihm abhinge", ſchrieb Eugen an den Staatsſecretär Mac Neny, „ſo würden „Sie nicht lange mehr in dem Amte ſein, welches Sie bekleiden. Denn „er und alle übrigen Spanier wollen einzig und allein ihre Landsleute in „den Geſchäften ſehen [40])."

So mächtiger Unterſtützung gewiß, trat der niederländiſche Rath immer kühner gegen Prié auf, und Eugens Vorherſagung, daß er nicht länger mehr im Stande ſei, denſelben zu ſchützen [41]), ſollte nur allzu ſchnell in Erfüllung gehen. Bald mußte der Prinz ſeinem Stellvertreter ankündigen, es werde im niederländiſchen Rathe ſtark an einer umfaſſenden Vorſtellung gearbeitet, welche derſelbe wieder Prié's Verwaltungsweiſe dem Kaiſer vorzulegen beabſichtige. Noch ſei es an der Zeit, meinte der Prinz, das Verſäumte wieder gut zu machen. Und wenn Prié alle Hülfsquellen ſeiner unbeſtreitbaren Befähigung und großen Erfahrung aufbiete, wenn er die rückſtändigen Angelegenheiten raſch erledige und dadurch zeige, daß die Anſchuldigung, die wider ihn vorgebracht werde, übertrieben, und es ſein Ernſt ſei, die Pflichten ſeines Amtes in Zukunft pünktlich zu erfüllen, ſo könne vielleicht doch der Streich noch abgewendet werden, der ihn bedrohe [42]).

Eugens Vorſtellungen blieben jedoch völlig fruchtlos. Prié vermochte ſich ſelbſt nicht mehr aus der Apathie zu erheben, in welche er ſo tief verſunken war. Er ließ ſeinen Feinden freies Feld, gegen ihn zu unternehmen, was ſie wollten; ja es ſchien oft als ob er durch ſeine Handlungsweiſe

ihren Abſichten Vorſchub zu leiſten im Sinne habe. Dieſe Umſtände wurden von ihnen thätigſt ausgebeutet. Der niederländiſche Rath legte dem Kaiſer eine Denkſchrift vor, in welcher eine Unzahl von Anſchuldigungen, theilweiſe der gewichtigſten Art, gegen Prié erhoben wurde. Eugen theilte dem Marquis den Inhalt der wider ihn vorgebrachten Beſchwerden mit, um ihn in den Stand zu ſetzen, ſich vor dem Kaiſer zu verantworten. Als aber Prié auch jetzt wieder die alte Zögerung eintreten ließ, da erkannte der Prinz, daß er unverbeſſerlich und es unmöglich ſei, ihn länger in ſeiner Stellung zu halten.

So tief war jedoch der verſtimmende Eindruck, ja der Abſcheu, mit welchem all die verächtlichen Intriguen, die in dieſer Sache zum Vorſchein kamen, Eugens großdenkende Seele erfüllten, daß er beſchloß, ſich ſelbſt, auf den ſie ja doch großentheils und oft mehr noch als auf Prié gemünzt waren, nicht länger zu ihrer Zielſcheibe dienen zu laſſen. In der zweiten Hälfte des Monats November 1724 legte Eugen aus freiem Antriebe die Stelle eines General-Gouverneurs der Niederlande in die Hände des Kaiſers zurück [43]).

Die Reſignation des Prinzen wurde angenommen und zugleich beſchloſſen, den Marquis Prié aus den Niederlanden abzurufen. Der Feldmarſchall Graf Daun ſollte einſtweilen deſſen Stelle übernehmen, bis über das General-Gouvernement ſelbſt Beſchluß gefaßt worden ſein würde.

„Ich zweifle nicht", ſchrieb Eugen dem Marquis Prié, als er ihm dieſe Ereigniſſe ankündigte, „daß Sie den Schlag, der Sie trifft, mit jener „Seelengröße und zugleich mit jener Ergebung ertragen werden, welche „eines Mannes von Ihrer Begabung und von Ihren Verdienſten würdig „ſind. Ohne Ihren Feinden die Freude zu gönnen, den Schmerz offen zu „zeigen, welchen Sie fühlen mögen, müſſen Sie denſelben vielmehr männlich „zurückdrängen, und mich durch einen erſchöpfenden Bericht über Ihr „Wirken in den Niederlanden in den Stand ſetzen, den Kaiſer von der „Falſchheit der wider Sie vorgebrachten Beſchuldigungen, und von der „Größe der Dienſte zu überzeugen, welche ſie ihm daſelbſt geleiſtet haben [44])".

Auch den Staatsſecretär Mac Neny beauftragte der Prinz, auf den Marquis Prié in gleichem Sinne einzuwirken. Im Unglücke ſei es, wo ein Mann von Verſtand und Herz ſeinen Werth am beſten zu zeigen vermöge. Geiſtesgröße und Seelenſtärke ſeien nie mehr am Platze, als wenn man ſich von den Schlägen des Schickſals hart getroffen fühle. Er möge

Prié dazu bereden, ſeinen Dienſt bis auf den letzten Augenblick mit Pünktlichkeit zu verſehen und dem Grafen Daun die Geſchäfte in ſo gutem Zuſtande zu übergeben, als es nur immer möglich ſei. Und um Prié etwas aufzurichten, möge ihn Neny verſichern, daß Eugen ſich ſeiner gern und mit Nachdruck annehmen werde, wenn er ihn nur in den Stand ſetze, ſeine völlige Schuldloſigkeit an den Tag zu legen.

Eugens wohlwollende Zuſage war jedoch nicht im Stande, den Marquis Prié dem Kummer zu entreißen, welchem er ſich ohne Rückhalt überließ. Nachdem er die Leitung der Geſchäfte dem Grafen Daun übergeben hatte, kehrte er im Mai 1725 nach Wien zurück, an Körper und Geiſt ein gebrochener Mann. Erſt im Jänner 1726 kam er dazu, ſeine Rechtfertigungsſchrift, in welcher er die wider ihn vorgebrachten Beſchuldigungen zu widerlegen ſuchte, beim Kaiſer einzureichen [46]). Er ſtehe ſchon, ſagt er darin, mit einem Fuße im Grabe. Niemals hat ſich ein bildlich gewählter Ausdruck richtiger bewährt. Schon fünf Tage nach der Ausfertigung ſeiner Denkſchrift, am 13. Jänner 1726, ſtarb Prié, an demſelben Tage, an welchem ſein erbitterter Gegner Bouneval vom Spielberge entlaſſen wurde. Der Kaiſer verlieh ſeiner Witwe, wohl zumeiſt auf Eugens Antrieb, eine jährliche Penſion von neuntauſend Gulden [47]).

Dauns Entſendung nach den Niederlanden ſollte von Anfang an nur eine vorübergehende Maßregel ſein. Der Zweck, der ihr zu Grunde lag, war der, die Vorbereitungen zu treffen, welche man für nöthig hielt, um die Würde einer Generalſtatthalterin an die Erzherzogin Eliſabeth, die älteſte Schweſter des Kaiſers übergehen zu laſſen, welche ſeit dem Jahre 1719 ſich in gleicher Stellung in Tirol befand. Durch die Entſendung der Erzherzogin nach den Niederlanden wurde ein Wunſch verwirklicht, den ihre verſtorbene Mutter, die Kaiſerin Eleonore, immer mit Vorliebe gehegt hatte [48]). Deſſen Erfüllung war jedoch, um Eugen nicht aus ſeinem Poſten zu verdrängen, bisher immer abgelehnt worden. Nun bot des Prinzen freiwilliger Rücktritt den beſten Anlaß hiezu dar. Im Oktober 1725 traf die Erzherzogin zu Brüſſel ein, von ihrem Oberſthofmeiſter, dem Grafen Giulio Visconti, früherem Generalkriegskommiſſär zu Mailand begleitet. In ſeinen Händen lagen, wenn er gleich nicht den Namen davon führte, doch die Geſchäfte eines erſten Miniſters.

Es hatte Eugens Herzen wohlgethan, daß die Kunde von ſeiner Ab-

dankung, obgleich mancher ſeiner Gegner unermüdlich darauf hingearbeitet hatte, doch im Allgemeinen nur Beſtürzung in den Niederlanden erregte. Eine Unzahl Briefe, welche dem Prinzen von dort zukamen, beſtätigen dieß. Beſondere Befriedigung aber gewährte es ihm, daß die Generalſtaaten ein Schreiben an den Kaiſer richteten, in welchem ſie ihr lebhaftes Bedauern über den Rücktritt Eugens und Prié's ausſprachen, und ihrer Verwaltung der Niederlande vollſte Gerechtigkeit widerfahren ließen. Er werde auch in Zukunft, bemerkte Eugen, emſig beſorgt ſein, ſo viel als an ihm liege, zur Aufrechthaltung der freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen den öſterreichiſchen Niederlanden und Holland beizutragen [49]).

Denn obgleich der Prinz von dem Poſten eines Generalgouverneurs der Niederlande zurückgetreten war, ſo übte er doch nach wie vor einen mächtigen Einfluß auf die Geſchicke dieſes Landes. Ja er ſelbſt meinte, daß er gerade durch ſeine Abdankung ſich in den Stand geſetzt habe, demſelben mit noch größerem Nutzen als vorher zu dienen [50]). Denn abgeſehen davon, daß in der geheimen Conferenz, welcher er präſidirte, gar vieles vorkam, was auf die Niederlande Bezug hatte, ſo unterhielt Eugen mit Giulio Visconti und ſpäter mit deſſen Nachfolger Friedrich Harrach, außerdem aber mit noch anderen Männern von Rang und Einfluß und insbeſondere dem Staatsſecretär Mac Neny einen lebhaften Briefwechſel, in welchem die wichtigſten Fragen, die das Land betrafen, zur Sprache kamen und zumeiſt nach Eugens Andeutungen entſchieden wurden.

Dem Kaiſer aber war viel daran gelegen, daß die Abdankung Eugens von der Welt nicht etwa als ein Zeichen angeſehen werde, der Prinz ſei am Wiener Hofe in Ungnade gefallen. Um eine ſolche Vermuthung zu widerlegen und ihm gleichzeitig einen Erſatz für dasjenige zu gewähren, was ihm durch das Aufgeben des Poſtens eines Statthalters der Niederlande entging, wurde Eugen zu des Kaiſers Generalvicar in Italien ernannt. Dennoch vermochte man hiedurch ſchärfer ſehende Augen über die Bedeutung ſeines Rücktrittes von der Statthalterſchaft der Niederlande in keiner Weiſe zu täuſchen. Dieſes Ereigniß bewies es vielmehr klar, daß, ſo rückſichtsvoll auch der Kaiſer für Eugen in ſeinen perſönlichen Beziehungen zu ihm war, der Prinz noch immer nicht die politiſche Macht am Wiener Hofe beſaß, welche Oeſterreichs wärmſte Anhänger ſo gern in ſeinen Händen geſehen hätten.

Siebentes Capitel.

Nach Spaniens Beitritte zur Quadrupelallianz war der Beſchluß gefaßt worden, die verſchiedenen Streitpunkte, welche zwiſchen dieſem Lande und dem Kaiſer noch ungelöſt beſtanden, auf einem Congreſſe zu ſchlichten, der nach Cambray zuſammenberufen werden ſollte. Vom Kaiſer wurde verlangt, er ſolle den Titel eines Königs von Spanien ablegen, und der Würde eines Großmeiſters des Ordens vom goldenen Vließe entſagen. Er möge Mantua herausgeben und die Streitigkeiten, welche über die Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza noch obwalteten, zu völliger Entſcheidung bringen laſſen.

Karl VI. behauptete hingegen, und gewiß mit Recht, daß König Philipp auch nicht den Schatten eines Anſpruches beſitze, den Titel eines Erzherzogs von Oeſterreich zu führen, welchen er ſich angemaßt habe. Es könne Niemand in gleicher Weiſe wie ihm als dem direkten Nachkommen des Ordensſtifters zuſtehen, das Großmeiſterthum des goldenen Vließes auszuüben. Und was die italieniſchen Länder betreffe, über welche gleichfalls Verhandlungen gepflogen werden ſollten, ſo ſeien ſie kein Gegenſtand eines Einverſtändniſſes mit fremden Mächten, ſondern die Entſcheidung über Dinge, welche Reichslehen angingen, könne nur der Regensburger Verſammlung oder dem Reichshofrathe anheimfallen.

Es zeigt ſich deutlich, daß die beiden Herrſcher, obgleich nun äußerlich im Frieden lebend, doch den alten Groll tief im Herzen trugen, und keiner die Hand dazu bieten wollte, ein wahrhaft freundſchaftliches Einvernehmen mit dem andern herbeizuführen. Aber die Schuld, daß der Congreß trotz langer Zögerung noch immer nicht eröffnet wurde, lag dennoch weniger an ihnen, als an England und Frankreich. Insbeſondere war es das Erſtere, welches ſeiner alten Politik treu bleibend, ſich auch jetzt wieder zum Vermittler aufdrang, nicht in der Abſicht, dem Kaiſer und Spanien wirkliche Dienſte zu leiſten, ſondern nur um für ſich ſelbſt Vor-

theile zu erhaſchen. Daher kam es, wie wenigſtens Eugen die Sache anſah, daß England die Eröffnung des Congreſſes ſo lang zu hintertreiben ſuchte, bis ſeine Mittlerrolle allſeitig anerkannt war.

Der Prinz zweifelte nicht, England und Frankreich befänden ſich in geheimer Verhandlung mit Spanien, und er nannte es eine handgreifliche Finte, als die beiden Mächte in Wien ihre Beſorgniß vorſchützten, bei einer Entzweiung mit Spanien von demſelben mit Krieg überzogen zu werden. Er fragte, was denn England und Frankreich von Spanien eigentlich zu fürchten hätten, und ſchloß mit der Erklärung, man könne dem Kaiſer nicht zumuthen, dasjenige abwarten zu ſollen, was in Dingen, die hauptſächlich ihn beträfen, den anderen Mächten zu beſchließen beliebe. Und wenn es auch wieder zum Kampfe kommen müßte, ſo ſei die Gewißheit des Krieges der Ungewißheit des Friedens immer noch vorzuziehen [1]).

Der Hauptgrund, warum die Seemächte und Frankreich ſich dem Kaiſer ſo feindſelig bezeigten, lag in dem Emporblühen der Oſtendiſchen Compagnie. Wie Eugen es längſt vorhergeſagt hatte, ſo trat es auch wirklich ein. Die Streitigkeiten, in welche die Erbitterung der übrigen ſeefahrenden Nationen über die Stiftung der Compagnie und ihre glücklichen Erfolge den Kaiſer verwickelte, wogen bei weitem die Vortheile auf, die ſie zu gewähren vermochte. Aber jetzt war ſie einmal vorhanden, jetzt forderte es, wie auch Eugen zugab, die Ehre des Kaiſers, ſeine Schöpfung ſo lang als möglich aufrecht zu erhalten [2]).

Ein außergewöhnliches Ereigniß, welches in Spanien eintrat, ſcheint endlich die Eröffnung des Congreſſes zu Cambray erleichtert zu haben. Noch war kaum ein Jahrzehnt verfloſſen, ſeit König Philipp die ſpaniſche Krone unbeſtritten trug, und ſchon fühlte er ſich müde einer Laſt, die er für ſich zu gewinnen durch dreizehn Jahre unabläſſig gekämpft hatte. Er beſchloß der Krone zu entſagen, und nachdem er ein feierliches Gelübde abgelegt hatte, ſie ſich niemals wieder auf's Haupt zu ſetzen, zog er ſich nach San Ildefonſo zurück. Sein älteſter Sohn Don Luis wurde am 9. Februar 1724 als König von Spanien ausgerufen.

König Ludwig ſtand erſt im ſiebzehnten Jahre ſeines Alters, als er den Thron beſtieg. Acht Monate waren noch nicht verfloſſen, und er mußte ihn, von den Blattern ergriffen, mit dem Grabe vertauſchen. König Philipp, uneingedenk ſeines Eidſchwurs, hatte den Ehrgeiz, zugleich der

Vorgänger und der Nachfolger ſeines Sohnes ſein zu wollen. Zum zweiten Male ſetzte er ſich Spaniens Krone auf's Haupt.

Ludwigs kurze Regierung war kaum durch ein anderes Ereigniß bezeichnet worden, als daß während derſelben die Verhandlungen des Congreſſes zu Cambray wirklich begannen. Aber ſie ſchritten ſo langſam vorwärts, daß man bald die Ueberzeugung faßte, es werde nichts durch ſie erreicht werden. Statt eine Einigung über die Streitpunkte anzuſtreben, zu deren Schlichtung die Berufung des Congreſſes verabredet worden war, verlor man ſich in endloſe Wortkämpfe über das Recht des Kaiſers zur Gründung der Oſtendiſchen Compagnie, über den Fortbeſtand derſelben und die Ausdehnung ihrer Geſchäfte. Außerdem wurde noch ein zweiter Punkt den Mächten Europa's gegenüber zum erſten Male zur Sprache gebracht, welcher bald den wichtigſten, ja faſt den einzigen Gegenſtand aller Verhandlungen des Kaiſers mit den fremden Staaten bilden ſollte. Es war dieß die pragmatiſche Sanction, deren Gewährleiſtung Karl VI. von denſelben verlangte.

Am 19. April 1713 war dieſes ſo berühmt gewordene Grundgeſetz des Hauſes Oeſterreich von dem Kaiſer den vornehmſten Würdenträgern ſeines Reiches zuerſt bekannt gemacht worden. Der Hofkanzler Seilern ſoll in Karl VI. den Gedanken dazu angeregt und das Geſetz ſelbſt ausgearbeitet haben. Es beſtimmte, daß alle öſterreichiſchen Länder ſtets ungetheilt vereinigt bleiben, und zunächſt auf die männlichen Nachkommen des regierenden Kaiſers, in Ermanglung derſelben auf deſſen Töchter, und erſt wenn keine vorhanden wären, auf die Töchter des Kaiſers Joſeph I. und deren männliche und weibliche Nachkommenſchaft, jederzeit nach dem Rechte der Erſtgeburt fallen ſollten.

Als Karl VI. die pragmatiſche Sanction erließ, beſaß er noch keine Kinder. Erſt drei Jahre ſpäter, am 13. April 1716, gebar ihm die Kaiſerin einen Sohn. Da derſelbe aber nach wenig Monaten ſtarb und dem Kaiſer hierauf nur noch Töchter geboren wurden, ſo trat die pragmatiſche Sanction in Widerſpruch mit der Erbfolgeordnung des Kaiſers Leopold I., welcher verordnet hatte, daß die Töchter ſeines älteren Sohnes Joſeph denjenigen Karls in dem Beſitze der öſterreichiſchen Erbländer vorangehen ſollten. Karl nahm jedoch das Recht jedes Nachfolgers auf dem Throne in Anſpruch, die Geſetze zu ändern, welche ſeine

Vorfahren erlaſſen hatten. Mit nie erkaltendem Eifer arbeitete der Kaiſer während der ganzen langen Dauer ſeiner Regierung daran, ſeiner älteſten Tochter die unbeſtrittene Erbfolge in allen öſterreichiſchen Ländern zu ſichern. Wie in der erſten Zeit ſeines Lebens auf die Erwerbung der ſpaniſchen Krone, ſo war in ſeinen ſpäteren Jahren all ſein Sinnen und Trachten nach jenem einzigen Zwecke und nach Verwirklichung der Abſicht gerichtet, Oeſterreich vor den Gräueln und der Zerſtückelung zu bewahren, welche, wie er es ſelbſt erlebt, eine beſtrittene Erbfolge über Spanien gebracht hatte.

Dieſe Beſtrebungen des Kaiſers ſind oft und in herber Weiſe getadelt worden. Er hätte die pragmatiſche Sanction, ſo wird geurtheilt, wohl erlaſſen und für ſeine Staaten als Geſetz verkündigen ſollen, aber es ſei ein Fehler geweſen, ſo viele Mühe zu verwenden und ſo große Opfer zu bringen, um die Zuſtimmung fremder Staaten und ihr feierliches Verſprechen zu erhalten, für die wirkliche Durchführung ſeiner Erbfolgeordnung einzuſtehen. Und zur Erhärtung der Richtigkeit dieſer Behauptung wird angeführt, Eugen habe dem Kaiſer gerathen, ſeiner Tochter einen gefüllten Schatz und ein wohl gerüſtetes Heer zu hinterlaſſen, und ſich nicht um Verſprechungen zu bemühen, welche ohnedieß nicht gehalten würden.

Es bedurfte wohl keines ſo erleuchteten Staatsmannes, keines ſo großen Feldherrn, wie Eugen es war, um die Vortheile, welche ein reicher Schatz und ein ſtarkes Heer einer Regierung zu allen Zeiten und in jeder Lage gewähren, ermeſſen zu können. Und daß es möglich war beide ſich anſcheinend widerſprechende Zwecke zu erreichen, ein zahlreiches Heer zu halten und doch den Staatsſchatz nicht zu leeren, ſondern ihn im Gegentheile immer mehr zu füllen, dafür wurde eben damals in Preußen durch die That ein unwiderleglicher Beweis geliefert. Daß alſo Eugen ein Gleiches für Oeſterreich wünſchte, iſt wohl mit Beſtimmtheit anzunehmen. Daß er aber ein Gegner der Beſtrebungen des Kaiſers geweſen wäre, in ſeinen Staaten wie außerhalb derſelben die Annahme der pragmatiſchen Sanction zu bewirken, iſt nirgends dargethan.

So ſehr es auch Angeſichts der Ereigniſſe beſtritten werden mag, welche nach dem Tode des Kaiſers eintraten, ſo iſt es doch nicht minder gewiß, daß ſeine unabläſſigen Bemühungen zur Befeſtigung der pragmatiſchen Sanction weſentlichen Nutzen geſtiftet haben. Durch einen Zeitraum von faſt dreißig Jahren gewöhnten ſich die öſterreichiſchen Erbländer daran,

dasjenige Geſetz, welches ihnen fortwährend als die Grundlage ihres öffentlichen Rechtszuſtandes hingeſtellt wurde, auch als ſolche anzuerkennen. Es war nur eine Folge davon, wenn dagegen die Verſuche, in welchen Frankreich und Baiern beſonders thätig waren, die pragmatiſche Sanction als geſetzwidrig zu bezeichnen, in Oeſterreich faſt ganz ohne Wirkung blieben. Wie ſehr dieß in der That der Fall war, zeigte ſich in dem Augenblicke, in welchem dieſes Grundgeſetz des Reiches in Kraft zu treten hatte. Die Völker Oeſterreichs, die ſonſt vielleicht ſchwankend geworden wären, erhoben ſich einmüthig zur Vertheidigung derſelben und machten ſie in der That auch zur Wirklichkeit.

Eben ſo iſt es, was das Beſtreben des Kaiſers betrifft, die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction durch die fremden Staaten zu erreichen, mindeſtens ungerecht, es demjenigen, welcher ſeine höchſte Ehre darin ſah, Treue und Glauben zu halten, und der daher Gleiches auch von Andern vorausſetzte, zum Vorwurfe anzurechnen, wenn er ſich hierin täuſchte. Die Schande des Bruches geheiligter Zuſagen, unter welchen Verhältniſſen er auch geſchehen mag, trifft doch nur immer denjenigen, der ſich desſelben ſchuldig macht. Mag eine ſolche That von dem Munde der Welt, die ſo gern nur nach dem Erfolge urtheilt, auch nachher als eine vernünftige, ja vielleicht ſogar als eine ruhmreiche geprieſen werden, an ihrem moraliſchen Werthe wird nicht das mindeſte dadurch geändert, daß ſie gelang.

Wie dem aber auch ſein mag, eben ſo wie in Bezug auf die öſterreichiſchen Erbländer, ſo blieben auch hinſichtlich der fremden Staaten die zahlreichen Opfer des Kaiſers, die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction zu erwirken, trotz des faſt allgemeinen Treubruches, in welchem nach ſeinem Tode die Mehrzahl dieſer Mächte ſich vereinigte, nicht ohne alle günſtige Wirkung. Mit welch anderem Nachdrucke hätten die Prätendenten aufzutreten vermocht, wenn ſie nicht feierliche Zuſagen gebrochen, wenn ſie ſelbſt, wenn Andere an ihr vorgebliches Recht geglaubt hätten. Jedem Unparteiiſchen war es klar, daß ſie zu ihrer Handlungsweiſe durch nichts als durch die Habſucht und die Begierde nach Ländergewinn getrieben wurden. Und daher neigten ſich denn auch die Sympathien aller derjenigen, die noch einen Funken der Achtung bewahrten für Recht und Geſetz, lebhaft zu der erlauchten Fürſtin, welche ſie in ungerechter Weiſe angegriffen ſahen. Dieſes

Gefühl aber war ein mächtiger Verbündeter Maria Thereſia's, und daß es allgemein vorherrſchte in Europa, daran hatten die vorſorglichen Bemühungen Karls VI. wohl den weſentlichſten Antheil.

Damit ſoll jedoch keineswegs beſtritten werden, daß der Kaiſer in dieſen Beſtrebungen nicht ſelten zu weit ging. Er zeigte zu ſichtlich den ängſtlichen Wunſch, die Anerkennung ſeiner Erbfolgeordnung zu erlangen, von wem es auch immer ſein mochte, und er brachte dafür in jener ſchmachvollen Zeit faſt allgemeiner Beſtechlichkeit ſo ungeheure Geldopfer, daß dieſe Summen gar oft beſſer im Staatſchatze zurückgeblieben oder für die Ausrüſtung des Heeres verwendet worden wären. Da Jedermann wußte, wie ſehr die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction dem Kaiſer am Herzen lag, ſo ſuchten diejenigen, mit denen er eben unterhandelte, die Zuſage, welche er von ihnen verlangte, ſich ſo theuer als möglich bezahlen zu laſſen. Gleiches war auch jetzt auf dem Congreſſe zu Cambray der Fall. Gerade das Opfer wurde vom Kaiſer begehrt, welches ihm das empfindlichſte war, das Aufgeben des niederländiſchen Seehandels und die Aufhebung der Oſtendiſchen Compagnie. Und da ſich Karl, wenigſtens für jetzt noch, zu einem ſolchen Schritte nicht zu entſchließen vermochte, ſo nahm ſein Verhältniß zu England und Holland von Tag zu Tag eine drohendere Geſtalt an.

Es erſchien als ein günſtiger Umſtand für den Kaiſer, daß ein Gleiches auch zwiſchen den Seemächten und Spanien der Fall war. Insbeſondere wurde England durch die Behauptung der ſpaniſchen Regierung verletzt, ſie ſei der Quadrupelallianz nur in der Erwartung beigetreten, daß man ihr Gibraltar und Port Mahon zurückgeben werde.

Ein ſolches Begehren hieß England bei ſeiner empfindlichſten Seite faſſen. Es war kein Wunder, daß es ſich hiedurch nicht beſonders ermuthigt fühlte, dem ferneren Verlangen Spaniens, dem Infanten Don Carlos ſolle jetzt ſchon, und zwar mit gewaffneter Hand, zu den ihm in Ausſicht geſtellten Beſitzthümern in Italien verholfen werden, ſeine Zuſtimmung zu ertheilen. Frankreich und Holland widerſprachen gleichfalls ſolcher Abſicht, und bald nahm die Erbitterung auch nach dieſer Seite hin dermaßen überhand, daß man ſich immer mehr davon überzeugte, die Verhandlungen des Congreſſes würden eher zu allem Andern, als wozu es beabſichtigt worden, zur Befeſtigung des Friedens führen.

Digitized by Google

Die Königin von Spanien, Eliſabeth Farneſe, ſuchte zuerſt aus dem Labyrinthe, in das man gerathen war, den Ausweg zu finden. Wie es oft geſchieht, daß man ehemalige Freunde, in welchen man ſich getäuſcht zu haben glaubt, bitterer haßt als den offenen Gegner, ſo war dieß auch bei der Königin von Spanien der Fall. Mit den Seemächten, mit Frankreich wollte ſie nichts mehr zu ſchaffen haben, aber an denjenigen wandte ſie ſich, den ſie bisher auf's heftigſte angefeindet hatte, an den Kaiſer ſelbſt. Von ihm hoffte ſie größere Vortheile für ihre Kinder zu erlangen als von der lauen, ja mißgünſtigen Vermittlung Frankreichs und der Seemächte. Und dieſer Endzweck war ja das einzige Ziel ihrer raſtloſen Bemühung: auch ihren Kindern ein Los zu bereiten, das nicht zu weit zurückſtehen ſollte hinter demjenigen, welches Don Fernando erwartete, König Philipps jüngeren Sohn aus der erſten Ehe. Ihm ſtand jetzt, nach dem Tode ſeines älteren Bruders Ludwig, die Nachfolge auf dem ſpaniſchen Throne geſetzlich zu.

Die wahre Abſicht der Königin wurde von den einſichtsvollſten Miniſtern des Kaiſers gar bald durchſchaut. Eugen und Gundacker Starhemberg deuteten darauf hin [3]), daß die Königin von Spanien nichts ſuche als Ländergewinn für ihren Sohn Don Carlos, und daß ſie dieſes Verlangen am Ende doch nur auf Koſten des Kaiſers befriedigen werde. Daher ſolle man ſich mit höchſter Vorſicht gegen ſie benehmen, und ſich vor Allem reiflich bedenken, bevor man den alten Verbündeten den Rücken kehre um eines neuen und ſo wenig verläßlichen Alliirten willen, wie Spanien ſei.

Aber dieſe Rathſchläge vermochten damals am Wiener Hofe nicht durchzudringen. Noch war die Zeit der Entfremdung zwiſchen Eugen und ſeinem kaiſerlichen Herrn nicht völlig vorüber. Althan war zwar im Jahre 1722 geſtorben, aber die Wirkung der Bemühungen, die er während der letzten Zeit ſeines Lebens ſo raſtlos verfolgte, hatte ſich noch immer nicht ganz verwiſcht. Perlas, welcher nun in der Gunſt und im Vertrauen des Kaiſers am höchſten ſtand, war den Planen der Königin von Spanien günſtig geſinnt.

Sinzendorff ſtimmte ihm gleichfalls bei, und Beide lenkten den Anfangs widerſtrebenden Sinn des Kaiſers, der nur ſchwer der alten Feindſchaft wider den frühern Nebenbuhler vergaß, dahin, daß er den Eröffnungen Spaniens geneigtes Gehör lieh. Die päpſtliche Regierung, welcher daran gelegen war, die zwei großen katholiſchen Höfe einander zu nähern, ver-

mittelte die erſten Schritte. Bald entſchloß ſich die Königin von Spanien mit Entſchiedenheit aufzutreten, um deſto raſcher an's Ziel zu gelangen.

Der Mann, deſſen ſie ſich hiezu bediente, kann als ein Seitenſtück zu Alberoni betrachtet werden, wenn auch ſeine ſtaatsmänniſche Befähigung an diejenige des Cardinals nicht von ferne hinanreichte. Ihre ſchnelle Erhebung und ihr raſcher Sturz bieten jedoch um ſo größere Aehnlichkeit dar.

Johann Wilhelm, Freiherr und ſpäter Herzog von Ripperda, ſtammte von einer adeligen Familie ab, welche eigentlich ſpaniſchen Urſprunges, zu der Zeit, als die Niederlande noch unter dieſer Krone ſtanden, ſich daſelbſt angeſiedelt hatte. Anfangs in holländiſchem Kriegsdienſte, und in demſelben auch Eugen bekannt geworden, beſchäftigte er ſich jedoch nicht allein mit Dingen, die ſeinen Stand betrafen, ſondern er lernte mit Eifer fremde Sprachen, ſtudirte politiſche Fragen und ſuchte insbeſondere im Handelsweſen Kenntniſſe zu erwerben, weil dasſelbe nach Beendigung des Krieges überall in den Vordergrund trat.

In Aufträgen der holländiſchen Regierung nach Spanien geſendet, wurde Ripperda dort mit Alberoni bekannt, der ſeinen Uebertritt in ſpaniſche Dienſte vermittelte. Mit Geſchicklichkeit wußte Ripperda es zu vermeiden, in Alberoni's Sturz verwickelt zu werden. Ja er trug vielmehr das Seinige dazu bei, wohl ſchon in der geheimen Hoffnung, dereinſt an deſſen Stelle zu treten.

Durch Vorſchläge über die Art und Weiſe, in welcher die Handelsverbindungen gehoben und die Einkünfte der Krone vermehrt werden könnten, gewann Ripperda das Vertrauen der Königin. Ihren Lieblingsplanen ſchmeichelnd, ſuchte er ihr zu beweiſen, daß Niemand zu glänzender Verſorgung ihrer Familie mehr beitragen könnte als der Kaiſer. Und das Mittel hiezu ſei die Vermählung ihres Sohnes Don Carlos mit einer der Erzherzoginnen, Töchter des Kaiſers.

Mit der raſchen und heftigen Weiſe, welche ihr eigen war, griff die Königin von Spanien Ripperda's Vorſchläge auf. Nichts ſchien ihr lockender als die Ausſicht, die er ihr eröffnete, und derjenige, von welchem der Gedanke kam, der ihr ſo ſehr behagte, ſollte auch zu deſſen Ausführung dienen. Ripperda erhielt den Auftrag, ſich insgeheim nach Wien zu verfügen und in unmittelbarer Verhandlung mit dem kaiſerlichen Hofe die Verwirklichung ſeiner Plane anzubahnen.

Er wurde von König Philipp mit Vollmacht und Auftrag verſehen, mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen und über eine Heirath zwiſchen dem Infanten Don Fernando und der jüngſten Erzherzogin zu verhandeln, wenn ſie die Niederlande und die italieniſchen Länder des Kaiſers als Mitgift bekäme. Außerdem ſollte er ſich die Anwartſchaft Toscana's und Parma's für Don Carlos neuerdings zuſichern laſſen. Die Königin aber beauftragte ihn, Alles anzuwenden, um für ihren Sohn Don Carlos die Hand der älteſten Erzherzogin Maria Thereſia zu gewinnen [4]).

Im Monate November 1724 traf Ripperda zu Wien ein. Er nahm die Miene an, als ob er ſich mit wichtigen Aufträgen der ſpaniſchen Regierung nach Rußland zu begeben habe. Unter dieſem Vorwande ſuchte er den Grafen Sinzendorff zu ſprechen, und wies ihm ſogleich ſeine Vollmacht vor, mit dem Kaiſer in abgeſonderte Verhandlung zu treten.

Es iſt ein Irrthum, wenn bis jetzt behauptet wurde, Ripperda habe den Namen eines Freiherrn von Pfaffenberg geführt, um jede Entdeckung ſeiner Perſon und ſeines Reiſezweckes zu verhüten. Er trat vielmehr ungeſcheut unter ſeinem wahren Namen auf, ſo daß man beſorgte, es würden ſeine Ankunft und der Beginn der Verhandlungen allgemein ruchbar werden. Mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchte der Kaiſerhof wieder gut zu machen, was Ripperda aus Unachtſamkeit oder vielleicht ſogar mit Abſicht gethan hatte. Nächtlicher Weile, Anfangs mit Sinzendorff allein, und dann auch in der Gegenwart des Hofrathes von Buol, entweder in Sinzendorffs oder in Buols Wohnung, und ſpäter in dem Landhauſe, welches der letztere zu Herrnals bei Wien beſaß, fanden die Verhandlungen ſtatt. In dieſen Zuſammenkünften wurden die beiderſeitigen Begehren mit nicht geringerer Heftigkeit erörtert, als dieß auf dem Congreſſe zu Cambray geſchah. Oft war die Verhandlung auf dem Punkte abgebrochen zu werden. Nur der ſehnliche Wunſch des Kaiſers, die beiden Zweige des Hauſes Bourbon von einander zu trennen, und das nicht minder lebhafte Verlangen der Königin von Spanien, durch eine Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich für ihre Kinder glänzende Vortheile zu erreichen, ließ es nicht zu dieſem Aeußerſten kommen.

Durch ein plötzlich eintretendes Ereigniß wurde die Verhandlung endlich doch zum Abſchluſſe gebracht. Es war dieß die raſche Löſung des freundſchaftlichen Verhältniſſes, welches der Herzog von Orleans während

der letzten Jahre ſeiner Regentſchaft zwiſchen Frankreich und Spanien zu Stande gebracht hatte. Die Infantin, Tochter Philipps V. und der Königin Eliſabeth, welche dem jungen Könige Ludwig XV. zur Gemahlin beſtimmt war, wurde in Frankreich erzogen. Nach dem Tode Philipps von Orleans ſuchte jedoch ſein Nachfolger, der Herzog von Bourbon, dieſe Verbindung zu hintertreiben. Von dem lebhaften Wunſche durchdrungen, der franzöſiſchen Krone einen Erben zu geben, ſandte er die Infantin nach Spanien zurück, in der Abſicht, Ludwig XV. mit Maria Leszczynska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus von Polen zu vermählen.

Dieſe empörende Beleidigung brachte den tiefſten Eindruck auf den Hof von Madrid hervor. Nichts glich den Wuthausbrüchen der Königin Eliſabeth. Auch ihr Gemahl überbot ſich in den erbittertſten Aeußerungen gegen Frankreich. Er erklärte den Bruch zwiſchen den beiden Staaten für unheilbar, rief ſeine Geſandten von Cambray zurück, und beauftragte Ripperda, auf jede Bedingung hin mit dem Kaiſer abzuſchließen.

In Wien hatte inzwiſchen die Unterhandlung mit Spanien den Anlaß zu großer Aufregung geboten. Es iſt vollkommen irrig, zu glauben, dem Prinzen Eugen ſei aus derſelben ein Geheimniß gemacht worden. Gleich nach der erſten Unterredung Sinzendorffs mit dem ſpaniſchen Abgeſandten gab der Kaiſer von demjenigen, was vorging, in einem eigenhändigen Schreiben dem Prinzen Kenntniß und fragte ihn um ſeinen Rath [5]). Derſelbe lautete denn freilich ganz anders, als Sinzendorff und Perlas ihn ertheilten. In angelegentlicher Weiſe warnte Eugen, und mit ihm Gundacker Starhemberg vor zu naher Verbindung mit Spanien und vor der Gewährung deſſen, was die Königin Eliſabeth durch Ripperda's Mund von dem Kaiſer verlangte.

Es waren nicht bloß Rückſichten auswärtiger Politik, welche Eugen und Starhemberg zu ſolcher Erklärung beſtimmten. In nicht geringerem Maße wurden ſie hiezu durch die Befürchtung vermocht, eine ſo innige Verbindung mit der ſpaniſchen Regierung werde auch die Macht und den Einfluß der Spanier am Kaiſerhofe noch mehr befeſtigen. Unumwunden erklärte Starhemberg, der Marquis von Rialp werde mit ſeinen Hirngeſpinnſten den Kaiſer noch zu Grunde richten, und er ſprach gegen Sinzendorff ſein Erſtaunen aus, daß er, welcher doch von Geburt ein Oeſterreicher ſei, die Hand dazu biete, aus Oeſterreich eine ſpaniſche Provinz zu machen.

Nicht nur die Anhänger Eugens und Starhembergs, auch diejenigen deutſchen Miniſter, welche ihnen ſonſt abgeneigt geſinnt waren, erkannten die gemeinſame Gefahr, und vereinigten ſich mit ihren früheren Gegnern zu übereinſtimmendem Handeln. Wieder war es der Reichshofraths-präſident Graf Windiſchgrätz, welchem die Ehre gebührt, es anzuerkennen, daß er, wie ſchon einmal in ähnlicher Lage, ſeinen perſönlichen Groll verſtummen ließ in einem Augenblicke, in welchem ſeiner Ueberzeugung nach die heiligſten Intereſſen des Staates auf dem Spiele ſtanden. Mit der Unerſchrockenheit, welche ihm eigen war, ſprach er gegen den Abſchluß eines Vertrages mit Spanien, und er nannte diejenigen geradezu Verräther, welche an einem ſo verwerflichen Plane Schuld ſeien.

Und nicht nur die Miniſter des Kaiſers, ſogar die Mitglieder ſeiner eigenen Familie wurden in den Zwieſpalt verwickelt, den jene Verhandlung in allen Kreiſen des Wiener Hofes hervorrief. Die Kaiſerin hegte ernſte Befürchtungen, daß es der Königin von Spanien gelingen werde, die Hand der älteſten Erzherzogin Maria Thereſia für den Infanten Don Carlos zu erhalten. Eliſabeth zitterte vor dem Gedanken, daß hieran ihr Lieblings-project, ihre Tochter dem Prinzen Franz von Lothringen zu vermählen, ſcheitern werde. Sie überhäufte den Grafen Sinzendorff mit Vorwürfen, daß er zu Gunſten eines fremden, ja feindlich geſinnten Herrſcherhauſes ihre ſchönſten Hoffnungen zum Opfer bringen wolle *).

Aber all der Sturm, der ſich rings um ihn erhob, vermochte nicht den Kaiſer von der Verfolgung des Planes abzubringen, welchem er ſich einmal mit Vorliebe zugewendet hatte. Heftiges Widerſtreben war der Weg nicht, auf dem man den Kaiſer zu einer Aenderung ſeiner Beſchlüſſe vermögen konnte. Eiferſüchtig darüber wachend, daß es Niemand ſich beikommen laſſen möge, über ihn herrſchen zu wollen, war er einer gerade an ihn gerichteten, entſchieden auftretenden Vorſtellung nur ſchwer zugänglich. Um ſo leichter verfiel Karl, freilich ohne daß er ſelbſt es merkte, der Einwirkung derjenigen, welche leiſe einherſchreitend und unter dem Anſcheine tiefſter Unterwürfigkeit ihm ihre Gedanken und Wünſche gleichſam als ſeine eigenen Ideen beizubringen wußten. So kam es, daß er ſich nur allzuſehr unter dem Einfluſſe derer befand, welche ihn mit Schlauheit behandelten.

Aller Gegenvorſtellungen ungeachtet zeigte der Kaiſer ſich geneigt, den Vertrag mit Spanien zu Stande zu bringen. Doch beunruhigte

es ihn, von denjenigen, welche ihm am nächſten ſtanden, Widerſpruch dagegen zu erfahren. Der Kaiſerin ſuchte er das glänzende Los auszumalen, welches einer oder der anderen ihrer Töchter aus ſolcher Verbindung erwachſen könne. Eugen und Starhemberg ſtrebte er durch mündliche Ueberredung von den Vortheilen ſeines Planes zu überzeugen, dem Grafen Windiſchgrätz aber ſchilderte er mit beredten Worten, wie ſehr die Macht des Hauſes Oeſterreich in Deutſchland zunehmen werde, wenn es durch die ſpaniſchen Subſidien in die Lage geſetzt würde, die Begehrlichkeit der immer nach Geld verlangenden Reichsfürſten zu befriedigen.

Zu Anfang des Monats März 1725 waren Sinzendorff und Ripperda mit den Entwürfen der Verträge zu Stande gekommen, welche zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Spanien abgeſchloſſen werden ſollten. Ripperda's Privatſecretär eilte mit denſelben nach Madrid, um ſie ſeinem Könige zur Annahme vorzulegen. Ripperda ſelbſt zog ſich, um das Geheimniß zu bewahren, unter dem Namen eines Freiherrn von Münſterfeld nach Prag zurück und erwartete dort ſeinen Boten, welcher denn auch, genau nachdem ein Monat verfloſſen war, wieder bei ihm eintraf. Allſogleich kehrte Ripperda nach Wien zurück, und am 16. April fand in dem Landhauſe des Hofraths von Buol in Hernals unter den früheren Vorſichten eine neue Zuſammenkunft mit Sinzendorff ſtatt, in welcher ihm Ripperda von den Entſchlüſſen des Königs Kenntniß gab.

Dieſelben beſtanden im Weſentlichen darin, daß Philipp in Folge des Schimpfes, der ihm von Seite Frankreichs widerfahren ſei, jeden Vertrag mit dieſem Lande als gelöſt anſehe, daß er den Franzoſen alle in Spanien eingeräumten Vortheile entziehen und ſie ſelbſt von dort vertreiben wolle. Mit dem Kaiſer hingegen wünſche er in das engſte Bündniß zu treten, welches noch jemals zwiſchen Staaten beſtanden habe. Ripperda ſei zu dieſem Ende mit Vollmacht verſehen und ihm die Würde eines Botſchafters verliehen worden, als welcher er binnen kurzem ſeinen feierlichen Einzug in Wien halten wolle.

In der emphatiſchen Weiſe, welche eine Eigenthümlichkeit Ripperda's bildete, ſchilderte er dem Grafen Sinzendorff mit verführeriſchen Farben die glänzenden Vortheile, welche dem Kaiſer aus dem Bunde mit Spanien erwachſen müßten. Er ſprach von der Macht des Königs, der achzigtauſend Mann auf den Beinen habe, und fünfzig Millionen Einkünfte beziehe.

Dieſe ganze Streitkraft und all ſeine Schätze ſei er bereit, dem Wohle des Kaiſers zu widmen. Und da das Haus Oeſterreich ſelbſt genug Soldaten beſitze, ſo wolle er ihm die reichſten Summen zur Verfügung ſtellen, um gemeinſchaftlich Krieg wider Frankreich zu führen und dieſer Krone dasjenige zu entreißen, was ſie ungerechter Weiſe ihren Nachbarn abgenommen habe. Nicht nur Straßburg ſammt dem Elſaſſe ſei darunter zu verſtehen, auch die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun müßten wieder an Deutſchland zurückfallen. Und ſelbſt mit England, wenn es ſich den Abſichten der neuen Alliirten zu widerſetzen wage, würde man, fügte Ripperda hinzu, gar bald fertig werden.

Alle dieſe Zugeſtändniſſe, ſo ſchloß der ſpaniſche Abgeſandte ſeinen Vortrag, alle dieſe Opfer knüpfe der König an die Bedingung, daß nicht nur eine oder zwei Töchter des Kaiſers, wie man früher wohl beantragt habe, ſondern daß alle drei Erzherzoginnen an ſeine drei Söhne, den Kronprinzen Fernando und die beiden Infanten aus zweiter Ehe, Carlos und Philipp vermählt würden [7]).

Am 18. April 1725 wurde über dieſe Vorſchläge Ripperda's zwiſchen Eugen, Starhemberg und Sinzendorff Conferenz gehalten und deren Ergebniß dem Kaiſer vorgelegt. Noch einmal erhoben die beiden Erſteren ihre warnende Stimme und erklärten, daß nach ihrer Ueberzeugung der Kaiſer ſich an dem Entſchluſſe des Königs von Spanien, wegen einer ihm widerfahrenen perſönlichen Beleidigung alle Verträge mit Frankreich für null und nichtig zu erklären, nicht betheiligen könne. Es wäre dieß geradezu im Widerſpruche mit dem Grundſatze, welchem Karl ſtets unerſchütterlich treu geblieben ſei, ſeine Verſprechungen mit Pünktlichkeit zu erfüllen. Mit Spanien in ein freundſchaftliches Verhältniß zu treten, ſei an und für ſich gewiß wünſchenswerth. Sich jedoch aus dieſem Grunde mit allen übrigen Staaten Europa's zu verfeinden, um ein ſolches Opfer wäre Spaniens Freundſchaft zu theuer erkauft.

Was die beantragte Vermählung der drei Erzherzoginnen mit den ſpaniſchen Infanten betraf, ſo erklärten die kaiſerlichen Miniſter, daß dieſes Begehren nicht Gegenſtand ihrer Berathung ſein, ſondern daß es als eine Sache, welche einzig und allein den Kaiſer angehe, auch nur ſeiner Entſcheidung anheimgeſtellt werden könne [8]). Doch iſt nicht daran zu zweifeln, daß Eugen und Starhemberg im mündlichen Geſpräche dem Kaiſer

ihre Bedenken dargelegt haben. Und daß ſie ſo ziemlich damit durchdrangen, iſt nicht minder gewiß. Es geht dieß ſchon daraus hervor, daß Sinzendorff den Auftrag erhielt, Ripperda eine ausweichende Antwort zu ertheilen. Aus dem was ſich mit der ſpaniſchen Infantin in Frankreich ereignet habe, ſehe man, wie ſchädlich es ſei, Prinzeſſinnen ſchon in ihren Kinderjahren zu verloben. Eine Verheirathung aller Erzherzoginnen mit den Infanten, oder auch nur, wie ſich Ripperda dann ſpäter verlauten ließ, der beiden älteren Erzherzoginnen mit den Brüdern Carlos und Philipp werde ganz Europa in Aufregung bringen. Man ſolle eine ruhigere Zeit abwarten, in welcher dieſe wichtige Frage in's Reine gebracht werden könne. Einſtweilen erſcheine es wünſchenswerth, wenigſtens das Bündniß und den Handelsvertrag zwiſchen dem Kaiſer und Spanien wirklich abzuſchließen [9]).

Ripperda wiederholte jeden Augenblick die Verſicherung, daß es ſeinem Könige oder vielmehr der Königin Eliſabeth um nichts ſo ſehr als um die Hand der Erzherzogin Maria Thereſia für den Infanten Don Carlos zu thun ſei. Dennoch ließ er ſich herbei, einſtweilen zum Abſchluſſe der ſchon in Verhandlung befindlichen Tractate zu ſchreiten. Am 30. April 1725 kamen ſie auch wirklich zu Stande. Der erſte beſtätigte die Beſtimmungen der Quadrupel-Allianz. Der Kaiſer entſagte ſeinen Rechten auf Spanien, und Philipp erkannte diejenigen Karls auf die Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien an. Auch garantirte er in feierlicher Weiſe die Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanction. Beide Herrſcher verabredeten, die von ihnen angenommenen Titel auch noch ferner fortzuführen. Endlich ſollten diejenigen Würden, die ſie während des Krieges ihren beiderſeitigen Unterthanen verliehen hatten, aufrecht erhalten bleiben, eine Bedingung, welche den ſpaniſchen Günſtlingen des Kaiſers äußerſt willkommen war, denn hiedurch wurde ja ihre Erhebung zu Granden von Spanien feierlich beſtätigt.

Der zweite und der dritte Vertrag wurden am folgenden Tage, dem 1. Mai 1725 unterzeichnet. Der eine derſelben war ein Schutz- und Trutzbündniß, durch welches der Kaiſer ſeine guten Dienſte verſprach, um Spanien wieder zu dem Beſitze von Gibraltar zu verhelfen. Die Truppen, welche der Kaiſer zu ſtellen, und die Summen, die Spanien zu geben hatte, wurden feſtgeſetzt, für den Fall der Noth aber die Zuſage ertheilt, daß der eine Staat dem andern mit all ſeinen Streitkräften Hülfe zu leiſten verpflichtet ſei.

Wenn ſchon dieſer zweite Vertrag, und insbeſondere was darin über die Zurückſtellung von Gibraltar geſagt war, bei den Seemächten Anſtoß erregen mußte, ſo bald er ihnen in ſeiner ganzen Ausdehnung bekannt wurde, ſo war das in nicht geringerem Maße mit dem dritten, einem Handelstractate der Fall, welcher in ſiebenundvierzig Artikeln die wichtigſten Beſtimmungen enthielt. Die ſpaniſchen Häfen wurden den Unterthanen des Kaiſers eröffnet, der Fortbeſtand der Oſtendiſchen Compagnie garantirt, dem Handel der Niederländer nach Oſtindien jegliche Begünſtigung eingeräumt, den Hanſeſtädten aber für den Verkehr mit Spanien gleiche Freiheiten wie den Engländern und Holländern zugeſtanden.

Es iſt kein Zweifel, daß die Beſtimmungen dieſes Vertrages, die Vortheile, die er ſich von demſelben für ſeine Unterthanen und mittelbar für ſich ſelbſt verſprach, die Aufrechthaltung ſeiner Lieblingsſchöpfung, der Oſtendiſchen Compagnie, und endlich die Zuſage von Subſidien die Lockſpeiſe waren, welche den Kaiſer gleichſam unwiderſtehlich fortzog auf dem gefährlichen Pfade, auf den Perlas und Sinzendorff ihn geleitet hatten. Die Ausſicht, auf dieſem Wege endlich den ewigen Geldverlegenheiten zu entgehen, welche ihm bei jedem Schritte hemmend in den Weg traten, überwand alle Bedenklichkeiten. Sie ließ ihn ſein Ohr verſchließen gegen Eugens und Gundacker Starhembergs Rathſchläge, und denjenigen folgen, welche dadurch, daß ſie in des Kaiſers Lieblingsplane bereitwillig eingingen, ſich auch ſeiner Gunſt für immer zu verſichern trachteten. Bald aber ſollte Karl es fühlen, auf welcher Seite ſeiner Rathgeber beſonnene Einſicht und redliche Ueberzeugung, auf welcher hingegen ſchmeichleriſche Wohldienerei und eigennützige Selbſtſucht ſtanden. Er ſollte es nochmals erfahren, daß nur derjenige wahre Treue beſitzt, welchem der Muth nicht fremd iſt, dort wo es Noth thut, eine Meinung mit Nachdruck zu vertreten, die ſelbſt mit den Wünſchen und Neigungen des Monarchen nicht im Einklange ſteht.

Es war weniger eine Wirkung ſeines lebhaften, überſchäumenden Naturells als ſchlaue Berechnung, welche Ripperda bewog, von den Vortheilen, die für den Kaiſer aus dem Handelsvertrage mit Spanien hervorgehen müßten, von dem bevorſtehenden Aufblühen der Oſtendiſchen Compagnie, von dem unausweichlichen Verfalle des engliſchen und holländiſchen Handels in hochtönenden Worten zu reden. Nichts glich den Prahlereien,

welche er bei dieſer Gelegenheit in wahrhaft herausfordernder Weiſe auskramte, nichts aber auch der Erbitterung, die dadurch bei den Seemächten hervorgerufen wurde. Und darum war es Ripperda recht eigentlich zu thun. Statt dieſe Erbitterung zu dämpfen, wußte er ſie durch eine maßloſe Uebertreibung des Gewinnes, den der Kaiſer aus den Verträgen mit Spanien ziehen werde, und durch geringſchätzende Worte über dasjenige, was England und Holland etwa dagegen in die Wagſchale zu werfen vermöchten, zu hellen Flammen anzufachen.

Nicht weniger als Ripperda trug hiezu der damalige engliſche Bevollmächtigte am Wiener Hofe, Franz Ludwig Pesmes de Saint-Saphorin bei. Aus der franzöſiſchen Schweiz gebürtig, hatte er ſich früher im Dienſte des Kaiſers befunden, und war ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe wegen bei Eugen in Gunſt und Anſehen geſtanden. Auf das Anrathen des Prinzen hatte ihn ſchon Joſeph I. zum Generalfeldwachtmeiſter ernannt, um nicht nur, ſo lautete Eugens Antrag, ſeinen Eifer zum Dienſte des Kaiſers noch mehr zu ermuntern, ſondern ihm auch in ſeinem Geburtslande noch größeres Anſehen zu verſchaffen [10]). Insbeſondere beſaß Saint-Saphorin gediegene Kenntniſſe im Schiffsbauweſen, und er war es, deſſen Rath bei Errichtung einer Donauflotte vorzugsweiſe gehört wurde [11]). Später in engliſchen Dienſt übergetreten, war er freilich geeignet, dieſer Macht nirgends beſſere Dienſte als in Wien zu leiſten, wo er Perſonen und Verhältniſſe auf's genaueſte kannte.

Für den Kaiſer jedoch wie für England war die maßloſe Heftigkeit Saint-Saphorins, welche in ſeiner Art, die Geſchäfte zu behandeln, oft in verletzender Weiſe hervortrat, ungemein nachtheilig. Insbeſondere hatte er ſich mit dem Reichsvicekanzler Schönborn völlig verfeindet. Seit Jahren arbeitete er an deſſen Sturze, und daß es ihm nicht gelang, dieſes Ziel zu erreichen, mag Saint-Saphorins Erbitterung wider Schönborn noch mehr geſteigert haben. So weit kam es damit, daß die gegenſeitige Befehdung dieſer beiden Männer die Hauptſchuld an dem hohen Grade von Gereiztheit trug, welche die Beziehungen des Kaiſers zu König Georg I. als Kurfürſten von Hannover ſo unerfreulich als nur immer möglich geſtaltet hatte. Der Handelsvertrag mit Spanien erregte nun auch den Unwillen des britiſchen Miniſteriums. Mit um ſo größerem Ungeſtüm machte derſelbe ſich Luft, als Saint-Saphorin unabläſſig daran arbeitete, die Aeußerungen

der Mißſtimmung Englands recht grell hervortreten zu laſſen. Denn er ging von der irrigen Meinung aus, dasjenige, was vom Kaiſerhofe nicht durch Ueberredung zu erlangen ſei, vermöge man daſelbſt durch barſches Auftreten zu ertrotzen.

Die Haltung, welche man in Wien zu beobachten fortfuhr, ſollte jedoch den engliſchen Bevollmächtigten bald eines Beſſeren belehren. Denn ſeine ſtürmiſchen Beſchwerden führten nicht dazu, das neue Freundſchaftsverhältniß zu Spanien zu lockern. Man arbeitete vielmehr eifrigſt daran, es noch inniger zu geſtalten. Ripperda hatte es gegen den Kaiſer und deſſen Miniſter kein Hehl, daß er ſeine Sendung noch keineswegs als beendigt anſehe. Durch die Tractate, welche abgeſchloſſen worden ſeien, habe der Kaiſer anſehnliche Zugeſtändniſſe erlangt. Die Handelsvortheile für ſeine Unterthanen, die Aufrechthaltung der Oſtendiſchen Compagnie, die in Ausſicht geſtellte Subſidienzahlung bildeten zuſammen einen ganz außerordentlichen Gewinn. Nun ſei es an dem Kaiſer zu geben, und dieß könne er nur dadurch thun, wenn er den Lieblingswunſch der Königin erfülle und ſeine Töchter ihren Söhnen vermähle.

Auch ein weniger ſcharfer Verſtand, als der Kaiſer ihn beſaß, wäre ſich völlig darüber klar geworden, daß es ſich um nichts anderes als um das reiche Erbe des Hauſes Habsburg handle, welches die Königin von Spanien ihren Söhnen zuzueignen trachte. Ihrem Wunſche ſich willfährig zeigen, hieß jedoch mit allen Ueberlieferungen ſeiner eigenen Familie brechen. Den vielhundertjährigen Feind derſelben, das Haus Bourbon, das er in Perſon mit ſolcher Ausdauer bekämpft hatte, ſollte er nun einführen in ſeine Staaten, ja einen Sohn jenes Philipp, den er einſt als ſeinen Todfeind angeſehen, ſich als den Nachfolger denken müſſen auf dem eigenen Throne. Und die Univerſalmonarchie Ludwigs XIV., gegen die ſein Vater und ſein Bruder mit Aufbietung aller ihrer Kräfte geſtritten, war ſie nicht, wenn gleich nicht in einer einzigen Perſon, doch wenigſtens in der Bourboniſchen Königsfamilie in dem Augenblicke eine vollendete Thatſache, in welchem ein Mitglied derſelben den öſterreichiſchen Erbländern, und ein zweites denjenigen Provinzen, welche der Kaiſer in den Niederlanden und Italien beſaß, zum Herrſcher geſetzt würde?

Denn es lag klar auf der Hand und wurde trotz der geſchehenen Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction von ſpaniſcher Seite ziemlich

deutlich betont, daß auch der jüngere Sohn der Königin, daß auch Don Philipp nicht leer ausgehen dürfe und er mit der Hand der Erzherzogin Maria Anna die Länder erhalten müſſe, welche ehemals zu Spanien gehört hatten. Damit war aber die pragmatiſche Sanction verletzt und das Werk vernichtet, welches ſeit Jahren das Ziel der eifrigſten Beſtrebungen des Kaiſers gebildet hatte. Und welcher Widerſpruch, ja welch hartnäckiges Widerſtreben mußte nicht von Seite der übrigen europäiſchen Mächte beſorgt werden, die eine ſolche Verſtärkung des Hauſes Bourbon nun und nimmermehr zugeben konnten. Eine Coalition aller Regierungen gegen Oeſterreich und Spanien war vorherzuſehen, und bei dem geringen Ausſchlage, welchen die ſpaniſche Macht bei einem Landkriege geben konnte, die Beſiegung der beiden Mächte und damit eben die Herbeiführung deſſen, was man ſo ängſtlich zu vermeiden ſuchte, die Ablöſung eines Theiles der öſterreichiſchen Länder, ja vielleicht deren gänzliche Zerſplitterung zu befürchten.

Endlich boten die ſpaniſchen Verhältniſſe auch noch in anderer Beziehung nur geringe Gewähr für pünktliche Erfüllung der von dort aus geſchehenden Verſprechungen. Schon einmal hatte König Philipp ſeiner Krone entſagt, und ſie in gewiſſem Sinne widerrechtlich ſich nochmals angeeignet. Bei der an Geiſtesverwirrung gränzenden Schwermuth des Königs war die Wiederholung eines ſolchen Schrittes, bei ſeiner Kränklichkeit ein plötzlicher Tod leicht zu beſorgen. Trug aber Philipp die Krone nicht mehr, ſo war auch die Macht der Königin gebrochen und wohl vorauszuſehen, daß Spaniens künftiger Herrſcher nicht zu Gunſten ſeiner Halbbrüder ſich wider Europa's mächtigſte Staaten in einen blutigen Krieg ſtürzen werde.

Noch war man zu Wien im Schwanken, welchen Weg man einſchlagen ſolle. Mit einer Verwerfung der ſpaniſchen Heirathsanträge wurde man, daran durfte man nicht zweifeln, auch der eben erlangten Vortheile wieder verluſtig, während dieſelben durch eine willfahrende Antwort erhalten, ja wohl noch erhöht werden konnten. In dieſem letzteren Falle aber waren wieder all die Nachtheile zu beſorgen, welche die vorgeſchlagenen Wechſelheirathen zwiſchen den beiden Häuſern Habsburg und Bourbon nach ſich ziehen mußten. Dringend riethen Eugen und Gundacker Starhemberg zur Ablehnung der Heirathsanträge, und die Künſte Ripperda's, mit welchen er

die Stimmen der übrigen Miniſter zu gewinnen verſtand, wagten ſich entweder nicht an dieſe beiden Männer, oder ſie vermochten doch nicht, irgend eine Sinnesänderung bei ihnen hervorzubringen. Anders war es bei Sinzendorff und Rialp, die mit unermüdeter Geſchäftigkeit für die Annahme der ſpaniſchen Vorſchläge thätig waren.

Die reichen Summen, welche Ripperda in ihre Hand legte, gewannen ihnen gar manchen warmen Fürſprecher. Dennoch wären ſie vielleicht nicht durchgedrungen mit ihrer Anſicht. Da traf plötzlich die geheime Nachricht ein, daß Frankreich, England und Preußen ſich zu einem engen Bündniſſe zu vereinigen beabſichtigten, welches in der That auch wenige Monate ſpäter, am 19. September 1725 zu Herrenhauſen, einem kurfürſtlichen Luſtſchloſſe bei Hannover, wirklich zu Stande kam. Der vorzüglichſte Endzweck dieſer Allianz beſtand darin, die deutſchen Erbländer des Kaiſers, welchen Spanien keine Hülfe zu leiſten vermochte, mit überlegener Macht plötzlich zu überfallen, und dadurch nicht nur jedem Angriffe zuvorzukommen, ſondern den Kaiſer zur Aufhebung der Oſtendiſchen Compagnie zu zwingen.

In dieſer Bedrängniß wandte ſich der Wiener Hof an Ripperda um ſchleunige Geldhülfe, welche den Kaiſer in den Stand ſetzen ſollte, ſein Heer zu vermehren und dem drohenden Angriffe auf allen Punkten zu begegnen. Ripperda verſprach was man begehrte, ja noch weit mehr, wenn man nur den Wünſchen der Königin Rechnung trage. Von allen Seiten gedrängt, entſchloß man ſich nun in Wien zu einem Auswege, welcher um ſo nachtheiliger war, als er keineswegs ein klares Verhältniß, das erſte Erforderniß zur Dauer eines Bündniſſes, zwiſchen die neuen Alliirten brachte. Sie ſuchten ſich vielmehr gegenſeitig zu überliſten und legten durch die Aufnahme zweideutig lautender Beſtimmungen in den geheimen Tractat, der nun abgeſchloſſen wurde, ſelbſt den Grund zu künftigem Zwieſpalte.

Die wichtigſte Verabredung in dem neuen Vertrage war ohne Zweifel diejenige, daß jeder der beiden ſpaniſchen Infanten aus des Königs zweiter Ehe eine der drei Töchter, welche damals dem Kaiſer am Leben waren, zur Gemahlin erhalte. Außerdem verſprach Karl VI., gleichwie er ſchon früher ſeine eifrige Verwendung zugeſagt hatte, daß Spanien an Gibraltar zurückgelange, jetzt ſogar ſeine bewaffnete Mitwirkung zur Wieder-

gewinnung dieſer Feſtung, jedoch nur für den Fall, wenn er mit England in Krieg gerathe. Spanien verpflichtete ſich hingegen zur Auszahlung einer jährlichen Subſidie, welche drei Millionen betragen ſollte [12]).

Trotz des engen Bandes der Eintracht, welches dieſer Vertrag um den Kaiſer und den König von Spanien zu knüpfen ſchien, waren doch die Folgerungen, die Jeder von ihnen daraus zog, gar weit von einander verſchieden. Der Kaiſer hoffte und erwartete noch immer einen Sohn zu erhalten, und demſelben ſeine Länder zu vererben, wodurch die Vermählung der Erzherzoginnen aus einer außerordentlich wichtigen Sache zu einer Angelegenheit von geringerer Tragweite geworden wäre. Und bei dem Umſtande, daß ſeine jüngſte Tochter erſt zwei Jahre zählte, konnte eine ſolche Hoffnung allerdings als eine wohlbegründete gelten. Wäre ſie aber nicht in Erfüllung gegangen, ſo blieb ja dem Kaiſer noch immer die freie Verfügung mit der Hand ſeiner älteſten Tochter Maria Thereſia, welcher nach der pragmatiſchen Sanction, die Spanien ſo eben feierlich garantirt hatte, ſämmtliche Staaten des Hauſes Habsburg als untheilbares Erbe zufallen ſollten. Seine jüngeren Töchter waren es, die er im Geiſte den beiden Infanten beſtimmte, und durch ihre Verheirathung mit denſelben dachte er der Verpflichtung nachzukommen, welche ihm aus dem Vertrage erwuchs.

Ganz anders ſah die Königin von Spanien die Sache an. Ihr war es nicht um die Erzherzoginnen, ſondern um die öſterreichiſchen Länder zu thun. Daß durch die Vermählung mit den erſteren ihren Söhnen auch die letzteren zu Theil würden, nach dieſem Ziele war ihr Sinnen und Streben gerichtet. Sie rechnete mit Sicherheit darauf, für ihren Sohn Don Carlos die Hand derjenigen Prinzeſſin zu erlangen, welcher Karls ausgedehnter Länderbeſitz zufallen würde. Und es gab ſogar Stimmen zu Wien, die mit Hinweiſung auf den bekannten Charakter der Königin es andeuteten, daß um dieſen Plan zu erreichen, ſie ſelbſt vor einem Verbrechen nicht zurückſchrecken werde. Es ſei eben nichts Undenkbares, den Tod einer Perſon herbeizuführen, welche ehrgeizigen Planen im Wege ſtehe, und wenn man ſchon ſo weit nicht gehen wolle, erſcheine es noch leichter, ihr etwas beizubringen, wodurch ſie außer Stand geſetzt werde, Nachkommenſchaft zu erhalten.

Unmittelbar nach dem Abſchluſſe des letzten Vertrages kehrte Ripperda nach Madrid zurück. In prahleriſchen Worten wußte er die Erfolge, die er errungen, mit den glänzendſten Farben auszuſchmücken. Die Königin glaubte ihm, und die Ernennung zum erſten Miniſter war die Belohnung, welche ihm zu Theil wurde. Sie diente nur dazu ihn noch übermüthiger zu machen. Er ſagte es Jedem, der es hören wollte, daß Spanien, mit dem Kaiſer im Bunde, das ganze übrige Europa nicht zu ſcheuen habe. Der König von England werde, wenn er Gibraltar und Port Mahon nicht herausgebe, es mit dem Verluſte ſeines Thrones büßen, und die Mittel ſeien leicht zu finden, dem Prätendenten Stuart, dem einzig rechtmäßigen Könige, die britiſche Krone auf's Haupt zu ſetzen.

Solche herausfordernde Reden, ſie mochten die Folge der Unbeſonnenheit Ripperda's oder einer ſchlauen Berechnung desſelben ſein, konnten jedenfalls nur die eine Wirkung hervorbringen, die Gereiztheit der Gegner zu erhöhen und ſie mit Beſorgniſſen zu erfüllen, welche ſonſt an und für ſich kaum gerechtfertigt erſchienen wären. Immer drohender wurde die Haltung, die man von beiden Seiten annahm, und es ſchien in der That ſchon in der nächſten Zukunft zu einem neuen Kriege kommen zu ſollen. In Wien täuſchte man ſich über das Gefährliche der Lage nicht, in welcher man ſich befand. Man wußte, daß die drei Mächte, die das Bündniß zu Herrenhauſen abgeſchloſſen hatten, mit Nachdruck auf den Beitritt der Generalſtaaten drangen. Derſelbe werde ſich, ſo ſah man mit Beſtimmtheit vorher, nicht allzulange verzögern. Denn Holland ſei es ja gewohnt, ſich überall von England in's Schlepptau nehmen zu laſſen, und jetzt werde es dieß um ſo gewiſſer thun, als es dadurch zur Aufhebung der Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft mitzuwirken glaube. Wozu ſich der König von Sardinien entſchließen werde, ſei noch ungewiß; darüber aber dürfe nicht der geringſte Zweifel obwalten, daß er ſich denjenigen zuzuwenden entſchloſſen ſei, welche ihm die meiſten Vortheile in Ausſicht ſtellten. Endlich wiſſe Jedermann, daß England und Frankreich Alles aufböten, um die Pforte zum Bruche des Friedens mit dem Kaiſer zu vermögen.

So wenig erfreulich ſich die Beziehungen des Letzteren zu den meiſten auswärtigen Mächten zu geſtalten drohten, ſo unbefriedigend waren auch die inneren Zuſtände ſeiner Länder. Den ſtarken Rüſtungen Frankreichs gegenüber ſollte vom Kaiſer gleiches geſchehen, aber es fehlte an dem noth-

wendigſten hiezu, an Geld. Vor einigen Jahren hatte ſich Eugen herbeigelaſſen, den Kriegsſtaat derart zu beſchränken, daß er die Armee auf ſiebzigtauſend Mann verringerte und ihre Bedürfniſſe mit acht Millionen beſtreiten zu wollen erklärte. Aber dieſe Summe ging durchaus nicht regelmäßig ein. Die meiſten Länder waren mit großen Beträgen im Rückſtande, indem ihre Steuerkraft durch andere Leiſtungen zu ſehr in Anſpruch genommen wurde. Es ſei ungemein zu bedauern, erklärte der Prinz in der Conferenz vom 27. Jänner 1726, daß man den verſchiedenen Provinzen in der Zeit des Friedens nicht größere Erleichterungen gewährt habe. Dann hätten ſie ſich zu erholen und Kraft zu ſammeln vermocht, für den Fall des Krieges auch größere Laſten zu tragen. Jetzt müſſe man befürchten, daß ſie dieß durchaus nicht im Stande ſeien.

Eugen, Sinzendorff und Starhemberg, welche zu jener Zeit — denn Trautſon war vor drei Jahren geſtorben, — allein die geheime Conferenz bildeten, hielten den Zeitpunkt für günſtig, um den Kaiſer darauf aufmerkſam zu machen, wie ſchädlich es ſei, daß jede der Hauptgruppen ſeiner Länder von anderen Behörden und in ganz verſchiedener Weiſe regiert werde. Anders ſei dieß in den eigentlich öſterreichiſchen Erbländern, anders in den italieniſchen Provinzen, anders in den Niederlanden der Fall. Es erſcheine als unumgänglich nöthig, erklärten ſie, daß aus des Kaiſers weitläufiger und herrlicher Monarchie endlich ein Ganzes gemacht werde [13]). Zu dieſem Ende hätten die Mitglieder des ſpaniſchen und flandriſchen Rathes mit denjenigen der geheimen Conferenz wöchentlich einmal zuſammen zu treten. Sie ſollten ſich hauptſächlich über das aus den verſchiedenen Ländern zu beziehende Staatseinkommen, und über die in ihren Geſchäftskreiſen einzuführenden Erſparniſſe verſtändigen. Als unumſtößliche Regel habe zu gelten, daß jede unnöthige Ausgabe, ſie möge die Civilverwaltung oder das Militärweſen angehen, mit Sorgfalt vermieden, und überhaupt Alles angewendet werde, um die gegenwärtige Kriſis glücklich zu überſtehen.

So lobenswerth nun auch dieſe Vorſchläge waren, ſo konnte die Durchführung derſelben, wie es in der Natur der Sache lag, nur nach und nach und in längerem Zeitraume die gewünſchte Wirkung hervorbringen. Da es ſich jedoch darum handelte, ſchnelle und ausgiebige Hülfe zu ſchaffen, ſo mußte dieſelbe auf anderem Wege geſucht werden. Nichts war natürlicher, als daß man ſich gegen fremde Feinde auch durch auswärtige Bünd-

Digitized by Google

niſſe zu ſtärken ſuchte. Doch that die kaiſerliche Regierung nur ihre Pflicht, daß ſie, ſo bedrängt auch ihre Lage ihr ſelbſt erſchien, es dennoch verſchmähte, ſich Bundesgenoſſen durch die Annahme von Bedingungen zu erwerben, die mit ihrer Ehre wie mit ihrem Vortheile in gleichem Widerſpruche ſtanden.

Wieder war es König Victor Amadeus von Sardinien, welcher bei der damaligen Verwirrung aller politiſchen Verhältniſſe für ſich Nutzen zu ziehen hoffte. Durch ſeinen Geſandten zu Wien, den Marquis de Breuil, bot er dem Kaiſer bewaffneten Beiſtand wider ſeine Feinde an, wenn er ihm zum Lohne dafür das ganze mailändiſche Gebiet zwiſchen dem Teſſin, dem Po und der Adda abtrete und ſich verpflichte, ihm für die Inſel Sardinien ein anderes Aequivalent zu verſchaffen [14]).

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß dieſe Vorſchläge vom Wiener Hofe mit Entſchiedenheit zurückgewieſen wurden. Es ſei der Wille und der Zweck der Bemühungen des Kaiſers, antwortete man dem Könige, ſich ſeine Erbländer zu erhalten, nicht aber ſie Stück für Stück zu verſchenken. Das Herzogthum Mailand habe ohnedieß ſchon zu viel von ſeinem frühern Gebiete an Piemont abgetreten, und man ſei feſt entſchloſſen, auch nicht ein Dorf mehr von demſelben loszulöſen. Doch wolle ſich der Kaiſer, um den König von ſeiner Bereitwilligkeit zu überzeugen, ihm zu dienen, gern dafür verwenden, daß ihm in friedlichem Wege ſtatt Sardinien irgend ein anderes Beſitzthum zu Theil werde.

Glücklicher als in der Verhandlung mit Victor Amadeus war Karl VI. nach einer anderen Seite hin, und es gelang ihm in der That, mit einem der mächtigſten Staaten Europa's, mit Rußland die Allianz zu Stande zu bringen.

So lange Czar Peter der Große am Leben war, hatte ſich ſeit dem gemeinſchaftlichen Kampfe wider die Türken, welcher durch den Carlowitzer Frieden beendigt wurde, niemals mehr ein wahrhaftes Freundſchaftsverhältniß zwiſchen ihm und dem Hauſe Oeſterreich geſtaltet. So oft dieſes Bündniß von der einen der beiden Mächte geſucht wurde, war es der andern nicht möglich oder nicht gelegen, ſolchen Wünſchen willfährig entgegenzukommen. Als Peter ſich im Jahre 1707 mit dem Kaiſer und deſſen Verbündeten in eine enge Allianz einlaſſen wollte, hielt die Beſorgniß vor Karl XII. den Wiener Hof von der Annahme dieſes Antrages zurück. Die Ablehnung ſei-

ner Anerbietung verurſachte wieder, daß Rußland im Jahre 1710 die Anträge des Kaiſers Joſeph zum Abſchluſſe eines Bündniſſes mit Kälte aufnahm. Es war dieß eben die Zeit, in welcher der Czar ſich mit den ungariſchen Inſurgenten in nahe und für den Kaiſerhof höchſt beunruhigende Berührung eingelaſſen hatte. Als daher im Jahre 1716 wieder der Czar eine Defenſivallianz mit dem Kaiſer zu Stande zu bringen ſuchte, wurde dieß Begehren abgelehnt [15]). Auch Eugen ſtimmte dem Beſchluſſe bei, welcher hierüber gefaßt wurde. Denn ein bloßes Vertheidigungsbündniß ſei, ſo glaubte er, weder dem einen noch dem andern der beiden Staaten zum Vortheil. Wenn hingegen der Czar zu einer Offenſivallianz mit dem Kaiſer zu vermögen wäre, ſo würde dieß, meinte der Prinz, insbeſondere auf den damaligen Krieg mit der Pforte, von günſtigſter Wirkung ſein [16]). Jedoch auch dieſer Plan kam nicht zur Ausführung. Zu ſeiner Vereitlung mag der Umſtand beigetragen haben, daß Karl VI. auf Eugens Rath mit aller Entſchiedenheit den Verſuchen Peters entgegentrat, durch Einmiſchung in die Mecklenburgiſchen Angelegenheiten feſten Fuß in Deutſchland zu faſſen [17]), und daß der Kaiſer dem älteſten Sohne des Czars, dem unglücklichen Prinzen Alexei, eine Art von Aſyl in Oeſterreich gewährt hatte [18]). Heftig war die Erbitterung des Czars hierüber, und ſie wurde noch durch den offenen Widerſpruch geſteigert, welchen von Seite des Wiener Hofes ſeine Behauptung erfuhr, durch das Zureden Karls VI. ſei Prinz Alexei zur Rückkehr nach Rußland vermocht worden. So weit ging Peter in ſeinem erſten Zorne, daß er des Kaiſers Reſidenten von ſeinem Hoflager verwies.

Bald aber bereute er dieſen übereilten Schritt. Er begriff, daß ſeine Feinde ſich desſelben zu ſeinem Nachtheile bedienen würden. Und als im Jahre 1719 wirklich der ſchwediſche Feldmarſchall Graf Sparre nach Wien geſchickt wurde, um über ein Bündniß wider Rußland zu unterhandeln [19]), da wandte ſich auch Peter, Anfangs durch Vermittlung Preußens und dann durch Abſendung des Generals Weißbach mit erneuerten Anträgen zu einer Allianz an den Kaiſerhof.

Weißbach war der Ueberbringer eines Schreibens des Czars an den Prinzen, worin der letztere um ſeine Beihülfe zur Wiederherſtellung des alten freundſchaftlichen Einvernehmens mit dem Hauſe Oeſterreich gebeten wurde. Eugen antwortete hierauf, der Kaiſer ſei ſich bewußt, von jeher Alles zur Erreichung dieſes Zweckes gethan zu haben. Er wolle auch gern

das Vergangene in Vergeſſenheit begraben und zur Herſtellung des Friedens im Norden das Mittleramt übernehmen [20]).

Weiter zu gehen hielt man bei dem Mißtrauen, welches zu Wien gegen den Czar noch immer vorherrſchte, für durchaus nicht räthlich. Und daß man eine ſolche Zurückhaltung gegen ihn beobachtete, iſt leicht begreiflich. So großes er auch für ſein eigenes Land geleiſtet haben mochte, ſo hatte Peter I. doch durch offene Begünſtigung der ungariſchen Inſurrection und dadurch, daß er, wie man damals allgemein glaubte, ſeinen eigenen Sohn, einen Schwager Karls VI., hinrichten ließ, den Kaiſer vielfach gekränkt. Dennoch erklärte man ſich zu Wien bereit, einen Geſandten des Czars, wenn er einen ſolchen am kaiſerlichen Hofe beglaubigen wolle, zuvorkommend aufzunehmen [21]). Und als dieß von Seite Peters wirklich geſchah, wurde Graf Stephan Kinsky als des Kaiſers Repräſentant nach Rußland abgeſchickt.

In ſolchen Verhältniſſen blieb man denn bis zu Peters Tode, welcher am 8. Februar 1725 erfolgte. Zu ſeiner Gemahlin und Nachfolgerin, der Kaiſerin Katharina I., geſtalteten ſich die Beziehungen des Wiener Hofes in befriedigenderer Weiſe. Durch das Bündniß, das ſich zu Herrenhauſen wider ihn zuſammengethan hatte, in die Enge getrieben, dachte Kaiſer Karl VI., die günſtige Stimmung des ruſſiſchen Cabinetes zu benützen und mit demſelben in enge Verbindung zu treten. Er beſchloß einem Antrage Folge zu geben, welchen ihm noch Czar Peter gemacht hatte, und dem Bündniſſe beizutreten, das im März 1724 zwiſchen Rußland und Schweden abgeſchloſſen worden war.

Der kaiſerliche General Graf Rabutin, ein Sohn des berühmten Feldmarſchalls, wurde mit der wichtigen Sendung nach Petersburg betraut. Bekannt wegen ſeiner außergewöhnlichen Begabung, ſeiner Kenntniſſe und Liebe zu den Wiſſenſchaften, war Rabutin zur Erfüllung eines ſolchen Auftrages vorzugsweiſe befähigt [22]). Er rechtfertigte auch vollkommen die Wahl, die der Kaiſer in ſeiner Perſon getroffen hatte. Am 6. Auguſt 1726 kam das Bündniß mit Rußland zu Stande, durch welches dasſelbe dem Friedensvertrage vom 30. April 1725 ſich anſchloß. Es verſprach dem Kaiſer den Beſitz all ſeiner Länder zu verbürgen. Würde er angegriffen oder irgend etwas zu ſeinem Nachtheile unternommen, ſo ſollte ihm Rußland mit dreißigtauſend Mann zu Hülfe kommen, ja nach Beſchaffenheit der Sache ſelbſt

den Angreifenden den Krieg ankündigen, und nicht eher Frieden schließen, bis der etwa zugefügte Schaden ersetzt sei und der Kaiser sich hiemit einverstanden erklärt habe. Karl VI. sagte hingegen Rußland gleichfalls die Gewährleistung seiner Staaten zu. Der geheime Artikel dieses Vertrages aber bestimmte, daß wenn die Pforte den aus Anlaß der persischen Angelegenheiten mit Rußland errichteten Tractat brechen und aus dieser Ursache zwischen beiden Staaten in ihren europäischen Ländern ein Krieg sich entzünden würde, der Kaiser entweder die gleiche Anzahl Truppen, wie in den übrigen im Vertrage vorhergesehenen Fällen Rußland zu Hülfe zu schicken, oder selbst der Pforte den Krieg anzukündigen habe.

So vorsichtig Karl VI. zu Werke ging, wenn er durch den neu geschlossenen Bund mit der Czarin sich zu stärken suchte, und zu gleichem Ende an verschiedenen deutschen Höfen lebhafte Unterhandlungen pflog, so unbesonnen war hingegen das Betragen des Madrider Hofes. Ripperda glaubte nichts Besseres thun zu können, als auch in der Stellung eines ersten Ministers der Weise treu zu bleiben, welche ihn so hoch erhoben hatte. Die Gedanken, die ihn beseelten, die Plane, welche er durchzuführen beabsichtigte, waren nicht selten lobenswürdig und ließen das Gelingen seiner Bemühungen oft wünschenswerth erscheinen. Die Rechtspflege wollte er verbessern, den Handel beleben, die Hülfsquellen des Staates eröffnen, und Spanien den alten Glanz zurückgeben, der es unter Karl V. in die vorderste Reihe der europäischen Länder gestellt hatte.

Die Art jedoch, wie Ripperda dieß alles zu gleicher Zeit angriff, und in kürzester Zeit durchführen wollte, bewies es klar, daß er einer so großen Aufgabe durchaus nicht gewachsen war. Das gleiche fand auch in seiner auswärtigen Politik statt. Er entblödete sich nicht, im entschiedenen Widerspruche mit den Wiener Verträgen einen Theil der geheimen Verabredungen, die sie enthielten, dem britischen Minister Stanhope zu entdecken. Ja er sprach ihm, um England einzuschüchtern, von Verpflichtungen des Kaisers gegen Spanien, welche derselbe niemals eingegangen hatte [23]). Offen bereitete er eine Expedition gegen die englische Küste vor, und brachte dadurch die britische Regierung eben so sehr in Harnisch, wie er die Generalstaaten durch drohende Zuschriften beleidigte.

Es war ein Unglück für Ripperda, daß er auch mit dem neu ernannten kaiserlichen Botschafter, dem Feldmarschall Grafen Lothar Königsegg,

welcher zu Madrid mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen worden war, in Zwieſpalt gerieth. Königsegg verlangte, und mit vollem Rechte, die Zahlung der tractatmäßig zugeſicherten Subſidien. Nicht dafür hatte der Kaiſer ſich mit halb Europa verfeindet und in die gefährlichſte Lage begeben, daß die erſte und wichtigſte Beſtimmung der neuen Verträge völlig unerfüllt gelaſſen werden ſollte. Bei Abſchluß derſelben war es ja die offen eingeſtandene Abſicht beider Mächte geweſen, daß der Kaiſer die nöthige Kriegsmacht auf die Beine zu bringen habe, wofür Spanien die Vergütung eines Theiles der Auslagen übernahm. Geſchah dieß letztere nicht, ſo war es bei dem erſchöpften Zuſtande der öſterreichiſchen Finanzen leicht vorauszuſehen, daß auch die Rüſtungen nicht in dem beabſichtigten Maße ſtattfinden, und die kaiſerlichen Streitkräfte nicht auf den Fuß gebracht werden konnten, welcher erforderlich war, um ſo furchtbaren Feinden wie Frankreich, England und Preußen mit Ausſicht auf Erfolg entgegentreten zu können.

Königsegg war alſo nur völlig in ſeinem Rechte, wenn er bei Ripperda auf Erfüllung der Beſtimmungen der Wiener Verträge drang. Ripperda aber, welchem es ſchon an Geld fehlte, um dasjenige durchzuführen, was er in Spanien ſelbſt und von dort aus zu unternehmen gedachte, vermochte nichts zu erübrigen, um es nach Wien zu ſenden. So war es natürlich, daß es gegenſeitig zu Vorwürfen, endlich zu offenem Streite kam. So wie mit allen Männern von Einfluß und Macht am ſpaniſchen Hofe, wie mit der Mehrzahl der dortigen fremden Repräſentanten, verfeindete ſich Ripperda auch mit dem kaiſerlichen Botſchafter, welcher ihm doch ſonſt als die vornehmſte Stütze hätte dienen ſollen. Die Gunſt des Königs und der Königin büßte er durch ſein vielfach verletzendes Benehmen gleichfalls ein. Von Allen gehaßt und befehdet, von Niemanden gehalten, kam ſein Sturz ſo raſch, als es ſeine Erhebung geweſen war. Am 17. Mai 1726 zeigte der Staatsſecretär Juan Baptiſta de Orendayn dem Prinzen Eugen an, daß König Philipp den Herzog von Ripperda von allen ſeinen Aemtern entlaſſen habe, und er ſelbſt, Orendayn, zu deſſen Nachfolger in der Leitung derjenigen auswärtigen Geſchäfte, welche das Verhältniß Spaniens zu Oeſterreich betrafen, ernannt worden ſei. Als ſolcher werde er es als ſeine heiligſte Pflicht anſehen, durch pünktliche Erfüllung der Vertragsbeſtimmungen das neu geknüpfte Band zwiſchen den beiden Monarchen immer enger zu ſchlingen [24]).

In einem Augenblicke, in welchem von allen Seiten nur erbitterte Schmähungen über Ripperda zu hören waren, zeigte Eugen wieder das seltene Gerechtigkeitsgefühl, das ihn beseelte. Ob Jemand in hoher Würde sich befand, oder ob er gleich Ripperda, herabgestürzt von derselben und in den Kerker geworfen, im Elende schmachtete, durch solche äußere Umstände ließ der Prinz sein Urtheil über die Befähigung und den Werth eines Menschen nicht beirren. Zwar hatte er es schon lange vorher gesehen, daß sich ein Mann von so excentrischem Benehmen wie Ripperda am spanischen Hofe nicht werde halten können. Ein so unstäter und so wenig biegsamer Geist wie der seinige war nach Eugens Ansicht nicht dazu gemacht, sich in der Gnade eines Königs wie Philipp V. zu befestigen, und ein Volk zu regieren, für welches er so geringe Rücksichten zeigte. Sein unverläßliches Wesen, der Leichtsinn, mit welchem er die wichtigsten Geheimnisse verrieth, machten ihn auch durchaus nicht zu dem Amte geschickt, das er bekleidete. „Dennoch muß man zugestehen", schrieb Eugen an den Grafen Königsegg, „daß Ripperda auch sehr gute Eigenschaften besaß, durch welche „er in einer gewissen Stellung sich Ruhm und Auszeichnung hätte erwerben können. Ich glaube sogar", fuhr der Prinz fort, „daß, lebhaft und „verwegen wie er war, er dem Könige Dienste zu leisten vermocht hätte, „welche von einem Anderen nicht zu erwarten gewesen wären. Insbesondere „wird dieß von keinem eingebornen Spanier der Fall sein. Denn ein solcher wird es niemals wagen, die Hand an gewisse Mißbräuche zu legen, „welche seit so langer Zeit tief eingewurzelt und den Interessen des Königs „äußerst schädlich sind. Wenigstens hat er mir hierüber Gedanken mitgetheilt, welche in Ausführung gebracht, den Finanzen des Königs und der „Wiederbelebung des Handels in Spanien nur von großem Nutzen hätten „sein können. Zu ihrer Verwirklichung bedurfte es jedoch eines Mannes, „welcher sich nicht darum kümmerte, den allgemeinen Unwillen auf sich zu „ziehen, eines Mannes, der Entschlossenheit genug besaß, seine Plane zu „verfolgen und welcher Niemanden geschont hätte, um zu seinem Ziele zu „gelangen [23])".

Obgleich der Prinz, wie aus diesem Schreiben hervorgeht, Ripperda's Sturz gewissermaßen bedauerte, so beeilte er sich doch, mit dessen Nachfolger allsogleich in freundliche Beziehungen zu treten. Es war keine der geringsten Eigenschaften Eugens, daß er, wenn seine Ansicht von der-

jenigen des Kaiſers verſchieden war, in geziemender, aber entſchiedener Vorſtellung ſeine Meinung zu begründen und ihr Eingang zu verſchaffen ſuchte. Wurde ſie aber dennoch verworfen, ſo fügte der Prinz ſich augenblicklich in des Kaiſers Beſchluß, und er verfocht denſelben von nun an mit dem gleichen Eifer, als wenn er von der Richtigkeit deſſen was geſchah, durchdrungen geweſen wäre. Dieſe ſeltene Selbſtverläugnung hatte er bei der Stiftung der Oſtendiſchen Compagnie bewährt, und er legte ſie jetzt wieder von neuem an den Tag. Der Kaiſer war einmal, wenn gleich wider Eugens Anſicht, in das Bündniß mit Spanien getreten. Jetzt mußte daher, das war die Ueberzeugung des Prinzen, an demſelben feſtgehalten und der größtmögliche Nutzen daraus gezogen werden. Und deßhalb war es Eugen willkommen, daß Orendahn, nun zum Marquis de la Paz erhoben, wenigſtens hinſichtlich desjenigen Theiles der öffentlichen Geſchäfte, der ſich auf die Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich bezog, an Ripperda's Stelle trat. Denn er war es, durch welchen die Verhandlungen über die Wiener Verträge gegangen waren, und der zu ihrem Zuſtandekommen weſentlich beigetragen hatte. Man durfte hoffen, daß er an demjenigen, was theilweiſe ſein eigenes Werk war, feſthalten, und wie er es ſelbſt verſprach, ſich die Erfüllung der Verpflichtungen, welche Spanien übernommen hatte, werde angelegen ſein laſſen [26]).

Wenn nun die ſpaniſche Regierung, wie ſie wiederholt betheuerte, ihren Verſprechungen treulich nachzukommen beabſichtigte, ſo handelte es ſich darum, die drei Millionen, welche ſie dem Wiener Hofe jährlich zu verabfolgen hatte, in paſſendſter Weiſe zu verwenden. Zwei Millionen wurden dazu beſtimmt, verſchiedenen deutſchen Fürſten als Subſidien und als Sold für die Truppen ausbezahlt zu werden, welche ſie zum Dienſte des Kaiſers zu ſtellen hatten. Die dritte Million aber ſollte dazu dienen, einen wenn gleich nur geringen Theil der eigenen Rüſtungen des Kaiſers zu beſtreiten. Die wirkliche Auslage für die letzteren belief ſich auf die Summe von fünf Millionen [27]), und es geht hieraus am beſten hervor, was von der unbegründeten Behauptung zu halten iſt, der Wiener Hof habe reiche Schätze aus Spanien bezogen, alle ſeine Ausgaben damit beſtritten, die Finanzverhältniſſe der ſpaniſchen Regierung aber dadurch völlig zerrüttet. Es waren im Gegentheile die baaren Verluſte höchſt bedeutend, welche in dieſer Sache der Kaiſerhof erlitt. Denn die deutſchen

Fürſten waren klug genug zu erklären, daß ſie mit dem ſpaniſchen Cabinete, deſſen Unverläßlichkeit ſie kannten, nichts zu thun haben wollten. Der Kaiſer mußte ihnen Bürge ſein für die Zahlungen, welche ſie zur Bedingung ihres Beiſtandes machten. Von Wien und nicht von Madrid aus wollten ſie die entfallenden Beträge erhalten. Und da der Kaiſer ſich hierauf einzugehen genöthigt ſah, die Geldſendungen der ſpaniſchen Regierung aber immer ſpärlicher floſſen und endlich ganz verſiegten, ſo mußten die fehlenden Summen, welche die neu gewonnenen Verbündeten in Anſpruch nahmen, aus dem kaiſerlichen Staatsſchatze bezahlt werden. Dieſelben waren jedoch um vieles bedeutender als diejenigen, welche jemals aus Spanien dahin gelangten [28]).

Ein hartnäckiger Kampf entſpann ſich nun zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von England an den deutſchen Höfen, an denen jeder den anderen durch noch glänzendere Verſprechungen zu überbieten ſuchte. Es ſchien als ob dieſer Streit der beiderſeitigen Staatsmänner das Vorſpiel bilden ſollte zu einem blutigeren Kampfe, welcher nur auf den Schlachtfeldern zu Ende geführt werden konnte. Denn die Erbitterung der britiſchen Regierung wider den Kaiſer war dadurch auf's höchſte geſtiegen, daß Ripperda ſich den Schutz Englands nicht nur durch Enthüllung des geheimen Vertrages zwiſchen dem Kaiſer und Spanien, ſondern auch durch falſche Darſtellung der wirklich verabredeten Beſtimmungen zu gewinnen ſuchte. Er behauptete die Vermählung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Infanten Don Carlos ſei unwiderruflich feſtgeſetzt, und die Mithülfe des Kaiſers bei der Wiedereroberung Gibraltars und einer Landung in England eine beſchloſſene Sache. In der Wirklichkeit aber war wegen der Heirath des Infanten mit der älteſten Erzherzogin durchaus nichts Beſtimmtes in dem Vertrage zwiſchen dem Kaiſer und Spanien enthalten. Was die Belagerung von Gibraltar betraf, ſo wurde ſie von Niemanden angelegentlicher als vom Kaiſerhofe widerrathen [29]), und an die Landung in England war in Wien nur für den Fall gedacht worden, daß von den Gegnern zuerſt der Frieden gebrochen würde. Sich ſodann der Unzufriedenheit zu bedienen, welche im feindlichen Lande ſelbſt herrſchte und deſſen Widerſtandskraft durch eine Diverſion zu ſchwächen, die der Prätendent Stuart in's Werk zu ſetzen hätte, wäre eben nichts anderes als die Benützung eines im Kriege völlig erlaubten Hülfsmittels geweſen.

Wie dem aber auch ſein mochte, in England gab man ſich das Anſehen, Ripperda's Enthüllungen unbedingt für wahr zu halten. Ja man glaubte ihnen vielleicht wirklich; gewiß iſt es, daß England eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte, den Planen des Kaiſers und Spaniens entgegen zu arbeiten. Insbeſondere geſchah dieß in Deutſchland durch Umtriebe jeder Art. So verſprach Saint-Saphorin dem Kurfürſten Karl Albrecht, Max Emanuels älteſtem Sohne, die Kaiſerkrone und die Theilung der öſterreichiſchen Erbländer zwiſchen Baiern und Sachſen [30]). Der Hofkanzler Graf Sinzendorff mußte ſich ſelbſt nach München begeben, um dieſen Beſtrebungen Englands entgegenzuwirken. Mit dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel ſchloß die britiſche Regierung einen Vertrag zur Stellung beträchtlicher Streitkräfte. Gleiches war mit Dänemark und Schweden der Fall. Der Kaiſer hingegen gewann die geiſtlichen Kurfürſten und diejenigen von Baiern und der Pfalz. Bei weitem der glänzendſte und fruchtbringendſte Erfolg war jedoch, daß es Karl VI. gelang, den König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., von der Allianz mit England und Frankreich loszulöſen und auf ſeine Seite zu ziehen.

Achtes Capitel.

Es iſt ſchon früher gezeigt worden, wie wenig in dem letzten Jahre des ſpaniſchen Erbfolgekrieges die Haltung des Königs Friedrich Wilhelm I., welcher eben den preußiſchen Thron beſtiegen hatte, den Kaiſer befriedigen konnte. Des Königs Reichscontingent war eigenmächtig im kölniſchen Lande ſtehen geblieben, und der Commandant desſelben, General Bülow, ſchien ſich nur wenig um die Befehle kümmern zu wollen, welche ihm von Eugen zukamen und den ſchleunigen Anmarſch der preußiſchen Truppen zum Heere verlangten. Dieß erbitterte den Prinzen, und das Benehmen des Königs kam ihm ſo tadelnswerth vor, daß er den dringenden Verdacht hegte, Preußen ſei mit Frankreich einverſtanden und trage ſich mit gefährlichen Anſchlägen wider den Kaiſer.

Was den König ſelbſt betraf, ſo wußte der Prinz, daß er bei ihm perſönlich in hohem Anſehen ſtand. Friedrich Wilhelm hatte den Feldzug des Jahres 1709 in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough mitgemacht. Da er ein leidenſchaftlicher Soldat war, ſo konnte er für einen Feldherrn wie Eugen nur von lebhafter Verehrung durchdrungen ſein. Wirklich hatte er hievon mehrmals, insbeſondere bei dem größtentheils durch ihn herbeigeführten Beſuche Eugens in Berlin im Frühlinge des Jahres 1710 mannigfache Beweiſe gegeben. Aber auch dieſes Gefühl der Verehrung für den Prinzen hatte einer gewiſſen Gereiztheit Platz gemacht, die ſich des Königs bemächtigte, als ihm der kaiſerliche Geſandte Graf Schönborn, ein Bruder des Reichsvicekanzlers, in unbeſonnener Weiſe Eugens vertrauliche Schreiben mittheilte, in welchen der Prinz über das lange Verbleiben der preußiſchen Truppen auf dem Gebiete des Kurfürſten von Köln ſich bitter beklagte.

Friedrich Wilhelm I. war während der ganzen Zeit ſeiner Regierung für nichts empfindlicher, als wenn er irgend eine Beſchwerde über diejenigen, welche ihm am meiſten am Herzen lagen, über ſeine Truppen zu

hören bekam. Wer es auch immer ſein mochte, von dem die Klage ausging, er mußte auf des Königs heftigen Unwillen gefaßt ſein. Und dieſen bezeigte er nun auch gegen Eugen in ziemlich unumwundner Weiſe [1]).

Obwohl nur zu ſehr von der Wahrheit deſſen überzeugt, was er über die preußiſchen Truppen an Schönborn geſchrieben hatte, erkannte doch Eugen die Nothwendigkeit, es über dieſen Gegenſtand nicht zu einem noch geſpannteren Verhältniſſe zu dem Könige kommen zu laſſen. Mit einem ſcharfen Verweiſe an Schönborn [2]) richtete er zugleich ein beſchwichtigendes Schreiben an Friedrich Wilhelm [3]). Und wirklich ſcheint es dem Prinzen gelungen zu ſein, die gereizte Stimmung des Königs wieder zu beſänftigen. Die angelegentliche Einladung nach Berlin, welche nach dem Abſchluſſe des Paſſarowitzer Friedens an Eugen erging, gibt davon Zeugniß. Bald aber ereigneten ſich wiederholte Vorfälle, durch welche der leicht erregbare König neuerdings in üble Stimmung wider den Kaiſerhof und Eugen verſetzt wurde. Es waren dieß hauptſächlich Religionsſtreitigkeiten, welche ſich über die angeblich harte Behandlung der evangeliſchen Pfälzer durch den Kurfürſten Karl Philipp, und die noch viel weiter gehenden Repreſſalien entſpannen, die König Friedrich Wilhelm gegen die Katholiken in ſeinen Landen ergriff. So heftig wurde der Zwiſt und ſo unziemlich die Sprache, welche der preußiſche Bevollmächtigte Kannegießer ſich zu Wien erlaubte, daß demſelben auf Eugens Antrag, der lebhaft darauf gedrungen hatte, der Kaiſer möge ſich doch nicht immer nachgiebig zeigen, der fernere Beſuch des Hofes verboten wurde [4]).

Dem Könige von Preußen mochte wohl die Entſchiedenheit nicht unbekannt geblieben ſein, mit welcher Eugen in dieſer Sache wider ihn Partei nahm. Und da es bekanntlich eine ſeiner zahlreichen Eigenheiten war, niemals Unrecht haben zu wollen, ſo ſah er für eine perſönliche Gehäſſigkeit an, was doch allein der Ausdruck der aufrichtigen Ueberzeugung des Prinzen war. Nur durch eine ſolche Stimmung läßt es ſich erklären, daß er den lügenhaften Angaben, mit welchen ein gewandter Betrüger, Namens Johann Michael Klement, ihn auf die gröbſte Weiſe zu täuſchen verſtand, vollen Glauben beimaß [5]).

Klement war ein geborner Ungar und hatte lange Zeit hindurch dem Fürſten Rakoczy gedient. Als jedoch deſſen Glücksſtern zu erbleichen begann, verließ er ihn und lieferte, wie man behauptet, wichtige Schriften

desſelben der kaiſerlichen Regierung aus. In Wien nur wenig geachtet und wie es ſcheint, wegen Betrügereien von dort entfernt, begab er ſich nach Dresden und verſtand es den Feldmarſchall Grafen Flemming, den Günſtling des Königs Auguſt II. zu gewinnen, indem er ihm angebliche Staatsgeheimniſſe entdeckte. Dadurch in Flemmings nähere Umgebung gezogen, mochte er hier wirklich Gelegenheit haben, allerlei in Erfahrung zu bringen, und er beſchloß die Leichtgläubigkeit des Königs von Preußen für ſich auszubeuten. Auf geheimnißvollem Wege ließ er ihm mittheilen, daß er ihm Eröffnungen von höchſter Wichtigkeit zu machen habe.

Friedrich Wilhelm ging wirklich in die plumpe Falle. Er ließ Klement insgeheim kommen, ſprach ihn wiederholt, und empfing von ihm die Nachricht, die Höfe von Wien und Dresden hätten den Plan geſchmiedet, ihn entweder auf einer Reiſe oder auf der Jagd, oder auch in ſeinem Lieblingsſchloſſe Wuſterhauſen aufzuheben und nach Wien in ſicheren Gewahrſam zu bringen. Hier werde er lebenslang ein Gefangener ſein. Den Kronprinzen wolle man katholiſch erziehen laſſen und unter des Kaiſers Vormundſchaft auf den preußiſchen Thron ſetzen. Die vornehmſten Männer aus des Königs Umgebung, diejenigen, welche er für ſeine treueſten Anhänger halte, ſeien ſchon für dieſen Plan gewonnen, und es handle ſich nur noch darum, die Zuſtimmung der Seemächte zu erlangen. Flemming habe den Plan erſonnen, Eugen aber ſei trotz anfänglichen Zögerns hierauf eingegangen. Die Wahrheit ſeiner Ausſagen vermöge er durch eigenhändige Schreiben des Prinzen und des Grafen Flemming zu beweiſen.

Klement zeigte in der That dem Könige Briefe vor, in welcher derſelbe die Handſchrift Eugens und Flemmings zu erkennen meinte. So unwahrſcheinlich die Angaben Klements jedem ruhigen Beurtheiler hätten erſcheinen müſſen, der König in ſeinem mißtrauiſchen Sinne maß ihnen doch vollen Glauben bei. Er wurde ſchwermüthig und zeigte ſeiner Umgebung den verletzendſten Verdacht. Endlich wagte es der Fürſt Leopold von Deſſau, welcher als erprobter Feldherr bei dem Könige im höchſten Anſehen ſtand, ihn unter den ſtärkſten Betheuerungen ſeiner unerſchütterlichen Treue geradezu nach der Urſache ſeines Kummers zu fragen.

Nach langer fruchtloſer Bemühung vermochte endlich Fürſt Leopold den König dahin zu bringen, ihm die Urſache ſeiner Betrübniß mitzutheilen. Der Fürſt von Deſſau war darüber erſtaunt, daß der König ſolche Erfin-

dungen für Wahrheit anſehen könne. Er ſchwor ihm, daß er ſelbſt einem ſolchen Plane völlig fremd ſei, und verſicherte ihn ſeiner feſten Ueberzeugung, auch Eugen habe niemals im entfernteſten daran gedacht. Er verlangte, dem Betrüger gegenüber geſtellt zu werden und ihn entlarven zu dürfen.

So tief eingewurzelt war der Argwohn des Königs, daß er ſich lange nicht zu ernſten Schritten wider Klement entſchließen konnte. Und als derſelbe endlich feſtgenommen war, wußte er durch ſeine Unbefangenheit und Kaltblütigkeit den König noch ſo ſehr in der früheren Täuſchung zu erhalten, daß er ihn bereits wieder in Freiheit ſetzen wollte. Nur der lebhafte Widerſpruch ſeiner Miniſter hielt ihn davon ab. Ja als Klement endlich, durch Androhung der Folter erſchreckt, ſeinen Betrug entdeckte, hielt Friedrich Wilhelm dieß Geſtändniß für falſch und glaubte, Klement habe ſich nur dazu entſchloſſen, um die fremden Höfe, welche er dadurch von dem auf ihnen laſtenden Verdachte reinige, für ſein Schickſal zu intereſſiren.

Um endlich klar in der Sache zu ſehen, wandte der König von Preußen ſich geradezu an denjenigen, wider welchen Klements Ausſagen zunächſt gerichtet waren. Der Freiherr von Knyphauſen wurde unter dem Namen Tempelberg nach Wien geſendet, um Eugen auszuforſchen. Friedrich Wilhelm ſelbſt richtete am 10. Dezember 1718 ein Schreiben an den Prinzen, in welchem er ihm von den Beſchuldigungen Klements Kenntniß gab. Er behauptete zwar darin, deſſen Angaben niemals Glauben beigemeſſen zu haben, doch bat er Eugen um ſeine Mitwirkung, auf daß in dieſer verwickelten Angelegenheit die Wahrheit ergründet werden möge [6]).

Eugen war über die Schlechtigkeit, die man ihm zutraute, äußerſt erbittert. „Ich bin zwar kein König", ſagte er, als er den Brief Friedrich Wilhelms empfangen hatte, in edler Aufwallung zu dem Feldmarſchall Grafen Flemming, welcher ſich eben in Wien befand, „aber es gibt Nie„mand, dem ich zurückſtehe an Lebhaftigkeit des Ehrgefühls. Ich bin nicht „der Mann, in anderer Weiſe als an der Spitze eines Heeres und auf „Befehl des Kaiſers gegen Preußen aufzutreten [7])".

Da der Gegenſtand des Schreibens, welches der König an ihn gerichtet hatte, nicht den Prinzen als Privatmann anging, ſondern der Wiener Hof ſelbſt in die Anklage Klements tief verwickelt war, ſo legte Eugen Friedrich

Wilhelms Zuſchrift dem Kaiſer vor. In der geheimen Conferenz vom 13. Jänner 1719 wurde beſchloſſen, der Prinz ſolle in wenig Zeilen den König der Falſchheit der vorgebrachten Beſchuldigungen verſichern und ihn im Uebrigen auf die Erklärungen verweiſen, welche der kaiſerliche Reſident Voß am Berliner Hofe abzugeben beauftragt ſei. Die Auslieferung Klements, obgleich derſelbe ein Ungar, wolle man nicht begehren; wohl aber müſſe man verlangen, daß das neue Verhör, welches mit demſelben beabſichtigt werde, in Gegenwart des kaiſerlichen Reſidenten ſtattfinde. Endlich ſei man gewärtig, von demjenigen, was in der Sache weiter geſchehe, umſtändliche Mittheilung, ſo wie dereinſt für die dem Kaiſer ſowohl als dem Prinzen Eugen widerfahrene Beleidigung eine entſprechende Genugthuung zu erhalten [8]).

Die letztere habe, ſo wurde auf die ſpätere Anfrage des Königs erwiedert, in der Abſendung einer Perſon, welche nach ihrer Stellung am preußiſchen Hofe hiezu geeignet wäre, nach Wien zu beſtehen. Klements Behandlung wurde dem Könige anheimgeſtellt und nur das Begehren ausgeſprochen, das Urtheil möge vor deſſen Vollziehung dem Kaiſerhofe mitgetheilt werden [9]).

Mit der Hinrichtung Klements, welche am 18. April 1720 erfolgte, wurde dieſe Sache beendigt. Monate hindurch hatte ſie den preußiſchen Hof in die höchſte Aufregung verſetzt. Aber ihre Nachwirkungen waren noch lange fühlbar in dem Mißtrauen, welches der König gegen ſeine Umgebung, und in der erbitterten Stimmung, die er wider den Kaiſerhof an den Tag legte. Wohl mag das Gefühl der Beſchämung, das Opfer eines ſo groben Betruges geworden zu ſein, weſentlich hiezu beigetragen haben.

Aber dieſe gegenſeitige Spannung zwiſchen den beiden Höfen ſcheint dem Könige nach und nach ſelbſt unheimlich geworden zu ſein. Denn mit all ſeinen Sonderbarkeiten verband er doch einen lebhaften Sinn für die Ehre und Größe Deutſchlands, und begriff, daß dieſelbe nur durch die Einigkeit ſeiner hervorragendſten Mächte gewahrt werden könne. Er zeigte große Verehrung für das Anſehen der kaiſerlichen Majeſtät, und ſo wild und unbändig auch ſeine Worte manchmal im Zorne klangen, ſo kehrte er doch, wenn er zur Beſinnung gekommen war, immer wieder zu ſeinem Anhänglichkeitsgefühle an das Reichsoberhaupt zurück. Freilich verlor er hiebei auch ſeinen Vortheil niemals aus

den Augen, und ihm ein Opfer zumuthen, hieß ihn augenblicklich wieder in ſeine frühere zurückhaltende Stellung verſcheuchen.

Zu Anfang des Jahres 1722 wandte ſich der König an den britiſchen Bevollmächtigten zu Wien, General Saint-Saphorin, um durch deſſen Vermittlung eine Ausſöhnung mit dem Kaiſerhofe zu Stande zu bringen. Die Antwort des letzteren lautete entgegenkommend; doch verlangte man, daß der König den Reſidenten Voß, den er als Repreſſalie für Kannegießers Verweiſung vom Wiener Hofe gleichfalls von dem ſeinigen entfernt hatte, wieder zulaſſen und einen Geſandten nach Wien ſchicken ſolle, welcher dieſes unziemliche Betragen in angemeſſener Weiſe zu entſchuldigen habe [10]).

Daß die Verhandlung hierüber ſich außergewöhnlich in die Länge zog, daran waren hauptſächlich die andauernden Religionsſtreitigkeiten Schuld. So weit kam es mit denſelben, daß Eugen in der Sitzung der Conferenz vom 20. April 1723 erklärte, man müſſe ſich entweder von den Akatholiken Geſetze vorſchreiben laſſen, oder daran denken, ihren Uebergriffen, wenn es Noth thue, auch mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten [11]).

Eine ſo entſchiedene Sprache des Prinzen machte bei den Höfen, welche ſich als die Häupter der proteſtantiſchen Partei in Deutſchland benahmen, einen tiefen Eindruck. In Hannover, denn dort hielt König Georg von England ſich damals auf, behauptete man, Eugen laſſe ſich zu ſehr von denjenigen einnehmen, welche die Rechte des Königs als Kurfürſten zu ſchmälern trachteten [12]). Der Prinz aber wies dieſe Beſchuldigung mit Lebhaftigkeit zurück. Er bedaure, ſchrieb er ſeinem Freunde und Waffenbruder, dem Herzoge Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern, daß man zu Hannover eine ſo irrige Meinung von ihm hege. Wer ihn kenne, dem ſei es wohl bewußt, daß er zu jeder Zeit und bei jedwedem Anlaſſe weder einſeitig zu urtheilen noch mit Leidenſchaftlichkeit vorzugehen gewohnt ſei. Wie er aber nichts vor Augen habe als den Dienſt des Kaiſers und das öffentliche Wohl, ſo laſſe er ſich auch durch die Intriguen und Cabalen eines Hofes niemals von ſeinen Grundſätzen abwendig machen. Man kenne ſeine unabläſſigen Beſtrebungen zur Wiederherſtellung eines guten Einvernehmens zwiſchen den Häuſern Oeſterreich und Hannover. Und Niemand beklage es lebhafter als er ſelbſt, daß dieſe Bemühungen bisher kein Ergebniß geliefert hätten, indem Niemand tiefer davon überzeugt ſei, in welch hohem Grade die Wohlfahrt beider hievon abhinge [13]).

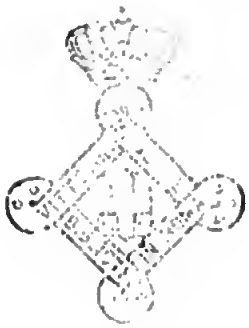
Wie unerſchütterlich auch Eugen in dieſer Sache an ſeiner Anſicht feſthielt, ſo gern bot er doch, wie es in ſeiner Art lag, die Hand zu friedlicher Ausſöhnung, wo dieſelbe nur irgend möglich und mit der Würde des Kaiſers vereinbar ſchien. So rieth er ſelbſt dazu, daß um es mit den proteſtantiſchen Höfen, insbeſondere mit Preußen nicht zum Bruche kommen zu laſſen, auch die äußerſten Schritte gethan und Männer dorthin entſendet werden ſollten, durch welche ſich die frühere Verbindung wieder anknüpfen laſſe. Was Berlin betreffe, müſſe jedoch eine ſolche Reiſe als eine bloß zufällige erſcheinen, denn man dürfe dem Könige durchaus nicht nachgeben, weil er ſonſt immer noch maßloſer in ſeinen Forderungen werde. Das Anſehen des Kaiſers verlange es, feſt darauf zu beſtehen, daß der König der Erſte ſei, welcher einen neuen Miniſter beim Kaiſer beglaubige. Dann werde von Seite des letzteren unverzüglich ein Gleiches in Berlin geſchehen.

Die Wahl des Mannes, welchen Eugen zur Sendung nach Berlin erkor, war ein neues Zeichen des Scharfblickes, mit dem der Prinz Jeden auf den ſeiner Befähigung angemeſſenen Poſten zu ſtellen verſtand. Der kaiſerliche Feldmarſchall-Lieutenant Graf Seckendorff war es, welchen Eugen für den tauglichſten hielt, die gewünſchte Umſtimmung des Königs von Preußen zu bewerkſtelligen.

Aus dem ſiciliſchen Feldzuge zurückgekehrt, hatte Seckendorff durch Eugens Vermittlung die Erlaubniß erhalten, das ihm von König Auguſt II. von Polen zugeſagte Gouvernement von Leipzig anzunehmen, und zu gleicher Zeit in kaiſerlichem Kriegsdienſte zu verbleiben. In dieſer Stellung befand er ſich, als ihm der Wink zukam, ſich zu dem angedeuteten Zwecke nach Berlin zu begeben.

Seckendorff war ganz geeignet, eine ſolche Aufgabe mit Geſchicklichkeit zu erfüllen. Ein ziemlich kleiner, unſcheinbarer Mann mit unſchönen Geſichtszügen, mit einer faſt widerlichen Stimme und Sprechweiſe, wußte er doch durch ungewöhnliche geiſtige Begabung ſein wenig einnehmendes Aeußeres bald vergeſſen zu machen. Mit einer für den Soldaten der damaligen Zeit ſeltenen wiſſenſchaftlichen Bildung verband er eine außerordentliche Beobachtungsgabe und einen ungemein ſcharfen Blick in der Beurtheilung der politiſchen Verhältniſſe ſowohl als der einzelnen Menſchen, welche auf dieſelben von maßgebendem Einfluſſe waren. Hiezu kam noch das

Stich u. Druck der Typogr lit art Anstalt in Wien



Talent, das er beſaß, ſich in die verſchiedenen Perſönlichkeiten und die Eigenheiten, die ihnen anklebten, in einer Weiſe zu ſchicken, daß Menſchen von ganz entgegengeſetzter Denkungsart in ihm den Mann ihrer Wahl gefunden zu haben glaubten. Daß er zu gleicher Zeit bei Friedrich Wilhelm von Preußen und bei Eugen von Savoyen in Gunſt und Anſehen ſtand, iſt für die Richtigkeit dieſer Behauptung der beſte Beweis.

Insbeſondere war es der König, welchen er in einer Weiſe zu nehmen wußte, wie vielleicht kein anderer Menſch vor oder nach ihm. Die Schlauheit, die ihm eigen war, verſtand Seckendorf unter der Maske ſoldatiſcher Geradheit völlig zu verbergen. Durch unabläſſige Theilnahme an des Königs militäriſchen Uebungen, an den anſtrengenden Jagden, welchen derſelbe oblag, ſo wie an den Gaſtmälern und dem damals weltberühmten „Tabakscollegium“ hatte er ihm ſeine Geſellſchaft unentbehrlich zu machen gewußt. So gewann er nach und nach auf den König von Preußen einen ſo bedeutenden Einfluß, wie er vielleicht nur in demjenigen, welchen in früherer Zeit einzelne Botſchafter der Könige von Spanien aus der älteren Linie des Hauſes Habsburg auf den Wiener Hof ausübten, ein Gegenſtück gefunden hat.

Seckendorff verdunkelte die glänzenden Gaben, welche ihn auszeichneten, durch ungemeſſene Habſucht und eine übertriebene, an Geiz gränzende Sparſamkeit. Dieſe Eigenſchaft war jedoch kein Fehler in den Augen des Königs, der bekanntlich außer für ſeine Soldaten, für nichts Sinn hatte als für Geld und Ländererwerb. Ueberdieß ſchätzte er in Seckendorff den kenntnißreichen, erprobten General, und wollte mit einem dem Civilſtande angehörenden Diplomaten nichts zu ſchaffen haben. So durfte man hoffen, Seckendorffs Anweſenheit in Berlin werde von den erſprießlichſten Folgen ſein. Und in der That berichtete er nach ſeiner Rückkehr nach Leipzig im April 1723 dem Prinzen Eugen von den Gnadenbezeigungen, mit denen ihn der König überhäuft, und von dem innigen Wunſche, welchen derſelbe in unzweideutigſter Weiſe an den Tag gelegt habe, ſich mit Karl VI. vollſtändig und auf immer zu verſöhnen. Niemals werde es ihm in den Sinn kommen, erkläre Friedrich Wilhelm, ſich mit irgend Jemand gegen den Kaiſer in ein Bündniß einzulaſſen.

Es iſt bekannt, daß der König von Preußen an nichts ſo ſehr Gefallen fand, als mit der für die damalige Zeit wirklich ganz außergewöhnlichen

Einübung ſeiner Truppen zu prunken, und ſie in täglichen Manövern und Paraden ſich ſelbſt und denen, welche ſich auf Beſuch oder ſonſt in ſeiner Umgebung befanden, zu niemals genug geſehener Schau vor Augen zu führen. Sowohl um dem Könige zu Gefallen zu leben, als weil er als Soldat viel Antheil daran nahm, wohnte Seckendorff während ſeines Aufenthaltes zu Berlin derlei militäriſchen Uebungen unabläſſig bei. Die Schilderung, welche er dem Prinzen hievon entwirft, iſt in der That eine enthuſiaſtiſche zu nennen. Es ſei gewiß, ſchrieb er an Eugen, daß was die Schönheit der preußiſchen Truppen, ihre Sauberkeit und Ordnung angehe, man vergleichen in der Welt nicht mehr ſehen könne. Alle Kriegsbedürfniſſe ſeien im Ueberfluſſe vorhanden, und in Berlin und der Mark Brandenburg, obgleich ſich alles im tiefſten Frieden befinde, herrſche doch ein ſo belebter Truppenverkehr, wie man ihn zu Wien nur zur Zeit des Türkenkrieges gekannt habe [14]).

Es iſt eigenthümlich daß Eugen, wie vor und nach ihm faſt alle großen Feldherren, wie insbeſondere Napoleon, dasjenige eben nicht liebte, was man ein militäriſches Schauſpiel zu nennen pflegt. Die Urſache davon mag geweſen ſein, daß er zu lange Zeit ſeines Lebens im ernſten und blutigen Kriege zugebracht hatte, um an deſſen verblaßter Nachbildung noch Gefallen finden zu können [15]). Ja es muß ſogar zugeſtanden werden, daß was die Einübung der Soldaten in den Waffendienſt während des Friedens betraf, hierin, ſo lange Eugen der Leitung des Kriegsweſens vorſtand, in Oeſterreich eher zu wenig als zu viel geſchah. Und ſo betrachtete der Prinz auch das ſtete Manövriren, Exerciren und Paradiren der preußiſchen Regimenter faſt nur mit geringſchätzenden Blicken. „Mich wundert nicht im Geringſten", antwortete er dem Grafen Seckendorf, „daß die dortigen Truppen ſich in „einem ſchönen und wohlgeübten Stande befinden. Bei andauerndem „Frieden, richtiger Bezahlung, fortgeſetzter Uebung und des Königs ſorg„ſamer Obſicht kann dieß wohl auch nicht anders ſein. Ein großer Unter„ſchied würde ſich zeigen, wenn ein Krieg zu führen wäre, und die Truppen „außer Landes und entfernt von den Augen des Königs Felddienſt zu leiſten „und die daraus nothwendig entſtehende Gefahr und Beſchwerde zu „ertragen haben würden [16])."

An den Prinzen von Braunſchweig-Bevern ſchrieb Eugen über denſelben Gegenſtand: „Das Exerciren der preußiſchen Truppen iſt mir

„bekannt. Dasſelbe hatte immer etwas Gekünſteltes an ſich und es ſoll „dieß, wie man mir ſagt, ſeither noch zugenommen haben. Es iſt nicht zu „wundern, daß große Körper, welche wohl genährt ſind und keine Beſchwer„den ausgeſtanden haben, ſich am Tag einer Parade mit Leichtigkeit „bewegen [17]). Aber wenn es heute oder morgen zu einer Kriegsoperation „kommen ſollte", ſagt der Prinz in einem ſpäteren Schreiben an Seckendorff, „ſo werden dieſe Truppen ſchwerlich die Dienſte leiſten, die man ſich „von ihnen verſpricht. Wenn ſich die Gelegenheit dazu ergibt, ſo wird „unfehlbar mehr als der dritte Theil der Mannſchaft deſertiren. Die „außerordentlich großen Pferde hingegen vermögen den Anſtrengungen „nicht zu widerſtehen, und die darauf verwandten großen Koſten werden „gewiß vergeblich ſein [18])".

In ähnlichem Sinne äußerte ſich der Prinz gegen einen andern General, welcher ihm über die preußiſchen Truppen Bericht erſtattet hatte. „Die anſehnlichen Leute und Pferde", ſchrieb er, „dann die Behendigkeit „im Exerciren ſammt der übrigen koſtbaren Ausrüſtung mag wohl äußerlich „den Truppen ein gutes Ausſehen geben und ihnen zur Zierde gereichen. „Wenn man aber auf den Grund ſieht und die außerordentliche Größe der „Mannſchaft und der Pferde, die Unerfahrenheit der Offiziere und Sol„daten, indem ſie mit Ausnahme weniger alten Generale niemals Kriegs„dienſte gethan haben, die für das Feld allzu kurze und enge Montur, ſo „wie viele andere Uebelſtände betrachtet, ſo ergibt ſich der Schluß von „ſelbſt, daß wenn es zum Ernſt kommen ſollte, trotz all der übertriebenen Aus„gaben die Wirklichkeit ſchwerlich dem jetzigen Scheine entſprechen wird [19])".

Trotz Seckendorffs Zufriedenheit mit ſeiner Reiſe nach Berlin zeigte es ſich doch bald, daß dieſelbe keine nachhaltige Wirkung hervorzubringen vermocht hatte. So glänzend auch die Verſprechungen des Königs geweſen waren, ſo ſehr ſtanden ſeine Handlungen mit denſelben im Widerſpruche. Ein zweiter Aufenthalt Seckendorffs in Berlin ſchien wünſchenswerth zu ſein [20]). Derſelbe fand im Frühlinge des Jahres 1724 ſtatt und fruchtete in der That ſo viel, daß der König ſich endlich entſchloß in der Perſon des geheimen Rathes Chriſtian von Brandt wieder einen Geſandten am Kaiſerhofe zu beglaubigen.

Der lange Zwieſpalt zwiſchen den beiden Regierungen und die Ereigniſſe mit Klement hatten in dem Könige von Preußen die frühere Ver-

ehrung für Eugen niemals ganz zu erſticken vermocht. Ihm empfahl er ſeinen neuen Bevollmächtigten zu wohlwollender Aufnahme und hülfreicher Unterſtützung [21]). Und wie ſehr er wünſchte, das ehemalige gute Einvernehmen mit Eugen wieder hergeſtellt zu ſehen, bewieſen ſeine Geſpräche mit Seckendorff. „Wenn der Prinz mein Freund ſein will", ſagte er ihm, „ſo bin ich es auch von Herzen". Und als Seckendorff ſich hierüber in Betheuerungen erging, erwiederte der König, wohl nicht ohne Anſpielung auf Klement und auf die ihm bekanntgewordenen Abſtimmungen Eugens in der Conferenz zu Wien: „Man hat mir wenigſtens geſagt, daß er nicht „allzeit mein Freund geweſen iſt [22])".

Trotz der Sendung des geheimen Rathes von Brandt nach Wien ſchienen doch die früheren Mißhelligkeiten ſich ſchwerer beilegen zu laſſen, als man erwartet hatte. Der König beklagte ſich bitter über die in ſo vielen Rechtsſachen wider ihn lautenden Entſchließungen des Reichshofrathes. Eugen aber erwiederte, daß es dem Kaiſer als oberſtem Richter im Reiche ganz unmöglich ſei, den Gang der geſetzlichen Rechtspflege zu hindern, und um ſeines eigenen Vortheils willen oder dem König von Preußen zu Liebe denjenigen Gerechtigkeit zu verſagen, welchen ſie gebühre. Die Urſache des Uebels ſei darin zu ſuchen, daß der König allein faſt mehr Proceſſe anhängig habe als alle übrigen Reichsfürſten zuſammengenommen, und daß er ſich ohne Noth allzuvielen Geſchäften unterziehe, deren er ſich eigentlich in keiner Weiſe anzunehmen brauchte [23]). Es habe faſt das Anſehen, fuhr der Prinz in einem ſpäteren Schreiben fort, als ob der König gefliſſentlich auf der vorgefaßten Meinung beharre, man laſſe ihn ſelbſt und ſeinen Vortheil aus den Augen. Die Beſeitigung der obwaltenden Mißverſtändniſſe werde daher nicht ſo bald zu hoffen ſein, insbeſondere da man zu Berlin den Fehler immer von ſich abzulehnen und anderen aufzubürden ſuche. Es zeige dieß deutlich, daß es noch nicht Ernſt ſei mit der Wiederherſtellung des früheren befriedigenden Einverſtändniſſes zwiſchen den beiden Höfen. Die Art und Weiſe, in welcher der König ſich über den Kaiſer auszuſprechen pflege, und die nirgends ein Geheimniß ſei, lege dieß klar an den Tag [24]).

Die Sendung des Generals Grafen Amadeus Rabutin nach Berlin, um an dem dortigen Hofe als Geſandter des Kaiſers zu verbleiben, ſchien nach und nach in den Geſinnungen des Königs, oder wenigſtens in deren

Kundgebung eine Aenderung hervorzubringen. Rabutin wußte ſich mit ſeltener Gewandtheit in die Launen Friedrich Wilhelms zu ſchicken. Obgleich ihn als einen Mann von ſeiner Bildung der Ton, der damals in der Umgebung des Königs herrſchte, nicht anſprechen konnte, ſo verſtand er es doch, durch Theilnahme an Friedrich Wilhelms Vergnügungen und durch den Reiz, welchen ſein geiſtreiches Geſpräch den Abendgeſellſchaften des Königs verlieh, deſſen Gunſt zu gewinnen.

Daß Friedrich Wilhelm damals wirklich die Abſicht hatte, ſich dem Kaiſerhofe zu nähern, und daß er dieß durch Eugens Vermittlung auszuführen verſuchte, beweiſet ein Schritt, welchen er um jene Zeit, es war in der erſten Hälfte des Monates Mai 1725, dem Prinzen gegenüber that. Er wußte, wie ſehr Eugen es liebte, in ſeinem Marſtalle prächtige Pferde der verſchiedenſten Racen zu beſitzen, und wie er zugleich eifrig bemüht war, durch Ankauf ſeltener Thiere die Menagerie, welche er in dem Garten des Belvedere angelegt hatte, zu bereichern. So ſchwer nun auch der König bei ſeiner übertriebenen Sparſamkeit daran ging, irgend Jemand ein Geſchenk zu machen, ſo entſchloß er ſich doch zu einem ſolchen, um dadurch, wie er meinte, Eugens Unterſtützung am Wiener Hofe zu gewinnen. Er bat den Prinzen, ihm als Zeichen ſeiner Ergebenheit und ſeines ſehnlichen Wunſches, durch ihn in ein beſſeres Verhältniß zu dem Kaiſer gebracht zu werden, einen Zug preußiſcher Pferde für ſeinen Marſtall, dann zwei Elennthiere und einen Auerochſen für die Menagerie anbieten zu dürfen [25]).

Es war Eugens Stolz, daß in jener Zeit allgemeiner Begehrlichkeit, in welcher Hoch und Niedrig fortwährend die Hand ausſtreckte nach ungebührender Gabe, und in der das Gelingen einer Verhandlung nach den Geldern vorherbeſtimmt werden konnte, welche auf Beſtechungen verwendet wurden, daß in jener Zeit empörendſter Corruption ſein Name, und faſt nur der ſeinige rein daſtand und klar, auch nicht von der leiſeſten Makel getrübt. Es war ſein Stolz, daß ſelbſt der gröbſte Verläumder es nicht wagte, ihn irgend einer Handlung anzuklagen, welche dem Verdachte Raum gab, daß er neben dem öffentlichen Intereſſe auch auf den eigenen Vortheil bedacht ſei. Und ſo wollte er ſelbſt dem Könige von Preußen gegenüber nicht abweichen von dem Grundſatze, den er immerdar unverrückt beobachtet hatte, von Niemanden als von ſeinem Kaiſer und Herrn ein Geſchenk anzunehmen [26]).

In einem Schreiben, welches in den ehrerbietigſten Ausdrücken abgefaßt war, verſicherte Eugen den König ſeiner freudigen Bereitwilligkeit, Alles zu thun, was zur Wiederherſtellung und Befeſtigung des guten Einvernehmens zwiſchen den beiden Höfen beitragen könne. Für das ihm zugedachte Geſchenk aber dankte er und verſicherte, daß ihn des Königs Abſicht ebenſo wie eine wirklich empfangene Gabe freue [27]). Den kaiſerlichen Geſandten Grafen Rabutin beauftragte der Prinz, dahin zu wirken, daß der König den Gedanken aufgebe, ihm ein Geſchenk zu machen. Sollte er aber hievon durchaus nicht abzubringen ſein, ſo möge es denn bei den für die Menagerie beſtimmten Thieren ſein Bewenden haben. Die Pferde werde er nun und nimmermehr annehmen.

Rabutin hatte wohl Recht, wenn er Eugen zu wiederholten Malen darauf aufmerkſam machte, daß ſo günſtig jetzt auch die Stimmung des Königs für den Kaiſerhof ſcheine, bei der außerordentlichen Veränderlichkeit ſeines Charakters ſelbſt auf deſſen lebhafteſte Betheuerungen nicht im mindeſten zu bauen ſei [28]). Wenige Wochen nachdem er ſeine unverbrüchliche Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich mit hochklingenden Worten verſichert hatte, am 23. September 1725 unterzeichnete Friedrich Wilhelm zu Herrenhauſen mit England und Frankreich jenes Bündniß, welches eine offene Kriegserklärung gegen den Kaiſer enthielt. Denn der König verſprach darin, bei einem ausbrechenden Kampfe für England und Frankreich die Waffen zu ergreifen. Ja ſo weit ging Friedrich Wilhelm, daß er ſelbſt am heftigſten darauf drang, den Kaiſer, der ihm zu ſolchem Benehmen durchaus keinen ausreichenden Grund gegeben hatte, unverzüglich mit Krieg zu überziehen. Seine Ländergier erwachte ſtärker als je, und wie nach faſt zwei Jahrzehnten der Sohn, ſo dachte jetzt der Vater daran ſich Schleſiens zu bemächtigen und dieſes ſchöne Land als gute Beute ſich zuzueignen [29]).

Daß nach einem ſolchen Schritte des Königs von Preußen der Kaiſer ſeinen Geſandten aus Berlin zurückrief, war in der That das mindeſte, was er thun konnte. Zu weiteren Entſchlüſſen wider den König zu ſchreiten, davon wurde man jedoch durch die Betrachtung abgehalten, daß Worte und Werke bei ihm gar verſchiedene Dinge ſeien, und daß er die Unverläßlichkeit, welche er in Bezug auf den Kaiſer gezeigt habe, wahrſcheinlich auch gegen ſeine neuen Verbündeten an den Tag legen werde. Die Berichte Seckendorffs, der ſich auf einer Reiſe nach Pommern in Begleitung

des Königs befand, beſtätigten die Anſicht des Kaiſerhofes. Bald war man ſich völlig darüber klar, daß die Triebfeder der Handlungen des Königs von Preußen keine andere als die Sehnſucht ſei, irgend etwas zu gewinnen. Wo ihm der geſuchte Vortheil, der hauptſächlich in der Ausdehnung ſeines Ländergebietes beſtehen ſollte, mit der größeren Zuverläſſigkeit geboten würde, dorthin werde er ſich wenden.

In der kritiſchen Lage, in welcher der Kaiſerhof ſich befand, wäre es unklug geweſen, dem ſo leicht erregbaren Könige nicht die Vorwürfe zu erſparen, die er in ſo hohem Maße verdient hatte. Ihn wieder zu gewinnen und wo möglich dauernd zu feſſeln, das war die Aufgabe, und da mußte denn vor Allem über dasjenige, was geſchehen war, ein ſchonendes Stillſchweigen beobachtet werden. Um nichts handelte es ſich, als um ihn, der bald nach dem Abſchluſſe des neuen Bündniſſes wieder ſchwankend geworden war, von dort völlig herüber zu ziehen. Eugen war es, welcher darauf hinwies, daß zur Erreichung dieſes Endzweckes Niemand geeigneter als Seckendorff ſei.

Es iſt ein Irrthum zu glauben, daß Seckendorff, welcher im Jahre 1723 zum Feldzeugmeiſter ernannt worden war, drei Jahre ſpäter die Stelle eines Gouverneurs von Leipzig aufgeben mußte, um ſich als Geſandter des Kaiſers nach Berlin zu verfügen. Seckendorff hatte dieſelbe vielmehr ſchon im Jahre 1724 freiwillig niedergelegt, weil er zu verſtändig war um nicht einzuſehen, daß zwei Höfen zu dienen, zwiſchen denen durchaus kein gutes Einvernehmen obwaltete, auf die Länge unausführbar ſei [30]).

Einer erneuerten Verwendung von Seite des Kaiſers harrend, traf ihn im Jahre 1726 der Ruf, ſich in geheimer Sendung und vorerſt ohne offiziellen Charakter nach Berlin zu begeben, um zu erforſchen, ob es dem Könige mit ſeinen wiederholten Ergebenheitsverſicherungen gegen den Kaiſerhof Ernſt ſei. Wäre dieß der Fall, ſo ſolle er trachten, ihn durch einen Vertrag vollends an das Intereſſe des Hauſes Oeſterreich zu feſſeln.

Daß Seckendorff ſich zur Erreichung dieſes Zweckes außer dem bedeutenden und immer zunehmenden Einfluſſe, welchen er ſelbſt auf den König übte, auch verwerflicher Mittel bediente, ſoll hier nicht einen Augenblick geläugnet werden. Das hauptſächlichſte und tadelnswertheſte derſelben war die Beſtechung, durch welche er verſchiedene Männer aus des Königs nächſter Umgebung für ſich gewann. Von ihnen erhielt er nicht nur ver-

läßliche Kunde von dem, was Friedrich Wilhelm ſprach und that, ſondern er wußte auch durch ſie, dort wo ſeine eigene Verwendung nicht mehr zureichte, auf des Königs Entſchlüſſe beſtimmend einzuwirken.

Das Mittel der Beſtechung, welches damals in öffentlichen Geſchäften jeder Art, insbeſondere aber in diplomatiſchen Angelegenheiten eine ſo außerordentliche Rolle ſpielte, kann gewiß in keiner Weiſe, von wem und wider wen es auch in Anwendung gebracht worden ſein mag, irgendwie in Schutz genommen werden. Es hat ſich vielmehr immer als ein verwerfliches nicht bloß, ſondern auch als ein gefährliches gezeigt, indem nur zu leicht die Waffe ſich wider denjenigen kehrte, der ſie gebrauchte, und die Hand, welche beſtach, ſich leicht ſelber als käuflich erwies. Aber geradezu als thöricht muß es bezeichnet werden, wenn mit gekünſtelter Entrüſtung der Kaiſerhof allein angeklagt wird, daß auch er ſich eines Mittels bediente, welches damals allgemein und gerade wider ihn in umfaſſendſter Weiſe gebraucht wurde. Von denſelben Stimmen geſchieht dieß, welche beifällig erzählen, wie der franzöſiſche Geſandte Harcourt zu Madrid mit vollen Händen Gold ausſtreute, um die einflußreichſten Männer in Spanien für die Nachfolge des Hauſes Bourbon zu gewinnen, während des Kaiſers Botſchafter Graf Harrach nicht mit den nöthigen Geldſummen verſehen war, um in gleichem Maßſtabe die Beſtechung zu üben. Dieſelben Stimmen ſind es, welche berichten, wie der König von Frankreich dem Herzoge von Marlborough die ungeheure Summe von vier Millionen bot, wenn er den Friedensverhandlungen die von ihm gewünſchte Wendung gebe, wie England und Frankreich reiche Summen ſpendeten, um auf dem gleichen Wege bei den deutſchen Höfen ihre Zwecke zu erreichen, wie Czar Peter dem Grafen Oſtermann, als er ihn zur Unterhandlung des Nyſtädter Friedens nach Stockholm ſchickte, hunderttauſend Dukaten mitgab, um das Schweigen derer zu erkaufen, welche dem Zuſtandekommen dieſes Vertrages entgegen waren, wie es ſich endlich Ripperda zu Wien gleichfalls hunderttauſende koſten ließ, um des Kaiſers Rathgeber zu gewinnen und ihn durch ſie zu Tractaten zu verleiten, welche ſeinen wahren Intereſſen widerſprachen. Trotzdem ſchildern ſie es als etwas nicht zu entſchuldigendes, wenn der Kaiſerhof endlich auf den Gedanken verfiel, ſich der gleichen Waffe gegen Andere zu bedienen. Auch zu Berlin war engliſches und franzöſiſches Geld, mehr als man glauben mag, mit im

Spiele geweſen, um den König für das Bündniß von Herrenhauſen zu gewinnen [31]). War es da nicht ſehr begreiflich, daß nun öſterreichiſches Gold, nachdem andere und beſſere Mittel ſich als unzulänglich bewieſen, in Bewegung geſetzt wurde, um ihn von jenem Bunde wieder zu trennen und neuerdings auf die Seite des Kaiſers zu ziehen.

Der preußiſche Generallieutenant von Grumbkow iſt es, der als von Seckendorff gewonnen, in erſter Linie genannt werden muß. Grumbkow war ein heftiger, excentriſcher Mann, und Eugen, welcher denſelben in den niederländiſchen Feldzügen kennen gelernt hatte, hielt deßhalb nur geringe Stücke auf ihn, obwohl er andererſeits ſeiner mannigfachen Befähigung Gerechtigkeit widerfahren ließ [32]). Das Eine aber gereichte ihm in den Augen des Prinzen zum Vortheil, daß er ſich immerdar als gut kaiſerlich bezeigt hatte. Grumbkow war es, der im Jahre 1710 angelegentlich auf Eugens Reiſe nach Berlin drang, um den König zur Belaſſung ſeiner Hülfstruppen bei dem Heere des Kaiſers zu vermögen. Drei Jahre ſpäter hatte ſich Grumbkow, als nach dem Beitritte Preußens zum Utrechter Frieden deſſen Verhältniß zum Kaiſer ein äußerſt geſpanntes geworden war, eifrigſt bemüht dem Bruche vorzubeugen und die früheren freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen den beiden Höfen wiederherzuſtellen. In dieſem Sinne hatte er denn auch ſeither unabläſſig gewirkt. Es war ſeine feſte Ueberzeugung, daß es nicht nur die Pflicht des Königs als des mächtigſten Fürſten des deutſchen Reiches, ſondern auch deſſen wahrer Vortheil ſei, ſich in Streitigkeiten mit fremden Mächten auf die Seite des Reichsoberhauptes zu ſtellen. So brauchte Grumbkow wenigſtens kein Renegat zu werden, wenn er, was freilich unter allen Umſtänden den ſchärfſten Tadel verdient, die Summen annahm, welche man ihm bot, um ſich ſeiner Stimme im Rathe des Königs noch mehr zu verſichern.

Es war aber nicht allein Seckendorffs Gewandtheit und Grumbkows eifrige Mitwirkung, wodurch der König von Preußen dem Herrenhauſer Bündniſſe bald wieder untreu gemacht wurde. Seine feindſelige Geſinnung gegen Frankreich und alles franzöſiſche überhaupt, ſeine geringe Neigung zu ſeinem Schwiegervater, dem Könige Georg I. von England, deſſen hochfahrendes und hofmeiſterndes Weſen er nur höchſt ungern ertrug, der Zwieſpalt, der ſich mit demſelben über die Verzögerung der verabredeten Doppelheirath zwiſchen den Sprößlingen der beiden Häuſer, dann über die

preußiſchen Werbungen auf hannover'ſchem Gebiete entſpann, hauptſächlich aber die Furcht, angegriffen zu werden und Länder zu verlieren ſtatt deren zu gewinnen, machten daß der König ſeiner neuen Verbündeten bald überdrüßig wurde und die Ausſöhnung mit dem Kaiſer herbeiwünſchte.

Der Beweggrund, welcher bei Friedrich Wilhelm alle andern überwog, war die Hoffnung, für ſeinen Beitritt von dem Hauſe Oeſterreich noch größere Vortheile zu erhalten, als er von Seite ſeiner bisherigen Alliirten erwarten konnte. Und in der That war der Preis nicht gering, um welchen der König von Preußen ſich herbeilaſſen wollte, auf die Seite des Kaiſers zu treten. Der Letztere ſollte ſich zu dem Verſprechen verſtehen, unter dem Vorbehalt der unumſchränkten Ausübung des Amtes eines oberſten Richters im Reiche nach Kräften dahin zu wirken, daß nach dem Ausſterben des Hauſes Pfalz Neuburg mit der Linie Pfalz Sulzbach ein gütlicher Vergleich zu Stande gebracht werde, durch welchen das Herzogthum Berg ſammt der Grafſchaft Ravenſtein an Preußen gelange. Späteſtens binnen ſechs Monaten nach Abſchluß des Vertrages wäre Pfalz Sulzbach zur Zuſtimmung zu bewegen. Vermöge der Kaiſer das nicht durchzuſetzen, ſo ſolle der Bund als nicht geſchloſſen angeſehen werden. Der König verpflichtete ſich hiefür, die pragmatiſche Sanction zu gewährleiſten und dem Kaiſer ein Hülfscorps von zehntauſend Mann bereit zu halten.

Eugen war über die Unterzeichnung des Vertrages, welche am 12. Oktober 1726 in dem königlichen Luſtſchloſſe zu Wuſterhauſen ſtattfand, wahrhaft erfreut. Er beauftragte den Grafen Seckendorff, den König auf's bündigſte zu verſichern, daß man es in Wien aufrichtig mit ihm meine und das Verſprochene redlich zu erfüllen gedenke. Was ihn ſelbſt betraf, ſo ließ er Friedrich Wilhelm danken für die Freundſchaftsverſicherungen, die derſelbe bei dieſem Anlaſſe für ihn ausgeſprochen hatte. Die größte Freude werde es ihm ſein, ſich dem Könige bei jedweder Gelegenheit gefällig zu bezeigen. Er hätte ſchon lange gewünſcht, dieß thun zu können. „Seine „Majeſtät werden es aber ſelbſt einſehen," ſetzte Eugen mit gewohntem Freimuthe hinzu, „daß dieß bisher nicht hat geſchehen können, ſo lange ſie „ſich nicht allzu patriotiſch geäußert haben. Da ſie aber nunmehr anderen „Sinnes werden und ihr wahres Intereſſe erkennen, welches mit dem des „Kaiſers innig verknüpft iſt, ſo wird auch dieſer des Königs Beſtes nach

„Thunlichkeit befördern und deſſen Freundſchaft beſtändig beizubehalten „ſuchen [33])".

Gleiches wurde dem Könige auch von Karl ſelbſt beſtätigt. Er ließ ihn verſichern, daß er es mit ihm und ſeinem Hauſe nicht wie Andere „verdeckt und hinterhältig," ſondern treu und aufrichtig meine. Man werde daher ohne Säumen die Verhandlung mit dem Hauſe Pfalz Sulzbach beginnen, um dasſelbe zur Genehmigung der einſtigen Nachfolge Preußens in Berg und Ravenſtein zu vermögen.

Seinem Worte getreu, ſchritt der Kaiſer allſogleich daran, die Zuſtimmung derjenigen, welche dabei betheiligt waren, zu der an Preußen ertheilten Zuſage zu erwirken. Die Ausſicht hierauf war in der That gering, denn nur wenige Monate zuvor hatte der Wiener Hof dem Kurfürſten von der Pfalz verſprechen müſſen, der Erbfolge ſeines Hauſes in Jülich und Berg kräftige Unterſtützung angedeihen zu laſſen. Dennoch hoffte man den Kurfürſten durch andere Vortheile zu einer Verzichtleiſtung auf Berg bewegen zu können. Graf Stephan Kinsky wurde nach Mannheim geſchickt, um durch perſönliche Beſprechung mit ihm das gewünſchte Reſultat deſto eher zu erreichen. Es begannen nun jene endloſen Verhandlungen über die Erbfolge in Jülich und Berg, welche den größten Theil der Regierungszeit Karls VI. ausfüllten [34]). Aber die eifrigſten Beſtrebungen des Kaiſerhofes, eine Ausgleichung herbeizuführen, welche Alle befriedigen ſollte, blieben lange Zeit fruchtlos, und die Schwierigkeiten, die ſich von allen Seiten hiegegen aufthürmten, ſchienen ganz unüberwindlich zu ſein.

Es war ſchon ein übles Anzeichen, daß die Sendung des Grafen Kinsky an das Hoflager des Kurfürſten von der Pfalz vollſtändig ſcheiterte. Der Kurfürſt erkläre, ſo berichtete Kinsky wiederholt dem Prinzen Eugen [35]), ſich zu dem Vergleiche mit Preußen, welchen der Kaiſer lebhaft befürwortete, durchaus nicht herbeilaſſen zu wollen. Und als ihn Kinsky auf die Uebermacht Frankreichs und Englands aufmerkſam machte, welche durch Preußens Rücktritt zu ihnen noch anſehnlich verſtärkt werden würde, als er ihm zu Gemüth zu führen ſuchte, daß gerade ſeine Länder dem Anfalle der Feinde am meiſten ausgeſetzt ſeien, da erwiederte der Kurfürſt, dieſe Betrachtung vermöge ihn durchaus nicht einzuſchüchtern. Man habe es ja oftmals erlebt, daß Eugen mit einer geringen Streitkraft einen übermächtigen Feind auf's

Haupt geſchlagen habe. Gleiches werde ſich auch jetzt, wenn es zum Kampfe kommen ſollte, ſicherlich wiederholen [36]).

Da es nicht möglich war, die Zuſtimmung des Kurfürſten von der Pfalz zu dem Vertrage mit Preußen innerhalb der feſtgeſetzten Friſt zu erlangen, da auch der erneuerte Termin von drei Monaten fruchtlos verſtrich, ſo war der Tractat ſelbſt null und nichtig. Als ſolcher wurde er in Wien [37]) wie in Berlin angeſehen und der Kaiſer beſtrebte ſich eifrig, einen neuen Vertrag an die Stelle des früheren zu ſetzen. Er ſuchte ſich durch denſelben zwar der Freundſchaft des Königs von Preußen zu verſichern, doch trachtete er alle Beſtimmungen fernzuhalten, welche mit den gegen eine andere Regierung eingegangenen Verpflichtungen unvereinbar ſchienen.

Obgleich nun der Tractat von Wuſterhauſen niemals in Rechtskraft getreten war, ſo hatte er doch das große Ergebniß geliefert, den König von Preußen von ſeinen früheren Alliirten abzuziehen. Das Bündniß, von Friedrich Wilhelm I. am 10. Auguſt 1726 mit Rußland abgeſchloſſen, welches ſich ſchon damals in der innigſten Verbindung mit dem Kaiſer befand, ließ nun zum erſten Male jene politiſche Combination an den Tag treten, die ſpäter unter dem Namen der heiligen Allianz eine ſo große Berühmtheit erlangt hat. Es wird nicht zu viel geſagt, wenn man Eugen als den Gründer und den eifrigſten Förderer dieſes Syſtems, eines feſten Bundes des Hauſes Oeſterreich mit Rußland und Preußen bezeichnet.

Mit dem Uebertritte des Königs Friedrich Wilhelm zur Partei des Kaiſers und Rußlands hatten die politiſchen Verhältniſſe Europa's eine völlig neue Geſtalt angenommen, welche mit den alt hergebrachten Traditionen in entſchiedenem Widerſpruche ſtand. Was man ſeit langen Jahren als eng vereint anzuſehen gewohnt war, was durch die Bande der Blutsverwandtſchaft für immer aneinander geknüpft ſchien, ſtand ſich feindlich, die Hand an das Schwert gelegt, gegenüber. Die beiden Zweige des Hauſes Bourbon, von welchen der ältere ſo unſägliche Opfer gebracht hatte, um den jüngeren Stamm auf Spaniens Thron zu ſetzen, ſie ſchienen bereit, ſich wider einander in einen Streit zu begeben, nicht weniger blutig als derjenige war, welchen ſie zu Anfang des Jahrhunderts im gemeinſamen Intereſſe durchgekämpft hatten. Der Kaiſer und die Seemächte, dieſe alten Genoſſen auf ſo vielen Schlachtfeldern, ſie zeigten ſich geneigt,

bei dem erſten Anlaſſe, der ſich darbot, zum Angriffe zu ſchreiten, und die Erbitterung, die ſie ſchon jetzt gegen einander an den Tag legten, ließ auf die Hartnäckigkeit ſchließen, mit welcher der bevorſtehende Kampf zwiſchen ihnen geführt werden würde.

In gleicher Weiſe jedoch, wie die alten Bande zwiſchen den Staaten Europa's zerriſſen waren, hatten deren neue ſich angeknüpft. Am auffallendſten war dieß zwiſchen England und Frankreich, deren Feindſchaft nach Jahrhunderten zählte, und zwiſchen dem Kaiſer und König Philipp, den einſtmaligen Nebenbuhlern um Spaniens Krone, welche damals, als ſie ſich mit ſolchem Haſſe bekämpften, wohl nicht geahnt haben mochten, daß ſie wenig mehr als ein Jahrzehnt ſpäter Hand in Hand, jeder ſeinen früheren Verbündeten kriegsbereit gegenüber ſtehen würden. Es iſt dieß ein neuer Beweis der unglaublichen Wandelbarkeit aller menſchlichen Dinge, ein neuer Beweis, daß Freundſchaft und Haß zwiſchen Staaten faſt noch veränderlicher ſind, als zwiſchen einzelnen Individuen, und daß das Wort „ewig und unzertrennlich“ mit welchen die Regierungen noch immer ihre Bündniſſe und Friedensverträge eröffnen, in der That nichts iſt als ein leerer Schall, ein Wort, das von Niemanden ernſtlich geglaubt und von dem nächſten Sturme, der ſich erhebt, ſpurlos hinweggeweht wird.

Auch damals war ähnliches der Fall. Nur wenige Jahre vergingen, und die neue politiſche Combination, auf welche diejenigen ſo ſtolz waren, die bei ihrem Zuſtandekommen die Hand im Spiele gehabt hatten, zerfiel in nichts und machte einer gänzlich verſchiedenen Geſtaltung Platz.

Neuntes Capitel.

In Wien hatte man, während die Unterhandlungen mit Preußen dauerten, diejenigen mit Spanien nicht einen Augenblick aus dem Geſichte verloren. Die Aufgabe beſtand darin, die ſpaniſche Regierung zu pünktlicher Erfüllung der von ihr gegebenen Zuſagen anzuhalten. Daß dieß eine Lebensfrage bei dem neuen Bündniſſe ſei, erkannte Eugen klar, und ſo wenig er zu der Allianz mit Spanien gerathen hatte, ſo ſehr drang er doch jetzt, nachdem man auf ſie eingegangen war, mit Eifer darauf, den einmal betretenen Weg auch ohne Schwanken und Zaudern zu verfolgen.

Es iſt von hohem Intereſſe, ſich die Wandlung zu vergegenwärtigen, welche um jene Zeit in Eugens Stellung am Wiener Hofe eintrat. Wenn die Jahre, die ſeit dem Abſchluſſe des Friedens von Paſſarowitz bis zu jenem der Wiener Verträge verfloſſen, mit Beſtimmtheit als diejenigen bezeichnet werden können, während deren ſein Einfluß am tiefſten geſunken, ſeine Stimme am wenigſten gehört, und ſeine perſönliche Stellung zum Kaiſer die unbefriedigendſte war, ſo änderte ſich dieß nun plötzlich. Die zunehmende Erkenntniß, welch ſchwacher Rathgeber der letzte ſeiner Lieblinge, der Marquis von Rialp in politiſchen Dingen doch eigentlich war, und die oftmalige Erfahrung, daß es ihm immer dort übel erging, wo er Eugens Meinung nicht befolgte, dieß mag zur völligen Umſtimmung des Kaiſers weſentlich beigetragen haben. Hiezu kam noch Karls nie ganz beſchwichtigtes Mißtrauen gegen Sinzendorff, welches Schuld war, daß von nun an ſo manche Berührungen mit fremden Höfen ſtattfanden, ohne daß Sinzendorff von ihnen Kenntniß erhielt. Mit Spanien war dieß der Fall, und der Kaiſer hielt ſtreng darauf, daß der Briefwechſel, welchen in ſeinem Auftrage Eugen mit dem Botſchafter Grafen Königsegg führte, nicht in Sinzendorffs Hände gerieth [1]). Denn es ſcheint faſt, als ob Karl glaubte, Sinzendorff vertrete in Fragen, welche das Bündniß mit Spanien angingen, das Intereſſe jener Macht mit größerer Wärme, als es einem Miniſter des Kaiſers gezieme.

Aehnliches war auch in Bezug auf die Verhandlungen mit Preußen der Fall. Seckendorff ſandte ſeine geheimen Berichte an Eugen, der ſie mit ſeinem Freunde und Geſinnungsgenoſſen, dem Grafen Gundacker Thomas Starhemberg in Berathung zog und dem Kaiſer vorlegte. Nur zwei Männer waren es, welche noch hievon Kenntniß erhielten, Eugens vertrauter Secretär, der Hofkriegsrath von Koch, und der Protokollsführer der geheimen Conferenz, Hofrath Johann Chriſtoph Bartenſtein.

Bartenſteins Vater hatte einſt ein Lehramt zu Straßburg bekleidet, und der fleißige und ſtrebſame Sohn fand dort Gelegenheit, ſich nicht nur in den Wiſſenſchaften, von denen die Rechtskunde ſein eigentliches Fach war, ſondern auch in der franzöſiſchen Sprache auszubilden. Im Jahre 1714 kam er nach Wien, und erhielt bald einen Anlaß ſich durch glückliche Zuendeführung eines ſehr verwickelten Rechtsſtreites die Gunſt des Grafen Gundacker Starhemberg zu gewinnen. Durch dieſen in den Staatsdienſt gezogen, ſtieg er raſch in demſelben empor, bis er nach dem Tode des Hofrathes Johann Georg von Buol im Jahre 1727 deſſen Poſten erhielt. Mit der Führung des Protokolls in der geheimen Conferenz betraut, nahm er bald in derſelben eine Stelle ein, welche ſeine eigentlichen Functionen weit überragte. Die verwickelten Verhandlungen jener Zeit boten ihm Gelegenheit, ſeine Talente zu zeigen, wie denn faſt alle Staatsſchriften, welche von nun an binnen mehr als zwanzig Jahren von der öſterreichiſchen Regierung ausgingen, aus ſeiner Feder gefloſſen ſind.

Der Umſtand, daß der Kaiſer mit ſeinen Miniſtern meiſtens ſchriftlich verkehrte, machte Bartenſtein zum Vermittler dieſer Verbindung, und brachte ihn in die nächſte Nähe des Monarchen. Ohne zu dem zu greifen, was ſo oft den Weg bahnt zur Gunſt der Hochgeſtellten, ohne durch Kriecherei ſich ſelbſt etwas zu vergeben, ſondern nur durch die Ueberzeugung, welche er von ſeinem Werthe dem Kaiſer beizubringen wußte, verſtand Bartenſtein deſſen Neigung zu gewinnen und ſie ſich ſtets unverändert zu bewahren. Seine für die damalige Zeit ſeltene wiſſenſchaftliche Ausbildung, insbeſondere im deutſchen Rechtsweſen, erweckte in dem Kaiſer die höchſte Meinung von Bartenſteins Fähigkeiten. Und ſelbſt die Mängel derſelben waren nicht der Art, daß ſie Karl als ſolche erſchienen wären. Allzuleicht gerieth Bartenſtein in jene Spitzfindigkeiten und juriſtiſchen Haarſpaltereien, welche zu jener Zeit, insbeſondere in den Angelegenheiten des

deutſchen Reiches, den Gegenſtand endloſer Erörterungen bildeten. Daher war auch ſeine Darſtellungsweiſe langathmig und breit, zu ſehr ſich in's Detail verlierend und die Hauptpunkte, um die es ſich eben handelte, nicht immer mit gehörigem Nachdrucke betonend.

Dieß Gepräge tragen Bartenſteins ſämmtliche Schriften in hohem Grade an ſich. Denn nicht allein die Führung des Conferenzprotokolles lag ihm ob. Er hatte auch alle Depeſchen zu entwerfen, welche im Namen des Kaiſers an deſſen Geſandte im Auslande ergingen und ihnen zur Richtſchnur ihres Verhaltens zu dienen hatten. Und hierin lag auch ein Theil des Einfluſſes, welchen er auf die öffentlichen Geſchäfte erlangte. Obgleich der Inhalt der Reſkripte im weſentlichen durch die Conferenz und den Kaiſer ſelbſt vorgezeichnet wurde, ſo begreift es ſich doch leicht, daß derjenige, welchem ihre Abfaſſung ausſchließlich vorbehalten war, durch Verſchärfung oder Milderung des Tones, durch Zuſätze oder Hinweglaſſungen auch auf die Sache ſelbſt mitbeſtimmend einwirken konnte. Insbeſondere war dieß bei einem Manne wie Bartenſtein der Fall. Denn er beſaß eine tapfere, ſtarkmüthige Seele, rechthaberiſch, aber überzeugungstreu, und von einer Furchtloſigkeit, welche damals von einem Niedriggebornen doppelt überraſchte. Nicht nur in der Conferenz, in welcher bloß zu ſchreiben, nicht aber zu ſprechen ſein Amt geweſen wäre, ſagte er ſeine Meinung gerade heraus, und verfocht ſie mit Hartnäckigkeit. Auch gegen die fremden Miniſter am Kaiſerhofe that er das Gleiche, und da er ſeinem Herrn in Wahrheit ergeben war und keine heiligere Pflicht kannte als einzuſtehen für deſſen Ehre wie für deſſen Vortheil, ſo begreift es ſich leicht, daß die Bevollmächtigten jener Staaten, welche ganz andere Geſichtspunkte verfolgten, nicht immer gern mit ihm zu thun haben wollten. Denn die Wärme, ja die Heftigkeit ſeiner Empfindungen gab ſich auch in ſeiner Sprechweiſe, in der Art ſeines Verkehrs mit Anderen kund, und trat gegen dieſelben, ſie mochten noch ſo hochgeſtellt ſein, oft in einer Weiſe an den Tag, die wirklich geeignet war, abzuſtoßen und zu verletzen [2]).

Der geheime Briefwechſel, welchen Eugen von nun an im Auftrage des Kaiſers mit deſſen Botſchafter am Hofe zu Madrid, dem Feldmarſchall Grafen Königsegg unterhielt, bezweckte vor Allem, die ſpaniſche Regierung in dem Bunde mit dem Hauſe Oeſterreich feſtzuhalten und ſie zur Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Verpflichtungen zu beſtimmen. Denn Eugen

kannte den leicht beweglichen, wetterwendiſchen Sinn der Königin und er fürchtete immer, daß ſie ihre Haltung plötzlich ändern und ſich auf die Seite derjenigen wenden werde, mit denen der Kaiſer ſich ihrethalben völlig verfeindet hatte. Hiedurch allein gelaſſen, hätte Karl VI. insbeſondere für ſeine italieniſchen Länder zu fürchten gehabt, in welchen ihm die Hülfe Preußens und Rußlands nur von geringem Nutzen geweſen wäre. Es galt alſo ſich immer mehr in das Vertrauen der Königin zu ſetzen, und fremdartige Einwirkungen von ihr fern zu halten.

Hiezu ſchien Königsegg in der That der rechte Mann zu ſein. Der fünfte Sohn des verdienten Reichsvicekanzlers Leopold Wilhelm Königsegg wurde Graf Lothar Anfangs für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Daß er ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre Domherr zu Salzburg und Paſſau war, zeigt nur von neuem, in welcher Weiſe damals geiſtliche Stellen mißbraucht wurden, um den jüngeren Söhnen vornehmer Familien reichliches Einkommen zu gewähren. Aber ſo glänzend die Lockung auch ſein mochte, ſie reichte doch nicht hin, um Lothar Königsegg davon abzuhalten, ſeiner Neigung zu folgen und ſich dem Kriegerſtande zuzuwenden. Raſch ſtieg er in demſelben von Stufe zu Stufe empor, und bald hatte er ſich durch ausgezeichnete Waffenthaten die Zufriedenheit Eugens in ſo hohem Maße erworben, daß ihn der Prinz für einen ſeiner befähigteſten Offiziere anſah, ihn viel in ſeine nächſte Umgebung zog und ihn, wo es Ehre zu erwerben galt, gern in den Vordergrund ſtellte. So bezeichnete ihn der Prinz ſchon im Jahre 1711 als den tauglichſten der kaiſerlichen Generale, um dem Feldmarſchall Guido Starhemberg in dem Commando über das Heer in Spanien unterſtützend zur Seite zu ſtehen [3]). Und in der That wurde Königsegg wirklich nach Catalonien abgeſendet, wo ihm jedoch wenig Anderes zu thun übrig blieb, als im Auftrage Starhembergs mit dem Madrider Hofe über den Abzug der kaiſerlichen Truppen aus Spanien zu unterhandeln.

Mit dieſer Verwendung ſchien von nun an der Laufbahn Königseggs eine neue Richtung gegeben. Eugen hatte mit ſichtlicher Befriedigung nicht allein die Gewandtheit, ſondern was in ſeinen Augen noch mehr galt, die würdevolle Art bemerkt, in welcher Königsegg ſich ſeines ſchwierigen Auftrages entledigte. Nur wenige Männer lebten am Kaiſerhofe, denen in gleichem Maße wie ihm die nöthigen Eigenſchaften zur Führung diplo-

matiſcher Unterhandlungen innewohnten. Einer der größten und ſchönſten Männer zu Wien, beſaß er ſchon in der Art ſeines Auftretens eine ſo glückliche Miſchung der Haltung des verſuchten Kriegers mit derjenigen des feinen Staatsmannes, daß Königsegg gleich auf den erſten Anblick den gewinnendſten Eindruck hervorbrachte. Hiezu kam noch die Art und Weiſe, in welcher er die Leute zu nehmen wußte, mit denen er eben zu thun hatte. Der vornehmſten europäiſchen Sprachen in ungewöhnlichem Grade mächtig, verſtand er ſich ſogar mit einer gewiſſen Beredſamkeit in denſelben auszudrücken. Doch verleitete ihn dieſe Eigenſchaft nicht, wie es ſo oft bei Anderen, etwa bei Bartenſtein der Fall war, ſich ſelbſt gern reden zu hören und die Uebrigen nicht zu Wort kommen zu laſſen. Es wurde im Gegentheile ausdrücklich als ein beſonderer Vorzug an ihm gerühmt, daß es ihn niemals zu langweilen ſchien, auch die ſchwerfälligſten Auseinanderſetzungen unintereſſanter Gegenſtände ruhig mit anzuhören.

Wohl mochte dieſe Eigenſchaft ein Grund mehr dafür ſein, daß die fremden Miniſter und Geſandten ungemein gern mit Königsegg verkehrten. Niemand verſtände ſie leichter als er, ſo ſagten ſie, Niemand zeige ſich bereitwilliger, ihren Wünſchen zu willfahren. Freilich behaupteten Andere wieder, daß er es mit der Erfüllung einer ſolchen Zuſage eben nicht allzugenau nehme, und daß er, indem er nicht leicht Jemanden etwas abſchlug, oft gar nicht anders könne, als ſich widerſtreitende Verſprechungen, die er dem Einen und dem Andern gegeben, ganz auf ſich beruhen zu laſſen [4]).

Wie ſehr die kaiſerliche Regierung davon überzeugt war, daß wo es ſich darum handelte, auf einen fremden Regenten und ſeinen Hof oder auf ein Volk, deſſen Neigung man gewinnen wollte, einen beſtechenden Eindruck hervorzubringen, Königsegg der rechte Mann dazu ſei, dieß zeigt die Art und Weiſe, in welcher man ihn verwendete. Er war es der den Barrierevertrag abſchloß und im Namen des Kaiſers die öſterreichiſchen Niederlande übernahm. Er ging als Botſchafter ſeines Monarchen an den Hof Philipps von Orleans, des Regenten Frankreichs, als ſich derſelbe mit dem Kaiſer gegen Spanien in ein Bündniß eingelaſſen hatte. Später vertauſchte er den Aufenthalt zu Paris mit demjenigen in Dresden; dann ging er als Statthalter nach Siebenbürgen, von hier aber nach dem Haag, um die Generalſtaaten zum Beitritte zu den Wiener Verträgen zu vermö-

Digitized by Google

gen. Nachdem dieſe Sendung fruchtlos geblieben war, begab er ſich als des Kaiſers Botſchafter nach Spanien, und hier befand er ſich nun in einflußreichſter Stellung, in Gunſt bei dem Könige, in weit höherer noch bei der Königin Eliſabeth, welche durch Königseggs Vermittlung das Endziel ihrer Beſtrebungen zu erreichen und das Erbe des Hauſes Oeſterreich für ihre Söhne zu gewinnen hoffte.

Mit lebhafter Befriedigung überzeugte man ſich zu Wien von dem Anſehen, in welchem Königsegg am ſpaniſchen Hofe ſtand, und Eugen zeichnete ihm das Betragen vor, das er zu beobachten habe, um ſich dieſe Stellung zu bewahren. „Nichts iſt vortheilhafter für den Dienſt des Kai„ſers," ſchrieb er ihm, „als das Vertrauen, welches der König und die „Königin Ihnen zu bezeigen fortfahren. Gewiß iſt es, daß Sie nie mit zu „viel Umſicht und Mäßigung verfahren können, um ſich darin zu erhalten. „Denn ſo lange dasſelbe fortdauert, wird es auch mit unſeren Angelegen„heiten in Spanien gut beſtellt ſein. Sollte ſich hingegen die Neigung des „Königs und der Königin für Sie ändern, ſo wäre ſehr zu fürchten, daß „dieß auch auf die Verbindung der beiden Höfe nicht ohne Einfluß bliebe. „Es iſt wohl kein Zweifel, daß es genug Leute gibt, welche das Vertrauen „des Königs zu Ihnen nur mit ſcheelem Auge betrachten, und die Alles „anwenden werden, um Sie desſelben dadurch verluſtig zu machen, daß „Sie auch Ihre geringfügigſten Handlungen in ſchiefem Lichte darzuſtellen „verſuchen. Doch bin ich feſt überzeugt, daß es kein wirkſameres Mittel gibt, „ſich jenes Vertrauen noch ferner zu erhalten, als ſich deſſen mit der „Beſcheidenheit zu bedienen, welche, wie ich ſehe, die Richtſchnur Ihres „Benehmens bildet. Insbeſondere können Sie nicht weiſer handeln als ſich „ſo wenig als möglich in die inneren Angelegenheiten des Königreiches zu „mengen. Denn dieß würde den Spaniern Grund zum Mißtrauen und zur „Unzufriedenheit geben und auf die Länge gar leicht Ihre jetzt ſo günſtige „Stellung untergraben [5])".

Außer dem Marquis de la Paz, an deſſen redlicher Geſinnung kein Zweifel obwalte, ſolle Königsegg, ſo fuhr der Prinz fort, keinem Spanier, wer er auch ſein möge, unbedingtes Zutrauen ſchenken. Hiemit ſei aber durchaus nicht geſagt, daß er ſie irgend einen Argwohn fühlen laſſen dürfe. Im Gegentheile habe er darauf zu ſehen, daß die Spanier, welche zu gewinnen England und Frankreich ſo eifrig ſich beſtrebten, wenigſtens

keinen Grund zu Klagen wider den Kaiſer erhielten. Deßhalb ſeien auch die Begehren derjenigen aus ihnen, die früher dem Kaiſer gedient hätten, bei dem Hofe zu Madrid nur inſofern zu unterſtützen, als ſie im Rechte gegründet wären. Denn ihnen beſondere Gunſtbezeigungen zu gewähren, könne man dem Könige Philipp nicht zumuthen. Nichts ſei natürlicher, als daß er ſich nicht herbeilaſſen wolle, ſeine ehemaligen Gegner auf Koſten ſeiner Anhänger mit Vortheilen zu bedenken.

So erfreut man zu Wien war über Königseggs bevorzugte Stellung in Madrid, ſo mißgünſtig ſahen die Höfe von England und Frankreich dieſelbe mit an. Die ungeſtüme Weiſe der Königin von Spanien trug noch dazu bei, die Spannung auf's höchſte zu ſteigern. Ungeſcheut ließ ſie ſich verlauten, daß durch ſie das Haus Bourbon Habsburgs Throne beſteigen werde, und Niemand durfte es wagen, einen Widerſpruch dagegen laut werden zu laſſen. Die höchſte Ungnade wäre die unausbleibliche Folge davon geweſen.

So weit waren zu Anfang des Jahres 1727 die Dinge ſchon gekommen, daß dem Prinzen Eugen der baldige Ausbruch des Krieges unvermeidlich ſchien [9]). Die für den Kaiſer ſo beleidigende Anrede, welche König Georg I. im Jänner dieſes Jahres an das engliſche Parlament hielt, die Abſchaffung des kaiſerlichen Reſidenten Palm aus London, welcher gegen den Inhalt jener Rede in ſcharfer Weiſe Einſpruch gethan hatte, die darauf folgende Ausweiſung Saint-Saphorins aus Wien, durch deſſen aufreizende Berichte die herrſchende Erbitterung noch mehr geſchürt worden war, Englands mächtige Rüſtungen endlich beſtärkten den Prinzen in der Anſicht, daß man am Vorabende eines neuen und blutigen Krieges ſtehe.

Keine Vorkehrung zu verſäumen, um den etwaigen Angriffen der Feinde mit Kraft begegnen zu können, war nun das Ziel der angeſtrengteſten Bemühungen des Prinzen. Alles wurde aufgeboten, um dieſen Zweck zu erreichen. Im großartigſten Maßſtabe betrieb man die Rekrutirung der Truppen, den Ankauf der Pferde, die Ausrüſtung des Geſchützweſens. Die Feſtungen, insbeſondere diejenigen in den Niederlanden wurden in Vertheidigungsſtand geſetzt. In Mailand, Neapel und Sicilien ſammelte man Kriegsvölker. Die Reichskreiſe ſuchte man zu gewinnen, und den Vertrag mit Preußen, ohne das Bündniß mit dem Könige zu löſen, doch in der Art abzuändern, daß die Beſtimmungen daraus entfernt würden, welche dem pfälziſchen Kurhauſe anſtößig erſcheinen konnten. Rußland wurde ange-

gangen, ſeine Hülfsvölker in Bereitſchaft zu halten, und Spanien vor der Belagerung Gibraltars ernſtlich gewarnt. Das paſſendſte wäre, ſo meinte man am Kaiſerhofe, die ſpaniſchen Truppen in Catalonien zu ſammeln, und wenn die Gegner mit den Feindſeligkeiten beginnen würden, in Frankreich einzubrechen.

Gewiß iſt es ein eigenthümliches Walten des Schickſals, daß der kaiſerliche Feldmarſchall Graf Guido Starhemberg es war, welchen König Philipp ſelbſt als denjenigen Feldherrn bezeichnete, dem er den Oberbefehl über dieſes Heer am liebſten anvertrauen würde [7]). So ſollten ſie nun beide, der Kaiſer ſowohl als ſein berühmter Feldmarſchall auf der Seite jenes Fürſten ſtehen, den ſie ſo lange mit höchſter Erbitterung bekämpft hatten. Und Starhemberg, deſſen Namen man nur zu nennen brauchte, um eine lange Reihe kühner Kriegesthaten an ſich vorüberziehen zu ſehen, ſämmtlich auf ſpaniſchem Boden wider König Philipp vollführt, er ſollte nun dieſelben Soldaten, die ſo oft zurückgewichen waren vor dem Schrecken ſeines Namens, dieſelben Krieger, welche ihren großen Gegner mit dem Namen des gran Capitano bezeichnet hatten, er ſollte ſie nun in den Kampf führen wider Frankreich, deſſen unerhörten Anſtrengungen allein Philipp es verdankte, daß er den Thron von Spanien zu behaupten vermocht hatte.

Der Plan, gleich nach dem Ausbruche des Krieges von Spanien aus in Frankreich einzudringen, zeigte die ernſte Abſicht des Kaiſerhofes, ſich, wenn man angegriffen werden ſollte, nicht bloß vertheidigungsweiſe zu verhalten, ſondern den Kampf wo möglich auf feindliches Gebiet zu ſpielen. Mehr noch als gegen Frankreich hatte man es auf England abgeſehen, wie denn zwiſchen ganzen Staaten nicht minder als zwiſchen einzelnen Individuen die Feindſchaft derer, welche ehemals Freunde geweſen, immer erbitterter iſt als diejenige langjähriger Gegner. Man wußte es wohl zu Wien und es war in ganz Europa kein Geheimniß, daß die ſchwächſte Seite Englands in deſſen inneren Zuſtänden lag. Zwölf Jahre erſt ſaß das Haus Hannover auf dem britiſchen Throne, und ſo wenig hatte es damals noch Wurzel im Lande geſchlagen, daß König Georg I. ſelbſt ſich noch immer des Gedankens nicht erwehren konnte, ſeine Herrſchaft werde dort nur eine vorübergehende ſein. Wenn es alſo gelang, den Zwieſpalt im eigenen Lande wieder wachzurufen, die zahlreichen Gegner der

beſtehenden Regierung zu ſammeln, zu bewaffnen und im Kampfe gegen dieſelbe zu unterſtützen, ſo durfte mit Recht vermuthet werden, das britiſche Cabinet, kaum ſtark genug ſich ſeiner inneren Feinde zu erwehren, werde völlig außer Stande ſein, gegen den Kaiſer und deſſen Verbündete angriffsweiſe vorzugehen.

Dieſer Gedanke lag dem Plane zu Grunde, welchen einer der wärmſten Anhänger des Prätendenten Jakob Stuart damals dem Kaiſerhofe vorlegte. An drei verſchiedenen Punkten ſollten Landungen in England ausgeführt werden, von Seite Spaniens, des Kaiſers und Rußlands. Letzteres ſollte ſeine Truppen bei Newcaſtle an's Land ſetzen, dort wo das nördliche England an Schottland grenzt. Die Streitkräfte des Kaiſers hätten ſich in den öſterreichiſchen Niederlanden einzuſchiffen und die britiſche Küſte dort zu betreten, wohin ihre Fahrzeuge durch den Wind eben getrieben würden. Die ſpaniſche Flotte aber war beſtimmt, bei Briſtol zu landen, weil in jener Gegend Englands die jakobitiſche Partei ihre Hauptſtärke beſaß. Alle hätten ſie, insbeſondere aber die Spanier, beträchtliche Vorräthe an Waffen und Munition mit ſich zu führen, um mit denſelben die Anhänger des Prätendenten zu verſehen, von denen man ſich verſprach, daß ſie ſich in großer Zahl den fremden Truppen anſchließen würden. Einige der bekannteſten Anhänger Jakob Stuarts ſollten ſich mit Geld und Waffen nach Schottland verfügen, um dort für denſelben ein Heer zu ſammeln. Ein beſonderer Nachdruck wurde darauf gelegt, daß Spanien ſeine Schiffe nicht, wie Alberoni gethan, in Cadix, ſondern daß es dieſelben in Bilbao und den am nächſten an England gelegenen Häfen ausrüſte, um die Ueberfahrt dorthin binnen kürzeſter Zeit bewerkſtelligen zu können.

So lockend dieſer Plan in gewiſſer Beziehung auch ſein mochte, ſo täuſchte ſich Eugen doch nicht über die ungemeinen Schwierigkeiten, welche einer Ausführung desſelben im Wege ſtanden. Vor Allem hielt der Prinz an dem Grundſatze feſt, daß an eine Unternehmung zu Gunſten des Prätendenten erſt nach wirklichem Ausbruche des Krieges gedacht werden könne [8]). Jedoch auch in dieſem Falle wäre auf das Gelingen nicht ſo zuverſichtlich zu hoffen, wie man es darzuſtellen verſuche. Die weite Entfernung der ruſſiſchen Häfen von der engliſchen Küſte, und die Schwierigkeit, an die letztere zu gelangen, da ohne allen Zweifel eine britiſche Flotte im baltiſchen Meere erſcheinen würde, ſtünden der ruſſiſchen Landung in

England, der Mangel an Schiffen und die Unentbehrlichkeit der Truppen in den Niederlanden, welche von Frankreich und Holland aus ſchwer bedroht ſeien, derjenigen der kaiſerlichen Streitkräfte im Wege.. Auch gegen Spanien hin und an der ſchottiſchen Küſte würden ſo viele britiſche Schiffe kreuzen, daß eine Landung gewiß nur ſchwer zu bewerkſtelligen ſei. Trotzdem dürfe man die Sache nicht aus den Augen verlieren. Denn es wäre allerdings ein entſcheidender Schlag, wenn es gelänge, England ſelbſt zum Kriegsſchauplatze zu machen. Sei der Kampf nur einmal dort ausgebrochen, ſo werde er, wenn man die Jakobiten zu unterſtützen vermöge, gewiß lange genug dauern. Und wenn auch zuletzt die Unternehmung zu Gunſten des Prätendenten ſcheitern ſollte, ſo müſſe dieſer innere Krieg England ſo ungemein ſchwächen, daß es Andere nicht mehr zu beunruhigen vermöge und König Georg genug zu thun haben werde, ſich ſelbſt auf ſeinem Throne zu erhalten [9]).

So ſtanden ſich die beiden großen Parteien, in welche Europa damals getheilt war, mit gezücktem Schwerte drohend gegenüber. Aug in Auge maßen ſie einander, jede den Arm weit ausgeholt zum Streiche, der jedoch nirgends wirklich geführt wurde, als in Spanien ſelbſt, wo König Philipp trotz der Abmahnungen des Kaiſers dennoch an die Belagerung von Gibraltar ſchritt. Treu dem gegebenen Worte, ſich in keine Feindſeligkeiten einzulaſſen, wenn ſie nicht von den Gegnern zuerſt eröffnet würden, nahm Karl VI. weder an jener Unternehmung Antheil, noch begann er auf irgend einem andern Punkte den Angriff. Daß derſelbe auch von England und deſſen Verbündeten nirgends gewagt wurde, muß als ein untrügliches Zeichen gelten, wie die Entſchloſſenheit des Kaiſerhofes deſſen Gegnern ſichtlich imponirte. Und inſofern die Wiener Verträge durchaus keinen Angriff auf diejenigen bezweckten, welche an denſelben nicht Theil nehmen wollten, während das Herrenhauſer Bündniß nach dem offenen Geſtändniſſe derer, die es abſchloſſen, nur darauf abzielte, den Kaiſer mit Krieg zu überziehen, ſo mußte der Umſtand, daß es nicht zum Kampfe kam, in Wien als ein errungener Vortheil angeſehen werden [10]).

Ohnehin war es England allein, deſſen Regierung von einer tiefen Erbitterung wider den Kaiſer beſeelt war. Frankreich und Holland hatten ſich gewiſſermaßen nur in's Schlepptau nehmen laſſen. Erſteres hatte kein Verlangen, um Englands Willen mit dem jüngeren Zweige ſeines Königs-

hauſes in Krieg verwickelt zu werden. Letzteres ſehnte ſich nicht darnach, durch ſeine Mithülfe franzöſiſche Truppen in den Beſitz der öſterreichiſchen Niederlande gelangen zu ſehen. Hiezu kam noch, daß die Leitung der öffentlichen Geſchäfte in Frankreich aus den Händen des Herzogs von Bourbon in diejenigen Fleury's, des Biſchofs von Frejus, übergegangen war.

Zu jener Zeit ſchon über ſiebzig Jahre zählend, zeigte ſich Fleury ſeines hohen Alters und mehr noch ſeines friedliebenden Charakters wegen ſehr geneigt, zur Erhaltung der Ruhe Europa's weſentlich beizutragen. Vor zwanzig Jahren ſchon, als Eugen mit ſeinem Vetter Victor Amadeus in Südfrankreich einbrach und Toulon vergeblich belagerte, war Fleury dem Prinzen bekannt geworden und ſeither ein eifriger Verehrer desſelben geweſen [11]). Vielleicht hoffte man in Wien darauf, daß dieſer Umſtand dazu beitragen werde, einem Ausbruche des Krieges vorzubeugen. Aber Fleury, bald nach ſeiner Erhebung mit dem Cardinalshute bekleidet, hielt damals feſt an dem Bündniſſe mit England, und er machte die Fortdauer des Friedens von einer mehrjährigen Suspenſion der Oſtendiſchen Handelscompagnie abhängig.

Hiedurch wurde die Lage des Kaiſers, wenn er ſich zu jenem Zugeſtändniſſe nicht bequemen wollte, neuerdings eine höchſt gefährliche. Die ſpaniſchen Subſidien blieben aus, und als das zweite Jahr des Wiener Bündniſſes zu Ende ging, war noch nicht die Hälfte der für das erſte Jahr fälligen Beträge eingegangen. Von dem Könige von Sardinien mußte in Folge der Ablehnung ſeiner Anträge ein Friedensbruch befürchtet werden. Auf die deutſchen Fürſten konnte man ſich nur wenig verlaſſen, und der König von Preußen wurde dadurch wieder ſchwankend, daß der Kaiſerhof dem durch Seckendorff abgeſchloſſenen Vertrage die Ratification verſagte und Aenderungen desſelben verlangte. Die ruſſiſche Hülfe war entfernt und durch den Tod der Czarin Katharina unſicher geworden. Dänemark und Schweden hatten ſich dem Herrenhauſer Bündniſſe angeſchloſſen, und ſo befand ſich Karl VI. allein, England und Frankreich, den mächtigſten Staaten Europa's gegenüber. Es war nahezu unmöglich, daß der Ausgang des Kampfes, wenn er ſich entſpann, für ihn ein günſtiger ſein konnte.

Unter ſolchen Umſtänden mußte dem Kaiſer an der Erhaltung des Friedens Alles gelegen ſein. Es handelte ſich nur darum, den Preis in's

Auge zu faſſen, von deſſen Gewährung die Erfüllung dieſes Wunſches abhängig gemacht wurde. Die Oſtendiſche Compagnie, dieſe Lieblingsſchöpfung des Kaiſers, ſollte auf ſieben Jahre ſuspendirt und damit, das konnte man wohl vorausſehen, ihre völlige Aufhebung vorbereitet werden. Aber durfte man denn überhaupt unter den obwaltenden Umſtänden an eine Fortdauer derſelben denken? War es, wenn England, Frankreich und Holland feindlich geſinnt, wenn ſie entſchloſſen blieben, die Schiffe der Handelsgeſellſchaft wegzunehmen und als gute Beute zu erklären, überhaupt möglich, da noch Seehandel zu treiben? Ja mußte nicht mit Beſtimmtheit befürchtet werden, daß bei einem Einbruche der Heere Frankreichs und Hollands in die Niederlande Oſtende in ihre Gewalt fallen und hiedurch dem Handel der Compagnie ohnehin ein Ende gemacht werden würde?

Dieß waren die Betrachtungen, durch welche die Conferenzräthe des Kaiſers, Eugen, Sinzendorff und Starhemberg bewogen wurden, die Frage an ihn zu richten, ob ſie die Möglichkeit einer Aufhebung der Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft in den Kreis ihrer Berathungen ziehen dürften [12]). Und als der Kaiſer ſie aufforderte, ihm auch über dieſen Punkt ihre Meinung frei und ungeſcheut zu eröffnen und nur darauf Bedacht zu nehmen, daß ſowohl dasjenige gerettet, was zu retten möglich ſei, als daß ſeine Ehre und ſein Anſehen ohne Makel erhalten werde [13]), da riethen ſie ihm einſtimmig, ſich zur Annahme der Vorſchläge des Cardinals Fleury herbei zu laſſen und ſomit auch die Suspenſion der Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft zuzugeben [14]).

Mit ſchwerem Herzen brachte der Kaiſer das Opfer, in die Unterdrückung einer Schöpfung zu willigen, deren ſichtliches Gedeihen ihm wahre Freude bereitet hatte. Aber er wich der drängenden Nothwendigkeit, und er beauftragte den Baron Fonſeca, ſeinen Bevollmächtigten zu Paris, auf dieſe Bedingung hin die Friedenspräliminarien mit England, Frankreich und Holland zu unterzeichnen. Am 31. Mai 1727 geſchah dieß. Ein allgemeiner Waffenſtillſtand wurde für ſieben Jahre verabredet und die Oſtendiſche Compagnie für die gleiche Zeit außer Wirkſamkeit geſetzt. Binnen zwei Monaten ſollte ein Congreß zuſammentreten, auf welchem die übrigen Streitigkeiten zwiſchen den Mitgliedern der beiden großen Bündniſſe zu ſchlichten wären.

Vollkommen irrig iſt die oft wiederholte Behauptung, der Kaiſer habe ſeinen Verbündeten, den König von Spanien verlaſſen, ja ohne deſſen Vorwiſſen die Präliminarien abgeſchloſſen. Schon am 3. April 1727 eröffnete Eugen dem ſpaniſchen Botſchafter am Wiener Hofe, Herzog von Bournonville, den Wortlaut der Verabredungen, über die man mit Frankreich verhandelte [15]). Der König von Spanien erklärte ſich bereit, durch die Vermittlung des Kaiſers den Präliminarien beizutreten, und da er ſeit dem Bruche mit Frankreich daſelbſt keinen diplomatiſchen Agenten beſaß, ſo erhielt Bournonville Vollmacht, die Präliminarien in Wien zu unterzeichnen. Es fand dieß im Monate Juni des Jahres 1727 ſtatt.

Der Abſchluß der Friedenspräliminarien ſollte nach Eugens Meinung in dem bisherigen Freundſchaftsverhältniſſe des Kaiſers zu Spanien keine Aenderung hervorbringen. Wie ſehr Karl VI. an demſelben feſtzuhalten gedachte, hatte er durch den Nachdruck gezeigt, mit dem er während der Verhandlung die Intereſſen Spaniens vertrat. Während er ſelbſt ſich entſchloß, die Oſtendiſche Compagnie preiszugeben, wurde Spanien kein anderes Opfer zugemuthet, als die Belagerung Gibraltars aufzuheben, eine Unternehmung, von welcher ohnedieß kein günſtiger Erfolg zu erwarten war. Ja der Prinz ſprach die Anſicht aus, daß feſtes Zuſammenhalten jetzt vielleicht noch mehr Noth thue als früher. Denn in dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem der Friede wenigſtens für einige Zeit geſichert ſei, werde die Bemühung Englands und Frankreichs ſich verdoppeln, die beiden Verbündeten, den Kaiſer und Spanien, von einander zu trennen. Um ſo unverbrüchlicher daran feſtzuhalten, gebiete unter ſolchen Umſtänden die Pflicht und das Intereſſe der beiden Monarchen, ſei es daß die bevorſtehenden Verhandlungen zum wirklichen Frieden führten oder daß derſelbe erſt durch die Gewalt der Waffen erkämpft werden müßte [16]).

Die gleiche Stimmung auch am ſpaniſchen Hofe zu nähren und denſelben zu eben ſo großer Standhaftigkeit zu ermuntern, wie man ſie in Wien zu bewähren entſchloſſen war, dahin ſollte nun nach Eugens Willen Königseggs eifrigſtes Bemühen gerichtet ſein. Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, habe er, ſchrieb ihm der Prinz, Alles anzuwenden, das Vertrauen des Königs, insbeſondere aber der Königin in noch höherem Maße zu gewinnen. Er ſolle trachten, den Marquis de la Paz, den getreuen

Verfechter der öſterreichiſchen Allianz, trotz der Angriffe ſeiner Feinde am Staatsruder zu erhalten. Da derſelbe, obgleich wohlgeſinnt, doch zu ſchnell eingeſchüchtert und zu furchtſam ſei, um ſeinen Gegnern unerſchrocken die Stirne zu bieten, ſo möge ihm Königsegg mit Rath und That zur Seite ſtehen, ihn zu energiſcher Handlungsweiſe ermuthigen [17]) und darauf hinwirken, daß ſeine Widerſacher aus den Regierungsgeſchäften entfernt und ihre Stellen mit Männern beſetzt würden, welche derſelben politiſchen Farbe angehörten, zu der ſich der Marquis de la Paz bekenne.

Als die hauptſächlichſten Gegner des Bündniſſes mit Oeſterreich wurden von Eugen der Marquis von Caſtellar und deſſen Bruder Don Joſè Patiño bezeichnet. Nach Ripperda's Sturze hatte der Erſtere das Kriegsdepartement, der Letztere aber die Leitung der Marine übernommen. Bald erhielt Patiño noch überdieß die Verwaltung der ſpaniſchen Finanzen, und dieß war für den Kaiſer beſonders wichtig, weil ja die Zahlung der verabredeten Subſidien einen Hauptpunkt der Allianz bildete.

Ungeheure Anſtrengungen hatte Karl theils ſelbſt, theils durch die Aufnahme deutſcher Soldtruppen in ſeinen Dienſt gemacht. Dieſe Opfer allein zu tragen, war der öſterreichiſche Staatsſchatz durchaus nicht im Stande. Ja es wäre auch ungerecht geweſen, ſie nur ihm aufbürden zu wollen, denn ſie waren nicht minder im Intereſſe Spaniens als in demjenigen des Kaiſers gebracht worden.

Noch vor dem Abſchluſſe der Friedenspräliminarien und trotz der Wachſamkeit der zahlreichen britiſchen Kriegsſchiffe, welche ſich im atlantiſchen Ocean befanden, war doch die Silberflotte aus Amerika glücklich in Spanien angelangt [18]). Die Schätze, welche ſie trug, hätten den König in den Stand geſetzt, ſeinen vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen den Kaiſer nachzukommen. Daß dieß noch immer nicht geſchah, maß Eugen, und nicht mit Unrecht, dem üblen Willen des ſpaniſchen Finanzminiſters bei. „So „lange die Brüder Patiño im Amte ſind", ſchrieb er an Königsegg, „werden „ſie Mittel finden, die wohlwollendſten Abſichten des Königs, uns zu Hülfe „zu kommen, völlig zu vereiteln [19])".

Nichts wäre ſchlimmer, fuhr der Prinz fort, als wenn man noch vor der Eröffnung des Friedenscongreſſes theilweiſe wieder entwaffnen, oder die Truppen der deutſchen Fürſten aus dem Solde des Kaiſers entlaſſen müßte. Eines wie das Andere würde die übelſte Wirkung hervorbringen.

Für keinen der Betheiligten jedoch könnte dieſelbe verderblicher ſein als für die Königin von Spanien und deren Kinder, indem Niemand vorhanden wäre, der die Anſprüche der letzteren auf Parma und Toscana zu verfechten im Stande ſei. Die jetzt mit Oeſterreich und Spanien verbündeten Fürſten würden dieſer Allianz gewiß nur ſo lange getreu bleiben, als ſie Vortheil davon zögen. „Wenn Spanien die übernommenen Verpflichtungen in „Bezug auf die Subſidien nicht einhält [20]), und in Folge deſſen der Kaiſer „entwaffnen muß, ſo werden die Engländer und ihre Verbündeten", erklärte Eugen, „auf dem Congreſſe den Meiſter ſpielen. Ihre Anmaßung „wird keine Grenzen kennen, und ſie werden ſich berechtigt glauben, uns „entweder die Bedingungen vorzuſchreiben, welche ihnen gefällig ſind, oder „ſo bald ſie unſere Schwäche erkennen und ſich von offenen Feindſeligkeiten „größere Vortheile erwarten, uns mit Krieg zu überziehen". Er zweifle zwar nicht, fügte der Prinz hinzu, an den guten Abſichten des Königs und der Königin von Spanien. „Was nützen jedoch ſolche Abſichten", fuhr Eugen fort, „wenn der Eigenſinn eines Miniſters, der ihnen insgeheim „entgegenarbeitet, ihre Wirkung völlig zu lähmen vermag."

Königsegg ſolle daher, ſo trug der Prinz ihm auf, ſeine Bemühungen verdoppeln, um Patiño von der Verwaltung der ſpaniſchen Finanzen zu entfernen. Doch habe er hiebei mit höchſter Vorſicht zu Werke zu gehen, weil es dem Madrider Hofe nicht wünſchenswerth ſein könne, einen fremden Miniſter ſich allzuſehr in die inneren Angelegenheiten des Landes mengen zu ſehen. Aber trotz dieſer Gefahr möge Königsegg, ſo wünſchte es der Prinz, hauptſächlich durch Verwendung bei der Königin verſuchen, eine Aenderung der Grundſätze zu erwirken, nach denen man damals in Spanien bei der Verwaltung des eigenen Landes vorging. „So lange man den jetzt eingeſchlagenen Weg verfolgt", ſchrieb Eugen an Königsegg, „wird weder Ordnung noch Regel in den Regierungsgeſchäften „herrſchen. Der Credit des Königs wird im Auslande eben ſo tief ſinken, „wie es im Innern Spaniens ſchon der Fall iſt. Immer wird er ſich „von den nöthigen Summen entblößt finden, ſo lang er es geſtattet, daß „man ihn ungeſtraft beſtiehlt. In gewiſſen Fällen muß der Fürſt, welcher „regiert, die erforderliche Strenge zu zeigen wiſſen. Seine Autorität wird „herabgewürdigt, er weiß ſich keinen Gehorſam zu verſchaffen, und wenn „öffentliche Mißbräuche ungeahndet bleiben, ſo vermag nichts Abhülfe zu

„bringen als indem man dort, wo es Noth thut, ein Beiſpiel der Strenge „zu geben ſich entſchließt. Bei der Art und Weiſe, in welcher jetzt die „Finanzen in Spanien verwaltet werden, wird der König ſich in Bedrängniß „befinden, auch wenn er zwanzig Indien beſäße [21])".

„So lang die Leitung der Finanzen in den Händen eines Mannes bleibt, ſagt Eugen in einem ſpäteren Schreiben an Königsegg, „der ohne Treue „und Glauben, bei der Nation verhaßt und unfähig iſt, ſie zu regieren, „ſo lang das Kriegsweſen nicht auf beſſern Fuß gebracht, ſo lang die „Autorität des Königs nicht mehr befeſtigt und jedem geſtattet wird zu „thun was ihm beliebt, wird der Glanz der Monarchie, ſtatt ſich zu heben, „immer tiefer und tiefer ſinken, die Verwirrung ſich mehren und endlich „bis zu einem Punkte gelangen, auf welchem es ganz unmöglich ſein wird, „ihr noch einigermaßen zu ſteuern [22])."

Daß es von König Philipp nicht erwartet werden durfte, er werde ſich ermannen, die ſchlaff gewordenen Zügel der Regierung mit ſtarker Hand wieder ergreifen, der eingeriſſenen Unordnung Abhülfe ſchaffen, Spanien im Innern neu beleben und ihm nach Außen hin eine würdige Stellung gewinnen, darüber war Eugen längſt nicht mehr im Zweifel. Tief verſunken in eine krankhafte Schwermuth, war Philipp für die Außenwelt nahezu unempfänglich geworden. Da von ihm weder für ſein eigenes Land, noch für das Bündniß mit dem Kaiſer irgend etwas zu hoffen war, ſo ſuchte Eugen es in's Werk zu ſetzen, daß die Zwecke, welche das gemeinſame Intereſſe erforderte, auch ohne die Mitwirkung des Königs erreicht würden.

Nur eine einzige Perſon hielt er für geeignet, um ein ſo großes Vorhaben zu verwirklichen. Es war dieß Niemand geringerer als die Königin ſelbſt. Eugen kannte die Empfänglichkeit für das Außerordentliche, von welcher ſie ſchon ſo viele, dem Kaiſerhofe nicht immer erfreuliche Proben gegeben hatte. Wenn es gelang, ſie für den Gedanken zu begeiſtern, die Wiederherſtellerin einer ſtarken und ſegenbringenden Regierung in Spanien zu werden, ſo ließ ſich für ihr eigenes Land wie für den Bund mit dem Kaiſer nur Günſtiges vorherſehen. Noch waren die Zuſtände nicht ſo verzweifelt, um nicht von raſcher Abhülfe der Uebelſtände dauernde Heilung hoffen zu laſſen.

Königsegg ſolle daher, ſo meinte Eugen, die Königin bereden, ihren Gemahl dahin zu bringen, daß er ihr förmlich einen gewiſſen Wir-

kungskreis in den Regierungsgeſchäften einräume. Sei dieß geſchehen, ſo werde ſie die ihr verliehene Macht dazu anwenden können, für Spanien in der Art und Weiſe zu handeln, welche ſie ſelbſt als eine heilſame erkennen müſſe [23]).

Dieſer Gedanke wurde von nun an von Eugen mit Vorliebe gehegt, und er ſuchte ihm durch Königseggs Vermittlung bei der Königin von Spanien Eingang zu verſchaffen. Es ſei nicht gut, ſagte der Prinz, und werde früher oder ſpäter üble Früchte tragen, daß man das ſpaniſche Volk von der Verwaltung des eigenen Landes gänzlich ausgeſchloſſen habe. Der Königin könne die Erbitterung nicht unbekannt ſein, welche darüber in Spanien herrſche. Eben ſo ſchädlich wirke das geſpannte Verhältniß, in welchem ſich die Königin zu ihrem Stiefſohne, dem Prinzen von Aſturien befinde. Das einzige Mittel, all dem abzuhelfen, liege darin, daß ſich die Königin von ihrem Gemahle die Ernennung zur Regentin erwirke und ſich dann mit einem oberſten Rathe umgebe, aus Männern von Redlichkeit, Fähigkeit und Beliebtheit im Volke beſtehend. Dem Prinzen von Aſturien wäre hierin nach ihr ſelbſt die erſte Stimme einzuräumen, Patiño aber zu entlaſſen und nicht fürder, der öffentlichen Meinung zum Hohne, in ſeinem Amte zu erhalten. Durch die Berufung des Prinzen von Aſturien würde die Königin ſich deſſen Freundſchaft verſichern, deren ſie und ihre Kinder in Zukunft noch gar ſehr bedürfen könnten. Die Errichtung eines Cabinetsrathes aber würde alle Mitglieder desſelben zu ihren Anhängern machen und dadurch eine Partei bilden, auf welche fortan mit einer gewiſſen Zuverſicht zu zählen wäre [24]).

Nichts übertrifft die Vorſtellungen an Klarheit und Energie, welche Eugen zu wiederholten Malen an die Königin gelangen ließ, um ſie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, den Prinzen von Aſturien an ſich zu feſſeln und durch die Einſetzung eines Cabinetsrathes einen großen Theil der ſpaniſchen Großen zu gewinnen [25]).

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß Eugen dieſe Schritte nicht allein zum Beſten der Königin oder im Intereſſe Spaniens that, ſondern daß er dabei, wie es ſeine Pflicht war, vorzugsweiſe den Vortheil des Kaiſers berückſichtigte. Denn er hielt es ſich ſtets vor Augen, wie leicht eine zweite Abdankung König Philipps oder ſein plötzlicher Tod, welcher bei deſſen zerrütteter Geſundheit ſogar zu den Wahrſcheinlichkeiten gehörte, den Prinzen

von Aſturien auf den ſpaniſchen Thron erheben könnte. Wäre nun dieſer in Zwieſpalt mit der Königin, ſo würde der von ihr geſchloſſene Bund mit dem Kaiſer nicht von Beſtand ſein und das Haus Oeſterreich ſich ſchnell von einem Alliirten verlaſſen ſehen, für deſſen Freundſchaft es ſo viele Opfer gebracht hatte. Ja es ſchien dem Prinzen, daß gerade die Erwartung eines baldigen Thronwechſels in Spanien es war, wodurch die Mächte, welche der Gegenpartei angehörten, ermuthigt wurden, in ihrer herausfordernden Haltung zu verharren. Die Einigung der Königin mit dem Prinzen von Aſturien und deſſen allmälige Gewinnung für das politiſche Syſtem, welches ſich auf das Bündniß mit Oeſterreich gründete, ſollte nach Eugens Meinung die feindlich geſinnten Mächte von der Dauerhaftigkeit dieſer Allianz überzeugen und ihre verletzende Sprache mäßigen und herabſtimmen [26]).

Worauf aber der Prinz immer wieder von neuem zurückkam, das war die Nothwendigkeit der Entfernung Patiño's. Da derſelbe ſich nicht allein in ſeinem Amte erhielt, ſondern die Gunſt der Königin für ihn ſich noch zu vermehren ſchien, ſo wurde Königsegg zu verdoppelter Anſtrengung angewieſen, um ihn zu ſtürzen. Er möge hiebei offen und ohne Rückhalt zu Werke gehen, ſchrieb ihm der Prinz. Denn es ſei zu wichtig für den Kaiſer, einen Mann vom ſpaniſchen Hofe zu entfernen, auf deſſen Wort nicht im mindeſten gebaut werden könne, einen Mann, welcher ſelbſt vom übelſten Willen beſeelt, nichts außer Acht laſſen werde, um ihn auch der Königin einzuflößen, wenn er ſie jemals ſchwankend glauben ſollte im Bunde mit Oeſterreich [27]).

Königsegg bemühte ſich redlich, die Aufträge Eugens zu erfüllen, aber alle ſeine Beſtrebungen blieben fruchtlos. Die Königin, einen Augenblick eingeſchüchtert durch die ſchwere Erkrankung ihres Gemahls, verfolgte von dem Zeitpunkte an, als es ſich mit deſſen Geſundheit wieder zur Beſſerung anließ, ihren frühern Weg. Nach wie vor behandelte ſie ihren Stiefſohn und die ſpaniſchen Grauden in verächtlicher, wegwerfender Weiſe, und entfremdete ſich dieſelben immer mehr. Der Prinz von Aſturien, von jeher mit unfähigen Menſchen umgeben, war, was ſeine Entwicklung betraf, hinter ſeinem Alter weit zurückgeblieben. Er hatte keinen Begriff von Staatsſachen, und war zudem durch die herriſche Behandlung, die er von Kindheit an von ſeiner Stiefmutter zu erdulden hatte, ſo furchtſam

und ängſtlich geworden, daß wenn man ihn auch zu gewinnen vermocht hätte, man doch in keiner Weiſe auf ihn rechnen durfte. Die Granden endlich, von Haß erfüllt gegen ihre deſpotiſche Königin, waren wider Alles geſtimmt, was von ihr ausging, und daher auch dem Bündniſſe mit dem Kaiſer nicht geneigt.

Dieſe feindſelige Geſinnung der ſpaniſchen Großen wurde noch dadurch vermehrt, daß ſie, und nicht mit Unrecht, dem Hauſe Oeſterreich den Verluſt ſo vieler höchſt einträglicher Poſten in Italien und den Niederlanden zuſchrieben, mit welchen früher ſie ſelbſt und die Ihrigen in reichem Maße betheilt worden waren. „Dieſe Wunde iſt ſo tief", ſchrieb Graf Königsegg dem Prinzen Eugen, „daß nichts dieſelbe zu heilen vermag. „Die Spanier werden unzweifelhaft die nächſte Gelegenheit benützen, „welche ſich darbietet, um neuerdings in Italien feſten Fuß zu faſſen. Die „Erbfolge hingegen, welche man daſelbſt dem Infanten Don Carlos zu„geſichert hat, verletzt ſie eher, als ſie ſie zufrieden ſtellt. Denn ſie ſagen „es ungeſcheut, daß jene Staaten der Krone Spanien gebühren, um ſie „zu entſchädigen für die vielen Königreiche, die man ihr entriſſen habe, „während die Einſetzung eines jüngeren Prinzen in dieſe Länder für Spa„nien ſelbſt ganz ohne Nutzen ſei [28])".

Auch denjenigen Wunſch des Prinzen Eugen, auf welchen derſelbe den meiſten Nachdruck legte, Patiño's Entfernung zu bewirken, war Königsegg nicht im Stande zu erfüllen. Seine Vorſtellungen bei der Königin, ſo entſchieden ſie auch lauten mochten, blieben wirkungslos, und es entging nicht ſeinem feinen Tacte, daß ſie überhaupt mit geringerer Zuvorkommenheit aufgenommen wurden als früher. In der Aenderung, die er hierin wahrzunehmen glaubte, in dem ſchlechten Stande der Dinge in Spanien im Allgemeinen, und in der Haltung, welche die königliche Regierung auf dem Congreſſe annahm, der endlich nach langer Zögerung zu Soiſſons zuſammengetreten war, meinte Königsegg die übelſten Vorbedeutungen für die Fortdauer des Bündniſſes mit dem Kaiſer zu erblicken.

Es iſt eine völlig grundloſe Anklage, daß der Wiener Hof es geweſen ſei, welcher die Eröffnung des Congreſſes zu Soiſſons abſichtlich verzögert habe, um noch länger den Fortbezug der ſpaniſchen Subſidien zu genießen [29]). Rechtlich hätte der Beginn der Verhandlungen hierin keinen Unterſchied gemacht, indem Spanien auch während derſelben zur

Zahlung der entfallenden Summen verpflichtet gewesen wäre. In der Wirklichkeit aber hatte Spanien seine Zusage nicht erfüllt, als der Ausbruch des Krieges bevorstand, und so wäre es thöricht gewesen, nach dem Abschlusse der Friedenspräliminarien auf eine veränderte Haltung der spanischen Regierung zu rechnen. Andere Umstände waren es vielmehr, welche dem Zusammentritte des Congresses so langen Aufschub bereiteten. Der Tod Königs Georg I. von England und die Fortsetzung der Belagerung Gibraltars durch die spanischen Truppen müssen als die hauptsächlichsten derselben angesehen werden.

Es ist fälschlich versichert worden, daß der Kaiser erwartet habe, die Thronbesteigung Georgs II. würde durch jakobitische Bewegungen erschwert, ja vielleicht unmöglich gemacht werden [30]). Eugen mißbilligte vielmehr die Schritte, welche von Seite des Prätendenten geschahen, um jetzt seine Rechte zur Geltung zu bringen [31]). Ebenso tadelte er mit Schärfe die Fortsetzung der Belagerung von Gibraltar, einer Unternehmung, welcher er von vorneherein jede Aussicht auf Erfolg abgesprochen hatte. Er kündigte vielmehr schon im Dezember 1727 dem Grafen Königsegg die Absendung Penterriedters nach Paris an, um mit Entschiedenheit auf die Hinwegräumung der Hindernisse zu wirken, welche der Eröffnung des Congresses noch im Wege ständen [32]).

Für so wichtig sah man die Verhandlungen, welche zu Soissons gepflogen werden sollten, in Wien an, daß der Kaiser sich entschloß, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Hofkanzler Grafen Sinzendorff dorthin abzusenden, welchem Penterriedter als zweiter Bevollmächtigter beigegeben wurde.

Jedoch auch dieser Congreß schien, wie es mit demjenigen zu Cambray der Fall gewesen war, durchaus nicht die Ergebnisse liefern zu sollen, welche man von ihm erwartet hatte. Kurz nachdem die Verhandlungen — am 14. Juni 1728 — eröffnet worden waren, zeigte Spanien dieselbe wenig versöhnliche Haltung, welche es bisher beobachtet hatte. Es führte zu nichts, daß Eugen in angelegentlicher Weise zu Madrid vorstellen ließ, eine baldige Einigung auf vernünftige Bedingungen hin werde durch das gemeinsame Interesse dringend gefordert. Spanien möge nicht zu sehr auf Begehren beharren, welche zu erlangen keine Aussicht vorhanden sei [33]).

Eugen war jedoch zu scharfsichtig, um nicht längst darüber im klaren zu sein, daß die Rathschläge, welche von Wien ausgingen, zu Madrid nicht mehr die gleiche Wirkung hatten wie früher. Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß die Mißstimmung gegen den Wiener Hof, welche bei der maßgebenden Persönlichkeit, der Königin selbst, immer merkbarer hervortrat, mehr und mehr zunehmen werde, bis nicht der Hauptpunkt in's Reine gebracht sei, auf welchen ja alle ihre Bestrebungen eigentlich zielten. Es war dieß die Vermählung des Infanten Don Carlos mit der Erzherzogin Maria Theresia.

Deutlich zeigte es sich, auf welch schwachen Grundlagen ein Bündniß beruhte, bei dem man über die wesentlichsten Punkte nicht vollkommen einig geworden war, und bei welchem unklare Andeutungen die Stelle völlig bestimmter Verabredungen vertreten sollten. Niemals war dieß mehr als bei den Wiener Verträgen der Fall, und niemals war die Wirkung davon eine schädlichere, weil man sich nicht darüber täuschen konnte, daß jede der beiden Mächte, der Kaiser und Spanien, ganz verschiedene Ziele verfolgte. Die Königin wollte die Hand der Erbin des Kaisers für ihren Sohn; Karl VI. hingegen beabsichtigte dem Infanten nur die zweite Erzherzogin zu geben und mit der Hand seiner ältesten Tochter sich die freie Verfügung vorzubehalten. Diese Verschiedenheit der beiderseitigen Absichten hatte es veranlaßt, daß man, um sie einstweilen zu bemänteln, dem Tractate den doppeldeutigen Wortlaut gab, zwei aus den drei Erzherzoginnen sollten den beiden Infanten zu Theil werden. Nun aber trat ein Ereigniß ein, welches die Stellung des Wiener Hofes in nicht geringem Maße erschwerte. Die jüngste Tochter des Kaisers starb, und jetzt behauptete die spanische Regierung, sei der Fall vorhanden, in welchem die noch am Leben befindlichen beiden Töchter des Kaisers den Infanten nicht versagt werden könnten. In Wien meinte man jedoch, mit dem Tode der dritten Erzherzogin sei die Voraussetzung hinweggefallen, unter der man die Vermählung von zwei derselben mit den spanischen Infanten versprochen habe. Der Kaiser könne daher an die Erfüllung jenes Vorhabens nicht mehr gebunden sein.

Es versteht sich wohl von selbst, daß gegen eine solche Behauptung, wenn sie offen vorgebracht worden wäre, von Seite Spaniens triftige Einwendungen hätten erhoben werden können. Aber man wagte es nicht sich in so unumwundener Weise gegen Spanien zu erklären. Denn man kannte

zu Wien den heftigen, leidenſchaftlichen Charakter der Königin, und wußte, daß wenn ſie ihre langgenährte Hoffnung ſcheitern ſähe, ſie ſich allſogleich dem feindlichen Lager zuwenden würde. Und ſollte die Königin ſich von dem Bunde mit Oeſterreich losſagen, ſo wäre ihm, glaubte der Prinz, auch Spanien entfremdet, denn ſie ſelbſt ſei ja die einzige Stütze dieſer Allianz [34]). Ein Augenblick würde genügen, ſie zu einem Entſchluſſe zu vermögen, welcher das damalige politiſche Syſtem mit einem Schlage völlig zu verändern drohte. Es ſei übrigens leichter, die Gefahr zu erkennen, als das Mittel zu finden, um ihr zu begegnen. Einzig ihren ehrgeizigen Planen hingegeben, denke die Königin an nichts als an die Verwirklichung derſelben, ohne zu erwägen, ob auch die Zeitverhältniſſe günſtig hiezu ſeien. Der Kaiſer wolle und könne über dasjenige, was der Königin am meiſten am Herzen liege, die Vermählung ſeiner älteſten Tochter, durchaus noch keine beſtimmte Zuſage ertheilen.

Bei dem lebhaften Weſen der Königin von Spanien war es leicht begreiflich, daß ſie nur mit Ungeduld und Unwillen dieſe ausweichenden Antworten entgegen nahm. Sie wollte, ſie mußte klar ſehen in einer Angelegenheit, auf welche ſie ihre liebſten Hoffnungen gebaut hatte. Eine entſcheidende Erklärung zu erlangen, wandte ſie ſich daher in einem eigenhändigen Briefe an ihre Namensſchweſter, die Kaiſerin Eliſabeth, und der Marquis de la Paz richtete ein Schreiben an Eugen, in welchem ein förmliches Begehren um die Hand der älteſten Erzherzogin für den Infanten Don Carlos ausgeſprochen wurde.

Es iſt eben ſo natürlich, daß die Königin von Spanien eifrig auf die bindende Zuſage dieſer Vermählung drang, als daß ſie von dem Kaiſerhofe ſtandhaft verweigert wurde. Denn man war ſich in Wien immer klarer darüber geworden, wie groß der Irrthum geweſen ſei, durch welchen man ſich zu dem Abſchluſſe der Verträge mit Spanien hatte verleiten laſſen. Die Oſtendiſche Compagnie zu retten, war gegen den vereinigten Widerſtand von Frankreich, England und Holland ganz unausführbar. Durch den Bezug reicher ſpaniſcher Subſidien die eigene Kriegsmacht auf ſo achtunggebietenden Fuß zu bringen, daß man mit derſelben gegen halb Europa in die Schranken zu treten vermöchte, zeigte ſich als eine eitle Erwartung. Denn die ſpaniſchen Finanzen befanden ſich ja in noch ärgerer Zerrüttung als diejenigen des Kaiſers. Bei dem Ausbruche eines Krieges war von

dorther nicht die mindeſte Beihülfe, weder an Geld noch an Streitkräften zu hoffen. Und hiezu kam noch überdieß nicht bloß der entſchiedene Widerſpruch der deutſchen Fürſten gegen dieſe Heirath, ſondern insbeſondere der zerfallene Zuſtand des Madrider Hofes und das ſchwere Leiden des Königs, welches ein baldiges Ende desſelben beſorgen ließ. Mit Philipps Tode, das war leicht vorherzuſehen, mußte auch die Macht der Königin in ſich zuſammenbrechen. Je tiefer der Zwieſpalt war, welcher jetzt zwiſchen ihr und dem Prinzen von Aſturien, ſo wie den ſpaniſchen Granden herrſchte, deſto gewiſſer erſchien es, daß der künftige König nichts thun würde, um den Bund aufrecht zu erhalten, welchen die verhaßte Stiefmutter nicht zu Gunſten Spaniens, ſondern einzig und allein zum Vortheile ihrer Söhne geſchloſſen hatte. Mit Philipps letztem Athemzuge würde, darüber täuſchte man ſich nicht mehr zu Wien, auch die Allianz mit Spanien zu Ende ſein. Durch eine Vermählung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Infanten Don Carlos wäre demſelben auf Koſten des Kaiſers das glänzendſte Los zu Theil geworden, ohne daß dadurch das Haus Oeſterreich oder deſſen Erbländer auch nur den geringſten Vortheil erlangt hätten.

Dieß waren die weſentlichſten Urſachen, in Anbetracht deren Eugen und Starhemberg dringend riethen, Karl möge ſich Spanien gegenüber in dem Heirathsgeſchäfte zu keinen beſtimmteren Zugeſtändniſſen herbeilaſſen. Seit Sinzendorff in Soiſſons abweſend war, bildeten Eugen und Starhemberg allein die geheime Conferenz. Ihre Meinung ſtand nun in deſto größerem Anſehen beim Kaiſer, weil Alles, was ſie gegen die Errichtung der Oſtendiſchen Compagnie und gegen den Abſchluß des Bündniſſes mit Spanien vorgebracht hatten, pünktlich eingetroffen war. Karl ſtimmte daher auch jetzt ihrem Gutachten unbedingt bei, wenn ſie dazu riethen, daß man zwar an dem Bunde mit Spanien feſthalten und jedes billige Begehren desſelben zu Soiſſons angelegentlich unterſtützen ſolle, aber zu dem ſpaniſcher Seits verlangten Verſprechen, die Hand der Erzherzogin Thereſia dem Infanten Don Carlos zu geben, dürfe man ſich nun und nimmermehr verſtehen. Man könne zwar, erklärten Eugen und Starhemberg dem Kaiſer, bei der bekannten maßloſen Heftigkeit der Königin durchaus nicht vorherſagen, ob ſie nicht nach Empfang einer ausweichenden Antwort einen übereilten Beſchluß faſſen werde. Es entſtehe aber daraus was da wolle, ſo werde es immer noch weniger mißlich ſein, als wenn man ſich

herbeiließe, den Wünſchen der Königin in jenem wichtigſten Punkte zu willfahren.

Es war eine ſchwere Aufgabe, das Schreiben des Marquis de la Paz in einer Weiſe zu beantworten, daß ohne das Verlangen der ſpaniſchen Regierung zu erfüllen, derſelben doch kein Vorwand gegeben wurde, den Kaiſer einer Verletzung ſeiner Bundespflichten anzuklagen. In einer Sache von ſo ungemeiner Wichtigkeit glaubte Eugen nicht ſelbſtſtändig handelnd auftreten zu dürfen. Er verlangte, daß ſeine Antwort an den ſpaniſchen Miniſter durch Bartenſtein aufgeſetzt, daß ſie in der Conferenz berathen und dem Kaiſer zur Gutheißung vorgelegt werde [35]). Dieß geſchah auch wirklich, und am 19. Dezember 1728 wurde das Schreiben des Prinzen an den Marquis de la Paz ausgefertigt. An die Verſicherung, daß der Kaiſerhof ſeinen Verpflichtungen treu zu bleiben feſt entſchloſſen ſei, knüpfte der Prinz die Nachweiſung des entſchiedenen Widerſtandes, welchen die beantragte Heirath von der Mehrzahl der europäiſchen Mächte zu befahren habe. Er zeigte wie wenig es Spanien gelungen ſei, hinſichtlich dieſes Punktes die Krone Frankreich zu einer anderen Anſicht zu bekehren, als ſie von England mit ſolcher Entſchiedenheit ausgeſprochen werde. Auf die Perſon der Erzherzogin ſelbſt übergehend, bemerkte er, daß ſie noch viel zu jung ſei, um jetzt ſchon an ihre Vermählung zu denken. Bis zu dem Zeitpunkte aber, zu welchem dieß geſchehen könnte, würden leicht ſo viele Aenderungen eintreten, ſo viele Ereigniſſe ſich zutragen können, daß es aus den verſchiedenſten Rückſichten dringend nothwendig erſcheine, ſich bis dahin und bis es Zeit ſei zu einem beſtimmten Entſchluſſe zu ſchreiten, die Hände völlig frei zu halten [36]).

Die Befürchtung, welche man zu Wien gehegt hatte, daß nach dem Empfange der Antwort des Prinzen die Königin von Spanien ihrem ungeſtümen Weſen freien Lauf laſſen, daß ſie allſogleich mit dem Kaiſer brechen und ſich deſſen Feinden in die Arme werfen werde, beſtätigte ſich nicht. Im Gegentheile waren die offiziellen Mittheilungen, welche fortan von Seite des ſpaniſchen Cabinetes nach Wien gelangten, erfüllt von Verſicherungen unerſchütterlicher Bundestreue [37]). Zu gleicher Zeit aber wurden Eugens ſcharfem Auge verſchiedene Anzeichen ſichtbar, welche ihm keinen Zweifel übrig ließen, daß ſich die Königin bereits in geheimen Beziehungen zu England und Frankreich befinde [38]). Schritt für Schritt verfolgte der Wiener Hof

die Schlangenwindungen der langwierigen Verhandlungen, welche Spanien mit den beiden Weſtmächten pflog. Es war dieß die Hauptaufgabe des Grafen Königsegg ſowohl als der Botſchafter des Kaiſers am Congreſſe, wo Sinzendorff und Penterriedter durch den Grafen Stephan Kinsky und den Baron Fonſeca erſetzt worden waren.

Sinzendorff hatte der Kaiſer nach Wien zurückgerufen, Penterriedter aber war während der Dauer des Congreſſes geſtorben. Sein maßloſer Ehrgeiz, niemals befriedigt durch das was er erreicht hatte und immer noch Höherem zuſtrebend, war auch die Urſache ſeines Todes. Die ſchwere Krankheit, in die er verfiel und welche ſein Ende herbeiführte, wurde nur durch die tiefe Kränkung hervorgerufen, die er darüber empfand, daß Sinzendorff zu oft wiederholten Malen mit dem Cardinal Fleury geheime Berathungen pflog, von denen Penterriedter ſich ausgeſchloſſen ſah.

Kinsky und Fonſeca vermutheten, daß es bald zu einem Bruche kommen müſſe zwiſchen den Höfen von Wien und Madrid, und Königsegg war ſo feſt davon überzeugt, daß er ſchon im April 1729 um ſeine Abberufung vom ſpaniſchen Hofe bat [39]). Aber der Kaiſer war entſchloſſen, keinen Schritt zu thun, welcher ſo ausgelegt werden konnte, als ob er ſelbſt zuerſt von dem Bunde mit Spanien zurückgetreten ſei. Er that dieß nicht, obgleich ihm durch eine neue Wendung in dem Benehmen der ſpaniſchen Regierung ausreichender Grund dazu geboten worden wäre.

Durch den Tod des Herzogs Francesco von Parma ſchien, obgleich ihm ſein Bruder Don Antonio in der Herrſchaft jenes Landes folgte, doch der Zeitpunkt näher gerückt, in welchem der Infant Don Carlos nach den Beſtimmungen der Quadrupelallianz zur Erbfolge daſelbſt berufen ſein ſollte. Gleiches ſtand auch in Bezug auf Toscana in naher Ausſicht. Um ihrem Sohne den Beſitz jener Länder im voraus zu ſichern, verlangte die Königin Eliſabeth in deren feſte Plätze ſchon jetzt ſpaniſche Garniſonen legen zu dürfen.

Eugen verkannte nicht einen Augenblick die Tragweite des Begehrens der Königin. Er fühlte, daß es nicht allein auf die Sicherung der Nachfolge des Infanten in Toscana und Parma, daß es vielmehr darauf abgeſehen ſei, wieder feſten Fuß in Italien zu faſſen und dann bei erſter Gelegenheit die dortigen Beſitzungen des Kaiſers zu gefährden. Darin lag ſeine hauptſächlichſte Beſorgniß, daß die Königin, wenn man auch zur Erfüllung ihres

Verlangens ſich bequemen ſollte, hiebei nicht ſtehen bleiben, ſondern zu neuen Forderungen ſchreiten und von der Gewährung derſelben den Fortbeſtand der Verträge abhängig machen werde [40]). Es ſei ohne Zweifel ihre Abſicht, meinte der Prinz, dann das Begehren um die Hand der Erzherzogin zu erneuern, und das frühere Zugeſtändniß werde nur dazu beitragen, ſie mit um ſo größerer Hartnäckigkeit auf die Gewährung des ſpäteren dringen zu machen [41]).

Unter ſolchen Verhältniſſen erſchien es Eugen gerathen, daß der Kaiſer ſich abwartend verhalten und je nach dem Ausgange der Verhandlungen zwiſchen Spanien, Frankreich und England ſeine Beſchlüſſe faſſen ſolle. Der Wiener Hof wurde nicht mehr lange in Ungewißheit gehalten. Denn ſchon am 9. November 1729 kam zwiſchen den drei Mächten der Vertrag von Sevilla zu Stande, welchem die Generalſtaaten zwölf Tage ſpäter gleichfalls beitraten.

Spanien widerrief in dieſem Tractate alle Privilegien, die es durch die Wiener Verträge den Unterthanen des Kaiſers zugeſtanden hatte. Es räumte dem engliſchen Handel in Amerika, insbeſondere demjenigen mit afrikaniſchen Sclaven die früheren Begünſtigungen wieder ein. Hiefür wurde die Nachfolge des Infanten Don Carlos in Toscana und Parma neuerdings garantirt, die Entſendung von ſechstauſend Mann ſpaniſchen Kriegsvolkes nach Livorno, Porto Ferrajo, Parma und Piacenza zugeſtanden. Endlich verband man ſich zu einträchtigem Zuſammenwirken, um die unverzügliche Aufhebung der Oſtendiſchen Compagnie zu erzwingen, und verpflichtete ſich, wenn eine der Beſtimmungen des Vertrages bei dem Kaiſer auf Widerſtand ſtoßen ſollte, wider ihn die Waffen zu ergreifen und ſie ſo lange nicht niederzulegen, bis der Tractat völlig zur Ausführung gebracht ſei.

Dieß war das Ende des Bündniſſes zwiſchen den Höfen von Wien und Madrid. Obgleich für die Ewigkeit geſchloſſen, wie am Anfange desſelben geſagt worden war, hatte es doch die Zeit von vier Jahren nur um wenige Monate überdauert. Es trug eben den Keim des Zerfalles ſchon in ſich. Auf wenig beſtimmte Zuſagen hin, welche der Kaiſer erſt in entfernter Zeit hätte erfüllen können, hatte Spanien ſich zu Leiſtungen verpflichtet, die ihm ſchwer fallen mußten, und denen es daher Anfangs nur läſſig, bald aber gar nicht mehr nachkam. Schon dadurch entband es gewiſ-

ſermaßen den Wiener Hof von den Verſprechungen, zu denen er ſich herbeigelaſſen hatte. Mehr noch und vollſtändig geſchah dieß, indem es durch den Abſchluß des Tractates von Sevilla einen förmlichen Vertragsbruch an dem Kaiſer beging. Es war eben die Zeit, in der die Rückſicht auf das eigene Intereſſe, welches das Verhalten der Regierungen gegen einander nothwendiger Weiſe immer beſtimmen muß, zu einem Grade ſelbſtſüchtiger Habgier ausartete, die ſich durch keine völkerrechtliche Verpflichtung, ſo feierlich dieſelbe auch beſchworen ſein mochte, eine Schranke mehr anlegen ließ. So wie England um den Preis der Abſchaffung der Oſtendiſchen Compagnie und für die Einräumung von Handelsvortheilen in Spanien und Amerika ſich zu Allem bereit finden ließ, was man von demſelben nur immer verlangte, ſo ſchrack man in Spanien vor keinem Mittel zurück, welches das Endziel der raſtloſen Beſtrebungen der Königin, die Erwerbung eines möglichſt beträchtlichen Ländergebietes für ihre Söhne zu fördern verſprach. Der Kaiſer werde ſich, ſo erwartete man zuverſichtlich, zwar mit Widerſtreben, aber endlich doch beugen unter das Geſetz, welches man ihm aufzuerlegen trachtete. Hatte man ihn ſchon früher nicht für ſtark genug angeſehen, um der vereinigten Macht von Frankreich, England und Holland, wenn gleich mit der Beihülfe von Spanien zu widerſtehen, um wie viel weniger würde dieß, ſo glaubte man, jetzt der Fall ſein können, da Spanien nicht mehr für, ſondern wider ihn in's Feld zu ziehen bereit war.

Die Erwartung der neuen Verbündeten, daß ihre Verabredungen ohne alles Widerſtreben würden in's Werk geſetzt werden, erwies ſich jedoch als irrig. Obgleich der Kaiſer ſchon ſeit langer Zeit den Abfall Spaniens als nahe bevorſtehend angeſehen hatte, ſo erfüllte ihn doch die Art und Weiſe, in welcher derſelbe nun eintrat, mit wahrer Erbitterung. Auf's tiefſte war er darüber entrüſtet, daß man ohne ihn zu fragen es wagte, die Aufhebung der Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft auszuſprechen und hiemit einen Schritt zu thun, welcher doch nur von ihm als dem Beherrſcher der öſterreichiſchen Niederlande auszugehen hatte. Er ſah darin eben ſo ſehr einen Eingriff in ſeine Souveränetät, wie in der beſchloſſenen Entſendung ſpaniſcher Beſatzungen nach Toscana und Parma eine Verletzung der Gerechtſame des deutſchen Reiches. Das Stillſchweigen, welches über ihn ſelbſt und ſeine Rechte beobachtet worden war,

beleidigte ihn nicht minder, als die kategoriſche Aufforderung zum Beitritte, mit der man ihn einzuſchüchtern glaubte.

Eugens Entrüſtung über den Vertrag von Sevilla kam derjenigen des Kaiſers gleich. Es dürfte ſchwer ſein, erklärte er, in der Geſchichte chriſtlicher Mächte einen Fall zu finden, in welchem einer derſelben, ohne daß ſie die mindeſte Urſache dazu gegeben habe, zugemuthet worden ſei, von einem ſo feierlich bekräftigten Vertrage wie die Quadrupelallianz abzugehen. Frankreich und England hätten ſie, nicht aber der Kaiſer in Vorſchlag gebracht, und letzterer ſei ihr nur auf inſtändiges Verlangen jener Mächte beigetreten. Sie habe den Grund aller ſeitherigen Verträge ſo wie der Präliminarien vom Jahre 1727 gebildet, und nun ſolle ſie durch Verlegung ſpaniſcher Truppen nach Italien in dem wichtigſten Punkte gebrochen werden. Nicht nur die Gerechtſame des deutſchen Reiches beeinträchtige man, auch das Gleichgewicht Europa's werde völlig umgeſtürzt, welches ſchon dadurch, daß Spanien dem Hauſe Bourbon zu Theil geworden, allzuviel gelitten habe. Die äußerſte Gefahr würde es bedrohen, wenn die Gegner des Kaiſers zu Gunſten der Bourbonen eine dritte Monarchie in Italien zu errichten vermöchten, worauf ja doch eigentlich die Beſtrebungen der Königin von Spanien hinausliefen [42]).

Mit der ihm eigenen eindringlichen Beredſamkeit ſprach ſich Eugen in der Sitzung der Conferenz vom 20. Dezember 1729 über die Lage des Kaiſerhofes und die Haltung aus, welche ſeiner Anſicht nach derſelbe zu beobachten habe, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Nichts ſei empörender, behauptete der Prinz, als das Verfahren der ſpaniſchen, nichts tadelnswerther als dasjenige der franzöſiſchen Regierung. Ueber England wolle er keine Worte verlieren, denn es habe ja ſeit Jahren ſeine Feindſeligkeit offen gezeigt. Spanien hingegen ſei durch einen erſt vor wenig Jahren geſchloſſenen Bund in das innigſte Freundſchaftsverhältniß zu dem Kaiſer getreten. Obgleich es den Verpflichtungen, die es durch jene Verträge auf ſich genommen habe, nur höchſt unvollſtändig nachgekommen ſei, habe doch der Kaiſer alle ſeine Zuſagen pünktlich erfüllt. Und dennoch wende Spanien ſich plötzlich, und ohne daß ihm irgend ein Anlaß dazu gegeben würde, den Feinden des Hauſes Oeſterreich zu.

Ein nicht viel ehrenwertheres Verfahren werde auch, fuhr Eugen fort, von Frankreich beobachtet. Dort ſtehe der Cardinal Fleury an der

Spitze der Geſchäfte, derſelbe welcher zu ſeinem eigenen Lobe beſtändig zu wiederholen pflege, daß er die Verträge mit pünktlichſter Gewiſſenhaftigkeit beobachte. Im entſchiedenen Widerſpruche hiemit handle er jedoch nicht nur geradezu gegen die von Frankreich in's Leben gerufene Quadrupelallianz, ſondern ſogar wider die von ihm ſelbſt erſt vor kurzem zu Stande gebrachten Präliminarartikel, und verbinde ſich mit denjenigen Mächten, die den Kaiſer zwingen wollten, von dieſen Verträgen abzugehen. Wenn ein ſolches Verfahren zur Regel werden ſollte, ſo möge man es ſich für die Zukunft erſparen, Tractate abzuſchließen. Es ſei kein Zweifel, daß Frankreich und Spanien ihre Abſichten auf die italieniſchen Beſitzungen des Kaiſers, verſchiedene Stände des Reiches aber und insbeſondere Baiern die ihrigen auf deſſen deutſche Erbländer gerichtet hätten. Solcher Gefahr auf jedem bedrohten Punkte mit Entſchiedenheit zu begegnen, ſei nun die erſte Aufgabe, deren Erfüllung obliege. Man vermöge zwar nicht zu beſtreiten, daß die mächtigſten Staaten Europa's ſich wider den Kaiſer vereinigt hätten, während derſelbe auf Niemand als auf Rußland und Preußen zählen dürfe. Bei ſolchen Umſtänden ſcheine es allerdings ungemein ſchwierig, auch nur dasjenige zu behaupten, wozu man das unbeſtreitbarſte Recht beſitze. Doch wäre noch weniger rathſam, ſich in ſo verletzender Weiſe Geſetze vorſchreiben zu laſſen. Es ſei ohnehin ſchon ein tief eingewurzeltes Vorurtheil bei den anderen Mächten, daß man vom Wiener Hofe durch Drohungen Alles erlangen könne. Sie dürften durchaus nicht in dieſem Wahne beſtärkt werden, und es wäre beſſer, wenn dieß nie geſchehen und man ſich immer ſtark und ſtandhaft bezeigt hätte. Nachgiebigkeit würde auch jetzt mehr ſchaden als nützen und für die Zukunft gewiß die ſchädlichſten Folgen nach ſich ziehen.

Nachdem er die Vertheidigungsmaßregeln entwickelt hatte, durch welche ſich ſeiner Anſicht nach den feindlichen Unternehmungen in Deutſchland und Italien begegnen ließ, drang der Prinz darauf, daß Graf Königsegg aus Spanien abgerufen werde. Die kaiſerlichen Miniſter in Frankreich, England und Holland aber, ſo wie diejenigen an den übrigen Höfen hätten zwar ohne Gereiztheit, jedoch mit Feſtigkeit den wirklichen Verlauf der jüngſten Begebenheiten darzuſtellen. Sie ſollten die Gewiſſenhaftigkeit ſchildern, mit welcher der Kaiſer die Tractate, insbeſondere die Quadrupelallianz und die Präliminarartikel gehalten habe. Das bundes-

brüchige Verfahren ſeiner Gegner aber wäre in das rechte Licht zu ſtellen, und unumwunden zu erklären, daß es mit Treue und Glauben in der Welt zu Ende gehen müſſe, wenn man auf ſolchen Wegen vorwärts ſchreite. Der Kaiſer ſei feſt entſchloſſen, das hätten ſie überall kundzuthun, den ertheilten Verſicherungen wie bisher nachzukommen, ſich aber von Niemanden, wer es auch ſein möge, Verpflichtungen auferlegen zu laſſen, welche eben ſo ſehr mit ſeinem Vortheile wie mit ſeiner Ehre im Widerſpruche ſtänden. Hiebei habe man ſtandhaft zu beharren, und nach dieſen Grundſätzen mit Entſchiedenheit vorzugehen, es möge ſich um die Stellung des Kaiſers zu den auswärtigen Mächten, oder um die Verfügungen handeln, welche im Innern der öſterreichiſchen Erbländer zu treffen wären, auf daß jede Unbill zurückgewieſen und der eingeſchlagene Weg ohne Wanken verfolgt werden könne [43]).

Dieſe Anſchauung des Prinzen wurde auch von dem Grafen Gundacker Starhemberg mit Nachdruck unterſtützt. Der Kaiſer ſelbſt machte ſie zu der ſeinigen, und an dem Benehmen, welches er in ſo ſchwerer Bedrängniß beobachtete, wurde es Jedem deutlich, daß Eugens Rathſchläge es waren, welche auf ihn den entſcheidendſten Einfluß übten. Er erklärte, daß er, wenn auch alle Mächte um ihn her wetteifern würden in ſchmählichem Wortbruche, doch unerſchütterlich feſthalten wolle an den Beſtimmungen der Quadrupelallianz, und eher ganz allein wider die vereinigte Streitkraft des übrigen Europa in den Kampf gehen, als ſich erniedrigende Bedingungen auferlegen laſſen werde. Er gab England zu verſtehen, daß es vollkommen in ſeiner Macht liege, Spanien allſogleich wieder auf ſeine Seite zu bringen. Er dürfe nur die Erzherzogin Maria Thereſia dem Infanten Don Carlos vermählen, und alle die Handelsvortheile, über deren Wiedererlangung man in England ſo ſehr triumphire, würden alsbald zu Waſſer werden. Aber er verſchmähe es, ſich um ſolchen Kaufpreis aus einer allerdings peinlichen Lage zu befreien, in welche ihn Englands unerſättliche Habgier und Spaniens Treubruch geſtürzt hätten. Seiner eigenen Kraft wolle er vertrauen, und denjenigen, welche ihn mit den Waffen in der Hand angreifen würden, in gleicher Weiſe begegnen.

Es waren nicht leere Worte, welche der Kaiſer an ſeine Widerſacher richtete; durch die That zeigte er, daß er den Ernſt ſeiner Lage begriff und ſeinen Drängern zu widerſtehen, nicht ſich ihnen zu beugen entſchloſſen

war. Mit unerhörter Anſtrengung wurde gerüſtet. Binnen einem Zeitraume, in welchem man es für unmöglich gehalten hatte, ſtand ein ſtarkes kaiſerliches Heer kampfbereit und drohend in Italien [44]). Der Feldmarſchall Graf Mercy wurde beſtimmt, den Oberbefehl über dasſelbe zu führen.

Den vereinigten Bemühungen Eugens und Gundacker Starhembergs war es gelungen, dasjenige zu vollbringen, was man damals allgemein für eine Art von Wunder anſah. Der Prinz ſchaffte Alles herbei, was vom militäriſchen Geſichtspunkte aus nur immer erforderlich ſchien, und Starhemberg verſah ihn hiezu mit den nöthigen Geldmitteln. Ihr Verdienſt war um ſo größer, als Sinzendorff und die übrigen Rathgeber des Kaiſers ſich für die Nachgiebigkeit ausgeſprochen hatten [45]). Aber in jenem Augenblicke ſchien jeder andere Einfluß am Wiener Hofe verdrängt und derjenige Eugens und Starhembergs ſtand im Zenith ſeiner Macht. Nicht nur in den Verfügungen des Kaiſers im Innern ſeiner Staaten, auch in ſeiner Haltung gegen die fremden Mächte ſprach ſich dieß aus. Und vor Allem war es die immer engere Verknüpfung des Bündniſſes mit Rußland und Preußen, worin Eugens Wirkſamkeit ſich in entſcheidender Weiſe geltend machte.

Zehntes Capitel.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Art und Weiſe, in welcher Rußland ſeinen Bundespflichten gegen den Kaiſer zu genügen trachtete, den auffallendſten Gegenſatz zu dem Benehmen bildete, das Spanien in gleicher Lage beobachtete. Unmittelbar nach dem Abſchluſſe der Allianz vom Jahre 1726 traf die Czarin Katharina I. Anſtalt, die Truppen bereit zu halten, welche ſie für den Fall eines Krieges dem Kaiſer zu Hülfe zu ſenden verſprochen hatte. Zwanzigtauſend Mann Fußvolk und zehntauſend Reiter, die beſten Regimenter, welche Rußland beſaß, wurden an die Weſtgrenze des Reiches verlegt, um auf den erſten Befehl vorrücken zu können.

Dieſes Armeecorps wäre eine um ſo willkommenere Hülfe für den Kaiſer geweſen, als Graf Rabutin, der ſich als erfahrener Soldat gründlich darauf verſtand, von der Ausrüſtung der ruſſiſchen Truppen, von der Tüchtigkeit der Soldaten nur Lobendes berichtete. Daß es irgendwo fehle, könne, meinte Rabutin, nur hinſichtlich der Offiziere geſagt werden, und aus dieſem Grunde erſcheine die Frage, wem das Commando übertragen werden ſolle, von höchſter Wichtigkeit. Vorläufig ſei der General Lascy dazu beſtimmt, ein Irländer von Geburt, ein eifriger Anhänger des Prätendenten Stuart und ein ernſter, verſtändiger Mann von einnehmendem Weſen, welcher ſeiner militäriſchen Eigenſchaften wegen in Rußland in großem Anſehen ſtehe [1]).

Auch Eugen wünſchte lebhaft, daß der Führer des ruſſiſchen Armeecorps ein Mann ſei, mit welchem ſich leicht verkehren laſſe und der ſich dem Commando des kaiſerlichen Oberfeldherrn willig unterordne. Denn nur wenn dieß geſchehe, könne das Corps ein nützliches Glied einer großen Armee bilden [2]). Der Prinz wußte aus Erfahrung davon zu reden, wie es keine größere Schwierigkeit gab, als Truppen unter ſeinen Befehlen zu haben, deren Führer über die Befolgung jeder Anordnung erſt mit ſich markten ließen. Daher erſchrak er als Rabutin berichtete, daß der Feldmarſchall Sapieha, der ehemalige Großfeldherr von Litthauen, ein Mann,

welchen der kaiſerliche Geſandte als habſüchtig und eitel, als heftig und unverläßlich ſchilderte, ſich um das Commando des ruſſiſchen Hülfscorps bewerbe. Mit weit größerer Beſorgniß erfüllte es jedoch den Prinzen, als ihm in den letzten Tagen des Monats Mai 1727 ein Adjutant des Fürſten Menſchikow die Nachricht von dem Tode der Czarin und der Thronbeſteigung Peters II. überbrachte.

Es iſt natürlich, daß man zu Wien, wo die damals noch ſo wenig geregelten Zuſtände Rußlands nicht unbekannt waren, bei eintretendem Thronwechſel für die Fortdauer des Bündniſſes mit dieſem Reiche Beſorgniß hegte. Um deſſen Beſtand zu ſichern, hatte man frühzeitig dahin zu wirken geſucht, daß demjenigen, welchem man ſchon unter Katharina das Zuſtandekommen der Allianz vornehmlich verdankte, dem Fürſten Menſchikow, ſein mächtiger Einfluß auch unter ihrem Nachfolger erhalten bleibe. Rabutin war angewieſen worden, Menſchikows Beſtrebungen zu fördern, welche darauf abzielten, ein Eheverlöbniß zwiſchen ſeiner älteſten Tochter und dem jungen Czar zu Stande zu bringen. Und wirklich konnte ſchon wenige Wochen nach Peters Thronbeſteigung Fürſt Menſchikow dem Prinzen Eugen anzeigen, daß dieſe Verlobung ſtattgefunden habe [3]).

Die Beſchreibung, welche Graf Rabutin dem Prinzen von dem jungen Czar machte, der damals erſt im zwölften Lebensjahre ſtand, klingt w vortheilhafter als man ſie ſonſt zu hören gewohnt iſt. Sein Aeußeres ſ ſo ſchreibt der kaiſerliche Geſandte, von der größten Schönheit und A muth. Mit den einnehmendſten Manieren verſtehe er es, die Würde un das Anſehen zu verbinden, welche ſeiner hohen Stellung zukommen. E beſitze eine lebhafte Auffaſſungsgabe, ein richtiges Urtheil, ſei zum Wohlthun geneigt und immer bereit, kleine Uebereilungen wieder gut zu machen, zu welchen er ſich durch die Heftigkeit ſeines Weſens leicht hinreißen laſſe. Seine glücklichen Anlagen ſeien aber durch eine wenig ſorgſame Erziehung äußerſt vernachläſſigt, und es gelte nun dasjenige nachzutragen, was bisher verſäumt worden. Insbeſondere handle es ſich darum, ſeine ungemeſſene Vorliebe für die Jagd zu mäßigen, welche ſo ſehr über Hand zu nehmen drohe, daß ſie ihn, wenn man ihr nicht Schranken zu ziehen ſuche, von jeder ernſteren Beſchäftigung abhalten werde.

Rabutin ſah ſich in dieſen Beſtrebungen durch den Vicekanzler des Reiches, den Freiherrn von Oſtermann, angelegentlich unterſtützt. Derſelbe

ſei, ſo berichtete Rabutin dem Prinzen Eugen, derjenige Mann, der ſich in ganz Rußland am beſten auf die öffentlichen Geſchäfte verſtehe. Das Wohl des Landes ſei das Ziel, nach welchem er ſtrebe, und daher erkenne Niemand lebhafter als er die Nothwendigkeit, dem jungen Czar eine zweckmäßige Ausbildung zu geben.

Rabutin bedauerte es, daß er an dem Fürſten Menſchikow nicht gleiche Beihülfe fand. Die Rauhheit des Benehmens, welches derſelbe gegen den jungen Czar beobachtete, wurde von dem kaiſerlichen Geſandten lebhaft getadelt. Er ſah es vorher, daß daraus endlich ein Zerwürfniß zwiſchen Peter und Menſchikow hervorgehen müſſe. Und daß der Letztere hiebei übel fahren werde, daran war wohl nicht im mindeſten zu zweifeln [4]).

Auch Eugen mißbilligte mit Entſchiedenheit das Betragen Menſchikows. Sein Tadel war um ſo ſchärfer, als ihm alle Rohheit ſchon an und für ſich als ein Gräuel erſchien. Er beauftragte Rabutin, den Fürſten angelegentlich vor jedem Uebergriffe gegen den Czar zu warnen. Er möge ihm begreiflich machen, daß er ſich dadurch nur ſelbſt der Gunſt ſeines Herrn allmälig berauben werde. „Aber freilich", ſetzte der Prinz hinzu, ſchon im Voraus an der Wirkſamkeit ſolcher Vorſtellungen verzweifelnd, „es iſt ſchwer, gewiſſe Menſchen zu ändern [5])".

Auch ſonſt bedauerte Eugen die gegenſeitigen Anfeindungen, welche den ruſſiſchen Hof in verſchiedene Parteien ſpalteten, und er ſchärfte dem Grafen Rabutin ein, ſich zwiſchen denſelben in ſtrenger Neutralität zu halten. Insbeſondere ſei die Zwietracht zu beklagen, welche zwiſchen Menſchikow und dem Herzoge von Holſtein, dem Gemahl der ruſſiſchen Prinzeſſin Anna Petrowna obwalte. Rabutin ſolle ſich dort, wo es Noth thue, zu Gunſten des Letzteren verwenden, ihn jedoch auffordern, durch ſeine Handlungen nicht zu dem Verdachte Anlaß zu geben, welcher in Rußland gegen ihn rege geworden, als ob ſeine Anweſenheit daſelbſt im Intereſſe der öffentlichen Ruhe nicht wünſchenswerth ſei [6]).

Es war in der That ein Schlag für den Kaiſerhof, daß Rabutin durch plötzlichen Tod — im September 1727 — von dem Schauplatze ſeines Wirkens abgerufen wurde. Mit ihm verlor Karl VI. einen Mann von dem bedeutendſten Talente, der ſchon anſehnliche Dienſte geleiſtet hatte und noch weit größere erwarten ließ [7]). Er war ohne Zweifel der befähigtſte Kopf unter den damals heranreifenden Staatsmännern, und der Kaiſer

beſaß Niemand, der ihm Rabutin zu erſetzen vermocht hätte. Der einzige, welcher mit ihm in Vergleich gezogen werden konnte, Graf Konrad Starhemberg, zuletzt Geſandter in London, ſtarb um dieſelbe Zeit, und da auch Penterriedter die beiden nicht lange überlebte, ſo war der Wiener Hof damals wirklich in Verlegenheit, gewandte Agenten zu finden, welche ſeine Intereſſen an den fremden Höfen in paſſender Weiſe zu vertreten im Stande waren.

Graf Karl Wratislaw, des Kaiſers bisheriger Geſandter in Polen, ein Neffe des unvergeßlichen Freundes des Prinzen Eugen, wurde zu Rabutins Nachfolger am ruſſiſchen Hofe ernannt. Als derſelbe im Juni 1728 zu Petersburg eintraf, fand er dort Alles vollkommen verändert. Schon im September des verfloſſenen Jahres war Menſchikow geſtürzt worden, aber weder der Czar noch Rußland hatten dadurch etwas gewonnen. Der Erſtere fiel ganz in die Hände der Familie Dolgoruki, welche durch niedrige Schmeicheleien und in ſonſtiger Weiſe ebenſo verderblich auf den jungen Fürſten einwirkte, als Menſchikow es durch Rohheit gethan hatte. Rußland aber litt durch die Befehdung der Parteien, als deren Häupter ſich nun die Dolgoruki's und Oſtermann gegenüber ſtanden.

Daß man es am Wiener Hofe aufrichtig mit Rußland meinte u das Gedeihen dieſes Reiches auch als nutzbringend für Oeſterreich anſa zeigen die Weiſungen, welche Eugen dem Grafen Wratislaw ertheilte. Ohne ſich geradezu in die inneren Angelegenheiten Rußlands zu mengen, und ohne daher wider die Dolgoruki's offen Partei zu nehmen, möge doch Wratislaw, ſo befahl ihm der Prinz, Alles thun, daß Oſtermann in ſeiner Stellung und ſeinem Anſehen erhalten werde [8]).

Ein Hauptanliegen Eugens war es, den Czar, welcher ſich im Anfange des Jahres 1728 zur Krönung nach Moskau begeben hatte und von den Dolgoruki's und der altruſſiſchen Partei zur Verlängerung ſeines Aufenthaltes daſelbſt vermocht wurde, zur Rückkehr nach Petersburg zu bewegen. Lebhaft tadelte es der Prinz, daß Peter, ſtatt wieder nach ſeiner früheren Reſidenz zu gehen, ſogar die Verwaltungsbehörden des Reiches von dort nach Moskau zog. Denn es ſei leicht zu erkennen, meinte Eugen, um wie viel größeres Gewicht die ruſſiſche Regierung bei den auswärtigen Mächten habe, wenn ihr Sitz in Petersburg, als wenn er tief im Innern des Reiches, in Moskau ſei [9]). Mit der letzteren Stadt konnte ja bei dem dama-

ligen Zuſtande der Communicationsmittel der Verkehr nur höchſt ſparſam und vielfach gehemmt ſein. Aber in dieſer Beziehung erwies ſich jede Bemühung fruchtlos. Zwar blieb der Czar dem Bündniſſe mit Oeſterreich treu, und insbeſondere hegte er für Eugen eine ſo große Verehrung, daß er ihm ein prachtvolles Geſchenk anzubieten beabſichtigte, welches jedoch von dem Prinzen, ſeiner Gewohnheit nach, mit dem Bemerken abgelehnt wurde, er pflege von Niemand als ſeinem kaiſerlichen Herrn irgend eine Gabe anzunehmen [10]). Aber für die Vorſtellungen, welche ihm von Wien aus zukamen, war Peter II. eben ſo unempfänglich, wie für die Bitten und Beſchwörungen Oſtermanns, in den er doch ſonſt ſo großes Vertrauen ſetzte.

So wie die Weigerung des Czars, nach Petersburg zurückzukehren, ſo bot ſeine unvernünftige, die Geſundheit untergrabende Lebensweiſe und der Verfall, welchem bei ſo gänzlicher Vernachläſſigung die Verwaltung des ruſſiſchen Reiches entgegenging, dem Prinzen Anlaß zu ernſten Bemerkungen. Man möge, ſo ſchrieb er an Wratislaw, wenigſtens dahin zu wirken bedacht ſein, das Kriegsweſen und die Seemacht in leidlichem Zuſtande zu erhalten, bis der Czar, älter geworden, ſelbſt einſehen werde, was ſeinem Intereſſe fromme [11]). Den jungen Fürſten Repnin aber, einen Verwandten der Dolgoruki's, welcher um jene Zeit den Wiener Hof beſuchte, machte ſelbſt die Kaiſerin Eliſabeth, welche als Tante des Czars veranlaſſungsweiſe berufen war ſich um das Wohl des Sohnes ihrer verſtorbenen Schweſter zu kümmern, auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, deſſen Benehmen zu ändern. Denn wenn dies nicht geſchehe, könne die Sache nur einen für ihn verderblichen Ausgang nehmen [12]).

Die düſtere Prophezeiung ging nur zu bald in Erfüllung. Schon am 30. Jänner 1730 ſtarb Peter II. an den Blattern. Anna Iwanowna, Herzogin von Kurland, beſtieg nach ihm den Thron von Rußland. Nicht umſonſt freute ſich Eugen darüber, daß der Regierungswechſel in tiefſter Ruhe vor ſich ging [13]).

Es war eine der erſten Handlungen der neuen Czarin, dem Hülfscorps, welches zur Unterſtützung des Kaiſers beſtimmt war, den Befehl zu erneuern, ſich auf den erſten Wink bereit zu halten. Und wie feſt die Czarin an dem Bündniſſe mit dem Kaiſer zu halten gedachte, bewies noch überdieß das Verlangen, welches ſie ſtellte, zwei tüchtige Generale, einen der Infan-

Schwager hegte, nach und nach zur Erbitterung, ja zu tiefwurzelndem Haſſe. Bei dem Könige von Preußen, der ſeinen perſönlichen Gefühlen ſo großen Einfluß gönnte auf ſeine Politik, hatten nun die Bemühungen Seckendorffs leichteres Spiel. So wie England ſich raſtlos beſtrebt und zu dieſem Ende kein Mittel verſchmäht hatte, Preußen von Oeſterreich zu trennen und es neuerdings an ſich zu ketten, ſo mußte der Kaiſer dahin wirken, die Scheidung zwiſchen der engliſchen Regierung, welche ſich damals als ſein gefährlichſter Gegner geberdete, und dem Könige von Preußen aufrecht zu halten.

Wer aber Friedrich Wilhelm I. wirklich kannte, der wußte genau, daß er mehr noch als aus gut kaiſerlicher Geſinnung, aus dem Grunde zu Oeſterreich hielt, weil er ſich von demſelben die meiſten Vortheile verſprach [20]). Mochten auch die Zuſagen Englands und Frankreichs glänzender ſein als die des Kaiſers, ſo traute doch der König dem letzteren in ungleich höherem Maße. Denn er kannte die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher Karl VI. die Verpflichtungen, die er einmal auf ſich genommen hatte, zu erfüllen gewohnt war. Nichts trug jedoch mehr dazu bei, den König an dem Bunde mit Oeſterreich feſtzuhalten, als die perſönliche Verehrung, welche er für Eugen hegte, und ſein feſtes Vertrauen in die Verſicherungen des Prinzen von der redlichen Abſicht des Wiener Hofes.

Die lebhafte Hinneigung des Königs zu Eugen iſt jedenfalls eine eigenthümliche Erſcheinung. Denn es können nicht leicht verſchiedener geartete Perſönlichkeiten gedacht werden, als die Beiden es waren. Der Eine, Eugen, eine durchaus großartige Natur, ein Mann, der mit dem Ruhme ſeiner Siege die Welt erfüllt hatte, und ſich zugleich ſo ganz von den Fehlern frei zu halten wußte, welche ſo oft den Glanz eines kriegeriſchen Namens getrübt haben. Der König hingegen, dem niemals Gelegenheit geboten war, ſich als Feldherr hervorzuthun, zeigte vom Soldaten faſt nur diejenigen Eigenſchaften, welche man auch dem ruhmreichſten Feldherrn nicht leicht verzeiht. Rauhe, ja barbariſche Strenge gegen ſeine Untergebenen, die ſo weit ging, daß er nur allzugern das Amt eines Zuchtmeiſters ſelbſt übernahm, unbändiger Jähzorn, eine kleinliche Genauigkeit im Dienſte, welche über dem winzigſten Detail den Blick über das große Ganze verlor, dieß waren die militäriſchen Gaben, welche Friedrich Wilhelm gegen Eugens Feldherrntalent in die Wagſchale zu legen hatte. Und hiezu kam

noch die bekannte Vorliebe des Königs für großgewachsene Soldaten, welche zu einer solchen Leidenschaft ausartete, daß er bald keine Gewaltthat mehr scheute, um sich Leute von ansehnlichster Leibeslänge zur Einreihung in seine Regimenter zu verschaffen.

Greller noch trat der Contrast zwischen Beiden in ihren sonstigen Eigenschaften hervor. Die fürstliche Freigebigkeit des Prinzen, seine edle Uneigennützigkeit, welche niemals des eigenen Vortheils dachte, sie stachen sonderbar ab gegen die ängstliche Knauserei des Königs, gegen sein unablässiges Bestreben, sich bei jedem Schritte, den er that, bei jeder Zusage, die er machte, allsogleich einen tüchtigen Gewinn auszubedingen. Es war dieser Gegensatz um so auffallender, als Eugen niemals von sich selbst, von der Lauterkeit seiner Gesinnungen, von seiner Selbstaufopferung für die Verfechtung seiner Grundsätze sprach, während dieß von dem Könige unablässig geschah, der jedoch zu gleicher Zeit mit nicht geringerem Eifer auf die Bezahlung dieser Gesinnungen drang und denselben ohne Verzug untreu zu werden drohte, sobald es den Anschein erhielt, als ob er auf den verlangten Preis nur mit geringerer Verläßlichkeit rechnen dürfe.

Hiezu kam noch die Verschiedenartigkeit der Ansicht, welche Beide in Bezug auf Kunst und Wissenschaft hegten. Während Eugen sich mit Gelehrten und Künstlern umgab, mit Leibnitz, mit Rousseau, mit Mariette am liebsten verkehrte, während er eine prachtvolle Bücherſammlung anlegte und seine Paläste mit Kunstschätzen schmückte, verachtete der König jede wissenschaftliche Bestrebung, vertrieb den berühmten Philosophen Wolf bei Strafe des Stranges aus Halle, und gab dem großen Leibnitz den elenden Gundling zum Nachfolger im Präsidium der Akademie der Wissenschaften.

So wie in ihrer Gesinnung, so war wohl auch in ihrer Gesittung zwischen beiden Männern der entschiedenste Gegensatz zu gewahren. Wie Eugen die rücksichtsvollste Form des Verkehres, die einnehmendste und verbindlichste Art des Umganges eigen war, wie er französische Höflichkeit und deutsche Geradheit in bezaubernd ster Weise zu vereinigen verstand, so besaß der König eine Derbheit, die ihn zum Schrecken aller derjenigen machte, welche mit ihm zu thun hatten. Niemand, den nicht etwa seine Stellung als Offizier vor solcher Mißhandlung bewahrte, war sicher vor den Stockschlägen, die der König selbst mit freigebigster Hand auszutheilen liebte.

Noch abſtoßender faſt als bei ſeinen Strafen, war die Derbheit des Königs bei ſeinen Beluſtigungen. Einem Manne wie Eugen konnte es nur Mitleid oder Abſcheu erwecken, wenn ihm von den Scherzen berichtet wurde, mit welchen Friedrich Wilhelm ſich in ſeiner täglichen Abendgeſellſchaft, dem Tabakscollegium erheiterte. Eine ſolche Art der Erholung von den Anſtrengungen des Tages, unmäßiges Trinken und wüſte Späße mußten Eugen in höchſtem Grade anwidern. Es zeugt daher um ſo ſtärker für den klaren und richtigen Blick des Prinzen, daß er unter einer ſo wenig gewinnenden Außenſeite, wie ſie der König ihm bot, doch den tüchtigen Kern, der unter der rauhen Schale verborgen lag, zu erkennen und zu würdigen wußte.

Und daß ein ſolcher Kern in Friedrich Wilhelm wirklich vorhanden war, kann durchaus nicht geläugnet werden. Demjenigen, das in ſeiner Uebertreibung als ein Fehler angeſehen werden muß, der an Geiz grenzenden Knauſerei, der ausſchließlichen Vorliebe für ſeine Soldaten, lag doch eigentlich nur die richtige Erkenntniß zu Grunde, wie viel in jener Zeit allgemeiner Zerſplitterung der Staatseinkünfte ein wohlgefüllter Schatz, wie viel bei dem allgemeinen Ringen nach Vergrößerung ein tüchtiges Kriegsheer werth ſei. Die Sorgfalt des Königs für die Ordnung ſeiner Finanzen, für die Ausbildung ſeiner Truppen ging ohne Zweifel allzuweit. Dennoch war in ſolcher Sache ein zu viel von ungleich geringerem Schaden als ein zu wenig, und es iſt nicht zu verkennen, daß dieß letztere damals in Oeſterreich der Fall war.

Wenn nun ſchon Eugen den achtungswürdigen Eigenſchaften des Königs von Preußen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſo zollte Friedrich Wilhelm dem Prinzen eine lebhafte, von Jahr zu Jahr ſich ſteigernde Verehrung. Es ſchien faſt, als ob es ihn beſchäme, daß er Klements betrügeriſchen Worten geglaubt und Eugens Loyalität einen Augenblick in Zweifel gezogen habe. Durch verdoppelte Beweiſe warmer Anhänglichkeit und feſten Vertrauens ſuchte er das Andenken an jene Begebenheit und an ſein Benehmen in derſelben in Eugens Gedächtniß zu verwiſchen. „Das „Vertrauen des Königs in Eure Durchlaucht iſt ſo groß", ſchrieb Seckendorff dem Prinzen, „daß er dagegen alle anderen, Freunde und Feinde „verachtet [21])." „Ein Wort von Eurer Durchlaucht", ſagt Seckendorff ein anderes Mal, „findet mehr Glauben bei dem Könige als die umſtändlichſten „Vorſtellungen der Uebelgeſinnten [22])."

Dieſes Zutrauen des Königs zu Eugen erleichterte Seckendorffs Verhandlungen zu Berlin in ſichtlicher Weiſe. Der König war feſt davon überzeugt, daß was Eugen ihm erklären laſſe, auch in der That alſo ſei. Und da der Prinz für die wohlwollenden Abſichten des Kaiſerhofes ſich verbürgte, ſo glaubte Friedrich Wilhelm mit Recht daran. Denn es iſt in der That kein Zweifel, daß man zu Wien, wie es ja ſchon im beiderſeitigen Intereſſe lag, aufrichtig gegen ihn zu Werke ging [23]).

In vielfacher Weiſe trat nun das freundſchaftliche Verhältniß zu Tage, welches zwiſchen dem Könige von Preußen und Eugen immer tiefere Wurzel ſchlug. Friedrich Wilhelm ließ den Prinzen wiſſen, daß ſie, wenn die Verhandlungen zwiſchen den beiden Regierungen zu keinem Ziele führen ſollten, irgendwo zuſammentreffen könnten und ſich dann in mündlichem Geſpräche leicht einigen würden. Er erneuerte das Anerbieten, Eugens Menagerie mit einigen ſeltenen Thieren zu bereichern, und ſein Verlangen wurde nun nicht mehr wie früher zurückgewieſen. Er ſandte dem Prinzen ein ſchönes Jagdgewehr zum Geſchenke, und nahm es mit Freuden an, daß Eugen, der es liebte, jede Gabe mit einer viel werthvolleren zu erwiedern, drei prachtvolle ſpaniſche Pferde nach Berlin abgehen ließ [24]). Endlich ſprach der König den lebhaften Wunſch aus, Eugens Bildniß zu erhalten, und er erklärte dem Grafen Seckendorff, daß es keinen Herrſcher in Europa gebe, dem es nicht eine Ehre ſein müſſe, dasſelbe in ſeinem Zimmer zu beſitzen [25]).

Des Königs täglich ſich ſteigernde Hinneigung zu Eugen war ein günſtiger Umſtand für das zwiſchen ihm und dem Kaiſer in Verhandlung ſtehende Bündniß. Es bedurfte eines ſolchen, um nicht das Blatt wieder zu Gunſten Englands zu wenden, welches ſich ſelbſt überbot in den glänzendſten Verſprechungen, während der Kaiſer und Eugen mit Feſtigkeit darauf beharrten, nichts zuzuſagen, wodurch die Rechte eines Dritten gekränkt oder die Geſetze des deutſchen Reiches verletzt werden könnten. Ueberhaupt war die Sprache, welche der Wiener Hof bei dieſem Anlaſſe führte, ſeiner ſelbſt und der Sache, die er vertrat, vollkommen würdig. „Das Bündniß mit dem Könige iſt ohne Zweifel", ſo ſchrieb Eugen dem Grafen Seckendorff, „dem Intereſſe des Kaiſers ſehr anſtändig, und wenn „es dieß nicht wäre, ſo würde man ſich nicht zu ſo vortheilhaften Bedin„gungen für das Haus Brandenburg herbeilaſſen. Deßhalb aber darf der

„König noch nicht glauben, daß der Kaiſer eine Verbindung mit ihm als „eine Gnade anſehe und ſuche. Beide Regentenhäuſer finden ihre Sicher„heit in der Allianz. Der Unterſchied beſteht jedoch darin, daß Oeſterreich „behält, was ihm gehört, während Brandenburg ein beträchtlicher Zuwachs „in Ausſicht geſtellt wird, zu welchem der König ohne des Kaiſers Beiſtand „niemals oder doch nicht ohne große Gefahr gelangen kann [26])".

Dieſe Anſicht, daß Preußens Vortheil in noch höherem Maße als derjenige Oeſterreichs bei dem abzuſchließenden Bunde gewahrt werde, führte Eugen dem Könige zu wiederholten Malen zu Gemüth. Seckendorff mußte ihm vorſtellen, daß wenn die beiden Reiche und Rußland feſt zuſammenhalten würden und in jeglicher Gefahr für einander ſtänden, ſie mit vereinigter Kraft gar wohl vermöchten, jedwedem die Spitze zu bieten, der dieſe Allianz mit ſcheelem Auge anzuſehen ſich erlauben wollte [27]).

Der feſten Haltung des kaiſerlichen Hofes mag es zuzuſchreiben ſein, daß am 23. Dezember 1728 die geheime Allianz zwiſchen Oeſterreich und Preußen in Berlin auf Bedingungen hin unterzeichnet wurde, deren Erfüllung dem Kaiſer weit leichter fallen mußte, als es hinſichtlich der Beſtimmungen des Vertrages von Wuſterhauſen der Fall geweſen wäre. Beide Fürſten traten in ein ewiges Bündniß und gewährleiſteten einander für ſich ſelbſt und ihre Erben den ungeſchmälerten Beſitz ihrer Länder. Friedrich Wilhelm garantirte noch überdieß die pragmatiſche Sanction, und ſagte dem Kaiſer zehntauſend Mann Hülfstruppen zu. Karl VI. verſprach dagegen zwölftauſend Mann, und beide verpflichteten ſich, in Bezug auf Polen und den Regensburger Reichstag gemeinſchaftlich zu handeln. Endlich erklärten ſie, ſich gegenſeitig Alles mittheilen zu wollen, was ſie mit Rußland abſchließen würden.

Was den für Preußen wichtigſten Punkt, die Nachfolge in Jülich und Berg betraf, ſo einigte man ſich dahin, Alles im gegenwärtigen Zuſtande zu laſſen, ſo lange noch Jemand aus dem Mannsſtamme des Hauſes Pfalz-Neuburg am Leben wäre. Sollte derſelbe jedoch ausſterben, wie ſchon damals mit ziemlicher Beſtimmtheit angenommen werden konnte, ſo trat der Kaiſer ſeine eigenen Rechtsanſprüche an Berg und Ravenſtein dem Könige von Preußen, diejenigen an Jülich aber an das Haus Sulzbach ab.

In einem abgeſonderten Artikel verſprach Friedrich Wilhelm entweder Karls männlichem Erben, oder wenn er ohne einen ſolchen ſterben ſollte, demjenigen deutſchen Prinzen, welcher des Kaiſers älteſte Tochter heirathen würde, ſeine Stimme bei der nächſten Kaiſerwahl zu geben.

Dieß war der Vertrag, durch welchen Preußen in dem großen Zwieſpalte, der damals Europa in zwei feindliche Lager theilte, völlig auf die Seite des Hauſes Oeſterreich gezogen und von dem Bunde mit England losgelöſt wurde. Doch gab die britiſche Regierung ihr Spiel zu Berlin noch nicht verloren, und an der Königin von Preußen ſelbſt beſaß ſie eine muthige Vorkämpferin. Niemals ermüdete ſie, nicht nur die Allianz mit England, ſondern was Hand in Hand mit derſelben ging, auch die Familienverbindung der beiden Häuſer Brandenburg und Hannover durch die längſt ſchon beantragte Wechſelheirath zweier Prinzen und Prinzeſſinnen aus ihnen zu verfechten. Kein Mittel konnte gedacht werden, das ſie verabſäumt hätte, um an der Verwirklichung dieſer ſo innig verknüpften Plane zu arbeiten [29]). Und da es Seckendorffs Pflicht war, als Geſandter der Kaiſers demjenigen entgegen zu wirken, was mit dem Intereſſe ſeines Herrn ganz unvereinbar ſchien, ſo iſt es leicht begreiflich, daß er von der Königin und allen, welche ihr anhingen, auf's bitterſte angefeindet wurde.

Daß die kaiſerliche Regierung und ihr Geſandter Graf Seckendorff ſich bemühten, das Gelingen der Plane zu vereiteln, welche die Königin raſtlos verfolgte, iſt leicht erklärlich. Denn es gab damals keinen gefährlicheren Feind des Hauſes Oeſterreich in Europa, als das engliſche Cabinet, und keine lebhaftere Anhängerin desſelben in Berlin, als die Königin von Preußen. Und da ſie ſelbſt das Bündniß Preußens mit Großbritannien und die Doppelheirath als zwei eng mit einander verknüpfte Angelegenheiten anſah und beide zu gleicher Zeit und mit demſelben Eifer zu fördern ſuchte, ſo iſt es wohl begreiflich, daß dem Zuſtandekommen beider Plane von Seite des Kaiſerhofes entgegengewirkt werden mußte.

Die Vermählung von Prinzen und Prinzeſſinnen aus mächtigen Häuſern wurde damals als eine Sache von höchſter Wichtigkeit angeſehen. Von der Staatskunſt in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen, wollte

man ſie nicht als Familienſache, ſondern als öffentliche Angelegenheit behandelt wiſſen. So wie Friedrich Wilhelm ſelbſt unumwunden erklärte, er wolle eher Land und Leute verlieren, als zugeben, daß Karl VI. ſeine älteſte Tochter dem Infanten Don Carlos vermähle, ſo konnte es auch der Kaiſer nicht wünſchen, daß der Kronprinz von Preußen ſich mit einer engliſchen Prinzeſſin und der Prinz von Wales mit einer Tochter Friedrich Wilhelms verheirathe. Wird die Einmiſchung Preußens in die Vermählung der Erzherzogin als eine natürliche Sache angeſehen, ſo muß gleiches auch in Bezug auf den Einfluß der Fall ſein, welchen der Kaiſer auf die Verheirathung des Kronprinzen von Preußen auszuüben ſuchte.

Hiemit ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß man nicht überhaupt derlei fürſtlichen Ehen ein allzu großes Gewicht beilegte in der Wagſchale der Politik, und Wirkungen von denſelben erwartete, die ſie ſelten nach ſich zogen. War ja doch die Königin von Preußen ſelbſt dem Hauſe Hannover entſtammt, eine Schweſter Georgs II. von England, und dennoch waren die königlichen Schwäger diejenigen Herrſcher Europa's, zwiſchen denen die perſönliche Erbitterung den höchſten Grad erreicht hatte. In der Heirath der Schweſter des Einen mit dem Andern lag kein Heilmittel gegen dieſe Abneigung, und es war eigenthümlich, daß man von demjenigen, was ſich bei dem Könige von Preußen wirkungslos gezeigt hatte, der Vermählung mit einer Prinzeſſin aus dem engliſchen Königshauſe, bei deſſen Sohne, dem Kronprinzen Friedrich, einen beſtimmenden Einfluß auf die politiſche Richtung erwartete, welche derſelbe dereinſt einſchlagen würde.

Wie man aber auch jetzt darüber urtheilen mag, gewiß iſt es, daß damals die Frage der Vermählung des preußiſchen Kronprinzen mit einer engliſchen Prinzeſſin für gleichbedeutend mit derjenigen einer Wiederanknüpfung der Allianz mit Großbritannien angeſehen wurde. Der Kaiſerhof ging nach Eugens Rath in dieſer Sache Anfangs mit großer Mäßigung zu Werke. Gern würde man zu Wien, ſo ſchrieb der Prinz an Seckendorff, die Heirathen geſchehen laſſen, wenn man ſicher wäre, daß ſich der König dadurch von dem Bündniſſe mit dem Kaiſer nicht abwendig machen ließe. Ja es könnte durch dieſelben ſogar der Weg zur Wiederausſöhnung zwiſchen den Häuſern Oeſterreich und Hannover angebahnt werden, wozu der Kaiſer ſtets bereit ſei [30]).

Die feindliche Haltung jedoch, in welcher der König von England gegen das Haus Oesterreich verharrte, zerstörte diesen Plan. Man überzeugte sich zu Wien, daß das Heirathsprojekt zu nichts dienen sollte, als dem Kaiser aus einem ergebenen Freunde einen gefährlichen Feind zu erwecken, und nothgedrungen mußte man sich dagegen erklären. Aber die Königin von Preußen wirkte mit rastloser Energie für dasselbe, und bei der Heftigkeit ihres Temperamentes konnten daher harte Conflicte zwischen ihr und Seckendorff nicht ausbleiben. Daß jedoch der letztere absichtlich gesucht habe, häusliche Zerwürfnisse in der königlichen Familie hervorzurufen, daß er den Zwiespalt zwischen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin, insbesondere aber dessen Erbitterung gegen seinen Sohn geschürt habe, ist zwar oft behauptet, niemals aber durch ein unverdächtiges Zeugniß erwiesen worden.

Seckendorff war vielmehr von Eugen beauftragt, sich Mühe zu geben, um zu der Königin in ein besseres Verhältniß zu gelangen. Vor Allem wäre es jedoch nothwendig, bemerkte ihm der Prinz, sich mit dem dereinstigen Thronerben auf guten Fuß zu stellen, sein Vertrauen zu erwerben und nach und nach, wie es mit dem Vater geschehen sei, auch den Sohn für die Sache des Kaisers zu gewinnen [31]). Und als Seckendorff berichtete, daß er sich dem Kronprinzen zu nähern suche und in der That mit ihm in ziemlich vertraulichen Verkehr getreten sei, da wurde dieß von Eugen lebhaft gebilligt. Denn es sei ja, erklärte der Prinz, für das Interesse des Kaisers von großer Wichtigkeit, zeitlich vorzubeugen, daß sich nicht bei dem etwaigen Tode des Königs sein Nachfolger wieder der feindlichen Partei zugesselle [32]).

Eugens Vorschrift wurde denn auch von Seckendorff, wenigstens seiner eigenen Angabe nach, treulich befolgt. Nicht nur mißbilligte er das rauhe Benehmen des Königs gegen den Kronprinzen und dessen Schwester [33]), er bemühte sich auch bei den oftmaligen Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn sie wieder mit einander zu vereinigen [34]). Der Kronprinz erkannte dieß, äußerlich wenigstens, dankbar an. Sichtlich näherte er sich dem kaiserlichen Gesandten, vertheidigte denselben zu wiederholten Malen gegen die Anschuldigungen der Königin und vertraute ihm endlich, daß er mit den ihm vom Könige ausgeworfenen zwölfhundert Reichsthalern unmöglich auslangen könne und sich daher fortwährend in Geldverlegenheiten befinde [35]).

Es iſt kein Zweifel, daß Prinz Friedrich dieſe Mittheilung dem Grafen Seckendorff in der Abſicht machte, um durch ihn von dem Kaiſerhofe Geld zu erlangen. Er erinnerte den Grafen, welcher ihm hiezu einige Ausſicht eröffnet hatte, binnen kurzem an ſein Verſprechen [36]), und nahm es mit lebhaftem Danke auf, als Karl VI. ihm wirklich einſtweilen eine jährliche Penſion von tauſend Dukaten auswarf. Endlich verwendete ſich Seckendorff, wenn gleich vor der Hand noch fruchtlos, bei dem Könige für die Ernennung des Kronprinzen zum Oberſten, wodurch ſeine Stellung angenehmer gemacht und ſein Einkommen vermehrt worden wäre [37]).

Eben ſo irrig wie die Behauptung, daß Seckendorff das Zerwürfniß zwiſchen dem Könige von Preußen und ſeinem älteſten Sohne genährt habe, iſt die Beſchuldigung, von ihm ſei der Streit, welcher im Sommer des Jahres 1729 zwiſchen Friedrich Wilhelm und ſeinem Schwager Georg II. über die Gewaltthätigkeiten preußiſcher Werber gegen hannover'ſche Unterthanen ausbrach, emſig geſchürt worden [38]).

So heftig klangen die Drohungen von beiden Seiten, daß man von Tag zu Tag vermuthete, es werde zu blutigen Thätlichkeiten kommen. Insbeſondere war es der König von Preußen, der ſich in den erbittertſten Aeußerungen wider Georg II. überbot. Er erklärte dem Grafen Seckendorff, ſeinen Schwager zum Zweikampfe herausfordern und Mann gegen Mann den Strauß wider ihn ausfechten zu wollen [39]). Er rüſtete mit Macht, zog ſeine Truppen zuſammen und der Fürſt von Deſſau wurde abgeſandt, die Uebergänge über die Elbe bis gegen Hamburg hinab zu recognosciren.

Am Wiener Hofe wünſchte man den Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Preußen und Hannover vermieden zu ſehen. Denn man täuſchte ſich nicht darüber, daß aus ihnen gar leicht ein allgemeiner Krieg entſtehen könne. Seckendorff wurde beauftragt, insgemein darauf hinzuwirken, daß es nicht zu Thätlichkeiten komme. Er ſolle ſich anbieten, befahl ihm Eugen, nach Hannover zu gehen, wo ſich eben damals König Georg befand, und im Verein mit dem kaiſerlichen Geſandten Grafen Philipp Kinsky die Beilegung des Streites zu verſuchen. Würde jedoch dieß Beſtreben ſcheitern und wären die Feindſeligkeiten zwiſchen den beiden Fürſten nicht hintanzuhalten, ſo ſei der Kaiſer feſt entſchloſſen, dem Könige von Preußen die bundesmäßige Hülfe zu leiſten und ſich als deſſen getreueſter Alliirter zu bewähren [40]).

Die ſtolze, faſt verächtliche Haltung, welche Georg II. von England gegen Preußen annahm, ließ es jedoch zu dieſen Verhandlungen nicht kommen. Sie brachte den König Friedrich Wilhelm auf's äußerſte, und die Heftigkeit ſeiner Drohworte kannte in der That keine Grenzen mehr. Aber auch den Prinzen Eugen erbitterte ſie. Er begreife allerdings, ſchrieb er dem Grafen Seckendorff, daß der Kaiſer nicht wünſchen könne, wegen einer an ſich ſo geringfügigen Urſache halb Europa in Flammen zu ſehen. Er für ſeine Perſon aber zweifle, ob nicht der Ausbruch der Feindſeligkeiten zu wünſchen wäre, um endlich die allzuweit gehende Anmaßung Englands tüchtig zu dämpfen [41]).

So großartig die kriegeriſche Thätigkeit auch war, welche man damals zu Berlin entwickelte, ſo ließ es ſich doch nicht verkennen, daß in den Voranſtalten zum Kampfe eine an's Unglaubliche gränzende Verwirrung herrſchte. Der Fürſt von Anhalt pflichtete in jedweder Sache der Meinung des Königs bei; der Feldmarſchall Natzmer aber wollte nichts von Feindſeligkeiten gegen Hannover wiſſen. Grumbkow ließ ſeiner unüberlegten Heftigkeit, welche alles überſtürzte, freien Lauf, Generallieutenant von Borck aber war ſo ſchwankend in ſeinen Rathſchlägen, daß er mit denſelben fortwährend wechſelte [42]). Die übrigen Generale befanden ſich nicht in dem Anſehen oder der Stellung, oder ſie erſchienen nicht von ausreichender Befähigung, um einen entſcheidenden Einfluß nehmen zu können. Der König ſelbſt fühlte dieß, und er ließ an Eugen das dringende Verlangen richten, ſich mit ihm über die bevorſtehenden Kriegsunternehmungen zu beſprechen. Er wolle gern, ſo erklärte er ihm durch Seckendorffs Vermittlung, ſich zu dieſem Ende ſelbſt in eine Vorſtadt von Wien begeben, um dort unerkannt mit dem Prinzen zuſammenzutreffen [43]).

Es iſt kein Zweifel, daß trotz des Kaiſers friedfertiger Geſinnung doch in ſeinem oberſten Feldherrn, dem Prinzen Eugen, die alte Kriegsluſt wieder mächtig erwachte. Er ſei ganz der Meinung des Fürſten von Anhalt, erklärte er, daß wenn es zum Losſchlagen komme, das Intereſſe des Königs es erfordere, mit möglichſt ſtarker Heeresmacht in die hannover'ſchen Länder einzubrechen, die dortigen Truppen niederzuwerfen, das ganze feindliche Gebiet zu beſetzen, den Winter hindurch den Unterhalt aus demſelben zu beziehen und im nächſten Frühlinge völlig gerüſtet dazuſtehen. Sollten dann die Verbündeten Hannovers, insbeſondere Heſſen und Schweden,

dem Könige Georg beiſtehen, ſo werde Oeſterreich den König von Preußen nicht im Stiche laſſen, weßhalb der Befehl zur Marſchbereitſchaft an ſämmtliche kaiſerliche Regimenter in den deutſchen Erbländern und dem näher gelegenen Theile Ungarns bereits insgeheim ergangen ſei. Und da Preußen zunächſt für ſeine Beſitzungen an der Weſer Beſorgniſſe hege, ſo hätten der Feldmarſchall von Zumjungen zu Brüſſel und Graf Wallis in Luxemburg den Auftrag erhalten, den preußiſchen Offizieren zu Cleve, wenn ſie deſſen bedürfen ſollten, mit Fußvolk oder Reiterei an die Hand zu gehen.

Was ihn ſelbſt betreffe, erklärte Eugen, ſo würde eine Zuſammenkunft mit dem Könige von Preußen in dem gegenwärtigen Augenblicke allzuviel Aufſehen und Argwohn erregen. Käme es jedoch zu Feindſeligkeiten, ſo werde er ſich mit Freuden nach Neiſſe, ja nach Berlin ſelbſt begeben, um mit Rath und That dem Könige zur Seite zu ſtehen [44]).

Es war eine gewaltſame Enttäuſchung für Eugen, daß bevor noch das Schreiben, in welchem er ſich ſo ermuthigend ausſprach, in Berlin eingetroffen ſein konnte, Graf Seckendorff ihm von dem gänzlichen Umſchlage berichtete, welcher daſelbſt eingetreten war.

Zu oft wiederholten Malen und in den entſchiedenſten Ausdrücken hatte Friedrich Wilhelm es laut erklärt, ſeine Ehre fordere es gebieteriſch, ſich ſelbſt mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu nehmen, wenn ſich der König von England nicht dazu bequeme, ſie ihm durch vorläufige Freilaſſung der in Haft gebrachten preußiſchen Soldaten zu gewähren. Seine Ehre aber, ſo hatte er dem Prinzen geſchrieben, ſtehe ihm höher als Gut und Leben und ſie werde immer die alleinige Richtſchnur ſeiner Handlungen ſein.

Wie ſehr mußte es nach ſolchen Aeußerungen Eugen befremden, als ihm Seckendorff anzeigte, der König habe, ohne zuvor irgend eine Genugthuung zu erlangen, ſich einfach dem Vorſchlage gefügt, der ihm von Hannover aus zugekommen war, die Sache durch Schiedsrichter entſcheiden zu laſſen [45]). Es gehe zwar, meinte der Prinz, der ganze Handel den König allein an, und ſo habe man ſich nicht darum zu kümmern, ob er ſich wirklich mit Ehren aus demſelben zu ziehen im Begriffe ſei. Die eine Lehre aber vermöge man ſich aus der Haltung abzuleiten, welche der König beobachtet habe, „daß auf dergleichen Herren, welche von einem Tage

„zum andern ſich ändern, niemals Rechnung zu machen ſei.“ Er wünſche aufrichtig, daß Preußen bei dieſer Beilegung des Streites eben ſo ſehr ſeine Rechnung finden möge als England. Wie aber die Sache auch ausgehen werde, ſo könne doch der Schaden, den der König an ſeiner „Reputa„tion“ erlitten, ſo leicht nicht mehr erſetzt werden [46]).

Die Erfahrung, die man eben gemacht hatte, wie unverläßlich und ſchwankend des Königs Charakter bei aller anſcheinenden Tüchtigkeit doch eigentlich war, mußte den Wiener Hof in einem Augenblicke doppelt unangenehm berühren, in welchem durch den Abſchluß des Vertrages von Sevilla Spanien von dem Bündniſſe mit dem Kaiſer abfiel und die Kraft ſeiner Gegner ſich dadurch anſehnlich verſtärkte. Man fürchtete, daß Friedrich Wilhelm, den Kaiſer für zu ſchwach anſehend, ſo vielen Feinden zu widerſtehen, ſich der ſtärkeren Partei zuwenden werde, um an der zu hoffenden Beute gleichfalls Antheil zu nehmen. Man wußte, daß die Königin von Preußen unabläſſig daran arbeitete, ihren Gemahl wieder in das frühere Bündniß mit England zu verflechten. Neuerdings wurde die Wechſelheirath zweier Prinzen und Prinzeſſinnen aus den beiden königlichen Häuſern zum Angelpunkte, um welchen ſich die Verhandlungen zwiſchen ihnen drehten. Und wirklich gelang es der Königin von Preußen, ihren Bruder Georg II. zu vermögen, in der Perſon des Sir Charles Hotham einen engliſchen Geſandten nach Berlin zu ſchicken. Er war beauftragt, für den Prinzen von Wales um die Hand der Prinzeſſin Wilhelmine zu werben und zugleich die Hoffnung auszuſprechen, der König von Preußen werde auch in die Vermählung ſeines älteſten Sohnes mit der engliſchen Prinzeſſin Amalie willigen.

Wohl hundertmal hatte Friedrich Wilhelm mit größter Entſchiedenheit erklärt, daß der Kronprinz nie und unter keiner Bedingung ſich mit einer der engliſchen Prinzeſſinnen vermählen dürfe. Die letzteren ſeien nur gewohnt, ſich auf den Knieen bedienen zu laſſen, ſo lauteten ſeine Worte, und in Berlin einfach zu leben, dazu wären ſie nicht erzogen [47]). Der Unmuth gegen ſeinen Sohn, welcher von dieſem Gedanken nicht abgehen wollte, war deßhalb von Tag zu Tag geſtiegen und bei dem geringfügigſten Anlaſſe hatte er ihn in roheſter Weiſe mißhandelt [48]). Dennoch änderte er allſogleich ſeine Geſinnung, als ihm der Antrag des Königs von England zukam und ſich ihm die Ausſicht eröffnete, irgend einen Vortheil

zu gewinnen. Er antwortete dem engliſchen Unterhändler, daß er bereit ſei, in die Vermählung ſeines älteſten Sohnes mit der Prinzeſſin Amalie zu willigen, wenn ihm die Nachfolge in Jülich und Berg geſichert und der Kronprinz zum Statthalter von Hannover ernannt würde [49]).

Vor kurzem erſt hatte Eugen dem Grafen Seckendorff die ſchon früher gemachte Bemerkung wiederholt, die beantragte Doppelheirath müſſe ſo lange als ſchädlich für Oeſterreichs Intereſſe angeſehen werden, als die feindſelige Haltung des Hauſes Hannover gegen den Kaiſer fortdauere [50]). Denn es wäre dieß der natürliche Weg zur Vereinigung der beiden mächtigen Häuſer, von denen der Wiener Hof ſich dann auf das Uebelſte gefaßt machen müſſe.

Des Königs ſchnelle Sinnesänderung und ſein Eingehen auf Hothams Vorſchläge zeigte nur zu klar, weſſen man ſich von ihm zu verſehen hatte, wenn es der engliſchen Partei zu Berlin gelang, ihre Plane zu verwirklichen. Dieſen mit aller Macht entgegen zu arbeiten, war nun Seckendorffs Aufgabe. Er unterzog ſich ihr mit all dem Eifer, der ihm innewohnte, und mit der Geſchicklichkeit, zu welcher ſein Talent zur Intrigue ihn befähigte.

Mehr noch als Seckendorffs Bemühungen trug Friedrich Wilhelms tiefgewurzelte Abneigung gegen den König von England dazu bei, den Vorſchlag der Doppelheirath ſcheitern zu machen. Auch war die Perſon des engliſchen Unterhändlers nicht glücklich gewählt. Anfangs errang Hotham zwar durch ſein zuverſichtliches Auftreten [51]) bei dem Könige, welchem dieß leicht imponirte, einen gewiſſen Einfluß. Als aber ſein Benehmen gar zu dreiſt wurde und er den General Grumbkow bei dem Könige zu verdächtigen ſuchte, da kam es zwiſchen Friedrich Wilhelm und dem engliſchen Abgeſandten zu einer heftigen Scene. In Folge derſelben verlangte Hotham ſeine Abberufung und erhielt ſie. Die Annäherung des Königs von Preußen an England war hiemit vereitelt, und der Bund mit dem Kaiſer neuerdings gekräftigt.

Die damalige politiſche Lage Europa's bot dem Könige vielfachen Anlaß, die eifrige Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich, die er nun bei jeder Gelegenheit in nachdrücklichſter Weiſe auszuſprechen liebte, auch durch die That zu bewähren. Denn noch hatte die drohende Haltung, in welcher ſich der Kaiſer einerſeits, Frankreich aber und Spanien, England und Holland andererſeits gegenüber ſtanden, ſich in keiner Weiſe geändert. Es

war den letzteren Mächten völlig unerwartet gekommen, daß die herausfordernde Sprache, welche sie führten, den Wiener Hof durchaus nicht einzuschüchtern vermochte. Eugen war es, der dem Kaiser dringend rieth, der Uebermacht der Gegner muthig die Spitze zu bieten. Zugleich trug er jedoch darauf an, sich der beiden einzigen Bundesgenossen, die man besaß, Rußlands und Preußens noch mehr zu versichern. Alles was vorgefallen sei, möge ihnen mit der Bemerkung mitgetheilt werden, daß man hoffe, sie würden für den Fall eines Krieges ihr bundesmäßiges Contingent bereit halten. Sie dürften darauf rechnen, von dem Kaiser unter ähnlichen Umständen gleiches zu erfahren.

Der König von Preußen sei noch überdieß anzugehen, meinte der Prinz, so viel deutsche Fürsten als nur immer möglich für die Sache des Kaisers zu gewinnen. Insbesondere sei das Augenmerk hiebei auf die Höfe von Dresden, dann von Gotha, Baireuth und Anspach zu richten [52]).

In Sachsen regierte noch immer Friedrich August II. der Starke, ja von einigen sogar der Große genannt, derselbe, dessen Bewerbung um die königliche Krone von Polen seiner Zeit dem Prinzen Eugen zum Oberbefehle in Ungarn verhalf und es ihm möglich machte, die Türken bei Zenta aufs Haupt zu schlagen.

Noch lange Jahre nachdem Friedrich August das Obercommando des kaiserlichen Heeres gegen die polnische Krone vertauscht hatte, war er in bundesfreundlichem Verhältnisse mit dem Kaiser geblieben. Durch Karl XII. von Schweden aus Polen verjagt, wohnte er im Jahre 1708 Eugens erstem Feldzuge in den Niederlanden bei. Damals scheinen sehr vertrauliche Beziehungen zwischen den beiden Fürsten obgewaltet zu haben. Es waren ja ihre schönsten Jugenderinnerungen, die sie an einander fesselten. Hatten sie doch gemeinschaftlich den Carneval des Jahres 1687 in Venedig zugebracht, und zwei Jahre später noch unter Karls von Lothringen siegreichem Banner zum erstenmale wider Frankreich die Waffen getragen. Auch während des Feldzuges in den Niederlanden sah man sie immer zusammen; sie bedienten sich derselben Wohnung wie desselben Wagens [53]). Es schien als ob sie Gefallen daran fänden, sich gewissermaßen gegenseitig zu ergänzen, indem Jeder eben diejenigen Eigenschaften besaß, welche dem Anderen abgingen. Friedrich August, der schöne, große, riesenstarke Mann, stellte durch sein glänzendes Aeußere ebensosehr Eugens unscheinbare Persönlich-

keit in Schatten, als dieſer den König weit übertraf an jeder Begabung, welche den Werth des Feldherrn wie des Menſchen doch eigentlich ausmacht.

Es war natürlich, daß Eugen es ungern ſah, als im Jahre 1709, nachdem Karl XII. bei Pultawa geſchlagen worden und ſeine Macht für immer gebrochen ſchien, König Auguſt II. mit ſtarker Heeresmacht nach Polen zurückkehrte. Denn der Prinz fürchtete hiedurch ein anſehnliches Truppencorps zu verlieren, welches im Kampfe gegen Frankreich erſprießliche Dienſte leiſtete. Der Entſchluß des Königs war jedoch gefaßt, und da ein ſolcher Schritt in der That in ſeinem Intereſſe lag, ſo ließ er ſich hievon durch Eugens Gegenvorſtellungen nicht abbringen [54]). Uebrigens ſchwächte auch die Rückkehr des Königs nach Polen das Heer der Verbündeten nicht in dem Maße, wie Eugen es befürchtet hatte. Denn es blieb nicht nur ein beträchtliches ſächſiſches Corps in den Niederlanden zurück, ſondern es verließ ſogar, bei der Trennung Ormonds von Eugen im Jahre 1712, den engliſchen Feldherrn und folgte den Fahnen des Prinzen.

Die zweideutige Stellung, welche der König in dem Streite des Kaiſers mit den ungariſchen Inſurgenten annahm, die Duldung nicht bloß, ſondern die Unterſtützung, die ſie noch lange Jahre nach Abſchluß des Szathmarer Friedens in Polen fanden [55]), die Unthätigkeit endlich, die Auguſt II., ſtatt die vertragsmäßige Hülfe zu leiſten, während des Türkenkrieges beobachtete, ließen das früher ſo freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen den beiden Höfen ſichtlich erkalten.

Die Entrüſtung, mit welcher der Kaiſer einen wiederholt auftauchenden Plan zur Theilung Polens zurückwies, wovon die anſehnlichſten Provinzen dem Könige als erbliches Beſitzthum zufallen ſollten, mag ihm die Sympathien desſelben noch mehr entfremdet haben. Hiezu kam noch, daß Auguſt II., als die Heirath ſeines Sohnes, des Kurprinzen von Sachſen, mit der Erzherzogin Maria Joſepha, älteſter Tochter des verſtorbenen Kaiſers Joſeph I. vollzogen war, den Plan gefaßt zu haben ſchien, wenn Karl VI. ohne männliche Nachkommen ſterben ſollte, ſeinem Hauſe einen beträchtlichen Theil der öſterreichiſchen Erbländer zu erwerben.

Es geſchah wohl nur um dieſe Abſichten beſſer zu verhüllen, daß König Auguſt im Jahre 1726 den Marquis Fleury an den Kaiſerhof ſandte, um über ſeinen Beitritt zu den Wiener Verträgen zu unterhandeln.

Als Preis dafür verlangte er, Karl VI. ſolle ſich anheiſchig machen, bei der nächſten Königswahl in Polen für Niemand als den Kronprinzen von Sachſen zu wirken. Für ſich ſelbſt begehrte der König einen Antheil an den Ländern, welche für den Fall eines Krieges etwa gewonnen würden, fünfzigtauſend Piſtolen jährlicher Subſidien, Unterſtützung ſeiner Anſprüche auf Jülich, Berg und Cleve, dann die Hanauer Lehen. Endlich dürfe, was die Vermählung der Töchter des Kaiſers und die Wahl eines römiſchen Königs angehe, kein kurfürſtliches Haus in Deutſchland dem ſeinigen vorgezogen werden [56]).

Zu Wien hielt man jedoch die Begehren des Königs für zu hoch geſpannt und ſeine Anträge überhaupt nicht für aufrichtig gemeint. In keiner Weiſe glaubte der Kaiſerhof auf ihn zählen zu dürfen. Man wußte wohl, daß es ihm um nichts zu thun war, als um Ländergewinn, und begriff, daß er, ſobald dieß die oberſte Richtſchnur ſeines Handelns bildete, dem Hauſe Oeſterreich nicht günſtig geſinnt ſein konnte. Denn im Bunde mit Anderen, insbeſondere mit Frankreich durfte er hoffen, dereinſt mehr von des Kaiſers Beſitzthum an ſich zu reißen, als er durch treue Anhänglichkeit an den letzteren erlangen würde [57]). Und die warme Verwendung, welche der König von Polen um jene Zeit in Wien für den Fürſten Rakoczy eintreten ließ, deſſen feindſelige Geſinnung wider den Kaiſerhof die langjährige Verbannung noch nicht gemildert hatte, war auch nicht geeignet, das Mißtrauen gegen Auguſt II. zu ſchwächen.

Einer jener Glücksritter, wie ſie ſo gern um Rakoczy's Banner ſich ſchaarten, Vigonroux mit Namen, war in Dresden erſchienen und hatte den König gebeten, zwiſchen dem Kaiſer und Rakoczy einen Vertrag zu vermitteln, durch welchen es dem letzteren möglich gemacht werde, die Türken zu verlaſſen und irgendwo in Polen ſein Leben zu beſchließen. Rakoczy verlange lebenslänglich den Titel eines Fürſten von Siebenbürgen führen zu dürfen und für ſeinen älteſten Sohn die Markgrafſchaft Burgau und die Landgrafſchaft Nellenburg unter der Vorausſetzung zu erhalten, daß ſie wenigſtens ein jährliches Einkommen von zweimalhunderttauſend Thalern gewährten. Für ſeine Anhänger begehre er vollſtändige Amneſtie und Wiedereinſetzung in ihre Würden und Güter. Es werde dieſer Punkt, ſo meine Rakoczy, höchſtens nur hinſichtlich des ſchon auf dem Sterbebette befindlichen Grafen Simon Forgách Schwierigkeiten begegnen. Denn die

Güter ſeiner übrigen Anhänger ſeien ja ohnehin nur deren Kindern oder nächſten Verwandten gegeben worden.

Für ſich ſelbſt verlange Rakoczy außer jenem Titel nichts, weil er dem Kaiſer keinen Anlaß bieten wolle, den Eid der Treue von ihm zu fordern. In Polen beabſichtige er ſich niederzulaſſen, zu verheirathen und dem Könige Auguſt Unterwerfung zu geloben, gleichzeitig aber ſich ſelbſt anheiſchig zu machen, nichts wider das Haus Oeſterreich zu unternehmen. Sollte es jedoch der König für paſſend anſehen, daß er dem Kaiſer in einem ehrfurchtsvollen Briefe ſeine Unterthänigkeit bezeige, ſo wolle ſich Rakoczy auch zu dieſem Schritte herbeilaſſen [58]).

Es gehörte in der That wenig Scharfſinn dazu, um vorherzuſehen, daß der Kaiſerhof das Begehren Rakoczy's von der Hand weiſen werde. Die beträchtlichſten Opfer ſollte er bringen, um diejenigen, welche ſeit Jahrzehnten die erbittertſte Feindſchaft wider das Haus Oeſterreich zur Schau getragen hatten, die es noch jetzt verſchmähten, demſelben den Unterwerfungseid zu leiſten, nach Deutſchland, nach Ungarn zurückzuführen und ihnen dort einen Schauplatz zur Erregung neuer Unzufriedenheit zu eröffnen. König Auguſt begriff es, daß man die Sache in Wien von dieſem Standpunkte anſehen müſſe, und er wagte es daher nicht, mit ſeiner Verwendung zu Gunſten Rakoczy's unmittelbar hervorzutreten. Er beauftragte ſeinen Geſandten am Kaiſerhofe, den Grafen Wackerbarth-Salmour, ſich einſtweilen vertraulich an Eugen zu wenden und von ihm in Erfahrung zu bringen, in welcher Weiſe man ſein Fürwort für Rakoczy aufnehmen werde [59]).

Als der Hauptgrund, durch welchen er zu ſeinem Anſuchen bewogen worden ſei, nannte Rakoczy die Befürchtung, daß nach ſeinem Tode die Ungarn, welche ſich in ſeiner Begleitung befanden, dem chriſtlichen Glauben untreu werden könnten. Eugen aber ließ dieſes Motiv nicht gelten. Gleich auf die erſte Anfrage des Grafen Wackerbarth erwiederte er ihm, man wiſſe mit Beſtimmtheit, daß Rakoczy mit dem Gedanken umgehe, Ungarn von neuem zu revolutioniren. Man kenne ſeine Ränke, ſeine Verſtellungskunſt; der Geiſt des Aufruhrs ſei noch immer tief eingewurzelt in ſeinem Gemüthe. Es ſei durchaus nicht zu vermuthen, daß er ſich ruhiger verhalten werde als bisher, wenn man ihm irgendwo in der Nähe der kaiſerlichen Erbländer eine Freiſtatt gönnen würde [60]).

In demſelben Sinne wie die Antwort, welche Eugen gleich Anfangs ertheilt hatte, lautete die Erklärung, die er nach gepflogener Rückſprache mit dem Kaiſer an den Grafen Wackerbarth richtete. Man danke dem Könige Auguſt, ſo lautete dieſelbe, für ſeine Vermittlung in dieſer Sache. Niemals aber werde der Kaiſer ſich entſchließen, mit einem Rebellen in Verhandlung zu treten und irgend ein Verlangen eines ſolchen in Betracht zu ziehen, wenn er ſich nicht unmittelbar an ihn ſelbſt wende. Und dann habe Rakoczy, wie es einem Unterthan gegen ſeinen Erbherrn und Landesfürſten gezieme, aufrichtige Reue über das Geſchehene zu zeigen und ohne irgend eine Bedingung ſich zu ſtellen, einzig und allein um Gnade zu bitten.

Da auch der König von Preußen die Anſicht ausgeſprochen hatte, es wäre zweckmäßig, die Begehren Rakoczy's zu erfüllen, um ein für allemal jeden Anlaß zur Erregung von Unruhen in Ungarn und zur Aufreizung der Pforte wider den Kaiſerhof aus dem Wege zu räumen [61]), ſo beauftragte Eugen den Grafen Seckendorff, dem Könige von allem, was in dieſer Angelegenheit vorgegangen ſei, Nachricht zu geben. Man könne nicht einſehen, fügte der Prinz hinzu, welche Sicherheit den kaiſerlichen Erbländern, ja der geſammten Chriſtenheit aus der Zurückberufung Rakoczy's erwachſen ſolle. Man wiſſe wohl, daß nicht die Sorge für das Glaubensbekenntniß ſeiner Anhänger, ſondern der Wunſch, ſich trotz ſeines vorgerückten Alters mit der Fürſtin Conſtantine Jablonowska zu vermählen, das Hauptmotiv ſeiner Schritte ſei, um die Bewilligung zur Rückkehr zu erlangen. Habe er dieſe einmal erreicht, dann ſei weit mehr von ihm zu beſorgen als bisher. Denn Niemand zweifle, daß es ihm jetzt nur an der Kraft und nicht am Willen fehle, neue Unruhen zu erregen, und er würde ſolche viel leichter herbeizuführen vermögen, wenn er ſich außerhalb der Türkei, als wie bisher in derſelben befinde [62]).

Weit mehr jedoch, als bei dieſer Verwendung König Auguſts zu Gunſten Rakoczy's trat ſeine zweideutige Geſinnung bei dem Zwieſpalte an den Tag, welcher ſich zwiſchen dem ſächſiſchen Miniſter Grafen Hoym und dem kaiſerlichen Geſandten Grafen Seckendorff erhob [63]). Auch Eugen wurde in den verdrießlichen Handel gezogen, indem Hoym ſich mit heftigen Anklagen wider Seckendorff an den Prinzen wandte. Der Nachdruck, mit welchem der König von Polen den Grafen Hoym unterſtützte, von dem man allgemein annahm, daß er in franzöſiſchem Solde ſtehe, nährte die

Befürchtungen, die man zu Wien über die wahren Absichten des Königs hegte. Um denselben wenigstens nicht offen auf Frankreichs Seite treten zu sehen, nahm man die Vermittlung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen in Anspruch, welcher damals mit August II. auf dem freundschaftlichsten Fuße stand. Der König von Preußen beschloß, sich selbst nach Dresden zu begeben, und er machte sich anheischig, den widerspänstigen Nachbar völlig auf die Seite des Kaisers zu bringen. Eugen aber, welcher wußte, wie leicht Friedrich Wilhelm sich in seinen besten Vorsätzen durch diejenigen wankend machen ließ, denen er Vertrauen schenkte, befahl dem Grafen Seckendorff, wohl auf seiner Hut zu sein, daß nicht der König, statt die kaiserliche Partei durch den Beitritt Sachsens zu verstärken, selbst von derselben abgezogen werde [64]).

Um Friedrich Wilhelm anzufeuern, sich der Sache des Hauses Oesterreich mit noch größerer Entschiedenheit anzunehmen, ließ ihn Eugen durch Seckendorff in ausführlicher Weise von den großartigen Rüstungen des Kaisers unterrichten, und stellte ihm zugleich die Lage der Dinge in einem helleren Lichte dar, als der König selbst, so leicht zu übertriebener Besorgniß geneigt, sie ansah. Schweden werde durch die Nachbarschaft Rußlands und Preußens im Zaume gehalten, Hannover aber, so meinte der Prinz, sein nach allen Seiten hin offenes Land gegen das Andringen seiner Feinde nicht zu schützen vermögen. Eine baldige Sinnesänderung des Königs von England könnte daher nicht allzulange ausbleiben. Hessen würde durch Sachsen, wenn es gelänge, den König August auf die Seite des Kaisers zu ziehen, an schädlichen Unternehmungen gehindert werden. Auf den fränkischen und oberrheinischen, so wie auf einen großen Theil des schwäbischen Kreises dürfe man mit Sicherheit zählen. In den Niederlanden käme das meiste auf Luxemburg an, welches in jener Gegend zugleich die Vormauer des deutschen Reiches und Preußens bilde. Man habe es daher auch in so guten Vertheidigungszustand gesetzt und mit allen Bedürfnissen so wohl versehen, daß fast mehr zu wünschen als zu fürchten sei, Frankreich möge beim Ausbruche eines Krieges sich gegen Luxemburg wenden und mit der Belagerung dieser Festung Zeit und Kräfte versplittern.

In Italien koste, fuhr der Prinz fort, die Führung eines Krieges denjenigen, welche dazu die Erfordernisse zur See herbeischaffen müßten, ganz

ungeheure Summen. Es ſei nicht zu erwarten, daß ſich das engliſche Volk zur Vergrößerung der Macht des Bourboniſchen Königshauſes, welches zu jeder Zeit ſein gefährlichſter Widerſacher geweſen, die empfindlichſten Opfer an Geld und Blut gefallen laſſen werde. Von der Pforte habe man nichts zu beſorgen, da ſie in erbitterten Streit mit Perſien verwickelt ſei. „Und endlich", ſo ſchloß der Prinz, „iſt auf die deutſche Tapferkeit nicht „wenig zu rechnen, und hiebei noch der Umſtand in's Auge zu faſſen, daß „die Einen für ihres Vaterlandes Freiheit und die gerechte Sache, die „Anderen aber für das Unrecht, ja zumeiſt gegen ihren eigenen Vortheil „ſtreiten würden [65])".

Bei dem großen Werthe, welchen der König auf Eugens Worte legte, iſt es wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß die Vorſtellungen des Prinzen nun auf Friedrich Wilhelms Entſchlüſſe von entſcheidendem Einfluſſe waren. Mit Nachdruck unterſtützte der König das Verlangen, welches der Kaiſer an die Reichsverſammlung geſtellt hatte, ihm bei der Vertheidigung ſeiner Gerechtſame kräftigen Beiſtand zu leiſten. Friedrich Wilhelm ging noch weiter, und er entſchloß ſich, eine Rundreiſe durch Deutſchland zu machen, um durch ſeine perſönliche Gegenwart die Gutgeſinnten in ihren Grundſätzen zu beſtärken, und wenn nicht die entſchiedenen Gegner, ſo doch wenigſtens die Schwankenden für die gemeinſchaftliche Sache Oeſterreichs und Preußens zu gewinnen.

Um mit demjenigen unter dieſen Fürſten, deſſen Beiſtand der willkommenſte geweſen wäre, mit Auguſt II. den Anfang zu machen, begab ſich Friedrich Wilhelm im Sommer des Jahres 1730 in das Luſtlager, welches der König von Polen mit all dem Aufwande, den zur Schau zu tragen er ſo ungemein liebte, bei Mühlberg abhielt.

Der Anfang der Bekehrungsreiſe des Königs von Preußen, wenn man ſie ſo nennen darf, war jedoch keineswegs ein günſtiger. Auguſt ließ es zwar an Verſicherung ſeiner Anhänglichkeit an den Kaiſerhof nicht fehlen, ja er ging ſogar in Verhandlungen zum Abſchluſſe eines Bündniſſes mit demſelben ein. Gleichzeitig aber verſäumte er keinen Augenblick, bei Friedrich Wilhelm die Haltung des Kaiſers zu verdächtigen. Er bemühte ſich, wie Eugen mit Recht vorhergeſagt hatte, den König in ſeiner Hinneigung zu dem Hauſe Oeſterreich wankend zu machen. Doch gelang ihm dieß nicht. Friedrich Wilhelm ging vielmehr daran, an anderen

Orten in ähnlichem Sinne, und wie er hoffte, mit beſſerem Erfolge zu arbeiten.

Im Juli 1730 unternahm der König von Preußen ſeine vielbekannte Reiſe nach dem ſüdweſtlichen Deutſchland. Nachdem er Seckendorff auf deſſen Gute Meuſelwitz beſucht hatte, begab er ſich über Anſpach und Augsburg nach Ludwigsburg. Hier trachtete er den Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg dadurch zu gewinnen, daß er der Frau von Grävenitz, welche Alles über denſelben vermochte, mit größter Auszeichnung begegnete und ihr ſein mit Diamanten beſetztes Bildniß verſprach. In Mannheim zwang er dem Kurfürſten Karl Philipp von der Pfalz, dem Oheim Karls VI., die Verſicherung ab, daß er ſich niemals dazu verſtehen werde, wider den Kaiſer und das Reich Partei zu nehmen. Größeres Vertrauen als der Kurfürſt ſchien ihm der Landgraf Ernſt Ludwig von Heſſen Darmſtadt, insbeſondere aber der Erbprinz Ludwig zu verdienen, welch Letzterer den lebhaften Wunſch zeigte, in die Reihen der kaiſerlichen Armee treten zu können.

Zu Bonn, wo er den Kurfürſten Clemens Auguſt von Köln, einen Prinzen aus dem kurfürſtlich baieriſchen Hauſe, nicht dazu zu bringen vermochte, ſeine eigentlichen Abſichten offen kundzuthun, bewies der König von Preußen bei einem an ſich geringfügigen Anlaſſe die Verehrung, welche er für Eugen hegte. Denn als ſich der Marquis von Weſterloo, wegen ſeiner feindſeligen Geſinnungen gegen den Prinzen bekannt, mit dem Könige zugleich an der kurfürſtlichen Tafel befand, bemerkte der Letztere ſeinen Begleitern, „daß es unbegreiflich ſei, wie man einen ſo gottloſen Menſchen „in ehrliche Geſellſchaft laden könne [66])".

In ähnlicher Weiſe zeigte der König bei jeder Gelegenheit die Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich, welche ihn nun beſeelte. Es ſei nicht zu läugnen, ſchrieb Eugen dem Grafen Seckendorff, daß Friedrich Wilhelm ſich als wahrer Freund des Kaiſers benommen und mit einem Eifer für ihn gewirkt habe, der bei einem in Karls Sold und Pflicht ſtehenden Manne kaum lebhafter hätte ſein können [67]).

Eine weit größere Berühmtheit jedoch als durch dieſe Beſtrebungen Friedrich Wilhelms, die deutſchen Fürſten für die Sache des Kaiſers zu gewinnen, hat ſeine Reiſe nach Süddeutſchland durch den Fluchtverſuch erhalten, welchen während derſelben Zeit der Kronprinz von Preußen unternahm.

Zu Steinfurt unweit Sinzheim war Friedrich an die Verwirklichung dieſes Planes gegangen. Nachdem derſelbe mit leichter Mühe vereitelt worden, führte ihn der König halb wie einen Gefangenen mit ſich weiter, bis ſie zu Mörs wieder preußiſches Gebiet betraten. Hier war es, wo der Kronprinz, als ihn ſein Vater mit dem Stocke ins Geſicht ſtieß, zu General Moſel gewandt, ein Meſſer verlangte, um den Schandfleck, welcher ihm dadurch angethan worden, aus ſeinem Geſichte zu ſchneiden [68]).

Seckendorff, welcher ſich gleichfalls im Gefolge des Königs befand, ſuchte in der Sache ſo wenig als möglich Partei zu nehmen. Wenn er dem Kronprinzen das Wort ſpräche, ſo fürchtete er das Mißtrauen des Königs zu erregen. Und denſelben noch mehr gegen ſeinen Sohn zu erbittern, vermied er mit gleicher Sorgfalt. Er begnügte ſich, nach Wien zu berichten, daß man ihm Schuld geben wolle, dem Könige den Plan zur Flucht verrathen zu haben. Es ſei dieß völlig unwahr, verſicherte Seckendorff; wenn er es jedoch gethan haben würde, ſo hätte er, fügte er hinzu, nur ſeine Pflicht erfüllt [69]).

Der Kaiſerhof war allſogleich im Klaren über die Stellung, welche er in dem Streite zwiſchen dem Vater und dem Sohne einzunehmen habe. Eugen beauftragte den Grafen Seckendorff, ſich ſeines Einfluſſes zu bedienen, um den König von übertriebener Strenge gegen den Kronprinzen abzuhalten, ſeinen Ingrimm zu beſchwichtigen, und ſo viel als es nur immer möglich ſei, dem Prinzen beizuſtehen und in ſeiner Bedrängniß behülflich zu ſein [70]).

An dieſer Anſchauungsweiſe hielt der Wiener Hof auch während des ganzen Verlaufes der Angelegenheit feſt. Es ſei zwar im Intereſſe des Kaiſers ſo wie in demjenigen des Königs ſelbſt gelegen, erklärte Eugen, daß die Unterſuchung zu Ende geführt werde, welche der König angeordnet habe. Denn nur dadurch würden die ſträflichen Intriguen an's Tageslicht gezogen, welche ſeit ſo langer Zeit ſchon den Hof von Berlin in Unruhe und Zerwürfniß verſetzt hätten. Gegen den Prinzen ſelbſt aber ſolle durchaus nichts vorgenommen werden, und der König das Geſchehene „ſeiner „Jugend und ſeinem Unverſtande" zuſchreiben, ihn wieder zu Gnaden aufnehmen und gegen Angelobung beſſerer Aufführung Alles in Vergeſſenheit begraben. Dem Kronprinzen habe Seckendorff mitzutheilen, daß er beauftragt ſei, zur Wiederherſtellung der Eintracht zwiſchen ihm und ſeinem

Vater das Aeußerſte anzuwenden. Er möge ihm zu Gemüthe führen, befahl Eugen, daß es ja bei ihm ſelbſt ſtehe, dem bisherigen Zwieſpalte ein Ende zu machen, wenn er nur des Königs Wünſchen ſich füge und auf deſſen Denkweiſe einzugehen ſich beſtrebe. „Ohne Zweifel wird ein ſo „wichtiger, dem Kronprinzen geleiſteter Dienſt", fuhr Eugen fort, „wenn „er anders von einem guten und edlen Gemüthe iſt, die ſchuldige Erkennt„lichkeit bei ihm erwecken und ihn, wenn auch nicht gänzlich auf die Seite „des Kaiſers ziehen, doch von ſeiner etwaigen Abneigung gegen denſelben „zurückbringen [71])."

Wie es ſeine Pflicht mit ſich brachte, ſo bemühte Seckendorff ſich in in der That, den König zu beſänftigen und ihm das Betragen ſeines Sohnes als jugendliche Unbeſonnenheit darzuſtellen. Er fürchte jedoch ſehr, berichtete er nach Wien, daß wenn auch Prinz Friedrich dem Kaiſer ſeine Befreiung verdanken ſollte, dieß nichts fruchten, und er, wenn dereinſt zur Regierung gelangt, dem Hauſe Oeſterreich dennoch mit Undank lohnen werde [72]).

Der Kaiſer ließ ſich durch dieſe Befürchtung nicht abhalten, den eingeſchlagenen Weg mit Entſchiedenheit zu verfolgen. Ohne daß irgend einer ſeiner Miniſter als Eugen darum wußte [73]), ging ein eigenhändiges Schreiben Karls VI. an den König ab, in welchem demſelben die Begnadigung des Kronprinzen in den wärmſten Ausdrücken an's Herz gelegt wurde. Eugen aber bemerkte dem Grafen Seckendorff, daß wenn auch kein Dank von dem Kronprinzen zu erwarten ſei und dieſer ein noch ſo böſes Gemüth habe, ſo müſſe doch die Hülfe, die ihm in ſeiner Noth von Seite des Kaiſers zu Theil werde, ihn überzeugen, daß er von deſſen Beiſtand mehr als von demjenigen Englands zu erwarten habe, und daß, wenn der Kaiſer wirklich ſo geringe Zuneigung für ihn hätte, wie man ihn glauben machen wollte, er ſich ſeiner wohl nicht ſo nachdrücklich annehmen würde [74]).

Am 30. Oktober 1730 übergab Seckendorff dem Könige das Schreiben des Kaiſers. Friedrich Wilhelm verſicherte, daß ihn dieſer neue Freundſchaftsbeweis hoch erfreue. Sein Sohn ſei zwar ſeiner böſen Geſinnung wegen ſolcher Gnade nicht werth. Wenn ihm jedoch die wohlverdiente Strafe nachgeſehen werde, ſo habe Prinz Friedrich dieß durchaus Niemanden als dem Fürworte des Kaiſers zu verdanken [75]).

Es iſt wohl kein Zweifel, daß der König das Schreiben Karls VI. ſchon aus dem Grunde willkommen hieß, um einen paſſenden Ausweg aus dem

Labyrinthe zu finden, in welches er ſich durch ſeine rückſichtsloſe Heftigkeit hatte verleiten laſſen. Aber ein Opfer mußte ſeinem Grimme gebracht werden. Trotz Seckendorffs Gegenvorſtellung fiel das Haupt des Lieutenants von Katte, welcher dem Kronprinzen zur Flucht hatte behülflich ſein wollen, unter dem Beile des Henkers [76]).

Aus der damaligen Lage der politiſchen Verhältniſſe erklärt es ſich leicht, daß der Zwieſpalt des Königs mit ſeinem Sohne den Erſteren noch mehr an die Sache des Kaiſers feſſelte. Denn es war bald ergründet worden, daß Prinz Friedrich beabſichtigt hatte, ſich nach England zu flüchten, und bei Friedrich Wilhelms mißtrauiſchem Gemüthe bedurfte es keines Beweiſes mehr, um ihn davon zu überzeugen, König Georg II. habe bei der ganzen Sache die Hand im Spiele gehabt. Alles was den König von Preußen noch mehr von England entfernte, drängte ihn in gleichem Maße zur Partei des Kaiſers. Ihn bei derſelben feſtzuhalten, ſollte fortan der Gegenſtand der eifrigſten Bemühungen Seckendorffs ſein. Die Haltung Friedrich Wilhelms ſei, was das Haus Oeſterreich betreffe, erklärte Eugen, im gegenwärtigen Augenblicke eine ſolche, daß man ſie ſich in der That nicht beſſer zu wünſchen vermöge. „So viel ich den König „kenne", fuhr der Prinz fort, „iſt er von der Abſicht durchdrungen, als „ein ehrlicher Mann zu handeln. Und da er zugleich als wahrer Patriot „die drohende Gefahr ſieht, in welcher ſich das deutſche Reich befindet, „jedoch auch den Nutzen gar wohl erkennt, der ſeinem Hauſe aus der „Freundſchaft mit dem Kaiſer erwächſt, ſo dürfte es trotz ſeiner ſonſtigen „Unbeſtändigkeit nicht allzuſchwer ſein, ihn bei ſeinen jetzigen guten Geſinnungen zu erhalten [77])."

So ſehr nun auch Eugen wünſchen mußte, daß das Bundesverhältniß des Kaiſers mit Preußen aufrecht erhalten werden und der König in der bisherigen Entfremdung von England verbleiben möge, ſo war er doch weit entfernt, zur Erreichung dieſes Zweckes auf die Fortdauer des Zerwürfniſſes zwiſchen Friedrich Wilhelm und ſeinem Sohne hinzuarbeiten. Er wiederholte vielmehr in jedem ſeiner Schreiben den Auftrag an Seckendorff, nichts außer Acht zu laſſen, um ſo bald als möglich den König mit dem Kronprinzen auszuſöhnen. Das beſte Mittel dazu ſei, dem Letzteren zu Gemüthe zu führen, daß er ſeinem Vater Gehorſam ſchulde. Bei dem Könige aber möge Seckendorff, ſo oft ſich die Gelegenheit ergebe und eine günſtige

Wirkung davon erwarten laſſe, für den Kronprinzen ſprechen und ihn zur Milde gegen denſelben zu ſtimmen ſuchen. Denn es ſei zu hoffen, daß auf dieſem Wege nicht nur die Freundſchaft des Königs erhalten, ſondern auch nach und nach diejenige ſeines Sohnes gewonnen werde [78]).

Außerdem war es Eugens angelegentlicher Wunſch, daß dem Könige von Preußen über die wirklichen Abſichten ſeines von ihm ſo ſehr verehrten Nachbars, des Königs Auguſt von Polen, die Augen geöffnet werden möchten. Eigenthümlich war es in der That, daß Friedrich Wilhelm ſich ſo gewaltig zu einem Manne hingezogen fühlte, der zu ihm ſelbſt in jeder Beziehung einen ſo auffallenden Gegenſatz bildete, wie Auguſt II. In nichts glichen ſich die beiden Fürſten, als in ihrer maßloſen Vorliebe für das Soldatenweſen und in ihrer unabläſſigen Beſchäftigung mit Dingen, welche darauf Bezug hatten. Und vielleicht mochte es daher kommen, daß Friedrich Wilhelm den König von Polen für einen der größten Feldherrn ſeiner Zeit hielt, ſo wie er auch von deſſen ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften den höchſten Begriff hatte.

In Wien glaubte man beſtimmte Nachricht davon zu beſitzen, daß König Auguſt mit Frankreich in ein geheimes Bündniß getreten ſei. Gegen eine große Summe Geldes und die Verſicherung, ihm ſogar noch bei Lebzeiten des Kaiſers zu einem Theile der öſterreichiſchen Erbländer zu verhelfen, habe Auguſt II. ſeine Truppen der franzöſiſchen Regierung zur Verfügung geſtellt. „Man weiß von ihm", ſchrieb Eugen dem Grafen Seckendorff, „ſo gewiß als es nur in menſchlichen Dingen eine Gewißheit „geben kann, daß er mit den gefährlichſten Gedanken und mit nicht weniger „als einer Theilung der öſterreichiſchen Staaten zwiſchen ſeinem eigenen und „dem kurfürſtlich baieriſchen Hauſe umgeht. Vornehmlich ſind es Böhmen, „Mähren und Ungarn, worauf er ſein Augenmerk gerichtet hat".

Unter ſolchen Umſtänden konnte der mächtige perſönliche Einfluß, welchen Auguſt II. auf den König von Preußen übte, für den Kaiſerhof nur höchſt beunruhigend ſein. Bei Friedrich Wilhelms bekanntem Wankelmuthe lag die Beſorgniß nahe, daß es dem Könige von Polen früher oder ſpäter gelingen werde, das Haus Oeſterreich eines ſo mächtigen Verbündeten zu berauben. Es wäre daher höchſt wünſchenswerth, meinte Eugen, dem Könige von Preußen die vorgefaßte Meinung zu benehmen, als ob Auguſt in der That „der große Held und Staatsmann" ſei, für welchen er ihn

anſehe. „Sie kennen ja", bemerkte der Prinz dem Grafen Seckendorff, „den König von Polen ſo gut als ich, und wiſſen wohl, in wie fern eine „ſolche Idee von ihm gegründet iſt. Wenn ſein Plan gelänge, ſo würde „er weit mächtiger als das Haus Brandenburg ſein, ſeine Länder die des „letzteren auf allen Seiten umgeben, und er endlich auch die Kaiſerkrone „davon tragen, welche Friedrich Wilhelm dem Hauſe Sachſen gewiß nicht „gönnen will [79])".

„Die üblen Nachreden", ſagt Eugen in einem zweiten Schreiben an Seckendorff, „welche der König von Polen von mir hält, ſind mir wohl- „bekannt. Ich werde aber eine etwaige Empfindlichkeit darüber dem Dienſte „meines Herrn mit Freuden opfern. Ich habe dieß auch dem Kaiſer mit „dem Beiſatze erklärt, daß ich in all meinem Thun und Laſſen nichts an- „deres als die Billigkeit vor Augen habe, und mich hierin weder durch „Freundſchaft noch durch Feindſchaft irre führen laſſe, ſondern von jeder „Sache und Perſon nach meinem Wiſſen und Gewiſſen alſo urtheile, wie „ſie ſich mir in Wirklichkeit darſtellt [80])".

Mit welch richtigem Blicke Eugen die geheimen Plane des Königs von Polen anſah und wie gefährlich die Abſichten derjenigen Mächte, die ſich zu dem Bündniſſe von Sevilla vereinigt hatten, für das Kaiſer- haus waren, gab ſich auch aus der Nachricht kund, daß Frankreich bei einigen der ihm anhänglichen Reichsſtände der Anſicht Geltung zu ver- ſchaffen ſuche, Böhmen bilde eigentlich keinen Beſtandtheil Deutſchlands, und ein Angriff auf dieſes Land ſolle nicht als ein Friedensbruch gegen das Reich angeſehen werden [81]).

So gefahrdrohend nun auch dieſe Haltung der Gegner des Kaiſer- hauſes erſchien, ſo zeigte es ſich doch bald, daß Eugen Recht gehabt hatte, wenn er behauptete, die Allianz von Sevilla trage die Keime ihres Ver- falles in ſich. Denn Verbündete, welche ſo verſchiedenartige Endzwecke verfolgten, könnten ſich nicht lange zu gemeinſchaftlichem Handeln vereinigen. Und in der That waren nur wenige Monate ſeit dem Abſchluſſe des Tractates verfloſſen, ſo geſchahen von Seite desjenigen Verbündeten, welchen man bisher für den erbittertſten Gegner des Hauſes Oeſterreich hielt, Schritte zur Annäherung an den Kaiſerhof.

Eilftes Capitel.

Der Tod des Königs Georg I. von England war im Juni 1727, wenige Wochen nach dem Abſchluſſe der Präliminarien erfolgt, welche am 31. Mai desſelben Jahres zu Paris unterzeichnet wurden. Beide Ereigniſſe, das Ableben eines Fürſten, der in ſeiner letzten Zeit ſo große Gehäſſigkeit wider den Kaiſerhof an den Tag legte, und das Zuſtandekommen der Präliminarien hatten auf eine friedliche Beilegung all der Zwiſtigkeiten hoffen laſſen, welche damals Europa in gährende Unruhe verſetzten. Es war dieß um ſo mehr der Fall, als beide Regierungen, die kaiſerliche wie die engliſche, es ſich gegenſeitig zu wiederholten Malen verſicherten, ſie würden die Wiederherſtellung des früheren freundſchaftlichen Einvernehmens mit Freude begrüßen.

Daß es dem Wiener Hofe Ernſt war mit ſolcher Betheuerung, wird wohl am beſten durch die Aeußerungen bezeugt, welche Eugen in vertrauter Weiſe an des Kaiſers Geſandten in London, den Grafen Philipp Kinsky richtete. „Ich ſchmeichle mir," ſchrieb ihm der Prinz, „England ſo gut zu „kennen als irgend jemand Anderer. Und da ich immer geglaubt habe, das „Intereſſe der beiden Kronen fordere es gleichmäßig, daß ſie ſich in gün„ſtigen Beziehungen zu einander befänden, ſo werde ich zur Wiederher„ſtellung der früheren Freundſchaft alles beitragen, was mir möglich „ſein wird, ſobald ich nur ſehe, daß man dieſelbe in London ernſtlich „wünſcht [1])."

Aber dieß letztere ſchien leider nicht der Fall zu ſein. Zwar wußte Kinsky gar vieles von den befriedigenden Erklärungen der engliſchen Miniſter zu berichten, aber ihre Thaten ſtimmten nur wenig mit ihren Worten überein. Bei jeder Gelegenheit zeigten ſie eine Gehäſſigkeit gegen den Kaiſerhof, welche denſelben auf's tiefſte verletzen mußte. Insbeſondere war es das Bemühen Englands, die Pforte zum Bruche des Friedens mit dem Kaiſer zu reizen, woraus man in Wien von der feindſeligen Stimmung der britiſchen Regierung Gewißheit erhielt [2]).

Es war ein bedauerlicher Umstand für den Kaiserhof, daß er in einem Augenblicke von so außerordentlicher Wichtigkeit in London nur in ungenügender Weise vertreten war. Es zeigte sich wieder die Schädlichkeit einer zu ausschließlichen Befolgung des Grundsatzes, nur Mitgliedern der vornehmsten Familien die Vertretung der Interessen des Kaiserstaates an fremden Höfen anzuvertrauen. Man hielt an demselben, mit der einzigen Ausnahme Penterriedters, mit solcher Zähigkeit fest, daß man den Posten eines kaiserlichen Gesandten lieber in die Hände eines Mannes legte, welchem sonst jedes persönliche Erforderniß abging, denselben würdig zu bekleiden, als daß man sich entschloß, auch Staatsmänner von weniger erlauchter Geburt zu einer solchen Stellung zu berufen.

Graf Philipp Kinsky, einer der Söhne jenes Wenzel Norbert Kinsky, welcher unter Joseph I. die Stelle eines Obersten Kanzlers des Königreiches Böhmen bekleidete, zählte erst vierundzwanzig Jahre, und hatte noch niemals, wenigstens nicht im Auslande gedient. Dennoch war nichts als seine Bewerbung nothwendig gewesen, um seine Ernennung zum Gesandten des Kaisers am Hofe von S. James zu bewirken. In den schwierigsten Verhältnissen trat er diesen Posten an, und er brachte weder geistige Befähigung, noch Kenntnisse und Erfahrung in ausreichendem Maße mit, um denselben derart zu versehen, wie es im Interesse des Kaiserhauses zu wünschen gewesen wäre [3]). Auch mit der Sprache des Landes war er nicht vertraut, und es mußte dieß damals, wo die Kenntniß des Französischen in England noch eine Seltenheit war, lähmend auf seinen Verkehr mit den britischen Staatsmännern einwirken. Um sich doch einigermaßen mit dem Minister Walpole zu verständigen, suchte Kinsky die ihm allerdings noch nicht fern liegenden Schulerinnerungen wieder hervor und bediente sich im Umgange mit ihm der lateinischen Sprache [4]).

Obgleich dem Grafen Kinsky wohlwollend gesinnt, scheint doch auch Eugen dessen Unzulänglichkeit für den ihm übertragenen Posten gefühlt zu haben. Wenigstens deuten die oft wiederholten und sehr in's Einzelne gehenden Vorschriften, welche er Kinsky für sein persönliches Verhalten ertheilte, auf das Bestreben hin, hiedurch dasjenige auszugleichen, was demselben an Geschäftserfahrung abging.

Als eine der wichtigsten Regeln seines Benehmens zeichnete Eugen dem Grafen Kinsky vor, den englischen Ministern kein allzu großes Ent-

gegenkommen zu zeigen. „Je mehr man ihnen gegenüber beſorgt ſcheint," ſchrieb der Prinz an Kinsky, „ihr Wohlwollen zu erlangen, deſto weniger „wird man dieſes Ziel erreichen. Es wäre ein unfehlbares Mittel, den „Verkehr mit ihnen noch ſchwieriger zu machen, wenn ſie zu bemerken „glaubten, daß der Kaiſer ſich in der unumgänglichen Nothwendigkeit „befände, die Freundſchaft Englands zu gewinnen [5])."

Auch vor der Doppelzüngigkeit der engliſchen Miniſter warnte Eugen den Grafen Kinsky. Es ſei zwar eben nicht unmöglich, bemerkte er ihm, daß ſie es mit ihren Freundſchaftsverſicherungen für den Wiener Hof wirklich ernſt meinten. Leicht aber könnte es ſein, daß ſie Kinsky nur zu einem falſchen Schritte zu verleiten ſuchten, um ſich ſodann des Vortheils, den ſie daraus zu ziehen vermöchten, wider den Kaiſer zu bedienen. Er kenne ja ſelbſt „den gefährlichen Charakter" derjenigen, mit denen er es zu thun habe, und möge daher vor ihnen unabläſſig auf ſeiner Hut ſein [6]).

Als eine der nothwendigſten Pflichten eines Geſandten bezeichnete es der Prinz dem Grafen Kinsky, ſeinen eigenen Hof in genaueſter Kenntniß aller wichtigeren Ereigniſſe in England, und hauptſächlich desjenigen zu erhalten, was im Verkehr der dortigen Regierung mit den fremden Höfen ſich ergab. Als nach einer mehrmonatlichen Anweſenheit Kinsky's in England erſt zwei Berichte von ihm eingegangen waren, da mußte er Eugens ſtrengen Tadel erfahren. Er möge es ſich zur Richtſchnur dienen laſſen, ſchrieb ihm der Prinz, an jedem Poſttage, oder doch wenigſtens einmal in jeder Woche Bericht zu erſtatten. Denn an Stoff hiezu könne es ihm an einem Hofe, welcher zu den wichtigſten Europa's gehöre, und in einem Zeitpunkte nicht mangeln, der von der höchſten politiſchen Bedeutung ſei. Emſigkeit in der Berichterſtattung müſſe als eine der vornehmſten Pflichten eines Geſandten angeſehen werden, und dieß um ſo mehr, wenn er wie Kinsky zum erſten Male einen ſolchen Poſten bekleide und von ſeinem Fleiße wie von ſeiner Befähigung erſt eine günſtige Meinung erwecken ſolle [7]).

Weit ſchärfer noch waren die Ausdrücke der Mißbilligung des Prinzen, als Kinsky ſich durch kleinliche Eiferſucht gegen einen anderen öſterreichiſchen Miniſter, den Grafen Seckendorff, zu Schritten verleiten ließ, welche dem Intereſſe des Kaiſerhofes nur ſchädlich ſein konnten. Es war dieß zu der Zeit, als ſich zwiſchen den Königen von England und von Preußen im

Sommer des Jahres 1729 wegen der Feſtnehmung preußiſcher Soldaten auf hannover'ſchem Gebiete eine heftige Fehde entſponnen hatte, und man ſtündlich der Eröffnung der Feindſeligkeiten entgegenſah.

Es iſt ſchon früher gezeigt worden, wie lebhaft der Kaiſer es wünſchte, dem Ausbruche eines Kampfes auf dem Boden des deutſchen Reiches und zwiſchen zwei Fürſten desſelben vorzubeugen. Um dieſes Ziel zu erreichen, beſchloß er, daß während König Georgs Anweſenheit zu Hannover Graf Seckendorff ſich dorthin begeben und im Vereine mit Kinsky die Beilegung des Streites verſuchen ſolle.

Kinsky fühlte ſich dadurch verletzt, daß außer ihm auch noch ein anderer Miniſter des Kaiſers mit einer Verhandlung am Hofe des Königs von England betraut wurde. Er machte dieſem Unmuthe in verſchiedenen Schreiben an Seckendorff Luft, welche, wie Eugen die Sache anſah, für einen Mann von Seckendorffs Stellung, Befähigung und Erfahrung äußerſt beleidigend waren.

Eugen ſuchte vor Allem Kinsky's eiferſüchtige Leidenſchaftlichkeit zu beſchwichtigen und ihn zu überzeugen, daß er Seckendorffs beabſichtigte Entſendung nach Hannover nicht als ein Zeichen des Mißtrauens, ſondern nur als ein Ergebniß der Rückſichten anzuſehen habe, welche man auf den König von Preußen nehmen müſſe. Der Kaiſer könne und wolle ſich von einem Verbündeten nicht trennen, erklärte Eugen, welcher ſeinerſeits fortfahre, mit ſo vieler Standhaftigkeit an ihm feſtzuhalten [8]). Nur im engſten Einvernehmen mit Preußen werde er mit England unterhandeln [9]), und hiezu ſei eben Seckendorff, welchem König Friedrich Wilhelm ſo großes Vertrauen ſchenke, die geeignetſte Perſönlichkeit. Wie dem aber auch ſein möge, ſo habe Kinsky nur einen einzigen Geſichtspunkt in's Auge zu faſſen, und dieſer ſei die Unterwerfung und der blinde Gehorſam, welche jeder Miniſter dem Willen und den Anordnungen ſeines Monarchen ſchulde. Wenn er ſich dieß zur Richtſchnur dienen laſſe, ſo ſtelle er zugleich ſich ſelbſt vollkommen ſicher und habe dasjenige nicht zu verantworten, was aus der Befolgung der ihm ertheilten Befehle etwa entſtehen könne. Er hoffe, ſo ſchloß der Prinz ſein Schreiben an Kinsky, daß derſelbe in Zukunft ſeine Leidenſchaftlichkeit zu mäßigen und die Rückſichten auf ſich ſelbſt denjenigen auf den Dienſt des Kaiſers hintanzuſetzen wiſſen werde [10]).

Die Gerechtigkeit erfordert es einzugeſtehen, daß Kinsky Eugens Verweiſe mit Dank und Ergebung aufnahm, und ſich deſſen Vorſtellungen

mehr und mehr zur Richtschnur dienen ließ. Dennoch mag es von Eugen als ein ziemlich günstiger Umstand angesehen worden sein, daß die Beziehungen zwischen den Höfen von Wien und S. James nicht allein durch Kinsky vermittelt wurden. Schon mehrere Monate vor dessen Entsendung nach London hatte die englische Regierung den Lord James Waldegrave nach Wien abgeschickt, sei es, daß es ihr in der That Ernst war mit dem Wunsche, den Kaiser völlig zu versöhnen, oder daß sie, wie Eugen meinte, überall Unterhandlungen anzuknüpfen suchte, um unter dem Deckmantel derselben ihre eigenen Wege noch ungestörter zu verfolgen.

Waldegrave's Persönlichkeit wäre allerdings vollkommen dazu geeignet gewesen, zwischen der Regierung, die er vertrat, und derjenigen, bei welcher er beglaubigt war, ein freundschaftliches Verhältniß hervorzurufen. Er besaß ein sanftes und mildes, höchst einnehmendes Wesen, welches Ursache war, daß Jedermann in Wien gern mit ihm verkehrte, insbesondere Eugen, der es so liebte sich mit Männern von gutem Ton, von Geist und hervorragender Bildung zu umgeben. Obgleich in gewissem Sinne des Wortes ein Lebemann, besaß doch Waldegrave gleichzeitig eine große Arbeitskraft. Die Berichte, die er nach London sandte, wurden dort als Meisterstücke angesehen, und nur wenige britische Staatsmänner genossen in gleichem Grade wie er das Vertrauen ihrer Regierung [11]).

Waldegrave hatte sich während seines Aufenthaltes in Wien redlich bestrebt, zwischen dem dortigen Hofe und dem von S. James die Eintracht zu erwecken und zu nähren. Aber das Benehmen seiner Regierung machte alle seine Bemühungen wieder zu nichte. Der Abschluß des Vertrages von Sevilla zeigte es klar, daß es England mit seiner Annäherung an den Kaiserhof nicht Ernst gewesen war, und die fernere Haltung der britischen Regierung konnte diese Ansicht nur bestätigen. Durch das Verbot, ohne ausdrückliche Bewilligung des Königs fremden Staaten Geld zu leihen, vereitelte sie das Anlehen von drei Millionen, welches der Kaiser in England auf vortheilhafte Bedingungen abzuschließen im Begriffe war [12]). Und durch den rücksichtslosen Ton, welchen sie in ihren Mittheilungen an den Wiener Hof neuerdings annahm, trat ihre Absicht, denselben durch Drohungen einzuschüchtern, klar an den Tag.

Schon zuvor wurde dargestellt, wie die kaiserliche Regierung durch ihre feste Haltung und ihre männlichen Erklärungen sowohl England als die

übrigen Verbündeten von Sevilla bald eines beſſeren belehrte. Der Kaiſer werde, ſo ſchrieb Eugen an Kinsky, ohne ſich von den Grundſätzen der Mäßigung und der Friedensliebe zu entfernen, welche ihn immer beſeelten und von denen jede ſeiner Handlungen ein unwiderlegliches Zeugniß ſei, dennoch allen Forderungen ſeine Zuſtimmung verſagen, durch welche er ſeine Würde oder ſeine Intereſſen als gekränkt anſehen müßte [13]).

In gleicher Weiſe lauteten auch Eugens Aeußerungen gegen den engliſchen Geſandten in Wien. Mit der ihm eigenen Gewandtheit wußte der Prinz das Vorhaben des Kaiſers, ſich nichts abtrotzen zu laſſen, und deſſen Wunſch, den Frieden erhalten zu ſehen, gleichmäßig kundzugeben. Auch verhehlte Eugen es nicht, daß er für ſeine Perſon den Krieg nicht wünſche, und nirgends eine wirkliche Nothwendigkeit für denſelben zu erblicken vermöge [14]). Sollte es aber zum Kampfe kommen, ſo werde ihn der Kaiſer, darauf möge man ſich verlaſſen, mit Kraft zu führen wiſſen.

Das gute Einvernehmen der Verbündeten von Sevilla war bekanntlich nicht von langer Dauer. Frankreich dachte an einen Einfall in die öſterreichiſchen Niederlande, an einen Angriff auf die deutſchen Erbländer des Kaiſers; England hingegen wollte den Krieg auf Sicilien beſchränken, höchſtens deſſen Ausdehnung auf die übrigen Beſitzungen des Kaiſers in Italien zugeſtehen. Die zunehmende Mißhelligkeit zwiſchen ihnen bewog die britiſche Regierung, neuerdings Schritte zu thun zur Annäherung an den Kaiſerhof. Lord Waldegrave hatte den Aufenthalt zu Wien mit demjenigen in Paris vertauſcht, wo er nun die Intereſſen Englands vertrat. Es war daher ſeinem Nachfolger in Wien vorbehalten, an dem Werke fortzuarbeiten, deſſen Zuſtandebringung ſich Waldegrave ſelbſt, wenn gleich fruchtlos, doch in hohem Maße hatte angelegen ſein laſſen.

Sir Thomas Robinſon, unter dieſem Namen weit mehr als unter ſeinem ſpäteru eines Lord Grantham bekannt, hatte im Jahre 1723 Horace Walpole als Botſchaftsſecretär nach Paris begleitet, und ihm dort die weſentlichſten Dienſte geleiſtet. Von Walpole mit Beweiſen ſeines Vertrauens überhäuft, gewann er unter ſeiner Leitung ausgebreitete Kenntniſſe und Erfahrung in diplomatiſchen Geſchäften. Während der Abweſenheit des Botſchafters ſelbſt mit der Vertretung Englands betraut, zeigte er Scharfſinn genug, um ſich weder durch die gekünſtelte Aufrichtigkeit des Cardinals Fleury, noch die bekannte Doppelzüngigkeit des Siegelbewahrers Chauvelin

täuſchen zu laſſen. Ein freilich nicht unparteiiſcher Beurtheiler, der Engländer Coxe, ſchreibt ihm ein würdevolles Benehmen, große Selbſtbeherrſchung und die Fähigkeit zu, jeden Widerſpruch ruhig anzuhören, ihn aber auch in gewandter und treffender Weiſe zu erwiedern. Gleich Waldegrave galt Robinſon für einen ausgezeichneten Berichterſtatter, und ſeine Depeſchen bieten, wie ebenfalls Coxe bezeugt, ein bis in's kleinſte Detail ausgearbeitetes Gemälde der Verhandlungen, welche er zu führen, und der Perſonen, mit denen er zu thun hatte [15]).

Die engliſche Regierung, oder vielmehr deren Haupt, der Miniſter Sir Robert Walpole, verfolgte damals einen doppelten Zweck. Den Krieg mit dem Kaiſer wollte er vermeiden, weil er davon nur üble Folgen vorherſah. Gleichzeitig ſuchte er auch das neue Bündniß mit Spanien aufrecht zu erhalten, um dem engliſchen Volke den Genuß der Handelsvortheile zu ſichern, welche ihm durch den Tractat von Sevilla in Ausſicht geſtellt worden waren. Zur Erreichung dieſes zweifachen Zieles gab es jedoch nach Walpole's Anſicht nur einen Weg, welcher darin beſtand, die alte Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich wieder anzuknüpfen und durch Garantirung der pragmatiſchen Sanction des Kaiſers Beitritt zu dem Vertrage von Sevilla zu erwirken. Robinſon war es, deſſen ſich Walpole zur Verwirklichung ſeiner Abſichten bediente. Um dieſelben noch gewiſſer zu erreichen, ſandte König Georg II. auch als Kurfürſt von Hannover einen Bevollmächtigten, Namens Dieden, nach Wien, welcher im Vereine mit Robinſon die Unterhandlungen mit dem Kaiſerhofe pflegen, und die Ausdehnung des Bündniſſes, auf deſſen Zuſtandekommen man hoffte, auf die hannover'ſchen Lande bewerkſtelligen ſollte.

In der Conferenz vom 21. Auguſt 1730 lag zum erſten Male Robinſons Mittheilung zur Berathung vor. Die britiſche Regierung, ſo hieß es darin, ſei in Wahrheit von dem Verlangen beſeelt, mit dem Kaiſerhofe wieder in das alte Freundſchaftsverhältniß zu treten. Freimüthig erklärte Robinſon, daß es einzig und allein die Handelsvortheile geweſen ſeien, durch welche England ſich habe bewegen laſſen, in dem Vertrage von Sevilla den Wünſchen der Königin von Spanien nachzugeben. Würden dieſe Vortheile nicht angefochten, ſo habe England nichts weiter von Spanien zu fürchten, und es wiſſe genau, daß ſein eigenes Intereſſe es fordere, die Macht des Hauſes Oeſterreich nicht ſchwächen zu laſſen. Sollte

der Kaiſer ſich zu einer günſtigen Erklärung in Bezug auf die Einrückung fremder Beſatzungen in Toscana und Parma verſtehen, ſo würde man ſich auch über die Gewährleiſtung ſeiner Erbfolge leicht zu einigen wiſſen. Denn es gebe keinen wahren Engländer, welcher nicht das Wohl Oeſterreichs und ſeines Regentenhauſes aufrichtig wünſche [16]).

Man muß es zugeſtehen, daß dieſe Sprache mit Klugheit darauf berechnet war, ſich ein wohlwollendes Gehör am Kaiſerhofe zu gewinnen. Karl VI. war ja ſelbſt, das wußte man genau, mit nichts ſo ſehr als mit dem Gedanken beſchäftigt, von allen bedeutenderen Mächten Europa's ſeine Erbfolgeordnung verbürgen zu laſſen. Weil er ſeine eigene Ehre darein ſetzte, den Verträgen, welche er abſchloß, unverbrüchlich treu zu bleiben, ſo glaubte er trotz vielfacher bitterer Erfahrungen, die ihn des Gegentheiles hätten belehren ſollen, von den anderen Regenten das Gleiche. Die Ausſicht, England und durch deſſen Beiſpiel auch die Generalſtaaten, die nächſten Nachbarn der öſterreichiſchen Niederlande, zu Bürgen der pragmatiſchen Sanction zu erhalten, war ganz geeignet, den Kaiſer zu Schritten zu verleiten, zu denen er ſich ſonſt in richtiger Erkenntniß der drohenden Gefahr, die ihm daraus erwuchs, wohl ſchwerlich jemals entſchloſſen hätte.

Auch die Mitglieder der geheimen Conferenz waren den Vorſtellungen des britiſchen Bevollmächtigten keineswegs unzugänglich. Aus Eugen und Gundacker Starhemberg beſtand damals die Conferenz, aus Sinzendorff und dem Reichsvicekanzler Schönborn, welcher vor kurzem die Würde eines Biſchofs zu Bamberg und mit derſelben diejenige eines Fürſten des deutſchen Reiches erlangt hatte.

Unter den Mitgliedern ſelbſt herrſchte wieder eine freilich nur Wenigen erkennbare und den Meiſten aus ihnen ſelbſt unbewußte Abſtufung in der Art ihrer Zuziehung zu den Geſchäften. Dieſelbe regelte ſich nach dem Grade des Vertrauens, welches der Kaiſer zu jedem der einzelnen Miniſter hegte. Auf der niederſten Stufe dieſes Zutrauens, wenn man ſo ſagen darf, ſtand der Reichsvicekanzler Schönborn. Der Würde halber, die er bekleidete, ſeiner unſtreitigen Befähigung wegen, und um die Kenntniſſe, die er mehr als die übrigen Miniſter in Reichsſachen beſaß, dem Kaiſer nutzbar zu machen, war er in die Conferenz gezogen worden. Seine vielfachen Verbindungen aber mit Perſonen, welche dem Hauſe Oeſterreich abhold geſinnt waren, ſein bekannter Eigennutz, dem immer nur ſein und

ſeiner Familie Intereſſe in erſter Linie ſtand, die Leidenſchaftlichkeit endlich, mit welcher er ſich ſeinen Sympathien und Antipathien hingab, und der man es großentheils zuſchrieb, daß in Folge der erbitterten Feindſchaft, welche zwiſchen Schönborn und dem früheren britiſchen Bevollmächtigten Saint-Saphorin geherrſcht hatte, das Zerwürfniß des Kaiſers mit England herbeigeführt wurde, dieſe Eigenſchaften waren Urſache, daß der Kaiſer ihn, wo es nur ausführbar erſchien, den geheimeren und wichtigeren Regierungsgeſchäften fernhielt.

Aehnliches war, wenn gleich nicht in ſo weit ausgedehntem Maße, bei Sinzendorff der Fall. Allerdings muß es als eine ſonderbare, vielfach ſchädliche Einrichtung gelten, daß demjenigen, welcher völlig die Stelle eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete, Verhandlungen des Kaiſers mit fremden Höfen ganz oder doch theilweiſe verborgen blieben. Dennoch zog man dieſen Uebelſtand einer vollſtändigen Einweihung Sinzendorffs in die Art der Verbindungen des Kaiſers mit einzelnen Regierungen, insbeſondere aber mit Rußland und Preußen, dann mit verſchiedenen deutſchen Höfen vor. Denn Sinzendorff war ein bekannter Gegner der politiſchen Combination, welche damals zum erſten Male auftauchte und ſpäter mit dem Namen der heiligen Allianz bezeichnet wurde. Er behauptete, ein Bündniß des Kaiſers mit Rußland und Preußen ſei nur von äußerſt geringem Nutzen für denſelben. Erſteres könne, letzteres wolle kein Geld geben, um die nothwendigen Rüſtungen Oeſterreichs damit zu beſtreiten. Rußland ſei ſo außerordentlich weit entfernt, daß ſeine Truppen erſt dann auf dem Kriegsſchauplatze erſcheinen könnten, wenn vielleicht ſchon ein ganzer Feldzug verloren gegangen wäre. Auf den König von Preußen aber, welcher ſein großes Heer nur als Schauſtück, nicht aber zum Schlagen unterhalte, ſei dieſes Umſtandes und ſeines bekannten Wankelmuthes wegen durchaus nicht zu zählen.

Aus dieſen Gründen, welchen allerdings eine gewiſſe Berechtigung nicht abgeſprochen werden kann, war Sinzendorff immer für ein enges Anſchließen an Frankreich, an England und Holland geweſen. Freilich hatte er dann auch zur Annahme der demüthigenden Bedingungen rathen müſſen, welche jene Mächte dem Kaiſer aufzuerlegen trachteten. Dieſer Umſtand, die Erinnerung an den mißglückten Vertrag mit Spanien und an all das Unheil, welches ihm dadurch bereitet worden war, ſchwächten

Stich u. Druck der Typogr. liter. art. Anstalt in Wien

Digitized by Google

Karls Vertrauen zu Sinzendorff mehr und mehr. Den Ausschlag aber gab wohl die begründete Vermuthung, daß Sinzendorff fremdem Golde nicht unzugänglich war. Man glaubte darin den Schlüssel des Geheimnisses gefunden zu haben, warum er so sehr zu dem Bündnisse mit den Mächten rieth, welche reicher und freigebiger waren als Rußland und Preußen, und in deren Gewohnheiten es lag, sich des Mittels der Bestechung in nicht kärglichem Maße zu bedienen.

Den entschiedensten Gegensatz zu Sinzendorff bildete der kaiserliche Conferenzminister Graf Gundacker Starhemberg. War jener mittheilend und über die Gebühr gesprächig, so war Starhemberg kalt und wortkarg, von ruhigem, eben deßhalb aber Vertrauen einflößendem Benehmen. Während in Sinzendorffs Hause glänzende Feste und prunkende Gelage auf einander folgten, so daß ihn König Friedrich II. von Preußen in späterer Zeit den Apicius des Kaiserhofes nannte, so ging es in Starhembergs Wohnsitz, dem jetzigen Erdödy'schen Hause unter den Tuchlauben, still und abgemessen zu. Nicht allein weil er große Reichthümer besaß, sondern in Folge der strengen Grundsätze, die er nicht bloß in Worten aussprach, sondern auch in der That befolgte, war Starhemberg, was man von Sinzendorff nicht sagen konnte, jeglicher Bestechung völlig unzugänglich. Und auch sonst übertraf er ihn weit an Schärfe des Verstandes, an Richtigkeit des Urtheils, so daß Starhemberg selbst in den auswärtigen Geschäften mehr beim Kaiser zu sagen hatte als Sinzendorff, obgleich dieselben eigentlich zu dem Wirkungskreise des Letzteren gehörten, und den Grafen Starhemberg mehr die inneren Angelegenheiten, insbesondere die Finanzsachen angingen.

Daß Starhemberg bei Karl VI. in größerem Vertrauen stand als Sinzendorff, ist um so höher anzuschlagen, als er es immer verschmähte, zur Gewinnung der Gunst seines Monarchen jene kleinlichen Mittel anzuwenden, in denen Sinzendorff so stark war und die ihn doch nicht, wenigstens in dem Maße nicht, wie er es wünschte, zum Ziele führten. Unfähig zur Schmeichelei seine Zuflucht zu nehmen, sprach Starhemberg immer mit edlem Freimuthe seine Meinung aus, sie mochte für das Ohr des Monarchen angenehm klingen oder nicht. Zeigte sich der Kaiser darüber verstimmt, so brachte das Starhemberg nicht aus seiner ruhigen Fassung. Denn er wußte wohl, daß Karl doch später die Richtigkeit seiner Ansicht oder wenigstens die guten Gründe, die sich für dieselbe anführen

ließen, erkennen werde. Den Grafen Sinzendorff hingegen erfüllte, gleich den Höflingen Ludwigs XIV., jedes gnädige Wort ſeines Monarchen mit Hochmuth, während er in Verzweiflung gerieth, wenn ſich der Schimmer kaiſerlicher Gunſt für ihn zu verdunkeln ſchien.

Das überwiegende Vertrauen des Kaiſers zu Starhemberg zeigte ſich am beſten darin, daß er denſelben in viele Angelegenheiten einweihte, deren Kenntniß er dem Grafen Sinzendorff vorenthielt. Doch waren es immerhin noch einige Dinge, in welchen der Kaiſer ſich einzig und allein mit Eugen berieth. So hatte, um nur ein Beiſpiel anzuführen, kein anderer Conferenzminiſter als der Prinz um das Schreiben gewußt, in welchem Karl VI. ſein Fürwort für die Begnadigung des Kronprinzen von Preußen bei deſſen Vater einlegte.

Eugen und Starhemberg, welche in politiſchen Dingen größtentheils einerlei Anſicht waren, ſahen auch die Vortheile einer Wiederverſöhnung mit England von dem gleichen Geſichtspunkte an. Insbeſondere war es Eugen, der ſich mit Wärme dafür verwendete und nicht nur die perſönliche Gereiztheit des Kaiſers wider die britiſche Regierung zu beſchwichtigen ſuchte, ſondern ihm auch die Vortheile der Wiederanknüpfung des Bundes mit derſelben mit beredten Worten ſchilderte. Man habe ſich zwar bisher, ſo bemerkte Eugen, in ehrenvoller Stellung zu halten verſtanden, weil die Gegner unter ſich uneins geweſen ſeien und ihnen die gewaltigen Kriegsrüſtungen des Kaiſers eine gewiſſe Scheu, mit den Feindſeligkeiten zu beginnen, eingeflößt hätten. Man möge jedoch nicht darauf vergeſſen, daß man einen ſolchen Zuſtand nicht allzulang ertragen könne, und daß er den ohnehin zerrütteten Finanzen faſt beſchwerlicher falle als ein wirklicher Krieg. Würde man den gegenwärtigen Augenblick nicht benützen, um die Seemächte wieder zu gewinnen, ſo könnten ſie ſich leicht völlig in Frankreichs Arme werfen und nach und nach zu Schritten verleiten laſſen, an welche ſie ſelbſt Anfangs gar nicht gedacht hätten. Denn Frankreich bleibe immer dasſelbe, und wäre auch jetzt, ſo wie es von jeher gethan, auf nichts ſo ſehr als auf die Schwächung des Hauſes Oeſterreich bedacht [17]).

Sämmtliche Conferenzminiſter des Kaiſers ſprachen ſich in demſelben Sinne wie Eugen aus. Sie räumten es zwar ein, daß die Zulaſſung ſpaniſcher Garniſonen in die italieniſchen Feſtungen gar vielerlei wichtigen Bedenken unterliege. Wenn dieß jedoch die einzige Bedingung bilde, unter

welcher die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction von den Seemächten zu erlangen ſei, ſo überwiege ein ſolcher Gewinn die etwaige Gefahr, die aus jenem Zugeſtändniſſe hervorgehen könne. Denn es ſei ja die Hauptabſicht jeglicher Bemühung der kaiſerlichen Regierung, ſo viel als es ſich durch menſchliche Vorſicht bewerkſtelligen laſſe, der Zerſtücklung der öſterreichiſchen Erbländer vorzubeugen. Ein wirkſameres Mittel hiezu gebe es jedoch nicht, als wenn die Seemächte ſich anheiſchig machten, einer ſolchen Zergliederung ſich kräftigſt zu widerſetzen und nicht zuzugeben, daß auch nur der kleinſte Theil dieſer Länder in die Hände Anderer als derjenigen Perſon gelange, welche dem Kaiſer rechtmäßig nachfolgen werde in ſeinen Erblanden. Und obwohl die ſpaniſche Regierung, ſobald ſie nur einmal Truppen auf italieniſchem Boden beſäße, gewiß nicht unterlaſſen würde, früher oder ſpäter einen Angriff wider des Kaiſers dortige Beſitzungen zu richten, ſo ſei doch weit geringere Gefahr davon zu beſorgen, wenn das Haus Oeſterreich des Beiſtandes der Seemächte geſichert wäre, als wenn dieſelben auf der Seite der Gegner ſtünden und mittelſt ihrer Schiffe zu jeder Zeit, ſo oft es ihnen belieben würde, ebenfalls fremde Truppen nach Italien werfen könnten [15]).

So wenig der Kaiſer das Gewicht der Gründe verkannte, welche für den Antrag ſeiner Miniſter ſprachen, ſo ſehr es ihn anlockte, die in Ausſicht geſtellte Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction durch die beiden Seemächte zu erlangen, ſo ſchwer ging er daran, in die Forderungen zu willigen, welche der König von England als Kurfürſt von Hannover an ihn ſtellte. Er glaubte aus dieſen Begehren nur allzudeutlich die Abſicht hervorleuchten zu ſehen, ihn mit ſeinen Verbündeten, insbeſondere aber mit dem Könige von Preußen, ja mit dem ganzen deutſchen Reiche zu entzweien und dann wieder die alte Unbotmäßigkeit und Willkür in Deutſchland auszuüben. Auch die Conferenzminiſter, und Eugen mit ihnen, erkannten die Richtigkeit dieſer Bedenken. Dennoch beharrten ſie auf ihrer früheren Meinung, daß man die Gelegenheit, mit England und Holland in ein enges Bündniß zu gelangen, benützen ſolle. Mit größter Vorſicht ſei zwiſchen den beiden Klippen durchzuſchiffen, von welchen unverkennbare Gefahr drohe. Man dürfe ſich zu nichts verleiten laſſen, wodurch das bisherige Einvernehmen mit Rußland und Preußen geſtört, der Kaiſer aber gezwungen werden könnte, ſich einzig und allein England in die Arme zu werfen und

von demſelben Geſetze anzunehmen. Andererſeits aber müſſe es auch vermieden werden, daß die britiſche Regierung dem Parlamente vorſpiegle, ſie habe ihrerſeits alles gethan, um die frühere Freundſchaft mit dem Kaiſerhofe wieder herzuſtellen, und der Letztere trage allein die Schuld, wenn ihr Beſtreben mißglückt ſei [19]).

Dieſe Grundſätze boten denn auch die Richtſchnur, nach der man im Laufe der Verhandlungen mit Robinſon vorging. Insbeſondere ſuchte man ſorgfältig Alles zu vermeiden, wodurch der König von Preußen oder die ruſſiſche Regierung irgendwie hätten verletzt werden können. Als Robinſon dort wo es ſich von der pragmatiſchen Sanction handelte, das Verlangen ſtellte, daß der Kronprinz von Preußen ausdrücklich von der etwaigen Vermählung mit der Erzherzogin Thereſia ausgeſchloſſen werde, weigerte man ſich entſchieden, hierauf einzugehen. Zwar ſei weder dem Kaiſer noch dem Könige von Preußen jemals ein ſolcher Gedanke in den Sinn gekommen, und man könne hierüber die bündigſten Verſicherungen ertheilen. Eine förmliche Ausſchließung würde jedoch, ohne irgend Nutzen zu bringen, nur als eine Gehäſſigkeit gegen Preußen erſcheinen, welche man mit Sorgfalt vermeiden müſſe [20]).

Gewiß iſt es, daß die britiſche Regierung dem Kaiſerhofe die Verhandlung mit ihr ſauer genug machte. Unerſättlich in ihren Forderungen, legte ſie jede Weigerung, auf dieſelben einzugehen, und ſich von einem Zugeſtändniſſe zum andern drängen zu laſſen, wie ein Verbrechen aus. Sie tadelte bitter, daß man ihr nicht genug gewährte, während ſie ſelbſt zu tadeln geweſen wäre, daß ſie ſo überſpannte Begehren ſtellte. Dennoch wollte man es zum Bruche mit England nicht kommen laſſen, obgleich jetzt auch Frankreich und Spanien ſich emſiger als zuvor um des Kaiſers Freundſchaft bewarben. Aber mit den Bourboniſchen Häuſern konnte, das wußte man im voraus, ein Bündniß nur um den Preis der Vermählung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Infanten Don Carlos erkauft werden. Ein ſolches Opfer wollte der Kaiſer nicht bringen. Man möge daher, ſo erklärte Eugen, bei der Verhandlung mit England zu jedweder Erleichterung die Hand bieten, welche nur immer mit Recht und Gewiſſen, mit der Ehre und dem Anſehen des Kaiſerhauſes zu vereinbaren ſei. Niemals aber dürfe man ſich verleiten laſſen, vom geraden Wege abzuweichen, Treue und Glauben zu verletzen oder den Rechten eines Dritten zu nahe

zu treten. Nur wenn man unverrückt hieran feſthalte, werde man, welches auch der Ausgang der Verhandlungen ſein möge, ſelbſt völlig außer Schuld bleiben [21]).

Dieſem Ausſpruche Eugens ſtimmten auch Gundacker Starhemberg und Sinzendorff unbedingt bei. Daß er wirklich die Geſinnung ausdrückte, welche den Kaiſerhof beſeelte, daran kann in keiner Weiſe gezweifelt werden. Denn er iſt nicht etwa in irgend einem oſtenſiblen Schreiben der kaiſerlichen Regierung oder des Prinzen, ſondern in dem geheimen Conferenzprotokolle niedergelegt, welches nur für wenige Eingeweihte beſtimmt war. Der Wiener Hof huldigte der aufrichtigen Ueberzeugung, ſeinem Rechte und ſeiner Pflicht gemäß zu handeln, wenn er König Georg II. als Kurfürſten von Hannover in Deutſchland nicht eine Stellung einräumte, durch welche die ohnehin ſo ſehr geſunkene Kaiſerwürde noch tiefer erniedrigt worden wäre. Aber König Georg, dem bekanntlich ſeine hannover'ſchen Intereſſen ſo ſehr am Herzen lagen, wollte die günſtige Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ohne für dieſelben beträchtlichen Gewinn zu ernten. So ſtanden die Sachen unentſchieden, bis endlich der Vorſchlag gemacht und von beiden Seiten angenommen wurde, die Punkte, welche Hannover betrafen, einer ſpäteren Vereinbarung vorzubehalten, und für jetzt wenigſtens darüber zum Schluſſe zu gelangen, was den Kaiſer und England anging.

Am 16. März 1731 kam zwiſchen den beiden Monarchen der Tractat zu Stande, welcher unter dem Namen des zweiten Wiener Vertrages bekannt iſt. Der Kaiſer verpflichtete ſich, der Zulaſſung von ſechstauſend Spaniern in die Feſtungen von Toscana und Parma keinen Widerſtand entgegen zu ſetzen. Er machte ſich ferner zu völliger Aufhebung der Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft anheiſchig. England gewährleiſtete hiegegen die pragmatiſche Sanction unter der Bedingung, daß die Erzherzogin, welche zur Erbfolge in den öſterreichiſchen Staaten berufen wäre, weder einem Prinzen aus dem Hauſe Bourbon, noch einem ſolchen vermählt werde, deſſen Macht das europäiſche Gleichgewicht gefährden könnte.

Durch das feſte Vertrauen, England werde den in dem Tractate übernommenen Verpflichtungen ſeiner Zeit treulich nachkommen, hatte der Wiener Hof ſich zu den darin gebrachten Opfern bewegen laſſen. Die Folge wird lehren, wie ſehr er in dieſer Zuverſicht getäuſcht wurde.

Einſtweilen überboten ſich jedoch die britiſchen Staatsmänner, Sir Robert Walpole und Lord Harrington an der Spitze, in Bemühungen, dem Prinzen Eugen ihre Freude über den Abſchluß des Vertrages und ihren Dank für den überwiegenden Antheil, welchen er hieran genommen hatte, mit lebhaften Ausdrücken kundzugeben. Sie verſicherten ihn ihres unerſchütterlichen Vorſatzes, den neu geſchaffenen Bund immer enger zu ſchlingen und ihn endlich zu einem unlöslichen zu geſtalten [22]).

Wie es nach dem Abſchluſſe des Vertrages mit England als ziemlich gewiß angeſehen werden konnte, ſo kam ein ſolcher auch mit den Generalſtaaten baldigſt zu Stande. Die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction wurde von ihnen ebenfalls übernommen. Gleiches war auch mit Hannover der Fall. Durch einen eigenhändig unterzeichneten Revers machte König Georg als Kurfürſt ſich anheiſchig, nicht nur die pragmatiſche Sanction zu garantiren, ſondern auch ſämmtliche Staaten des Kaiſers gegen jeden Angreifer, die Türken ausgenommen, mit äußerſter Kraftanſtrengung vertheidigen zu helfen. Ja er verpflichtete ſich für einen ſolchen Fall, dem gemeinſchaftlichen Gegner Krieg anzukündigen und ihn ſo lange fortzuſetzen, bis Genugthuung für das Vergangene und Sicherſtellung für die Zukunft erreicht ſein würde [23]).

Eine ſtärkere gegenſeitige Verknüpfung, als durch dieſe Tractate zwiſchen den Seemächten und dem Kaiſer geſchaffen ward, hatte in der That niemals zwiſchen ihnen beſtanden. Dennoch begnügte man ſich zu Wien nicht mit dieſen Erfolgen. Noch während man daſelbſt mit raſtloſer Thätigkeit an dem Abſchluſſe des Vertrages mit England arbeitete, wurde in gleichem Sinne an den meiſten deutſchen Höfen gewirkt. Von den weitverzweigten Verhandlungen, welche gepflogen wurden, um ſo viele Fürſten des Reiches als nur immer möglich von der Annäherung an Frankreich abzuhalten und für die Sache des Kaiſers zu gewinnen, ſei hier nur eine einzige erwähnt, weil ſie allein durch die Hände Eugens und Gundacker Starhembergs ging. Man ſtrebte durch ſie nach dem ſchwer zu erreichenden Ziele, den Kurfürſten Clemens von Köln, den Bruder jenes Karl Albrecht von Baiern, des Bannerträgers aller Widerſacher des Kaiſers im Reiche, in das Bündniß mit dem Hauſe Oeſterreich zu ziehen.

Ein ſolches war zwar vor nicht allzu langer Zeit, im Jahre 1726 zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten von Köln abgeſchloſſen worden.

In jener Epoche aber, in welcher politiſche Syſteme und Allianzen gleichſam über Nacht gewechſelt wurden, in der man faſt ohne irgend einen Vorwand zu ſuchen, vom bisherigen Freunde zum Feinde überſprang, nur wenn derſelbe augenblicklich größeren Vortheil bot, in einer ſolchen Zeit erſchien ein Bündniß ſchon matt und kraftlos, wenn es nicht binnen kurzer Friſt erneuert wurde. Dieß war auch mit dem Kurfürſten von Köln der Fall. Er hatte ſich ſeither wieder mit Frankreich in eben ſo geheime als eifrig gepflogene Verhandlungen eingelaſſen, vor deren Ergebniſſen man in Wien ernſtliche Beſorgniſſe hegte. Den franzöſiſchen Beſtrebungen entgegenzuwirken und den Kurfürſten von Köln neuerdings auf die Seite des Kaiſers zu ziehen, mußte daher in den Wünſchen des Wiener Hofes liegen. Zu dieſem Ziele zu verhelfen, bot ſich der kurfürſtliche Oberſtkämmerer Graf Ferdinand von Plettenberg dem Kaiſerhofe freiwillig an.

Graf Plettenberg, damals das Haupt der reichen und berühmten Familie dieſes Namens, war ein Mann von außergewöhnlicher Befähigung und ſeltenen Talenten, von tiefer Einſicht in die Verhältniſſe des deutſchen Reiches und die politiſchen Geſchäfte überhaupt. So bedeutend aber auch alle dieſe Eigenſchaften waren, ſo wurden ſie doch durch Plettenbergs zügelloſen Ehrgeiz noch übertroffen. Da er ſich ſelbſt der Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen an Adel der Geburt und an Reichthum wenigſtens gleichgeſtellt, an geiſtiger Befähigung aber überlegen fühlte, ſo glaubte er ſich in der That zu den höchſten Würden und Auszeichnungen berufen. Niemals auf den Weg blickend, den er ſchon zurückgelegt hatte, ſondern immer das Auge nach den hochgeſteckten Zielen gerichtet, die ihm vorſchwebten, fühlte er auch niemals Befriedigung über dasjenige, was zu erreichen ihm gelungen war. Alles was einem Andern zufiel, ſah er an, als ob es ihm ſelbſt geraubt worden wäre, und da waren es denn insbeſondere die Erfolge, welche eine andere deutſche Familie, die der Grafen von Schönborn errang, durch welche Plettenbergs eiferſüchtige Nebenbuhlerſchaft aufs höchſte geſteigert wurde.

Es iſt leicht begreiflich, daß der ſchwache vergnügungsſüchtige Kurfürſt Clemens von Köln einem ſo raſtlos thätigen, geiſtvollen Manne wie Plettenberg es war, nur allzugern die Sorge für die Regierungsgeſchäfte überließ. Mit dem Feuereifer, welcher Plettenberg kennzeichnete, nahm er ſich derſelben an und es gab Niemand, der unermüdlicher

als er an der innigſten Verbindung ſeines Herrn mit deſſen Bruder, dem Kurfürſten von Baiern, an der Verſtärkung ihrer Partei im deutſchen Reiche und an der Unterſtützung derſelben durch den Hauptfeind des Kaiſerhauſes, durch Frankreich arbeitete.

Bald aber fühlte Plettenberg, daß er einen völlig falſchen Weg eingeſchlagen hatte, um ſeinen eigentlichen Zweck, die Gründung ſeiner eigenen Größe und der ſeines Hauſes zu erreichen. Denn was konnten diejenigen, welchen er jetzt mit ſo viel Hingebung diente, die Kurfürſten von Köln und Baiern ihm bieten, das er nicht ſchon beſaß oder das ſo raſtloſer Beſtrebung würdig geweſen wäre. Was durfte er von Frankreich erwarten als etwa ein Stück Geld, wie es als Beſtechung ja auch ſolchen hingeworfen wurde, die ſeiner Meinung nach in jeder Beziehung weit unter ihm ſtanden. Und was ihm vollends ganz unerträglich dünkte, das war der Gedanke, bei dem etwaigen Tode ſeines jetzigen Herrn, des Kurfürſten Clemens, einen ſeines Gleichen, etwa gar einen Schönborn zum Gebieter zu bekommen, wie denn in der That ein Mitglied dieſer Familie ſchon mit dem Kurfürſtenhute von Trier geſchmückt war [24]).

Der leicht in die Augen fallende Umſtand, daß nichts als die Gnade des Hauſes Oeſterreich die Grafen Schönborn ſo groß gemacht, und dem Einen den Purpur der Cardinäle, dem Andern das Kurfürſtenthum Trier, dem Dritten die reichen Bisthümer Bamberg und Würzburg verſchafft habe, brachte Plettenberg auf den Gedanken, zu ähnlichem Ziele auch einen ähnlichen Weg einzuſchlagen. Durch ſeinen Vetter, den kölniſchen Geſandten zu Regensburg, Freiherrn von Plettenberg, näherte er ſich dem Grafen Friedrich Harrach, einem jungen, vielſprechenden Manne, welcher als böhmiſcher Geſandter am Reichstage beglaubigt war. Durch ihn ließen beide, der Graf und der Freiherr von Plettenberg, den Prinzen Eugen ihrer Ergebenheit für das Haus Oeſterreich verſichern und ihn um Aufnahme in den kaiſerlichen Dienſt bitten. Graf Plettenberg bezeichnete alſogleich die Stelle des Reichsvicekanzlers als diejenige, welche zu bekleiden er ſehnlich wünſche [25]). Denn es war kein Geheimniß mehr, daß der Kaiſer den Grafen Schönborn von dieſem Poſten, der ſich nun ſchon durch nahezu dreißig Jahre in deſſen Händen befand, zu entfernen dachte.

Man konnte ſich nicht länger darüber täuſchen, daß unter Schönborns Leitung die Reichskanzlei in einen Zuſtand des Verfalles gerathen war,

der zu den ernſteſten Beſorgniſſen Anlaß gab. Wie das Haupt dieſer Behörde ſein eigenes Intereſſe immerdar in den Vordergrund geſtellt und das des Kaiſers und des Reiches nur ſo nebenher beſorgt hatte, wenn es ſich mit dem ſeinigen nicht in Zwieſpalt befand, ſo thaten deren Mitglieder deßgleichen. Insbeſondere war der Krebsſchaden der Beſtechlichkeit tief eingeriſſen unter ihnen, nnd das Amtsgeheimniß, welches Eugen die Seele der Berathung nannte und von dem er verlangte, daß es mit der vollen Strenge des Eides von denjenigen beobachtet werden ſollte, welche iu dasſelbe eingeweiht waren [26]), wurde ungeſcheut und gröblich verletzt. Fälle wie derjenige, daß der Kurfürſt von der Pfalz eine getreue Abſchrift der Inſtruction erhielt, welche dem an ihn abgeſandten Bevollmächtigten des Kaiſers, Grafen Ferdinand Kuefſtein, zur Richtſchnur ſeines Benehmens dienen ſollte, waren durchaus nicht ſelten [27]). Umſonſt drangen Eugen und Starhemberg auf Erforſchung und exemplariſche Beſtrafung der Schuldigen. An Schönborn fanden ſie immer einen Beſchützer, welcher jede Unterſuchung zu verhindern oder wenigſtens zu verzögern wußte.

So lebhaft nun auch Eugen, trotz ſeiner ſonſtigen freundſchaftlichen Beziehungen zu Schönborn, deſſen Entfernung von dem Poſten eines Reichsvicekanzlers wünſchte, ſo wenig war er dafür, eine ſo ungemein wichtige Stelle in die Hände eines Mannes wie Plettenberg zu legen. Denn nach deſſen früherem Wirken könne man doch, ſo meinte der Prinz, niemals ein völliges Vertrauen zu ihm faſſen. Wer vermöge ſich dafür zu verbürgen, daß Plettenberg, einmal im Beſitze des Poſtens den er begehrte, ſich deſſen nicht zum empfindlichſten Nachtheile des Kaiſerhauſes bedienen würde? Man ſehe ja täglich, wie viel man mit einem an ſich gutgeſinnten Vicekanzler auszuſtehen habe, welcher ſich doch nur manchmal auf Irrwege verleiten laſſe und ſich des Kaiſers Anordnungen nicht fügen wolle. Was wäre erſt von Plettenberg zu erwarten, der als die Seele des Bündniſſes der vier Kurfürſten angeſehen werden müſſe, und deſſen Beſtreben vor kurzer Zeit noch dahin gegangen ſei, das baieriſche Kurfürſtenhaus ſeiner Unterordnung unter das Oberhaupt des Reiches zu entledigen und es demſelben geradezu an die Seite zu ſetzen [28]).

Andererſeits ſei es jedoch auch ſehr gefährlich, erklärte Eugen, die Anerbietungen Plettenbergs geradezu abzulehnen und einen Mann von ſeinem Einfluſſe und ſeiner Begabung in das feindliche Lager zurückzutrei-

ben. Denn dort würde er von nun an, darauf dürfe man im voraus gefaßt ſein, mit verdoppeltem Eifer arbeiten an den Planen wider das Wohl des Hauſes Oeſterreich. Man ſolle daher unumwunden zu ihm reden und ihm ſagen, daß dem Kaiſer nicht zugemuthet werden könne, ihn vorerſt zu belohnen und dann zu erwarten, ob er ſich dieſer Belohnung auch nachher würdig zeigen werde. Wenn er das in der That in Ausführung zu bringen im Stande wäre, wozu er ſich anheiſchig machte, ſo ſollte es ihm an dem entſprechenden Merkmale der kaiſerlichen Gunſt nicht fehlen. Doch ſei der Kaiſer nicht gewillt, ihn durch die Ernennung zum Reichsvicekanzler zu belohnen, ſondern er beabſichtige dieß in anderer Weiſe zu thun.

Und in der That war dasjenige, wozu Plettenberg ſich anbot, ſchon eines ungewöhnlichen Preiſes werth. Er wollte es dahin bringen, daß die vier vereinigten Kurfürſten ſich in keinerlei Annäherung an Frankreich einlaſſen, ſondern mit Entſchiedenheit auf die Seite des Kaiſers treten und ſogar die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction übernehmen ſollten. Den Kurfürſten von der Pfalz aber verſprach er zum Abſchluſſe eines Vergleiches mit Preußen über die Erbfolge in Jülich und Berg zu vermögen [29]).

Die Unterhandlung, welche Eugen von nun an, Anfangs durch den Grafen Friedrich Harrach und dann durch den kaiſerlichen Geſandten Grafen Ferdinand Kueſſtein mit Plettenberg führte, bewegte ſich nach zwei Richtungen hin, der Gewinnung des Kurfürſten für den Kaiſerhof, und der Belohnung, welche Plettenberg hiefür zu Theil werden ſollte.

Was den erſten und wichtigeren Punkt anging, ſo gelangte man wirklich dazu, den Kurfürſten von Köln zu Verſprechungen zu bringen, welche die Beſtimmungen des Vertrages vom Jahre 1726 weit übertrafen. Er erklärte ſich bereit, ſich in einem eigenhändigen Schreiben verbindlich zu machen, die pragmatiſche Sanction zu garantiren und gegen jedweden Angriff vertheidigen zu helfen. Er wolle nicht nur zu deren Gewährleiſtung durch das deutſche Reich mitwirken, ſondern zu gleichem Zwecke auch ſo viele andere Höfe, als nur immer möglich, zu gewinnen ſuchen. Hinſichtlich der Wahl eines römiſchen Königs, der Herbeiführung eines Vergleiches über die Erbfolge in Jülich und Berg, der Mecklenburgiſchen Angelegenheiten und noch anderer Punkte von geringerer Wichtigkeit verſprach er die Abſichten des Kaiſers kräftig zu unterſtützen. So befriedigend lauteten ſeine Zuſagen, daß wie Eugen und Starhemberg ſich ausdrückten, dem Kaiſer

nur das Eine zu wünſchen übrig blieb, ſie möchten eben ſo gewiſſenhaft erfüllt werden, als ſie mit Nachdruck verſprochen wurden.

Allerdings waren die Vortheile, die der Kurfürſt ſich dafür auszubedingen ſuchte, durchaus nicht unbeträchtlich zu nennen. Sie beſtanden im Weſentlichen darin, daß ihm der Kaiſer außer den vielen und reichen Domſtiftern, die er ſchon beſaß, auch noch zum Biſchofsſitze von Lüttich oder zur Würde des Hochmeiſters des deutſchen Ordens verhelfen ſollte. Ueberdieß verlangte er eine jährliche Subſidienzahlung von zweimalhunderttauſend Thalern, ließ es aber nicht undeutlich merken, daß er ſich auch zu einer Ermäßigung dieſer Summe herbeilaſſen würde.

Dem Prinzen Eugen entging es keineswegs, wie bedenklich es ſei, die Macht eines Mitgliedes des baieriſchen Kurfürſtenhauſes, das ſich ſeit ſo langer Zeit dem Kaiſer feindſelig bewieſen und erſt jüngſt wieder in die gleichen Bahnen eingelenkt hatte, allzuſehr zu verſtärken. Außer der Kurwürde von Köln beſaß Klemens Auguſt ſchon Paderborn, Münſter, Hildesheim und Osnabrück. Die Anzahl dieſer geiſtlichen Würden und dadurch die politiſche Macht ſo wie das Einkommen eines Fürſten noch zu mehren, auf den man durchaus nicht mit Beſtimmtheit rechnen konnte, ſchien dem Intereſſe des Hauſes Oeſterreich offen zu widerſtreiten.

Andererſeits wurde geltend gemacht, daß man vielleicht allerdings einen Fehler begangen habe, den Kurfürſten von Köln ſo mächtig werden zu laſſen. Doch ſei dieß eine ſchon geſchehene Sache, und der Zuwachs, welchen er durch das Bisthum Lüttich oder die Hochmeiſterwürde erlange, bringe hierin keine allzugroße Aenderung mehr hervor. Eben weil er ſo bedeutende Macht beſitze, erſcheine es höchſt wünſchenswerth, ihn zu gewinnen. Bei der Menge der Stimmen, über welche er auf dem Reichstage zu verfügen habe, ſei auch dort ſeine Mitwirkung, um dem Kaiſer immerdar die Mehrheit zu ſichern, von weſentlichem Nutzen. Nichts aber müſſe höher angeſchlagen werden als die Nothwendigkeit, den Kurfürſten von Köln von der innigen Verbindung mit ſeinem Bruder Karl Albrecht von Baiern loszulöſen und dadurch den weitreichenden und gefahrdrohenden Planen entgegenzuarbeiten, welche der Letztere wider das Kaiſerhaus in's Werk zu ſetzen beabſichtige [30]).

Aus dieſen Gründen riethen Eugen und Starhemberg zur Annahme der Anerbietungen des Kurfürſten und zur Gewährung ſeiner Begehren.

Am 11. September 1731 konnte Graf Friedrich Harrach den abgeſchloſſenen Vertrag ſammt einem eigenhändigen Schreiben des Kurfürſten an den Kaiſer überſenden, welches von den heiligſten Verſicherungen ewig unveränderlicher Ergebenheit überfloß. Der neu befeſtigte Bund werde, ſo erklärte er, nur mit ſeinem Leben enden. Alſogleich erfolgte die Ratification des Kaiſers, und in ſein Antwortſchreiben ſchloß Karl VI. eigenhändig einen Wechſel von fünfzigtauſend Gulden als Abſchlagszahlung ein [31]).

Für die Zuſicherung, ihm entweder zum Bisthume Lüttich oder zur Würde des Hochmeiſters des deutſchen Ordens behülflich zu ſein und ihm ein Jahrgeld von hunderttauſend Thalern zu bezahlen, verpflichtete ſich Clemens Auguſt zu pünktlicher Erfüllung ſeiner ſchon früher gemachten Anerbietungen. Graf Plettenberg, welcher einen Augenblick den Wunſch hatte durchblicken laſſen, in den Fürſtenſtand erhoben zu werden, begnügte ſich mit der Verleihung der Herrſchaft Koſel, mit der Zuſicherung, in den Dienſt des Kaiſers aufgenommen zu werden, wenn in demjenigen des Kurfürſten von Köln ſeines Bleibens nicht mehr ſein ſollte, und der Ausſicht, bei nächſter Gelegenheit den Orden des goldenen Vließes zu erhalten. Freiherr von Plettenberg erhielt eine Summe von zwanzigtauſend Gulden und eine jährliche Penſion von tauſend Dukaten.

So wie Clemens Auguſt von Köln, ſo war auch der Kurfürſt Franz Ludwig von Mainz aus dem Hauſe Pfalz Neuburg, des Kaiſers Oheim, wieder völlig auf die Seite des Hauſes Oeſterreich gezogen worden. Unter den Kurfürſten waren es nur mehr Baiern, Sachſen und Pfalz, unter den mächtigeren Fürſten der Landgraf von Heſſen-Caſſel, welche als Widerſacher des Kaiſers gelten konnten. Karl VI. hatte daher unbeſtreitbar, einzig und allein durch geſchickt geführte Unterhandlungen, die Oberhand im deutſchen Reiche gewonnen. Und außerhalb desſelben war es ihm von Vortheil, daß auch Spanien begann, ſich neuerdings angelegentlich um ſeine Freundſchaft zu bewerben.

Die Zögerung Englands und Frankreichs, ihren Abſichten zu willfahren und dem Kaiſer den Krieg zu erklären, um Italien für Don Carlos zu erobern, hatte die leicht erregbare Königin Eliſabeth von Spanien wieder in die ſo oft bei ihr vorkommenden heftigen Zornesausbrüche verſetzt. Auf ihr Andringen ließ ihr Gemahl, König Philipp, erklären, daß er ſich an die

Bedingungen des Vertrages von Sevilla nicht mehr gebunden erachte. Und als man zu Madrid von den Verhandlungen erfuhr, welche in Wien zwiſchen dem Kaiſer und England angeknüpft worden waren, da ſandte die ſpaniſche Regierung den Herzog von Liria nach Wien, um einen Verſuch zu machen, den Kaiſer zur Erneuerung des durch Ripperda geſchloſſenen Bündniſſes zu vermögen [32]).

Der Herzog von Liria war der älteſte Sohn des berühmten franzöſiſchen Marſchalls Berwick, welcher für die wichtigen Dienſte, die er dem Könige Philipp von Spanien geleiſtet hatte, von demſelben mit Dankesbezeigungen überhäuft worden war. Eine der außergewöhnlichſten war diejenige, daß er Berwicks erſtgebornen Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters zum Granden von Spanien erhob und ihm die Herzogthümer Liria und Quirica im Königreiche Valencia verlieh. Hiedurch gewiſſermaßen in Spanien eingebürgert, war doch Liria ſchon zu ſehr Franzoſe geworden, um ſich daſelbſt recht heimiſch fühlen zu können. Er ſuchte daher vorzugsweiſe in Geſandtſchaften verwendet zu werden, war durch längere Zeit in Wien, dann in Rußland geweſen und ſollte nun den gewagten Verſuch machen, den Kaiſerhof neuerdings auf einen Weg zu leiten, den derſelbe ſchon einmal zu ſeinem großen Nachtheile eingeſchlagen hatte.

Welch geringe Hoffnung man übrigens zu Madrid von dem Gelingen dieſer Sendung hegen mochte, ſo war es jedenfalls ein Zeichen von Scharfblick, daß man den Herzog von Liria mit derſelben betraute. Von lebhaftem, ja fröhlichem Weſen, feſſelnder Geſprächsweiſe, denn er war viel gereiſt und hatte mit Verſtand und Scharfſinn beobachtet, von nicht gewöhnlichen Kenntniſſen und völlig im Beſitze der Gabe, dieſelben wohl zu verwerthen, beſaß Liria eine nicht geringe Anzahl der Eigenſchaften, die in diplomatiſchen Geſchäften glückliche Erfolge ſichern. Eine ſeiner hervorragendſten Fähigkeiten beſtand aber in einem außerordentlichen, damals vielfach angeſtaunten Talente zur Erlernung fremder Sprachen. Es ſetzte ihn in den Stand, mit denjenigen, zu welchen er in Geſchäftsverbindung zu treten hatte, mit Leichtigkeit und Gewandtheit in ihrer Mutterſprache zu verkehren [33]).

Zu dem Prinzen Eugen war der Herzog von Liria ſchon während ſeines erſten Aufenthaltes in Wien in ungemein günſtige Beziehungen getreten. Zwar fand der Prinz, daß Liria, um mit ihm Geſchäfte von

beſonderer Wichtigkeit zu verhandeln, etwas gar zu ungebunden ſpreche und dasjenige beſitze, was Eugen „einen engliſchen Kopf“ nannte [34]). Sonſt aber legte der Prinz viele Freundſchaft für Liria an den Tag, und er hatte ihn noch vor dem Bruche des Wiener Vertrages ausdrücklich als denjenigen bezeichnet, welcher dem Kaiſerhofe der erwünſchteſte Repräſentant der ſpaniſchen Regierung ſein würde [35]).

Dieſes Verhältniß Eugens zu dem Herzoge von Liria wurde durch den Abſchluß des Tractates von Sevilla und Spaniens Trennung von dem Kaiſer freilich geſtört. Liria, welcher ſich damals in Rußland befand, und von dort her mit Eugen eine vertrauliche Correſpondenz unterhalten hatte [36]), mußte nun im Auftrage ſeines Hofes gegen diejenigen Front machen, mit welchen er ſo lange Zeit Hand in Hand gegangen war. Doch benahm er ſich auch als Gegner in einer Weiſe, welche jede perſönliche Gereiztheit wider ihn fern hielt. So kam es, daß der Herzog von Liria, als Spanien ſich wieder dem Kaiſerhofe näherte und er als Unterhändler ſeiner Regierung in Wien erſchien, ſich dort von Allen, insbeſondere aber von Eugen einer wohlwollenden Aufnahme zu erfreuen hatte.

Dieſer Umſtand war jedoch weitaus nicht genügend, um einen günſtigen Erfolg der Sendung Liria's zu verbürgen. Man hatte zu Wien eine allzu traurige Erfahrung von der Art und Weiſe gemacht, wie ſchlecht die damalige ſpaniſche Regierung ihre tractatmäßigen Verpflichtungen hielt und wie ſie, ſtatt dieſelben zu erfüllen, immer mit neuen Begehren hervortrat. Daher nahm man auch die lockendſten Anerbietungen nur mit äußerſter Vorſicht auf.

Und mit ſolchen war denn der Herzog von Liria in der That nicht karg. Ja er gab ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, daß Spanien, wenn der Kaiſerhof ſeine ſonſtigen Wünſche erfülle, worunter natürlich die Heirathsangelegenheit gemeint war, auf diejenige Forderung verzichten könnte, welche zuzugeſtehen den Kaiſer das ſchwerſte Opfer gekoſtet hatte, die Zulaſſung ſpaniſcher Beſatzungen in die Feſtungen von Toscana und Parma.

Eugen glaubte jedoch in dieſen Andeutungen nur eine fein gelegte Schlinge erkennen zu ſollen. Spaniens Abſicht ſei, ſo meinte er, eine doppelte. Es wolle den Vertrag von Sevilla zu nichte machen und ſich den ſchweren Verpflichtungen entziehen, welche es durch denſelben übernommen habe. Außerdem hoffe es durch die Vermählung des Infanten Don Carlos

mit einer der beiden Erzherzoginnen reichen Gewinn zu ernten. Gelinge es dieſem Prinzen der Gemahl der älteren Tochter des Kaiſers zu werden, ſo würde er durch ſie die Herrſchaft über ſämmtliche öſterreichiſche Erbländer zu erlangen glauben. Aber auch mit der Hand der jüngeren Erzherzogin würde er ſich im Nothfalle begnügen, und mit ihr die Beſitzungen des Kaiſers in Italien zu erwerben trachten.

Karl VI. gelüſtete es jedoch nach nichts weniger als nach einer Wiederholung der Erfahrungen, die er im Bunde mit Spanien gemacht hatte. Ueberdieß verlor ja die Ausſicht, die man ihm eröffnete, daß keine ſpaniſchen Beſatzungen nach Italien geſandt werden ſollten, dadurch allen Werth, daß Spanien die Wirkung, welche man von dieſer Maßregel beſorgte, die Verdrängung des Hauſes Oeſterreich aus ſeinen italieniſchen Beſitzungen, dadurch zu erreichen ſuchte, daß es ſich auf dem weniger koſtſpieligen Wege einer Heirath ganz an deſſen Stelle zu ſetzen bemühte. Außerdem wußte man in Wien, daß ein Eingehen auf die Wünſche des Hofes von Madrid augenblicklich die Erneuerung des Zerwürfniſſes mit England nach ſich ziehen mußte. Beide Seemächte würden ſich wieder an Frankreich anſchließen, die früheren Reibungen in noch ſtärkerem Maße als zuvor eintreten und die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction nochmals in Frage geſtellt werden [37]).

Dieß waren die Geſichtspunkte, welche Eugen dem Kaiſer dringend zur Berückſichtigung empfahl. Er begegnete hiebei der Anſicht und den Wünſchen Karls ſelbſt, welcher die verborgenen Plane der ſpaniſchen Regierung klar durchſchaute. Er war völlig zurückgekommen von dem Gedanken, auch nur eine ſeiner Töchter in das Haus Bourbon zu vermählen. Wie in früheren Jahrhunderten die Herrſcher Europa's es liebten, ihren Länderbeſitz unter ihre Kinder zu theilen, ſo dachte man jetzt nur mehr daran, denſelben unzertrennlich beiſammen zu erhalten. Man hatte ſich davon überzeugt, daß die Theilung ſchwächt, wie die Vereinigung ſtark macht. Alle ſeine Länder in einer einzigen Hand zurückzulaſſen, war die leitende Idee der Plane geworden, welche der Kaiſer für die Zukunft hegte. Das gewiſſeſte Mittel, dieſelben ſcheitern zu machen, wäre aber ſeiner Anſicht nach die Verheirathung ſeiner jüngeren Tochter mit dem Sprößlinge eines mächtigeren Hauſes geweſen als dasjenige war, welchem der Gemahl der älteren Erzherzogin angehören würde. Seine jüngere Tochter ſollte alſo,

ſo äußerte ſchon damals der Kaiſer, nicht anders als in dieſelbe Familie wie ihre ältere Schweſter heirathen. Nur dann wäre mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß ſeine dereinſtige Erbin von dem Gatten ihrer Schweſter keine Störung ihres rechtmäßigen Beſitzes zu befürchten habe.

Aus dieſen Gründen wurde der Antrag des Herzogs von Liria, der Wiener Hof möge ſich mit dem von Madrid in eine abgeſonderte Verhandlung einlaſſen, in ſchonender, aber beſtimmter Weiſe abgelehnt. Man erklärte ihm, daß man ſich weder dem Sinne noch dem Wortlaute nach von dem jüngſten Vertrage mit England entfernen werde [38]). Dieß ſchließe jedoch keineswegs aus, daß Spanien demſelben gleichfalls beitreten könne.

Alle Verſuche des Madrider Hofes, die kaiſerliche Regierung auf andere Gedanken zu bringen, blieben fruchtlos. Unverbrüchlich hielt man zu Wien an dem Tractate mit England feſt [39]), und ſo blieb der ſpaniſchen Regierung zuletzt nichts übrig, als auch ihren Beitritt zu demſelben zu erklären. Am 22. Juli 1731 geſchah dieß, und ſo wurden denn die Streitigkeiten des Kaiſers mit Spanien, von denen man mit Beſtimmtheit geglaubt hatte, daß ſie in offene Feindſeligkeiten ausbrechen würden, ein zweites Mal durch einen Vertrag in friedlicher Weiſe geſchlichtet.

Bald darauf nahm der Infant Don Carlos, nachdem der Herzog Antonio von Parma, der letzte Farneſe, geſtorben war, mit der Zuſtimmung des Kaiſers und des Reiches Beſitz von Parma und Piacenza. Als dereinſtiger Nachfolger des Großherzogs von Toscana, des letzten Medici, wurde er ebenfalls anerkannt. Auch dieſe beiden berühmten Häuſer ſollten gleich dem ſpaniſchen Zweige der Habsburger von den Bourbonen beerbt werden. Spaniſche Truppen kamen auf engliſchen Schiffen über das Mittelmeer, um in die Feſtungen Toscana's und Parma's [40]) verlegt zu werden. Der Kaiſerhof aber fühlte die Gefahr, welche daraus für ſeine italieniſchen Beſitzungen erwuchs, und er begriff die unerläßliche Nothwendigkeit, auf deren Sicherſtellung mit größter Sorgfalt bedacht zu ſein. Daß trotz dieſer Erkenntniß die Vorkehrungen, welche hiezu nothwendig geweſen wären, dennoch nicht, oder wenigſtens nicht in ausreichendem Maße getroffen wurden, hat ſich bald und empfindlich gerächt.

Zwölftes Capitel.

Seit dem Augenblicke, in welchem Eugen — zu Ende des Jahres 1715 — die Statthalterſchaft von Mailand niedergelegt hatte, übte er nicht mehr den früheren unmittelbaren Einfluß auf dasjenige, was Oeſterreichs italieniſche Beſitzungen anging. Dadurch aber, daß einer der wichtigſten Zweige der öffentlichen Verwaltung, das Militärweſen, auch was Italien betraf, völlig in ſeiner Hand lag, als Vorſitzender der geheimen Conferenz, als diejenige Perſönlichkeit endlich, welche von Allen, die in Staatsſachen mitzuſprechen hatten, weitaus das größte Anſehen genoß, zu der Jedermann Vertrauen beſaß, und an die man, wohlwollender Aufnahme gewiß, ſich immer am liebſten wandte, war auch ſeine Einwirkung auf die italieniſchen Angelegenheiten zu jeder Zeit eine nicht unbeträchtliche. Sie ſank auf ein geringeres Maß herab, als Eugens Macht am Kaiſerhofe überhaupt in der Abnahme begriffen war. Sie ſtieg zuſehends wieder, je mehr ſich der Kaiſer neuerdings dem Prinzen näherte. Und als das Verhältniß zwiſchen beiden, Karl VI. und Eugen, wieder völlig die frühere vertrauliche Geſtalt angenommen hatte, ja als es wo möglich ein noch innigeres geworden war, als je zuvor, da wurde auch in Italien keine Maßregel von irgend einer Bedeutſamkeit in's Werk geſetzt, ohne daß Eugen darüber zu Rathe gezogen und ſein Gutachten befolgt oder wenigſtens berückſichtigt worden wäre.

Was vorerſt das Herzogthum Mailand anging, ſo hatte Eugen ſelbſt, ſeiner Gewohnheit nach weit entfernt von jeder perſönlichen Eiferſucht, angelegentlich darauf gedrungen, daß ſein Nachfolger in der Statthalterſchaft, der Fürſt von Löwenſtein, ſich alsbald dorthin begebe, um den eingeriſſenen Unordnungen mit Kraft zu ſteuern [1]). Und um deſſen Wirkungskreis noch zu vergrößern und ihm ein kräftigeres Auftreten möglich zu machen, trug Eugen darauf an, daß Fürſt Löwenſtein auch zum Generalcommiſſär der kaiſerlichen Lehen in Italien ernannt werden möge. Er würde dieſer Aufgabe, glaubte der Prinz, um ſo mehr gewachſen ſein, als er von den Reichsgeſchäften genaue Kenntniß beſitze. Denn er habe

ja durch ſo lange Zeit die Stelle eines kaiſerlichen Prinzipalcommiſſärs zu Regensburg bekleidet [2]).

In lebhafterer Verbindung noch als mit dem Fürſten von Löwenſtein ſtand Eugen mit deſſen Nachfolger in dem Poſten eines Statthalters von Mailand, dem Grafen Hieronymus Colloredo. Derſelbe hatte zuvor in Mähren als Landeshauptmann ſegensreich gewirkt [3]), und galt für einen Mann von gewinnendem Benehmen und ſeltener Redlichkeit [4]). Früher zu diplomatiſchen Sendungen in Vorſchlag gebracht, war er zu denſelben nicht für tauglich gehalten worden, weil er, was bei der damaligen Erziehung junger Leute aus den höhern Ständen in der That auffallend iſt, der franzöſiſchen Sprache nicht kundig war. Auch ſei er, fügte man hinzu, in völkerrechtlichen Verhandlungen noch niemals gebraucht worden, und daher unerfahren in denſelben, während er in Mähren äußerſt nützlich, ja faſt nicht zu entbehren ſei [5]).

Die Stellung der kaiſerlichen Statthalter in Mailand, in Neapel und nach der Eroberung Siciliens auch in dieſem Königreiche war mit großer Machtvollkommenheit verbunden. Sie erhielten dieſelbe hauptſächlich dadurch, daß dem Statthalter, auch wenn er, wie Löwenſtein und Colloredo, nicht dem Militärſtande angehörte, doch das ganze Kriegsweſen in der ſeiner Obhut anvertrauten Provinz untergeordnet war [6]). Ihm ertheilte der Hofkriegsrath die Befehle, und durch ihn kamen ſie erſt dem commandirenden General zu. Letzterer hatte nicht zu unterſuchen, ob ihm die Anordnungen von Wien aus, oder ob ſie ihm nur vom Statthalter vorgeſchrieben wurden. Daß dieſer ſie eigenhändig unterzeichnet hatte, mußte ihm genügen; dem Statthalter blieb es vorbehalten, die Schritte, die er ſelbſtſtändig unternahm, bei dem Kaiſerhofe zu verantworten.

Dem Grafen Colloredo gebührt die Anerkennung, daß er, obgleich nicht ſelbſt Soldat, doch mit einer Sorgfalt, in der ihn auch der bravſte Kriegsmann nicht hätte übertreffen können, darauf bedacht war, die ihm anvertraute Provinz in den Stand zu ſetzen, ſich wider jeden Angriff vertheidigen zu können. Er fand hiebei an Eugen die eifrigſte Unterſtützung, welche aber, ſo nachdrücklich ſie auch war, ihren Endzweck doch nur höchſt unvollkommen zu erreichen vermochte. Denn die von dem Prinzen ſowohl als von Colloredo dringend bevorwortete Wiederherſtellung der immer mehr in Verfall gerathenden Feſtungswerke der lombardiſchen Plätze, ja

der bestimmte Befehl des Kaisers selbst scheiterte an dem passiven Widerstande des spanischen Rathes, welcher die Einkünfte des Landes zu ganz anderen Dingen zu verwenden hatte. Es sei dieß um so sträflicher, erklärte Eugen, da es, wie Colloredo ganz richtig bemerke, nicht so sehr an den Mitteln zur Abhülfe, als an dem Willen fehle, sich derselben zu bedienen. Ja es habe fast das Ansehen, fuhr der Prinz fort, als ob es Leute gebe, welche, nachdem sie dem Kaiser die Gemüther seiner italienischen Unterthanen abwendig zu machen und die benachbarten Regierungen wider ihn aufzureizen gesucht hätten, nur auf einen Anlaß warteten, um den Gegnern des Hauses Oesterreich Gelegenheit zum Angriffe auf dessen italienische Besitzungen zu geben. „Ich wünsche mich zu täuschen", so schloß Eugen sein Schreiben an den Grafen Colloredo, „und daß nicht die um so theuren „Preis erworbenen Länder dem ersten besten, der sie mit den Waffen in „der Hand überfällt, als wohlfeile Beute zu Theil werden [7])".

Man wird nicht irren, wenn man die spanische Umgebung des Kaisers, welche Schuld war, daß Eugen die Statthalterschaft des Herzogthums Mailand niederlegte, auch als eine der Ursachen ansieht, daß nicht, wie schon Joseph I. den Neapolitanern Hoffnung gemacht hatte, ein Mitglied des Kaiserhauses selbst sich nach Neapel begab, um die Regentschaft dieses Königreiches zu führen. Niemand Geringeren hatte man hiezu ausersehen als die Kaiserin Eleonore, die Witwe Leopolds I., die Mutter der beiden Brüder Joseph I. und Karl VI. Sie zur Regentin ihres Landes zu erhalten, war der lebhafte Wunsch der Neapolitaner, welche stets mit Eifer darnach strebten, dem Königreiche eine Stellung zu gewinnen, die dasselbe so selbstständig als nur immer möglich erscheinen ließe. Denn noch immer waren sie, insbesondere die Herren vom Adel, der Zeit eingedenk, in welcher ihr Land seine eigenen Könige, seine Hofhaltung besaß, und nichts verletzte sie mehr als ihre Heimath in die abhängige, und wie sie es ansahen, demüthigende Stellung einer Provinz versetzt zu sehen.

Daß der Plan, die Kaiserin Eleonore als Regentin nach Neapel zu entsenden, niemals zur Ausführung gelangte, daran mochte übrigens ihr eigenes Widerstreben doch den größten Antheil haben. „Sie weint unaus„sprechlich", hatte schon im Jahre 1707 Wratislaw geschrieben, „wenn „man ihr davon spricht, und sie dazu bereden will [8])". Denn sie zitterte vor dem Gedanken, ihre Kinder verlassen zu sollen, welche nach dem Tode

ihres Gemahls ihre einzige Lebensfreude bildeten. Außerdem beſorgte ſie, daß ſie als eine Frau, welche von den Geſetzen des Landes nichts verſtehe, leicht Irrthümer begehen könnte, wo es ſich um deren Ausführung handle. Und irgend Jemand Unrecht zu thun, ſah ſie in ihrer Gewiſſenhaftigkeit als eine Sache an, welche um jeden Preis vermieden werden müſſe [9]).

Den unwillkommenen Auftrag von ſich abzuwälzen, ſchlug die Kaiſerin ihre älteſte Tochter Eliſabeth zur Statthalterin von Neapel vor. Man glaubte jedoch, wenigſtens damals noch, die Erzherzogin Eliſabeth einem ſo ſchwierigen Poſten nicht gewachſen [10]), und ſtatt der beiden Frauen aus dem Kaiſerhauſe wurde der Cardinal Grimani, nach deſſen Tode aber der Feldmarſchall Graf Daun zum Statthalter von Neapel ernannt.

Es iſt ſeiner Zeit gezeigt worden, wie unzufrieden Eugen darüber war, daß mitten in dem Kriege, der ſich mit den Spaniern um den Beſitz Siciliens entſpann, Daun abberufen und Gallas zu ſeinem Nachfolger ernannt wurde. Es war eben die Zeit, in welcher Eugens Einfluß am tiefſten darnieder lag und derjenige des Erzbiſchofs von Valencia und ſeiner Partei am Kaiſerhofe in vollſter Blüthe ſtand. Daher wurde, ſo wie es in Mailand geſchah, auch in Neapel das Kriegswesen nur ſchlecht beſtellt. Gallas blieb zu kurze Zeit im Amte, um in dieſer Richtung, welche Eugen ſo nahe am Herzen lag, Hervorragendes leiſten zu können. Raſch folgten ſich der Cardinal Schrattenbach, Fürſt Marc Anton Borgheſe-Sulmona, endlich der Cardinal Michael Friedrich von Althan, ein Vetter des Günſtlings, in dem Poſten eines Vicekönigs von Neapel.

Unter Althans Regierung verſchlimmerte ſich der ohnehin nur wenig befriedigende Zuſtand der militäriſchen Anſtalten noch mehr. Denn der Cardinal, ein eigenſinniger und ehrgeiziger Mann, verwöhnt durch die hohe Gunſt, in welcher ſeine Familie am Kaiſerhofe ſtand, handelte ſtets nur auf eigene Fauſt und nahm, ohne den commandirenden General, Feldmarſchall Carafa, zu Rathe zu ziehen, tief eingreifende Veränderungen in Dingen vor, von denen er ſo viel als gar nichts verſtand [11]). Ja ſelbſt des Kaiſers Befehle wurden von ihm nur inſofern befolgt, als ihm deren Ausführung genehm war. Eugen begrüßte es daher mit Freude, als Graf Alois Raimund von Harrach, der Sohn jenes Ferdinand Harrach, des letzten Oberſthofmeiſters des Kaiſers Leopold I., und derſelbe, welcher bei dem Tode König Karls II. von Spanien ſich als kaiſerlicher Botſchafter

in Madrid befunden hatte, im Jahre 1728 zum Vicekönig von Neapel ernannt wurde [12]).

Zu derſelben Zeit bekleidete den gleichen Poſten in Mailand der kaiſerliche Feldmarſchall Graf Daun, der Nachfolger des Grafen Hieronymus Colloredo, welch letzterer als Oberſthofmarſchall nach Wien berufen worden war. Weil man damals den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich und England beſorgte, ſo war es dem Prinzen willkommen, daß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in einer Provinz, welche unſtreitig als einer der am meiſten bedrohten Punkte angeſehen werden mußte, in den Händen eines Mannes von großem militäriſchen Rufe lag.

Aber mit der Art und Weiſe, wie Daun die Verhältniſſe auffaßte, war Eugen nichts weniger als zufrieden. Denn ſo kleinmüthig war der Feldmarſchall und für ſo verzweifelt ſah er die Lage der Dinge an, daß er behauptete, bei dem erſten feindlichen Angriffe, ja binnen vierundzwanzig Stunden werde er Mailand räumen, das ganze Land bis an die Adda dem Gegner Preis geben und ſich auf Pizzighetone zurückziehen müſſen [13]).

Zu dieſer Muthloſigkeit des Grafen Daun bildet Eugens feſtes Vertrauen einen erfriſchenden Gegenſatz. Auf den Ausdruck der Beſorgniß, mit welcher ihm der Feldmarſchall von der drohenden Haltung Sardiniens ſprach, erwiderte Eugen, er wiſſe wohl, daß man von König Victor Amadeus nichts Gutes zu erwarten habe. „Daß er aber der Erſte ſein „ſollte, das Kriegsfeuer zu entzünden", fuhr der Prinz fort, „kann ich mir „nicht beifallen laſſen. Er wird ſo lange zurückhalten, bis Frankreich den „Degen gezogen hat, und dem Kaiſer an anderen Orten eine Diverſion zu „machen trachtet. Dann wird er wohl auch Luſt bekommen, gegen uns „ſein Glück zu verſuchen. Ich aber fürchte keinen Krieg weniger als den „in Italien, und als des Kaiſers getreueſter Diener wünſche ich, daß der „heftigſte Kampf dort ausgefochten werden möge. Denn ich bin der feſten „Meinung, daß Italien dasjenige Land iſt, in welchem wir mit der größten „Leichtigkeit den Krieg führen und ihn zu unſerem Ruhme wie zu unſerem „Nutzen endigen können [14])".

Durch Aufzählung der Streitkräfte, welche dem Grafen Daun zur Verfügung ſtanden, ſuchte Eugen deſſen Selbſtvertrauen wieder zu heben. Neun Regimenter genügten, meinte der Prinz, wenn ſie als wackere kaiſerliche Soldaten ihre Schuldigkeit thun, um den Feind nicht nur vier

und zwanzig Stunden, ſondern gar lange Zeit hindurch aufzuhalten. Man ſei feſt entſchloſſen, Mailand durchaus nicht Preis zu geben, ſondern ihm bei dem erſten Vorhandenſein einer Gefahr in ausgiebiger Weiſe Hülfe zu leiſten. Sein Hauptaugenmerk ſei darauf zu richten, daß Novara und Tortona ſich in gutem Vertheidigungsſtande befänden. Er ſelbſt habe bei wirklichem Ausbruche der Feindſeligkeiten ſeine Streitkräfte um Pavia zu verſammeln, und mit denſelben entweder durch offenen Kampf oder durch Verſtärkung der Beſatzungen das Vordringen des Gegners zu verhindern, bis die verſprochene Hülfe in Italien eintreffe. Sie jetzt ſchon dorthin zu entſenden, ſei unthunlich, weil man nicht wiſſe, wohin ſich der Feind mit ſeiner größten Heeresmacht wenden werde. Daran aber, bei dem erſten feindlichen Angriffe das ganze Land bis an die Adda zu räumen, dürfe nun und nimmermehr gedacht werden. Ein ſolcher übereilter Rückzug würde für des Kaiſers Intereſſen eben ſo ſchädlich, als für die Ehre ſeiner Waffen beſchimpfend ſein [15]).

Wie Eugen vorhergeſehen hatte, ſo reichten ſeine ernſten Vorſtellungen hin, um den Feldmarſchall Grafen Daun von dem Irrthume zu überzeugen, zu dem er ſich hatte verleiten laſſen. Er ertheilte dem Prinzen die feierliche Verſicherung, daß er deſſen Befehle pünktlich befolgen und wenn er angegriffen werden ſollte, ſich auf's äußerſte halten werde [16]). Er that alles Mögliche, um ſich in achtunggebietenden Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Ja er hatte die Selbſtverläugnung, dem Prinzen aufrichtig zu geſtehen, daß er fürchte, körperlich nicht mehr im Stande zu ſein, die Truppen vor dem Feinde zu befehligen. Er bat daher um Entſendung eines tüchtigen Generals, welchem dieſe Aufgabe mit Beruhigung übertragen werden könne [17]). Und als in der That Mercy nach Mailand geſchickt wurde, da überbot ſich Daun in raſtloſer Anſtrengung, um es demſelben möglich zu machen, jedem etwaigen Angriffe des Feindes mit Ausſicht auf Erfolg zu begegnen [18]). Die zahlreichen Streitkräfte, welche auf Eugens Antrag der Kaiſer nach Italien ſandte, als man Gewißheit zu haben glaubte, dort und nicht in Deutſchland werde der erſte Angriff ſtattfinden, ſetzten ihn in den Stand, eine ſo imponirende Haltung anzunehmen, daß die feindlich geſinnten Mächte es gerathener fanden, den Ausbruch des Kampfes zu vermeiden.

Aehnliche Befehle wie an Daun hatte Eugen auch an den Grafen Harrach, Vicekönig von Neapel, und den ihm zur Seite ſtehenden Feldmarſchall Fürſten Carafa erlaſſen.

Es war dem Prinzen eine Genugthung, daß ſtatt des eigenmächtigen und halsſtärrigen Althan jetzt ein Mann in Neapel regierte, welcher ſeine Anordnungen mit Pünktlichkeit vollzog, mit raſtloſem Eifer die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung des Königreiches traf und zu leichterer Erreichung dieſes Zweckes das beſte Einvernehmen mit dem commandirenden General aufrecht zu erhalten ſich beſtrebte. Nach Eugens Andeutungen ließ Graf Harrach vorerſt die Befeſtigungswerke von Capua und Reggio ausbeſſern und beide Plätze mit allem Nöthigen wohl verſehen. Er ſuchte die erforderlichen Geldmittel aufzutreiben, und jede Art von Kriegsbedürfniſſen in ausreichendem Maße herbeizuſchaffen. Zu Wien bevorwortete Harrach die Annahme des umfaſſenden Planes, welchen Caraſa zur Vertheidigung des Landes ausgearbeitet hatte. Er fügte die Bemerkung hinzu, daß er zwar lebhaft bedaure, bei ſo kriegeriſchen Ausſichten ſeinen Poſten nicht in den Händen eines erfahrenen Generals zu ſehen, daß er jedoch all ſeine Kraft aufbieten und keine Anſtrengung ſcheuen werde, um dem in ihn geſetzten Vertrauen zu entſprechen [19]).

Eugen ſpendete dem Benehmen des Grafen Harrach die ehrenvollſte Anerkennung. Er habe deſſen „Eifer, Sorgfalt und Beſcheidenheit" ſchrieb er ihm, dem Kaiſer in der Weiſe angerühmt, wie es ſeine „nicht genug zu „belobende Aufführung" verdiene. Gleiches werde er auch in Zukunft bei jeder Gelegenheit thun [20]). Er empfahl ihm, nicht nachzulaſſen in der Obſorge für das Land, welches ihm anvertraut ſei, und benachrichtigte ihn, daß der Feldzeugmeiſter Graf Olivier Wallis den Auftrag erhalten habe, ſich von ſeinen Gütern in Böhmen, wo er in Urlaub verweilte, unverzüglich nach Sicilien zu begeben, um deſſen Vertheidigung gegen einen etwaigen Angriff zu übernehmen. Wallis ſei angewieſen, ſich zu Neapel mit Harrach und Caraſa über ein gemeinſames Syſtem zu berathen, nach welchem die zu befürchtenden Anſchläge gegen eines der beiden Länder abgewehrt werden und ſie ſich gegenſeitig mit Truppen und Kriegsbedürfniſſen unterſtützen könnten. Denn für Sicilien war der Prinz noch in weit höherem Maße als für Neapel beſorgt. Sowohl die Lage der Inſel, welche ſie für feindliche Angriffe zur See zugänglicher macht, als ihre innere Beſchaffenheit ließen die Gefahr für dieſelbe ungleich drohender erſcheinen.

Es iſt kein Zweifel, daß man im Anfange wenigſtens bei der Wahl der Vicekönige, die man nach Sicilien ſandte, zu Wien noch geringeres Glück

beſaß, als mit denjenigen, die man nach Mailand und Neapel beſtimmte. Denn ſie verſtanden es nicht, wie Colloredo in dem einen und Harrach in dem anderen Lande, ihre Stelle gleichmäßig zur Zufriedenheit des Kaiſerhofes wie zum Wohle des von ihnen regierten Landes auszufüllen. Der Hauptgrund mag wohl darin gelegen ſein, daß der ſpaniſche Rath zu Wien den Kaiſer zu bereden wußte, den Poſten eines Vicekönigs in Sicilien immer nur Spaniern anzuvertrauen. Dieſe zogen wieder einzig und allein ihre Landsleute an ſich, und ſo blieb denn die alte ſpaniſche Adminiſtration mit allen ihren Gebrechen im ungeſtörten Beſitze des Landes. Die Verſuche, welche Eugen, auf die Berichte der in Sicilien befindlichen kaiſerlichen Generale geſtützt, zu oft wiederholten Malen machte, um eine Aenderung dieſes Zuſtandes herbeizuführen, blieben ohne weſentlichen Erfolg. Denn wenn es auch gelang, die Entfernung eines Vicekönigs zu erwirken, welcher ſich allzu unfähig zeigte zur Ausübung des ihm übertragenen Amtes, ſo war ihm deſſen Nachfolger meiſt in eben ſo geringem Maße gewachſen.

Eugen hatte gar bald die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herzog von Monteleone, des Kaiſers erſter Vicekönig auf Sicilien, zu dieſem Poſten durchaus nicht taugte. Sein Alter, ſeine körperliche und geiſtige Schwäche, ſeine Gleichgültigkeit für die Verwaltungsgeſchäfte, die Vernachläſſigung des Militärweſens, welche unter ihm einriß, zeigten dieß zur Genüge [21]). Solches war jedoch um ſo ſchädlicher, als es ſich nicht darum handelte, in den breit getretenen Fußſtapfen einer langen Reihe von Vorgängern einherzuſchreiten. Eine ganz neue Verwaltungsart ſollte in einem vor wenig Monden erſt gewonnenen Lande eingerichtet werden. Die widerſtrebenden Gemüther eines der Fremdherrſchaft abgeneigten Volkes wollte man an ſich ziehen, die lange vernachläſſigten Hülfsquellen des Landes entwickeln und dasſelbe zur Vertheidigung ſeiner ſelbſt gegen Angriffe von Außen befähigen.

Zu alledem war der Herzog von Monteleone durchaus nicht geeignet. Man gab ihm daher ſchon im Jahre 1722 den kaiſerlichen Feldmarſchall-Lieutenant Joachim Fernandez Portocarrero, Grafen von Palma und Marquis von Almenara zum Nachfolger. Er zeigte ſich voll Eifers und guten Willens [22]), doch war auch er nicht thatkräftig genug, um aufzuräumen in dem Augiasſtalle der ſeit langer Zeit angehäuften Mißbräuche. Er klagte nur immer, daß ihm ſowohl durch den ſpaniſchen Rath zu Wien, als die

ihm beigegebenen Miniſter die Hände allzuſehr gebunden ſeien. Dennoch war er zu furchtſam und zu unentſchloſſen, dieſe Bande nach und nach abzuſchütteln und ſich größeren Spielraum zu einer heilbringenderen Thätigkeit zu gewinnen. Er gehörte eben zu jenen ſchlaffen Naturen, welche bei dem geringſten Widerſtande bald erlahmen in ihrem früheren Eifer zum Guten. Alles gerieth immer mehr in Verfall, und die Berichte, welche dem Prinzen Eugen hierüber erſtattet wurden, ſchilderten den Zuſtand des Landes in den düſterſten Farben. Insbeſondere war es der kaiſerliche Generalfeldwachtmeiſter Graf Otto Ferdinand von Traun, welcher dem Prinzen, deſſen Aufforderung zufolge, hierüber umfaſſende Nachricht ertheilte.

Im Jahre 1677 geboren, hatte Traun ſeine Studienjahre an der Univerſität von Halle zugebracht und ſich dort Kenntniſſe erworben, welche für den Stand, dem er ſich bald darauf zuwandte, damals in der That ungewöhnliche waren. Nach ſeines Vaters Tode ſeiner Lieblingsneigung folgend, nahm er Anfangs brandenburgiſche, dann kaiſerliche Kriegsdienſte und kämpfte am Rheine und in Italien den Succeſſionskrieg mit. Seine eigentliche Schule aber machte er in Spanien unter Guido Starhemberg, bei welchem er als Generaladjutant diente und von dem er vielfach, insbeſondere aber bei dem Entſatze von Cardona — im Dezember 1711 — glänzend belobt wurde. Starhembergs dringender Empfehlung verdankte Traun die Ernennung zum Oberſten [23]); ihm durfte er es zuſchreiben, daß ihm der Kaiſer die Verleihung des erſten Regimentes zuſagte, welches in Erledigung kommen würde [24]).

Nicht geringere Anerkennung hatte Traun während des Feldzuges in Sicilien von Seite Mercy's gefunden. Dieſe vortheilhaften Zeugniſſe waren Urſache, daß Traun, obgleich proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes, im Jahre 1727 zum Gouverneur von Meſſina ernannt wurde, welches nach Eugens oft geäußerter Anſicht der wichtigſte Platz auf Sicilien war.

Auf des Prinzen ausdrücklichen Befehl erſtattet ihm Traun nun erſchöpfende Berichte über den Zuſtand des Landes. Er wolle ſich in denſelben, erklärt er gleich Anfangs, „hauptſächlich der Wahrheit, der Feindin „aller Umſchweife" befleißen. Und wirklich ſpricht er ſich mit einer Rückſichtsloſigkeit, einer Schärfe aus, daß man faſt verſucht wird zu glauben, es ſei auch einige perſönliche Gehäſſigkeit gegen die damaligen Machthaber in Sicilien nicht ohne Einfluß auf ſein Urtheil geblieben.

Die Sicilianer seien, schrieb Graf Traun dem Prinzen Eugen, nachdem er ihm von dem Zustande des Landes und seiner Verwaltung eine gar trübe Schilderung entworfen hatte, von Natur aus leicht einzuschüchtern, ja feig zu nennen. Man solle ihnen nur eine gerechte und schnelle Justizpflege gewähren, dann vermöge man sie leichter zu beherrschen als man glaube. Wer den Adel in gehörigem Respect zu halten wisse, der werde sich unschwer die Liebe des Volkes gewinnen. Hiezu bedürfe man jedoch eines Mannes von Befähigung, Unbestechlichkeit und Entschlossenheit, beseelt von dem ernsten Bestreben, des Kaisers Wohl zu befördern, und zugleich ausgerüstet mit der nöthigen Machtvollkommenheit, nach bestem Wissen und Gewissen Alles zu leiten. So aber bestehe keine Einigkeit zwischen dem Vicekönige und dem Grafen Wallis. In Folge dessen werde das Kriegswesen völlig vernachlässigt. Das Ministerium sei nur aus Doktoren und Advokaten zusammengesetzt, welche, um eine nichts bedeutende Formsache zu beobachten, Dinge von der größten Wichtigkeit außer Acht ließen. Ihr ganzes Absehen gehe dahin, die Festungen und die Truppen zu Grunde zu richten und es dadurch Spanien zu erleichtern, sich ohne große Opfer binnen kurzem der Insel Sicilien wieder zu bemächtigen [25]).

Es mag wohl auf Eugens Veranlassung geschehen sein, daß Graf Traun auch von dem spanischen Rathe zu Wien beauftragt wurde, über den Zustand Siciliens und seiner Verwaltungsbehörden genaue Auskunft zu erstatten. Er that dieß mit gewohntem Freimuth [26]) und beschränkte sich nicht allein auf die Darstellung der vorhandenen Uebelstände, sondern er erstattete auch Vorschläge zur Beseitigung derselben. Außer den Mitteln, die er schon dem Prinzen empfohlen hatte, legte er noch besonderen Nachdruck auf gute Verwaltung der Finanzen, so wie auf Belebung der Schiffahrt und des Handels. Die Ausfuhr von Seide, Oel und Wein, die Einfuhr von Linnen, Eisen und Holz solle erleichtert werden. Auch die Bergwerke vermöchten mit der Zeit und bei guter Bebauung ein beträchtliches Erträgniß abzuwerfen [27]).

Eugen pflichtete den Ansichten des Grafen Traun in den meisten Stücken bei, und verlangte von ihm die Fortsetzung seiner Berichte [28]). Er bedaure lebhaft, schrieb ihm der Prinz, den üblen Zustand des Landes und die Verwirrung, welche in der Verwaltung desselben herrsche. Ebenso mißbillige er den zunehmenden Zwiespalt zwischen dem Vicekönige und

Wallis. Er wundere ſich aber nicht darüber, weil ihm die Unverträglichkeit des Letzteren wohl bekannt ſei. Traun möge beide zu beſänftigen und es wenigſtens zu verhindern trachten, daß der Streit zwiſchen ihnen in offene Fehde ausbreche. Denn Niemand würde mehr darunter leiden als der Dienſt des Kaiſers und die Kriegsmacht desſelben, welche ſich auf Sicilien befinde [29]).

Auch bei dem ſpaniſchen Rathe waren die Vorſtellungen des Grafen Traun nicht wirkungslos geblieben. Insbeſondere erſchienen demſelben die Ausſichten lockend, welche ihm Traun auf eine Vermehrung der Einkünfte Siciliens eröffnete. Es war keine geringe Ueberraſchung für den letzteren, als ihm plötzlich die Leitung des geſammten Berg- und Hüttenweſens auf der Inſel übertragen wurde. Dringend bat er dieſer Aufgabe überhoben zu werden, indem ihm die nöthige Befähigung dazu mangle und er ohne Unterſtützung von Seite des Vicekönigs und des commandirenden Generals keine günſtigen Reſultate zu erzielen vermöge [30]). Außerdem fehle es an Geld, und gerade im Anfange ſeien große Auslagen nöthig, indem Hochöfen und Waſſerwerke errichtet, Straßen gebaut und viele ähnliche Arbeiten vorgenommen werden müßten, welche beträchtlichen Aufwand erforderten.

Die wiederholten und nur allzu begründeten Klagen des Grafen Traun mochten wohl eine der weſentlichſten Urſachen ſein, daß man am Wiener Hofe ernſtlich daran dachte, die Stelle eines Vicekönigs von Sicilien in anderer Weiſe zu beſetzen. Wieder war es ein Spanier, Chriſtoph Fernandez de Cordova, Graf von Saſtago und Murato, Marquis Aguilar, Großmarſchall des Königreiches Aragonien, welchen der Kaiſer zu dieſem Poſten berief. Seine vornehme Geburt, ſeine perſönliche Befähigung und der Umſtand, daß er bei Karls VI. Anweſenheit in Spanien die feindliche Partei, ſeine und ſeines Hauſes Güter verlaſſen und mit unerſchütterlicher Anhänglichkeit an Karl gehalten hatte, wurden als die Urſachen genannt, durch welche die Wahl des Kaiſers auf ihn gelenkt worden ſei [31]). Und um dem Grafen von Saſtago die Erfüllung der ſchweren Pflichten ſeines neuen Amtes zu erleichtern, wurde ihm an dem Grafen von Quiros, wahrſcheinlich dem Sohne jenes Bernardo de Quiros, welcher einſt Karls bevollmächtigter Miniſter in den ſpaniſchen Niederlanden geweſen war, ein tüchtiger und geſchäftsgewandter Gehülfe gegeben. Quiros ward zum Staats- und Kriegsſecretär ernannt.

Eugen hoffte viel Gutes von des Grafen Saſtago Verwaltung des Königreiches Sicilien. Er erwartete von ihm, daß er die Rechtspflege verbeſſern, den Zuſtand der Finanzen heben und das Land zu des Kaiſers und ſeinem eigenen Ruhme, zum Wohle der Unterthanen regieren werde [32]). Saſtago ſei ein „ſehr aufrichtiger, beſcheidener und verträglicher Mann," ſchrieb der Prinz dem Grafen Wallis, und er rechne darauf, daß keinerlei Unfrieden zwiſchen ihnen, den beiden vornehmſten Dienern des Kaiſers daſelbſt vorkommen werde [33]). Der Nutzen, den er ſich davon verſpreche, beſtehe hauptſächlich in der Herbeiſchaffung aller nothwendigen Bedürfniſſe für die Truppen und in der Wiederherſtellung der feſten Plätze, welche mehr und mehr zu Ruinen geworden ſeien.

Kaum hatte jedoch Saſtago den ſiciliſchen Boden betreten, als die Streitigkeiten zwiſchen ihm und Wallis weit heftiger entbrannten, als es zwiſchen dieſem und dem früheren Vicekönige jemals der Fall geweſen war. Beide waren nicht ſparſam mit Beſchuldigungen gegen einander. Wallis behauptete, Saſtago umgebe ſich mit Leuten, welche nichts von der Verwaltung Siciliens verſtänden, und ſchiebe die früheren, in die Geſchäfte eingeweihten Beamten ſchonungslos bei Seite. Saſtago aber erklärte, die beabſichtigten Verbeſſerungen nicht vornehmen zu können, ſo lange Wallis ſich in Sicilien befände. Denn er ſei es, an dem jede, auch die heilſamſte Neuerung ſcheitern müſſe [34]).

Eugen bedauerte es lebhaft, daß ſeine Hoffnung ſich nicht erfüllt hatte und der Zwieſpalt zwiſchen Saſtago und Wallis ſo bald und in ſo heftiger Weiſe ausgebrochen war. Dieſe Unverträglichkeit zwiſchen denjenigen, welche in den einzelnen Erbländern an der Spitze der Verwaltung ſtanden, war einer der Krebsſchäden der damaligen Zeit, und nach jeder Richtung hin von den nachtheiligſten Folgen für den Kaiſer ſowohl als für deſſen Staaten. Niemand erkannte dieß in höherem Maße und Niemand eiferte mit mehr Nachdruck dagegen als der Prinz, aber meiſtens umſonſt. Wo die Selbſtſucht ſchon ſo tief eingeriſſen war, daß ſie alles übrige hintanſetzte, da nützte weder Vorſtellung noch Ueberredung. Nur eine eiſerne Hand hätte dem Uebel zu ſteuern vermocht, dieſe aber fehlte. Der Kaiſer ſelbſt war zu wohlwollend, zu rückſichtsvoll und viel zu leicht zugänglich für das Vorwort Anderer, an dem es bei den ausgedehnten Familienverbindungen derer, die zunächſt betheiligt erſchienen, niemals mangelte. Außer dem Kai-

ſer war aber Keiner, ſelbſt Eugen nicht, mit ſolcher Machtvollkommenheit ausgerüſtet, um dieſes Uebel an der Wurzel angreifen zu können. Es blieb daher nichts übrig als ſich zu bemühen, von Fall zu Fall, ſo gut es eben anging, Abhülfe zu treffen.

In dem Streite zwiſchen Saſtago und Wallis nahm Eugen entſchieden für den Erſteren Partei. Der Eifer, mit welchem der Vicekönig an die Ausrottung der Mißbräuche gegangen war, hatte ihm das Vertrauen des Prinzen völlig gewonnen [35]). Andererſeits kannte er die Unverträglichkeit und den Eigennutz des Grafen Wallis aus eigener Erfahrung. Er ſchätzte ihn als geſchickten General, als unterrichteten Soldaten, ſonſt aber hatte Wallis für Eugen nur abſtoßende Eigenſchaften. Die Bitte um Ertheilung eines Urlaubes, welchen Wallis zu einer Reiſe nach ſeinen Gütern in Böhmen benützen wollte, gab die erwünſchte Gelegenheit ihn aus Sicilien zu entfernen [36]). Der Feldmarſchall-Lieutenant Marquis von Roma, ein Mann, welchem Eugen das Zeugniß ſeltener Rechtlichkeit ertheilte [37]), wurde ſtatt des Grafen Wallis mit dem Commando der dortigen Truppen betraut.

Mit dem größten Antheile verfolgte nun Eugen die Verbeſſerungen, welche Saſtago in den verſchiedenen Verwaltungszweigen vorzunehmen trachtete. Ueberall war der Prinz mit ſeinem Rathe und ſeiner nachdrücklichen Unterſtützung bei der Hand. Als der Vicekönig ihn verſicherte, daß nichts ſo ſehr einer befriedigenden Handhabung der Rechtspflege im Wege ſtehe, als die allzugroße Ausdehnung des Aſylrechtes der Kirchen und Klöſter, da ſtimmte ihm Eugen im Grundſatze vollkommen bei. Hatte er doch ſelbſt ſo oft Gelegenheit gehabt, ſich über den gewaltigen Vorſchub zu beklagen, welcher durch Aufrechthaltung dieſes Rechtes insbeſondere den Deſertionen geleiſtet wurde. Es war ihm in der That gelungen, eine Beſchränkung desſelben in den öſterreichiſchen Erbländern bei dem Kaiſer zu erwirken, und es dahin zu bringen, daß hierüber mit dem heiligen Stuhle eine Verhandlung angeknüpft wurde [38]). Dem Grafen Saſtago aber empfahl er, bei der großen Macht, welche die Geiſtlichkeit in Sicilien ausübte, in dieſer Sache nur mit äußerſter Vorſicht zu Werke zu gehen [39]).

Auch die Finanzvorſchläge des Vicekönigs nahm der Prinz mit ungetheiltem Beifalle auf. Sie beſtanden in der Hauptſache darin, daß dem größten Reichthume der Inſel, dem Getreidebau, ein früher nicht gekannter

Aufschwung gegeben werden solle. Dieß könne nur dadurch geschehen, daß man den Handel mit Getreide nach fremden Ländern in jeder Weise, am besten aber durch Einsetzung einer Handelsgesellschaft befördere. Beträchtliche Geldsummen würden dadurch nach Sicilien gezogen und das Land unfehlbar in Flor gebracht werden [40]).

Eugen war von der Nützlichkeit wie von der Ausführbarkeit dieser Vorschläge völlig überzeugt. Er versprach sie beim Kaiser bestens zu unterstützen. Denn die in Antrag gebrachte Handelsgesellschaft sei gleichmäßig im Interesse des Kaisers wie der Sicilianer, und man dürfe sich von derselben die heilsamsten Wirkungen versprechen [41]).

Auch andere Vorschläge des Vicekönigs, insbesondere solche, welche auf angemessene Ersparungen abzielten, wurden von Eugen mit Wohlgefallen aufgenommen. Lebhaft stimmte er dem Antrage bei, die ohnedieß nutzlose Stelle eines „Commissario della cruciata" nicht mehr zu besetzen und die Summe von achtundvierzigtausend Gulden, welche dadurch verfügbar wurde, zum Besten der Truppen zu verwenden. Auch für die Wiederherstellung der Festungswerke, insbesondere aber Messina's solle, so bemerkte der Prinz, eifrige Obsorge getragen werden [42]).

Bedauerlich war es, daß diese Bemühungen des Vicekönigs, von denen freilich Graf Traun behaupten wollte, sie bestänben meistens in leeren Worten, und Niemand denke im Ernste daran, wirklich Hand an das Uebel zu legen, durch die Rückkehr des Grafen Wallis nach Sicilien wieder gestört wurden. Denn vor der immer drohenderen Feindesgefahr mußten alle übrigen Rücksichten weichen, und dem Kaiser stand kein General zur Verfügung, welcher Sicilien genauer kannte als Wallis, und den man für geeigneter hielt als ihn, erforderlichen Falles die Vertheidigung der Insel zu leiten. Man vermöge das Commando über die Truppen, erklärte Eugen, nur einem Manne zu übertragen, welcher selbstständig aufzutreten und je nach den Unternehmungen der Feinde seine eigenen einzurichten verstehe [43]).

Dennoch hatte man nur allzubald Ursache, die erneuerte Entsendung des Grafen Wallis nach Sicilien zu bereuen. Kaum war er dort wieder eingetroffen, so brach der alte Zwiespalt zwischen ihm und Sastago in heftigerer Weise aus, als je zuvor. Trotz der strengen Befehle Eugens, sich in die vorgeschriebene Unterordnung unter den Vicekönig zu fügen [44]),

trieb Graf Wallis ſeine Feindſeligkeit gegen denſelben auf das äußerſte. Bei einem perſönlichen Streite, der ſich zwiſchen ihnen entſpann, überließ er ſich den heftigſten Zornesausbrüchen, und ging ſo weit, daß er dem Grafen Saſtago die Ehrenwache entzog, welche demſelben als Vicekönig gebührte. Dadurch wurde in Palermo, ja im ganzen Lande die Feindſeligkeit ruchbar, die zwiſchen den beiden erſten Würdenträgern herrſchte. Daß das Anſehen der Regierung dabei auf's empfindlichſte litt, lag klar auf der Hand. Wallis ſelbſt mochte fühlen, er habe ſich arg vergangen, denn durch das Anerbieten, an der Spitze des Offizierscorps dem Vicekönige ſeine Unterwerfung zu bezeigen, beabſichtigte er das Geſchehene vergeſſen zu machen. Saſtago aber wies jeden Verſuch zur Ausſöhnung zurück und brach den Verkehr mit Wallis gänzlich ab. Dieſer bat nun um ſeine Abberufung aus Sicilien und erhielt ſie [45]).

Wie ſehr Eugen auch jetzt wieder den Vicekönig im Rechte glaubte, und wie er deſſen Wirken in Sicilien überhaupt für heilſam hielt, beweiſt wohl am beſten der Umſtand, daß er ſich nach Ablauf der erſten drei Jahre der Amtsführung Saſtago's angelegentlich für deſſen Beſtätigung in ſeinem Poſten verwendete. Saſtago erlangte dieſelbe auch wirklich, und Eugen verſicherte ihn, daß er von ſeinem Eifer und ſeiner Redlichkeit überzeugt ſei, er werde ſich mit gleicher Thätigkeit wie bisher dem Dienſte des Kaiſers und dem Wohle des ihm anvertrauten Landes widmen [46]).

Der Abſchluß der Verträge, welche im Laufe des Jahres 1731, zuerſt mit England und dann mit Spanien zu Stande kamen, ſchien für längere Zeit hinaus den noch vor kurzem ſo ſehr bedrohten Frieden wieder ſicher zu ſtellen. Er erlaubte dem Kaiſerhofe ſeine Blicke nach einer Richtung zu lenken, nach der ſie durch das einzige Waffengetöſe gezogen wurden, welches damals in Europa hörbar ward.

Es war dieß kein Streit zwiſchen fremden Mächten, die ſich einander bekriegten, ſondern ein Kampf, der zwiſchen der Republik Genua als Oberherrn, und den Bewohnern der Felſeninſel Corſica als ihren Unterthanen ausgebrochen war und ſeit zwei Jahren mit allen Schrecken des Aufruhrs auf der Inſel wüthete.

Jahrhunderte alt war der Haß zwiſchen Genua und Corſica, durch die Unterdrückungsſucht des Erſteren, die rauhe Freiheitsliebe des Letzteren hervorgerufen und genährt. Ströme von Blut waren gefloſſen, und wilde

Kämpfe, in denen Sampiero's Name zu weitleuchtendem Ruhme gelangte, hatten die Inſel entvölkert und verheert, ihren ohnedieß nur geringen Wohlſtand völlig zerſtört. Während des ſiebzehnten Jahrhundertes, das in dem übrigen Europa ausgezeichnet war durch erſchütternde Kämpfe, lag Corſica in anſcheinendem Frieden, durch die Erſchöpfung all ſeiner Kräfte gehindert am Widerſtande gegen die Gewaltmaßregeln Genua's. Aber der Haß gegen die ſtolze Unterdrückerin gährte fort in dem rauhen Inſelvolke. Durch die Auflegung einer neuen Steuer wurde derſelbe zur Flamme angefacht. Bei einem geringfügigen Anlaſſe brach wieder der Aufruhr los, welcher die Herrſchaft Genua's auf der Inſel ernſtlich bedrohte.

Im Oktober 1729 griff das Volk von Corſica zu den Waffen. Aleria wurde erſtürmt, Baſtia belagert. Zwei Männer von Anſehen, Andrea Colonna Ceccalvi und Luis Giafferi ſtellten ſich an die Spitze des Aufſtandes. Einmüthig ſchwor man ſich zu, das Joch Genua's für immer abzuſchütteln. Und die reißenden Fortſchritte der Inſurgenten ließen allerdings die Erreichung dieſes Zieles als möglich erſcheinen.

In Corſica hoffte man darauf, in Genua zitterte man davor. Die Republik fühlte ſich zu ſchwach, durch eigene Kraft den Aufſtand zu bewältigen. Ihn durch Zugeſtändniſſe zu beſchwichtigen, hielt ſie für gefährlich und zugleich für nutzlos. Denn ſie fühlte es wohl, daß es ſich um nichts geringeres handelte, als um ihre völlige Vertreibung aus Corſica.

In ſolcher Bedrängniß wandte man zu Genua den Blick nach den auswärtigen Mächten, um durch ihre Hülfe wieder Herr zu werden der empörten Inſel. Und da waren es zunächſt der Kaiſer, Frankreich und Spanien, welche durch ihre anſehnliche Streitkraft wie durch die Lage ihrer Staaten zunächſt berufen ſchienen, der Republik einen mächtigen Arm zu leihen zur Wiederaufrichtung ihres Regimentes auf Corſica.

Wie man auch über die Sache ſelbſt, über die Frage des Rechtes oder Unrechtes zwiſchen der Republik Genua und dem Volke von Corſica denken mochte, jedenfalls war es ein Vortheil für den Kaiſerhof, daß an ihn und nicht an Frankreich oder Spanien das Anſuchen um Hülfeleiſtung erging. Die beiden letzteren Mächte ſtanden vielmehr zu Genua in dem nicht unbegründeten Verdachte, daß ſie dem Aufſtande der Inſel heimlich Vorſchub leiſteten. Auf einem franzöſiſchen Schiffe waren Kriegsvorräthe weggenommen worden, und das Geld, mit welchem die Inſurgen-

ten ihren Widerſtand organiſirten, glaubte man ſpaniſchen Urſprunges zu ſein.

Schon der politiſche Gegenſatz, der zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon damals obwaltete, und die unbedingte Nothwendigkeit für das Erſtere, die Ausbreitung des Letzteren in Italien nach Möglichkeit zu hindern, mußten den Kaiſer beſtimmen, dem Hülferufe Genua's ſein Ohr nicht zu verſchließen. Nach Eugens Meinung erſchien eine Gewährung der Bitte, welche zu Ende des Monates April 1731 durch den genueſiſchen Abgeſandten Marquis Pallavicini an den Wiener Hof gelangte, auch noch aus dem Grunde geboten, weil man den fremden Mächten zeigen müſſe, daß es in der That zum Vortheil gereiche, ſich um den Beiſtand des Kaiſers zu bewerben. Schon habe man dem genueſiſchen Geſandten zu Paris höhniſche Bemerkungen zu vernehmen gegeben über die mächtige Hülfe, welche die Republik von Wien aus zu erhalten ſich ſchmeichle. Des Kaiſers Anſehen erfordere es daher, die Bitte Genua's nicht unerfüllt zu laſſen.

Die gleiche Rückſicht gebiete aber auch, ſo erklärte Eugen in der verſammelten Conferenz, eine ſo beträchtliche Truppenzahl nach Corſica zu ſchicken, daß die Ehre der kaiſerlichen Waffen nicht Gefahr laufe, im Kampfe gegen die Inſurgenten einen Makel zu erleiden. Und um der Republik durch die Entſendung einer zahlreicheren Streitmacht, als ſie ſelbſt begehre, keine zu große Ueberbürdung aufzuladen, ſeien ihr die Truppen unter den billigſten Bedingungen zu überlaſſen. Das Ausmaß derſelben ſo wie die Beſtimmung der eigentlichen Anzahl der Streitkräfte, die fernere Verabredung endlich wegen deren Einſchiffung zu Genua möge man dem Statthalter von Mailand, Feldmarſchall Grafen Daun anheimſtellen, welcher mit dem Bevollmächtigten der Republik hierüber Rückſprache pflegen ſolle. Nur das ſei ihm einzuſchärfen, daß der Führer der kaiſerlichen Truppen ſich in die Dinge, welche auf die Verwaltung von Corſica ſich bezögen, nicht zu mengen, und daß er den Inſurgenten nicht allzuviel Gehör zu geben habe. Denn obwohl man der Republik nur rathen könne, ihre Unterthanen mit Milde zu behandeln und den gerechten Beſchwerden derſelben abzuhelfen, ſo dürfe dieß doch nicht auf dem Schauplatze des Aufſtandes und von denjenigen geſchehen, welche zu deſſen Dämpfung berufen ſeien. Sonſt würden die Inſurgenten glauben, daß man

für ſie und wider Genua Partei nehme, eine Vermuthung, welche ſie in ihrem Starrſinne nur noch mehr beſtärken könnte [47]).

Es war ein Umſtand, deſſen Vortheile für die Corſen erſt ſpäter mehr an den Tag traten, daß nach Eugens Vorſchlage die Unterhandlung mit Genua über die Entſendung kaiſerlicher Truppen nach Corſica in die Hände des Grafen Daun gelegt wurde. Denn dadurch erhielt dieſer einen mächtigen Einfluß auf die ganze Angelegenheit. Und daß ſeine Einwirkung eine für die Corſen günſtige ſein werde, zeigten ſchon die erſten Berichte, welche er an Eugen erſtattete. Mit Schärfe tadelt der Feldmarſchall das harte Verfahren Genua's wider die Inſel. Er erklärt die Beſchwerden, durch welche die Corſen veranlaßt worden ſeien, die Waffen wider Genua zu erheben, für wohlbegründet, und ſpricht die Hoffnung aus, der Kaiſer werde die völlige Unterdrückung dieſes Volkes nicht zugeben, ſondern es in ſeinen Rechten ungekränkt erhalten [48]).

Zu Tortona pflog der Feldmarſchall Graf Daun die ihm anbefohlenen Verhandlungen mit dem genueſiſchen Bevollmächtigten Marcheſe Mari. Nach der Vorſchrift, die ihm von Wien aus ertheilt worden war, wurden der Republik die leichteſten Bedingungen gemacht. Weit entfernt davon, auf irgend einen Gewinn hiebei auszugehen, ließ ſich der Kaiſer in der ganzen Angelegenheit nur durch die wichtigſten politiſchen Rückſichten leiten. Es wäre ein Irrthum zu glauben, daß es ihm darum zu thun war, nach Art der anderen deutſchen Fürſten ſeine Truppen in fremden Sold zu geben, um dabei Geld zu verdienen. Die Entſendung von Truppen nach Corſica koſtete ihn vielmehr die beträchtlichſten Opfer [49]).

Kaum hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß der Kaiſer beabſichtige, der Republik Genua in dem Kampfe wider die Corſen beizuſtehen, als zahlreiche Bewerbungen um Verleihung des Commando's über die Truppen, welche nach der Inſel beſtimmt waren, an Eugen gelangten. Vor Allen baten die beiden Brüder Friedrich und Ludwig von Württemberg in dringender Weiſe, daß bei dieſer Gelegenheit auf ſie Rückſicht genommen werden möge.

Die Prinzen von Württemberg waren jüngere Brüder jenes Karl Alexander, der von früheſter Jugend an unter den Fahnen des Hauſes Oeſterreich gedient hatte, und durch die Vertheidigung Landau's im Jahre 1713, insbeſondere aber durch ſeine ehrenvolle Theilnahme an Eugens

letzten Türkenfeldzügen bekannt geworden war. Prinz Friedrich war, noch nicht ſechzehn Jahre alt, in holländiſche Kriegsdienſte getreten und hatte in denſelben, dann in denjenigen ſeines Heimathlandes Württemberg den ſpaniſchen Succeſſionskrieg mitgekämpft. Als im Jahre 1716 der Türkenkrieg ausbrach, begab er ſich als Feldmarſchall-Lieutenant der Reiterei in den Dienſt des Kaiſers. Bei dem Sturme auf Peterwardein wurde er, jedoch nicht lebensgefährlich verwundet. Im Jahre 1723 zum General der Cavallerie ernannt, ſtand er, als es ſich um Entſendung eines Armeecorps nach Corſica handelte, bei den Truppen des Kaiſers in der Lombardie.

Gleiches war mit ſeinem Bruder Ludwig der Fall, welcher damals die Würde eines kaiſerlichen Feldzeugmeiſters bekleidete. Er war der jüngſte von vier Brüdern, von denen jeder in die Kriegsdienſte einer andern Macht getreten war. Alexander hatte ſich den kaiſerlichen, Friedrich den holländiſchen, Maximilian Emanuel den ſchwediſchen Fahnen zugewendet; Ludwig nahm gleichfalls im ſechzehnten Jahre Dienſte unter König Auguſt II. von Polen und Sachſen. Auch er wohnte den Türkenfeldzügen unter Eugen, jedoch nur als Freiwilliger bei, denn erſt nach deren Beendigung wurde er vom Kaiſer zum Feldmarſchall-Lieutenant der Infanterie ernannt. Doch erfolgte ſein völliger Uebertritt in öſterreichiſchen Dienſt erſt nach einer Reihe von Jahren, welche er, ein großer und ſchöner Mann von einnehmendem Weſen, an König Auguſts üppigem Hofe zubrachte, wegen ſeiner Siege auf einem ganz andern Gebiete als auf Schlachtfeldern viel genannt.

Es ſcheint faſt daß Eugen aus perſönlichen Rückſichten es vorgezogen hätte, dem Wunſche des Prinzen Friedrich von Württemberg als demjenigen ſeines Bruders Ludwig zu willfahren. Prinz Friedrich hatte von jeher beſondere Hingebung für die Sache des Kaiſers und lebhafte Verehrung für Eugen an den Tag gelegt. Auch ſein ſanfter biegſamer Charakter [30]) mochte dazu beitragen, daß man gern ſein Verlangen erfüllt hätte, während ſein Bruder Ludwig bei manchem Anlaſſe, insbeſondere während ſeines Aufenthaltes zu Dresden durch eine ziemlich zweideutige Haltung nicht unbegründete Zweifel an der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung erregt hatte. Ein ſo wichtiges Commando aber in die Hände eines Mannes zu legen, auf welchen man nicht mit völliger Beſtimmtheit bauen durfte, mußte gewiß als kein geringes Wagniß angeſehen werden.

Andererſeits aber war nicht daran zu zweifeln, daß Prinz Ludwig von Württemberg ſeinen Bruder Friedrich an militäriſcher Begabung weit übertraf. Sie hatten zwar Beide die Proben ihrer Feldherrntalente erſt noch abzulegen. Doch iſt es gewiß, daß man dem Prinzen Friedrich nur geringe kriegeriſche Befähigung zutraute, während Ludwig für einen Mann von tiefem militäriſchen Wiſſen und von großer perſönlicher Tapferkeit galt [51]).

An dem Widerſpruche der Republik, welche nichts davon hören wollte, daß eine ſo hochgeſtellte Perſönlichkeit wie ein Prinz aus einem der erſten deutſchen Fürſtenhäuſer an die Spitze des nach Corſica beſtimmten Armeecorps geſtellt werde [52]), ſcheiterte für das erſte die Bewerbung der beiden Brüder. Der kaiſerliche Oberſt Freiherr von Wachtendonk befehligte die Truppen, welche in einer Stärke von nahezu viertauſend Mann ſich um Genua verſammelten, dort eingeſchifft wurden und am 9. Auguſt 1731 bei Baſtia an's Land traten.

Die Hoffnung des Feldmarſchalls Grafen Daun, daß ſchon bei dem Erſcheinen kaiſerlicher Streitkräfte auf Corſica die Inſurgenten ihre Waffen niederlegen würden, erfüllte ſich nicht. Wachtendonk ſchritt daher unverweilt an die Eröffnung der Feindſeligkeiten. Gemeinſchaftlich mit dem genueſiſchen Commandanten zu Baſtia, Oberſt Vela, zwang er die Corſen zur Aufhebung der Belagerung dieſer Feſtung. Beträchtlich war der Verluſt, welchen die Inſurgenten hiebei erlitten, und noch empfindlicher die Niederlage, die ihnen Wachtendonk bald darauf bei Furiano beibrachte. Die Corſen aber, welche es deutlich erkannten, daß ſie den deutſchen Kriegsleuten im Felde nicht Stand zu halten vermochten, zogen ſich in ihre Berge zurück. In der Gegend von Vescovato verſchanzten ſie ſich und genoſſen dort alle die Vortheile, welche eine rauhe und felſige Gegend, tiefe unwegſame Schluchten und ſchwer zu erklimmende Höhen dem Vertheidigungskriege bieten. Und wenn man ſich deſſen am wenigſten verſah, brachen ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und fügten in vereinzelten Gefechten den Truppen des Kaiſers und der Republik ſo manchen fühlbaren Schaden zu. Um denſelben zu erſetzen, ſchiffte ſich eine zweite Abtheilung kaiſerlicher Streitkräfte unter dem Oberſten de Vins nach Corſica ein.

Ungern ſah es der Kaiſerhof, daß der Krieg auf Corſica ſich in die Länge zog. Auch Eugen betrachtete mit beſorgten Blicken die gefährliche

Lage, in der ſich die deutſchen Truppen daſelbſt befanden. Nicht vor den Corſen hegte er ernſte Befürchtungen, wohl aber ſchien es ihm möglich, daß Spanien trotz des erſt vor wenig Monaten abgeſchloſſenen Vertrages, oder daß Frankreich plötzlich zu Feindſeligkeiten wider den Kaiſer ſchreiten könnte. Abgeſchnitten von dem Feſtlande, wäre das auf Corſica befindliche Armeecorps unrettbar verloren geweſen. Mit Nachdruck drang daher Eugen darauf, die Republik möge bewogen werden, durch Milde und Nachgiebigkeit die Corſen zu gewinnen und für die Zukunft ſolche Einrichtungen auf der Inſel zu treffen, daß auch nach der Entfernung der kaiſerlichen Truppen ein neuer Aufſtand nicht mehr zu beſorgen ſei [53]).

Aber es war keine geringe Aufgabe, zwiſchen zwei ſo mißtrauiſchen und ſo erbitterten Gegnern, wie die Genueſen und die Corſen es waren, Frieden zu ſtiften. Die Einen ſahen durch jedes Zugeſtändniß, das man von ihnen verlangte, ihr Hoheitsrecht über Corſica beeinträchtigt; die Anderen ſtellten Forderungen, welche der einer völligen Unabhängigkeit nahe kamen. Eine Schlappe, welche die Corſen dem Oberſten de Vins [54]) beibrachten, als er von Calvi aus ſich mit Wachtendonk vereinigte, erhöhte ihr Selbſtvertrauen und machte ſie noch unzugänglicher für die Vorſchläge, die man an ſie richtete. Die Republik erklärte, daß unter ſolchen Umſtänden auf dem Wege der Verhandlungen nichts zu erreichen wäre. Dringend verlangte ſie neue Truppen, um den Aufſtand mit Waffengewalt niederzuſchlagen. Feldmarſchall Graf Daun bat um die Ermächtigung, noch ſechs Bataillone nach Corſica einſchiffen laſſen zu dürfen. Die beträchtliche Streitmacht, welche ſich nach Ankunft dieſer Truppen auf der Inſel befinden werde, ſei jetzt, ſo meinte er, unter die Befehle eines Generals von hohem Range zu ſtellen. Prinz Ludwig von Württemberg verdiene vor ſeinem Bruder Friedrich ſchon aus dem Grunde den Vorzug, weil er immer bei dem Fußvolke, Letzterer aber bei der Reiterei gedient habe und Jeder ſich hauptſächlich auf die von ihm gewählte Waffengattung verſtehe. Nun ſei aber Reiterei auf Corſica faſt gar nicht zu verwenden und in der That faſt nur Fußvolk dahin entſendet worden. Es dürfe alſo nur ein Infanterie-General den Oberbefehl daſelbſt erhalten.

Eugen erklärte, keinen Anſtand dagegen erheben zu wollen, daß Prinz Ludwig von Württemberg mit dem Commando über das kaiſerliche Armeecorps auf Corſica betraut werde. Doch könnte dieß nur geſchehen, meinte der

Prinz, wenn man ſich darüber klar geworden ſei, wirklich auch noch eine dritte Truppenabtheilung nach Corſica zu ſenden. Hiegegen machten ſich aber die erheblichſten Bedenken geltend. Es würde nicht nur eine immer größere Streitmacht in die Gefahr verſetzt, auf Corſica abgeſchnitten zu werden; eine Gefahr, welche durch die ſtarken Rüſtungen in den ſpaniſchen Seehäfen von Tag zu Tag vergrößert werde. Durch die wiederholten Entſendungen von Truppen nach Corſica würde der Stand der Streitkräfte des Kaiſers in der Lombardie ſo außerordentlich vermindert, daß ſie einem plötzlichen Angriffe von Seite Frankreichs, auf den man immer gefaßt ſein müſſe, durchaus nicht mehr gewachſen wären. Seiner Anſicht nach habe man eher daran zu denken, die auf Corſica befindlichen Truppen wieder zurückzuziehen, als deren neue dorthin zu entſenden. Doch wolle er nicht entgegen ſein, daß Daun, wenn er überzeugt ſei, binnen ſechs Wochen nach der Ankunft der verlangten Verſtärkungen werde der Aufſtand unterdrückt ſein, dieſelben nach Corſica abgehen laſſe [55]).

Es war begreiflich, daß Graf Daun es nicht wagte, eine ſolche Verantwortung auf ſich zu nehmen. Auch eine ſicher ſcheinende Berechnung ſchlage häufig fehl, bemerkte er dem Prinzen, und der General, welcher auf Corſica commandiren ſolle, könne weder von Wien noch von Mailand aus geleitet werden, ſondern er müſſe ſelbſtſtändig handeln. Unmöglich ſei es daher, ſich zu verbürgen, daß der Aufſtand in der beſtimmten Friſt ein Ende nehme. Die Wahrſcheinlichkeit aber ſpreche für ein baldiges Erreichen dieſes Zieles, wenn die Verſtärkung ausgiebig genug ſei, um von verſchiedenen Seiten einen Angriff ausführbar zu machen. Für die Lombardie dürfe man wenigſtens augenblicklich keine Befürchtungen hegen. Der Hof von Turin neige ſich zur Partei des Kaiſers; von Rüſtungen in Frankreich höre man nichts, und wenn die engliſche Regierung, mit der man ja vor wenig Monaten in ein neues Bündniß getreten ſei, nur einige Schiffe nach dem Mittelmeere abſenden wollte, ſo ſchwinde auch die letzte Beſorgniß, daß das kaiſerliche Armeecorps von dem italieniſchen Feſtlande abgeſchnitten werden könnte [56]).

Die Art und Weiſe, in welcher Graf Daun die Verhältniſſe darſtellte, bewog den Kaiſer, den Befehl zur Einſchiffung der dritten Heeresabtheilung unter Prinz Ludwig von Württemberg zu ertheilen. Eugen aber, der ſich bis auf den letzten Augenblick dagegen ausgeſprochen hatte,

bemerkte dem Grafen Daun, Frankreich und Spanien könnten, bis eine engliſche Escadre im Mittelmeere erſcheine, längſt den entſcheidenden Streich geführt haben [57]). Wenn es demungeachtet zur Abſendung der Truppen kommen ſolle, ſo müſſe der Republik unumwunden erklärt werden, man wolle zwar Alles thun, binnen zwei Monaten den Aufſtand zu beenden. Nach Ablauf dieſer Friſt werde man jedoch ſämmtliche Truppen, es möge der Endzweck erreicht worden ſein oder nicht, unfehlbar aus Corſica zurückziehen. Denn Niemand könne dem Kaiſer zumuthen, Genua zu Gefallen ſeine eigenen Staaten in Italien während ſo langer Zeit von Truppen zu entblößen und ſie dadurch der augenſcheinlichſten Gefahr auszuſetzen [58]). Den Inſurgenten aber, fügte Eugen in einem Schreiben an den Prinzen Ludwig hinzu, müſſe dieſer Entſchluß verborgen bleiben, weil er ſie in ihrem Widerſtande nur noch hartnäckiger machen würde.

Was die Kriegsführung in Corſica betraf, ſo ermahnte Eugen den Prinzen Ludwig zur höchſten Vorſicht. Denn dieſe ſei nöthig, um in einem Lande, voll von Gebirgen und Engpäſſen nicht die Truppen zu gefährden und die Ehre der kaiſerlichen Waffen auf's Spiel zu ſetzen. Eine glückliche Kriegsführung ſei um ſo wünſchenswerther, als viele Freiwillige beabſichtigten, ſich dem Armeecorps anzuſchließen. Der König von Preußen werde zwölf Offiziere nach Corſica entſenden und Prinz Ludwig habe dieſelben bei jeder Gelegenheit vor denen aller übrigen Mächte auszuzeichnen [59]).

Was den Feldmarſchall Grafen Daun betraf, ſo verſprach er ſich, obgleich er ſelbſt die Abſendung der neuen und anſehnlichen Verſtärkung nach Corſica beantragt hatte und eine günſtige Meinung von der militäriſchen Befähigung des Prinzen von Württemberg hegte, doch einen ſchnelleren Erfolg von friedlicher Unterhandlung als von der Gewalt der Waffen. Man dürfe ſich, meinte er, keinen Täuſchungen hingeben über die Gegner, mit denen man es zu thun habe. Die Corſen, wenn ſie ſich in ihre Felsſchluchten, auf ihre ſteilen Bergrücken zurückzögen, ſeien dort faſt unbeſiegbar und könnten den Kampf wenigſtens unabſehbar in die Länge ziehen. Da es jedoch dem Kaiſerhofe um baldigſte Beendigung desſelben zu thun ſei, ſo müſſe man ſich über die Urſachen klar werden, an denen die bisherigen Verhandlungen ſcheiterten. Und da beſtehe der weſent-

lichſte Grund davon offenbar darin, daß die Inſurgenten den Verſprechungen der Republik nicht trauten. Denn ſie behaupteten, und nicht mit Unrecht, ihre frühere Leichtgläubigkeit oftmals theuer bezahlt zu haben. Es ſolle daher, ſo beantragte Graf Daun, der Kaiſer mit ſeinem fürſtlichen Worte ſich für die pünktliche Erfüllung der Zuſagen verbürgen, zu welchen Genua ſich zu verpflichten bereit ſei. Dann dürfe man erwarten, daß die Inſurgenten nicht länger zögern würden, zur Unterwerfung zu ſchreiten und als ſichtbares Zeichen derſelben ſogar dasjenige, wozu ſie ſich am ſchwerſten verſtehen wollten, die Ablieferung ihrer Gewehre vorzunehmen.

Wenn die Nothwendigkeit es erforderte, ſo ſchrieb Graf Daun dem Prinzen Eugen, die kaiſerlichen Truppen von Corſica zurückzurufen, bevor noch die Unterwerfung der Inſel vollendet wäre, ſo würde dieſelbe ohne Zweifel in fremde Hände fallen. Dieß müſſe aber bei der Lage der Dinge in Europa um jeden Preis vermieden werden. Beſſer wäre es noch, wenn ſchon Genua ſeine Herrſchaft über Corſica durchaus nicht aufrecht zu erhalten vermöchte, daß die Inſel dem Hauſe Oeſterreich huldige. Denn in des Kaiſers Händen würde ſogar Genua dieſelbe lieber als in denjenigen irgend einer anderen Macht ſehen [60]).

Es iſt nirgends erſichtlich, daß man auf den Gedanken des Grafen Daun, Corſica unter die Oberhoheit des Kaiſers zu ſtellen, zu Wien irgendwie eingegangen wäre. Ueber die Nothwendigkeit aber, den Streit Genua's mit Corſica in einer Art beizulegen, daß zwar die Würde der Republik gewahrt, gleichzeitig aber den ſchwer bedrückten Corſen eine billige Behandlung zu Theil werde, ſtimmten Eugen, Sinzendorff und Gundacker Starhemberg den Anſichten Dauns bei. Auch ſie glaubten, daß die Gewährleiſtung der Zugeſtändniſſe Genua's durch den Kaiſer bei den Corſen von großem Gewichte ſein werde. Und als nun die beiden Häupter derſelben, Ceccaldi und Giafferi, in einem „ſehr wohl aufgeſetzten Schreiben" dem Kaiſerhofe Vergleichsvorſchläge gemacht hatten, welche nicht anders als gemäßigt angeſehen werden konnten, erklärten die Mitglieder der Conferenz ſich einſtimmig dafür, daß einerſeits die Republik zur Annahme dieſer Vorſchläge vermocht und andererſeits die pünktliche Beobachtung der Bedingungen des zu Stande zu bringenden Vergleiches durch des Kaiſers Wort verbürgt werde.

Es ſei zwar nicht zu zweifeln, fuhr die Conferenz fort, daß Genua nicht wünſche, den Kaiſer als Garanten der Zuſagen auftreten zu ſehen, zu welchen es ſich Corſica gegenüber zu verpflichten habe. Gewiß werde es behaupten, daß man dadurch ſeinen Souveränitätsrechten über die Inſel zu nahe trete. Man dürfe ſich jedoch hieran nicht kehren, denn es ſei durchaus nicht das erſte Mal, daß fremde Mächte die Gewährleiſtung eines Vertrages zwiſchen einer Regierung und ihren Unterthanen übernommen hätten [61]).

Das Gutachten der Conferenz wurde vom Kaiſer vollſtändig genehmigt [62]). Graf Daun und Prinz Ludwig von Württemberg erhielten Befehl, hienach ihre Haltung ſowohl Genua als den Corſen gegenüber einzurichten. Um die Mitte des Monats April 1732 ſtieg Prinz Ludwig mit ſeinem Corps zu Calvi an's Land. Noch bevor er zu Feindſeligkeiten ſchritt, erließ er — am 17. April 1732 — ein Manifeſt an die Corſen. Er verkündigte ihnen die Bereitwilligkeit der Republik, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und zu dieſem Ende ihre Bitten zu hören und ihre Beſchwerdeſchriften anzunehmen. Der Kaiſer ſei geneigt, nicht nur die Beobachtung der allgemeinen Amneſtie, zu welcher Genua ſich herbeilaſſen wolle, ſondern auch die Erfüllung aller ſonſtigen Zugeſtändniſſe zu verbürgen. Die Corſen ſollten daher binnen fünf Tagen Deputirte zu dem Prinzen ſenden, ihre Unterwerfung zu erklären und ihre Begehren vorzutragen, um, nachdem ſie die Waffen niedergelegt und Geiſeln geſtellt haben würden, an die völlige Pacification der Inſel ſchreiten zu können. Würden die Corſen hierauf nicht eingehen, ſo ſei der Prinz entſchloſſen, die Feindſeligkeiten unverzüglich zu eröffnen und diejenigen mit aller Strenge zu züchtigen, welche die unverkennbaren Gnadenbeweiſe des Kaiſers nicht zu würdigen wüßten.

Ein Lieutenant vom Infanterie-Regimente Maximilian Starhemberg, Namens Brambilla, überbrachte Abſchriften des Manifeſtes nach den Lagern der Inſurgenten zu Calenzana, Alziprato, Lumio und Montemaggiore. Ueberall wurde das Volk zuſammengerufen, das Manifeſt verleſen und in Berathung gezogen. Aber in Montemaggiore erklärten die Corſen ſogleich, ſie würden niemals ihre Waffen niederlegen und ſie ſchätzten es ſich zur Ehre, ſich von den Soldaten des Kaiſers unter den Ruinen ihrer Häuſer begraben zu laſſen [63]).

Dieſe Stimmung ſcheint auch auf den anderen Punkten, auf welchen die Inſurgenten ſich Anfangs willfähriger gezeigt hatten, die Oberhand erhalten zu haben. Denn obgleich ſie den Prinzen um Päſſe für ihre Abgeordneten erſuchen ließen, ſo erſchien doch keiner derſelben zu dem feſtgeſetzten Termine in Calvi. Seinem Worte getreu ſetzte ſich Prinz Ludwig in der Nacht des 22. April in Marſch. Oberſt Suckow führte die Vorhut und umging die Inſurgenten bei Calenzana. Prinz Ludwig ſelbſt und der Generalfeldwachtmeiſter Prinz Albert von Brandenburg-Culmbach rückten von den beiden anderen Seiten auf ſie los. Als ſie ſich umrungen ſahen, entſchloſſen ſie ſich um Gnade zu bitten und ihre Waffen auszuliefern.

Zu Alziprato, Lumio, Moncalvo und Montemaggiore geſchah das Gleiche. Ueberall, wohin Prinz Ludwig vordrang, kamen die Corſen ihm entgegen, riefen ſeine Gnade an und überlieferten ihre Waffen [64]).

Minder glücklich als Prinz Ludwig war General Schmettau, welcher ſich zu San Fiorenzo feſtgeſetzt hatte und von da tiefer in das Land eindringen ſollte. Ueberall ſtieß er auf bewaffneten Widerſtand und tapfere Gegenwehr. Dennoch bemächtigte er ſich mehrerer Poſten, und ſo wirkſam erwieſen ſich die Bewegungen, welche jetzt die verſchiedenen Truppenabtheilungen nach einem früher verabredeten Plane vornahmen, daß die Corſen, überall in die Enge getrieben und nirgends mehr einen Ausweg ſehend, nun froh waren, die noch einmal dargebotene Hand ergreifen und ſich zu Corte, wohin der Prinz ſie beſchied, zum Abſchluſſe des Friedens einfinden zu dürfen.

Schon am 12. Mai 1732 kam derſelbe zu Stande. Eine allgemeine Amneſtie, Verzicht auf jede Entſchädigung der Kriegskoſten und Nachlaß aller Steuerrückſtände waren die weſentlichſten Bedingungen des Friedens. Auf den meiſten Punkten der Inſel wurden die Waffen niedergelegt, und die Ruhe kehrte nach und nach in die aufgeregten Gemüther zurück.

Nicht nach ſeinem eigenen Willen, ſondern nur nach Eugens Verhaltungsbefehlen hatte Prinz Ludwig gehandelt, wenn er ſich gütig gegen die Corſen erwies. Denn er ſelbſt war von den Genueſen völlig gewonnen worden. In ſeinen Berichten an Eugen ſchilderte er die Corſen in den düſterſten Farben. Man dürfe keinen Augenblick daran zweifeln, ſchreibt er dem Prinzen, daß Genua ſeine Verſprechungen pünktlich erfüllen werde. Von den Corſen aber könne man nicht auf gleiches rechnen, denn ihre

Bosheit ſei wirklich unerhört [65]). Niemals werde die Inſel ruhig bleiben, wenn man ſie nicht mit unnachſichtlicher Strenge behandle. Insbeſondere ſei es dringend nothwendig, fünf oder ſechs der Anführer, hauptſächlich aber Ceccaldi, Giafferi und ihren Kanzler Raſaelli von derſelben zu entfernen.

Dieſe Anſicht, die von den Genueſen eifrig genährt wurde, ſcheint den Prinzen Ludwig zu einem Schritte verleitet zu haben, welcher dem eben zu Stande gekommenen Frieden geradezu widerſprach. Am Tage nach dem Abſchluſſe desſelben ließ er vier von den Häuptern der Corſen, Ceccaldi, Giafferi, Aitelli und Raſaelli, den Bruder des Kanzlers verhaften. Der Kanzler ſelbſt, auf den es hauptſächlich gemünzt war, entfloh in die Berge. Die Gefangenen wurden wohl verwahrt nach Genua geſchleppt und dort mit Strenge bewacht.

Es begreift ſich leicht, daß dieſe Maßregel von Seite des Kaiſerhofes nicht gebilligt werden konnte. Schon während der ganzen Verhandlung mit den Inſurgenten war die Verſchiedenheit in der Art und Weiſe, wie man zu Wien, mit derjenigen, wie Ludwig von Württemberg die Sache anſah, immer deutlicher hervorgetreten. Wie dieſer auf die Strenge und die Gewalt der Waffen, ſo hatte der Kaiſerhof, und in ſeinem Namen Prinz Eugen ſtets auf die Güte und Milde den Nachdruck gelegt. Gewiß ſei es, ſchrieb Eugen dem Prinzen Ludwig, daß Genua niemals auf den Gehorſam der Corſen werde zählen können, wenn es dieſelben nur mit Gewalt unterworfen habe. Bei der erſten Gelegenheit würden ſie die Waffen wieder ergreifen, ſobald ſie den Kaiſer in einen Krieg verwickelt und außer Stande ſähen, der Republik Hülfe zu ſenden. Würde hingegen Corſica durch Milde zu ſeiner Pflicht zurückgeführt und Genua beſtändig auf dieſem Wege beharren, ſo werde es nach und nach die Gemüther gewinnen und die Unzufriedenheit bannen, welche der Republik ſo große Verlegenheiten bereitet habe [66]).

Dem Feldmarſchall Grafen Daun gebührt das Verdienſt, den Kaiſerhof darauf aufmerkſam gemacht zu haben, daß durch die Verhaftung der Corſenführer die erſte Beſtimmung des allgemeinen Friedens, durch welche Genua eine ausnahmsloſe Amneſtie ertheilt hatte, willkürlich verletzt worden war [67]). Obgleich Prinz Ludwig von Württemberg Alles that, dieſe Verfügung zu rechtfertigen, obgleich der Geſandte

Genua's, Marquis Pallavicini, Himmel und Erde in Bewegung ſetzte, um den Kaiſerhof zu vermögen, der Republik nicht nur in Bezug auf die gefangenen Häupter der Inſurrection, ſondern auch noch zu anderen Maßregeln wider Corſica freie Hand zu laſſen [68]), ſo vermochten doch Beide ihre Abſicht nicht zu erreichen. Zu Karlsbad, wohin Eugen und die übrigen Mitglieder der Conferenz dem Kaiſer gefolgt waren, und dann zu Prag wurde dieſe Angelegenheit neuerdings in Berathung gezogen.

Nach reiflicher Erwägung aller Umſtände, welche hiebei in Betracht kamen, einigte man ſich in der Anſicht, daß Alle, die an der Sache betheiligt ſeien, mehr oder minder Tadel verdienten. Statt daß Genua, wie es ſein unläugbares Intereſſe erheiſche, auf dem Wege der Güte die Herzen der Corſen zu gewinnen ſuche, trachte es nur darnach, dieſelben neuerdings zu unterdrücken und mit Härte zu behandeln. Prinz Ludwig habe ſich offenbar allzuſehr durch die Einflüſterungen der Machthaber zu Genua einnehmen laſſen. Andererſeits aber ſei nicht zu verkennen, daß Daun eine Art von Gehäſſigkeit gegen die Republik zur Schau trage, welche ebenfalls nur ſchädliche Folgen nach ſich ziehen könne. Es ſei alſo nothwendig, einen Mittelweg einzuſchlagen, auf welchem dasjenige, was nach jeder Seite hin als recht und billig erſcheine, ſich als erreichbar darſtelle.

Sowohl was Corſica im Allgemeinen, als was die gefangenen Häupter der Inſurgenten betreffe, müſſe das treulich gehalten werden, wofür der Kaiſer ſein geheiliges Wort verpfändet habe. Es laſſe ſich dieß ganz wohl mit den Maßregeln vereinigen, welche unerläßlich ſeien, um den Wiederausbruch der Feindſeligkeiten zu verhindern. Und als eine ſolche Nothwendigkeit erſcheine es allerdings, die Rückkehr Ceccaldi's und ſeiner Genoſſen nach Corſica zu hintertreiben. Denn es ſei nur allzugewiß, daß ſie nichts geringeres im Sinne geführt hätten, als die Inſel unter ſpaniſche Botmäßigkeit zu bringen. Wahrſcheinlicher Weiſe trügen ſie ſich auch für die Zukunft noch mit ähnlichen Planen, welche mit dem Intereſſe des Kaiſers nicht vereinbar wären.

Um beide Zwecke zu erreichen und die Führer der Inſurgenten unſchädlich zu machen, ihnen aber zugleich die verſprochene Amneſtie in möglichſt ausgedehntem Maße zu Theil werden zu laſſen, drang der Kaiſerhof darauf, daß Genua ſie freigebe, wogegen ſie ſich anheiſchig machen ſollten, außer Corſica, ja außerhalb Italien zu leben. Nach

ihren neuen Aufenthaltsorten, als welche man die inneröſterreichiſchen Provinzen in Vorſchlag brachte, hätten ſie ſowohl ihre Einkünfte aus Corſica als diejenigen Beträge zu beziehen, welche Genua zur Beſtreitung ihres Unterhaltes widmen ſolle[69]).

In dieſem Sinne ſprach ſich denn auch die kaiſerliche Regierung und zwar mit größter Entſchiedenheit gegen Genua aus. So entzückt waren die Corſen über die Haltung, welche der Wiener Hof und ihr mächtiger Fürſprecher an demſelben, der Prinz Eugen, in ihrer Sache wider Genua annahmen, daß ſie durch ihren Bevollmächtigten zu Venedig, Giovanni Tommaſo Boerio, dem Kaiſer, und wenn er hierauf nicht eingehen wolle, dem Prinzen die ſouveräne Herrſchaft über ihre Inſel antrugen[70]).

Weder dem Einen noch dem Anderen derjenigen, welche die Corſen mit ihrer Krone zu ſchmücken beabſichtigten, fiel es im Ernſte bei, die Hand nach derſelben auszuſtrecken. Aber die Sache Corſica's wurde darum doch vom Kaiſerhofe nicht verlaſſen. Ja er ging zuletzt von dem urſprünglichen Gedanken ab, den gefangenen Corſen den Aufenthalt in Italien zu verbieten. Nur die Inſel ſelbſt ſollten ſie nicht wieder betreten dürfen. Die Ausflüchte, welche Genua gebrauchte, um die Gefangenen noch länger feſtzuhalten, blieben fruchtlos. Ceccaldi, Giafferi, Aitelli und Rafaelli mußten in Freiheit geſetzt werden. Der Erſtere ging nach Spanien, wo er Dienſte nahm und dadurch gewiſſermaßen die Befürchtungen beſtätigte, welche man von ſeinem Einverſtändniſſe mit dem Madrider Hofe gehegt hatte. Die Uebrigen wählten Rom und Livorno zu ihrem Aufenthalte.

Schon kurze Zeit nachdem der Unterwerfungsvertrag mit den Corſen zu Stande gekommen war, hatten die kaiſerlichen Truppen begonnen, ſich abtheilungsweiſe nach Italien einzuſchiffen. Auch dieſe Rückkehr der deutſchen Bataillone bildete den Gegenſtand endloſer Verhandlungen zwiſchen der Republik und dem Wiener Hofe. Genua that Alles um dieſelbe zu verzögern. Denn nachdem es abſichtlich verſäumt hatte, durch rechtzeitige Milde die Gemüther der Corſen zu verſöhnen, zitterte es vor einem Wiederausbruche des Aufſtandes, wenn keine kaiſerlichen Truppen mehr auf der Inſel anweſend wären. Zu Wien aber fühlte man die Nothwendigkeit, die wenigen noch auf Corſica zurückgebliebenen Bataillone aus der gefährlichen Lage zu befreien, in der ſie ſich befanden. Insbeſondere war es Eugen, der dieß lebhaft wünſchte und in jedem ſeiner Schreiben an den Feldmarſchall

Grafen Daun auf beſchleunigte Rückkehr der Truppen aus Corſica drang. Denn das Verhältniß des Kaiſers zu Frankreich und Spanien verſchlimmerte ſich zuſehends, und der Ausbruch des Krieges ſtand ſchon für die nächſte Zukunft zu befürchten.

Im Juni 1733, nachdem die Zugeſtändniſſe Genua's an die Corſen ſammt der Gewährleiſtung des Kaiſers feierlich verkündigt worden waren, verließ Oberſt Wachtendonk, der Erſte unter den Feldhauptleuten des Kaiſers, welcher Corſica betreten hatte, auch der Letzte die Inſel. Allgemeine Ruhe herrſchte auf Corſica, und es hatte einen Augenblick den Anſchein, als ob dieſelbe von Dauer ſein würde. Nur wenige Monate vergingen und von neuem entbrannte der Kampf, um noch länger und heftiger zu wüthen als vorher, bis ihn wie früher die öſterreichiſche, ſo ſpäter die franzöſiſche Intervention zum Abſchluſſe brachte.

Dreizehntes Capitel.

Durch die Verträge, welche im Laufe des Jahres 1731 der Kaiserhof mit den Regierungen von England und Spanien abgeschlossen hatte, durch die Gewinnung verschiedener deutscher Fürsten, unter denen Clemens August von Köln in erster Linie stand, durch die Fortdauer des guten Einvernehmens mit Preußen und Rußland schienen die Gefahren beschwichtigt, welche noch vor kurzer Zeit das Haus Oesterreich schwer bedrohten. Von neuem durfte der Kaiser hoffen, in friedlicher Weise seine Erbfolgeordnung in's Leben rufen und befestigen zu können. Und da war es denn vor Allem das Freundschaftsverhältniß zu Preußen, in welchem er zur Erreichung seiner Lieblingswünsche die kräftigste Stütze finden zu sollen schien.

Es kann nicht anders gesagt werden, als daß König Friedrich Wilhelm bei jeder Gelegenheit, die sich darbot, Beweise einer Anhänglichkeit an den Kaiser gab, welche alle Zeichen der Unwandelbarkeit an sich trug. Als August II. von Sachsen und Polen ihm zu Ende des Jahres 1730 einen Plan [1]) vorlegte zur Errichtung eines Fürstenbundes, um mit Ausschluß des Kaisers Deutschlands Rechte und Freiheiten gegen jeden Angriff zu vertheidigen, da war des Königs Antwort so entschieden und klar, daß sie nach Grumbkows Ausdruck, selbst wenn Eugen sie verfaßt hätte, nicht mehr im Interesse des Kaiserhofes hätte sein können. Schon in der Schule habe er gelernt, erklärte der König, daß nichts bestehen könne, ohne daß ein Haupt sei. Wer solle aber dasselbe vorstellen, wenn man den Kaiser beseitige? Etwa Sachsen oder Baiern? Da wolle er sich lieber sein Land verbrennen lassen. Oder Hannover? Eher lasse er sich Glied um Glied abhauen, als daß er ein englisches Oberhaupt anerkenne. Gern wolle er des Königs von Polen persönlicher Freund bleiben; von Kaiser und Reich aber werde nur der Tod ihn loslösen. Wenn König August andere Wege zu gehen beabsichtige, werde er ihm zwar immer von Herzen gut sein, auf seine Armee und sein Land aber wacker losschlagen [2]).

Auch dadurch hatte der König einen Beweis ſeines treuen Feſthaltens am Kaiſerhoſe geliefert, daß er deſſen Vorſchlag, den Kronprinzen Friedrich von Preußen mit einer Nichte der Kaiſerin Eliſabeth, der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern zu vermählen, mit Zuvorkommenheit aufnahm und die Verſicherung abgab, dieſe Heirath werde ihm ein hochwillkommene ſein.

In der That bildete die Vergebung der Hand des Prinzen Friedrich damals eine der politiſchen Angelegenheiten, denen man die höchſte Wichtigkeit beimaß. Der lebhafte Antheil, welchen die Mächte Europa's an derſelben nahmen, zeigte deutlich, welch bedeutenden Werth man auf die Freundſchaft Preußens legte. Denn um dieſe war es ihnen ja eigentlich zu thun, und den künftigen König durch den Einfluß ſeiner Gemahlin zu gewinnen, bildete das Ziel ſo eifriger Bemühungen.

Hauptſächlich um die Rückkehr Preußens zum Bunde mit England, ſo lange dieſes den Reigen der Feinde des Hauſes Oeſterreich führte, zu hintertreiben, hatte man zu Wien den Plan einer Vermählung des Kronprinzen mit Eliſabeth von Braunſchweig ausgeſonnen und bei dem Könige bevorwortet. Friedrich Wilhelms wachſende Feindſchaft gegen England überhob den Kaiſerhof bald der Sorge, daß er ſeinen Thronerben einer Prinzeſſin aus dem engliſchen Königshauſe vermählen werde. Aber ein anderer Plan tauchte auf, welchen der König, ſo lebhaft er ſich auch für die Verbindung ſeines Sohnes mit der Prinzeſſin von Braunſchweig ausgeſprochen hatte, doch nicht von der Hand wies, ſondern vielmehr zum Gegenſtande geheimnißvoller Unterhandlungen machte. Er beſtand darin, den Prinzen Friedrich mit der Prinzeſſin Eliſabeth Katharina Chriſtine von Mecklenburg, der muthmaßlichen Erbin des ruſſiſchen Thrones zu verheirathen.

Am ruſſiſchen Hofe war es der Kanzler Oſtermann, der eifrig für die Sache arbeitete. In Berlin wirkten der Miniſter Generallieutenant von Bork und der geheime Rath Thulemeier für ſie. Durch den preußiſchen Geſandten Mardefeld wurde die Verhandlung geführt. In zwei Jahren würde die Prinzeſſin, ſo nahm man an, das mannbare Alter erreichen. Dann ſolle das Beilager vollzogen, Prinz Friedrich zum Czar erklärt werden und die völlige Regierungsgewalt in Rußland erhalten [a]).

Der Graf von Seckendorff, welcher den Prinzen Eugen von dieſem Heirathsprojekte unterrichtete, bemerkte ihm zugleich, daß der Kronprinz

gegen dasſelbe große Abneigung zeige. Schon aus dieſem Grunde, und um ihn recht empfindlich zu verletzen, werde die Sache, fügte Seckendorff hinzu, von dem Könige nicht ohne Wohlgefallen betrachtet. Möglich ſei es auch, daß die lebhafte Vorliebe Friedrich Wilhelms für ſeinen zweiten Sohn hieran gleichfalls Schuld trage. Denn es könne leicht ſein, daß wenn ſich ihm die Ausſicht eröffne, den ihm verhaßten älteren Sohn nach Rußland zu entfernen, er trachten werde die Thronfolge in Preußen deſſen Bruder zuzuwenden [4]).

Auch einem minder ſcharfblickenden Auge als dasjenige Eugens war, hätte die Gefahr nicht entgehen können, welche die Verwirklichung eines ſolchen Planes dem Hauſe Oeſterreich bereiten mußte. Sachſen und Hannover könnten als die beſten Beweiſe dafür gelten, ſchrieb der Prinz an Seckendorff, wie gefährlich es für Kaiſer und Reich ſei, wenn deutſche Fürſten fremde Kronen erhielten. Noch bedenklicher erſcheine ſolches bei einem ohnehin ſo groß gewordenen Hauſe wie Brandenburg. Wenn ihm auch noch Rußland zufiele, ſo wäre es allzumächtig, und es würde noch überdieß mit der Zeit den ruſſiſchen Kriegsheeren den Weg nach Deutſchland öffnen. Aber auch alle übrigen, insbeſondere die nordiſchen Mächte könnten dieſes Wachsthum des Hauſes Brandenburg nicht ruhig mit anſehen. Ueber kurz oder lang müßte darüber ein Krieg ausbrechen und dadurch die Ruhe Europa's neuerdings gefährdet werden. Hiezu komme noch die perſönliche Geſinnung des Kronprinzen, von dem ſich nicht viel anderes erwarten laſſe, als daß er ſeinen etwaigen Einfluß in Rußland gegen das Intereſſe des Kaiſers brauchen und dadurch das Bündniß zwiſchen den beiden Staaten ſchwächen, vielleicht gänzlich auflöſen werde [5]).

Dem Prinzen Eugen war es wohlbekannt, mit welcher Eiferſucht der König von Preußen jeden fremden Einfluß auf die Angelegenheiten ſeiner Familie abzuwehren pflegte. Er wußte, daß offene Gegenvorſtellungen nur ſchaden würden. Seckendorff erhielt daher den Auftrag, in der Sache mit größter Behutſamkeit vorzugehen. Durch Grumbkow möge er den König auf die Gründe aufmerkſam machen, welche ſelbſt vom preußiſchen Standpunkte wider dieſen Plan in die Wagſchale fielen. Die Mehrzahl der europäiſchen Mächte, ja eine ſtarke Partei in Rußland ſelbſt würde ſich dagegen erklären und deſſen Ausführung zu hintertreiben ſuchen. Und auch für Preußen könne Gefahr daraus entſtehen, wenn Prinz Friedrich, deſſen

blinde Vorliebe für England und Frankreich der König kenne, etwa noch bei Lebzeiten seines Vaters auf den russischen Thron gelange. Nach dessen Tode aber würde er, wenn er auch auf die Nachfolge in Preußen verzichtet hätte, jedenfalls sein Erbrecht gegen seine Brüder geltend zu machen suchen. Blutige Kriege müßten daraus entstehen, welche für Niemand von verderblicheren Folgen sein würden als für Preußen selbst und dessen königliches Haus [6]).

Auch bei diesem Anlasse erneuerte Eugen seine Aufträge an Seckendorff, darauf hinzuwirken, daß sich das Verhältniß des Königs zu seinem Sohne Friedrich besser gestalte und dadurch der Plan, den Letzteren aus Preußen zu entfernen, zu nichte gemacht werde. Es sei vielmehr doppelt wünschenswerth, so meinte Eugen, daß Friedrich sich bald mit der Prinzessin von Bevern vermähle, wodurch er nicht nur den von seinem Vater ausgesprochenen Willen erfülle, sondern sich auch einige Aussicht biete, ihn mehr und mehr auf die Seite des Kaises zu ziehen.

Es war um dieselbe Zeit, daß Prinz Friedrich selbst mit einem Heirathsplane hervortrat, mit dem es ihm wohl nicht Ernst war, sondern der nur darauf berechnet schien, des Königs Gunst zu gewinnen und gleichzeitig die wahren Absichten zu ergründen, welche derselbe für ihn hegte. In einer schriftlichen Erklärung, an den Generallieutenant von Grumbkow gerichtet, behauptete er bereit zu sein, wenn der König es wünsche, durch eine Heirath mit der Erzherzogin Maria Theresia in eine Familienverbindung mit dem Hause Oesterreich zu treten. Würde England durch die Vermählung des Prinzen von Wales mit der ältesten Tochter des Königs von Preußen gewonnen, so erscheine durch den Bund der drei Reiche Oesterreich, Preußen und England die pragmatische Sanction in einer Weise sichergestellt, daß man sich um den Widerspruch Frankreichs und der übrigen Mächte nicht zu kümmern brauche.

Da jedoch vorherzusehen sei, fuhr der Prinz fort, daß eine Verbindung der österreichischen und der preußischen Erbländer unter einem einzigen Regenten dem europäischen Gleichgewichte gefährlich werden und die Eifersucht, ja das offene Widerstreben der fremden Staaten hervorrufen würde, so wolle er, wenn die Sache zu Stande gebracht und ihm für die Lebenszeit des Kaisers ein entsprechender Unterhalt angewiesen werden sollte, auf die Thronfolge in Preußen zu Gunsten seines Bruders verzichten [7]).

Eugen war mit Seckendorff vollkommen einverſtanden, daß der Kronprinz mit ſeinem Vorſchlage nichts anderes bezwecke, als der öſterreichiſchen Partei zu Berlin einen Fallſtrick zu legen. „So ſehr nun auch“, fuhr Eugen fort, „hieraus des Prinzen Falſchheit abzunehmen iſt, ſo ſehr „erhellt doch aus dieſem Projekte, was für weit ausſehende Ideen dieſer „junge Herr habe. Wiewohl ſelbe noch flüchtig und nicht ganz überdacht „ſind, muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen. „Um ſo gefährlicher dürfte er aber auch mit der Zeit ſeinen Nachbarn „werden, wenn er von ſeinen gegenwärtigen Grundſätzen nicht abgebracht „wird. Dieß iſt jedoch ohne das Zuſtandekommen der Heirath mit der „Prinzeſſin von Bevern nicht zu hoffen, ſondern vielmehr zu fürchten, daß „je härter der König mit ihm umgeht, er deſto mehr auf ſeinen Gedanken „beharren und Alles, was jetzt der Vater thut, ſeiner Zeit umändern „wird [8])“.

Man ſieht, daß auf dieſe beiden Punkte, des Kronprinzen Verſöhnung mit dem Könige und ſeine Verheirathung mit Eliſabeth von Braunſchweig Eugens Wünſche ſtets wieder hinausliefen. Die Erfüllung des erſteren ließ nicht lange mehr auf ſich warten. Am 15. Auguſt 1731 ging die Ausſöhnung mit dem Könige zu Küſtrin vor ſich, wo der Kronprinz noch immer in einer Art von Verbannung lebte. Seckendorff beſuchte hierauf den Prinzen und Friedrich bat ihn in ſeinem Namen an Eugen zu ſchreiben, daß er wohl wiſſe, er habe deſſen Freundſchaft und ſein Vorwort, welches zu ſo oft wiederholten Malen für ihn bei dem Könige eingelegt worden ſei, in keiner Weiſe verdient. Er verſichere aber, daß er dasjenige, was Eugen für ihn gethan habe, in Ewigkeit nicht vergeſſen werde. Er bitte den Prinzen, die üble Meinung zu ändern, welche er ſeines bisherigen Betragens halber, und vielleicht nicht ohne Grund wider ihn gefaßt haben möge. In Zukunft wolle er in den Augen des Kaiſers und des geſammten deutſchen Vaterlandes darthun, daß ein junger deutſcher Fürſt zwar irren könne, daß er aber doch mit der Zeit einſehen lerne, ohne die Freundſchaft des Kaiſers ſei eben ſo wenig als in der Verbindung mit ausländiſchen Mächten Ruhe und Sicherheit zu hoffen [9]).

Auch mit der zweiten Angelegenheit, welche Eugen am Herzen lag, der Vermählung Friedrichs mit der Prinzeſſin von Bevern ſchien es ganz

nach Eugens Wünſchen gehen zu ſollen. Der Kronprinz war durch ſeine jüngſten furchtbaren Erlebniſſe völlig von dem Gedanken zurückgebracht, ſeine Verheirathung mit einer engliſchen Prinzeſſin durchzuſetzen. Ja er erklärte ſogar, von einem ſolchen Plane nichts mehr wiſſen zu wollen [10]) und vollkommen bereit zu ſein, in Bezug auf ſeine Vermählung den Anordnungen ſeines Vaters unbedingt Folge zu leiſten. Und daß der König in ſeinem Innern doch eigentlich der Prinzeſſin Eliſabeth vor allen übrigen Fürſtentöchtern, welche man in Vorſchlag gebracht hatte, den Vorzug gab, war dem Kronprinzen nicht unbekannt geblieben. Außerdem mag er beſorgt haben, es könnte denjenigen, welche für die Prinzeſſin von Mecklenburg ſtimmten, noch gelingen, den König zu ernſtlichen Schritten nach dieſer Richtung hin zu vermögen. Solche Plane ſcheitern zu machen, war ſein eifrigſtes Beſtreben. Er begann nun mit Vorliebe von ſeiner Heirath mit Eliſabeth zu ſprechen [11]), und ſelbſt Schilderungen, welche unvortheilhaft für ſie lauteten, ſchienen ihn nicht umſtimmen zu können. Freilich hätte er die Anſchauung, welche er in vertrauten Kreiſen über dieſes ganze Verhältniß kundgab, vor einem ſo ſtrengen Sittenrichter wie ſein Vater es war, nicht laut werden laſſen dürfen [12]).

Eben ſo ſehr würde es des Königs Unwillen erregt haben, wenn ihm hinterbracht worden wäre, daß der Kronprinz nur kurze Zeit nachdem er ſich zu der Verbindung mit der Prinzeſſin von Braunſchweig bereit erklärt, ja ſogar die Miene angenommen hatte, als ob er dieſe Ehe lebhaft wünſche, ſich plötzlich wieder energiſch gegen dieſelbe verwahrte und ſelbſt davon ſprach, ſich das Leben nehmen zu wollen, um nur dieſer Heirath zu entgehen. Nachdrückliche Vorſtellungen Grumbkows brachten ihn zwar dahin, dieſen Gedanken fahren zu laſſen, mit dem es ihm wohl niemals Ernſt geweſen und der nur als eine Art Drohung vorgebracht worden ſein mag. Aber dennoch beſorgte Eugen, daß Prinz Friedrich ſich neuerdings, hauptſächlich durch ſeine Mutter verleiten laſſen könnte zu einer Auflehnung wider den Willen des Königs, welcher nun mit Hintanſetzung aller übrigen Plane dieſes Heirathsprojekt nachdrücklich betrieb. Auch von Seite des Vaters der Prinzeſſin, des Prinzen Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern geſchah ſolches mit gleicher, wo möglich noch größerer Haſt. In ſo übertriebenem Maße war dieß der Fall, daß Eugens feines Gefühl dadurch verletzt wurde und er beſorgte, auch auf das Gemüth des Kron-

prinzen könnte dadurch ein übler Eindruck hervorgebracht werden und deſſen Widerſtreben gegen dieſe Heirath neue Nahrung erhalten. So ſehr Eugen die Sache ſelbſt wünſchte, ſo entſchieden erklärte er ſich doch gegen die Ueberſtürzung derſelben. Denn er befürchtete, daß ſie gerade an allzu eifriger Betreibung ſcheitern könnte.

Eugen beauftragte daher den Grafen Seckendorff, dahin zu wirken, daß dieſe Dinge in Berlin mit größerer Ruhe behandelt werden möchten. In ſolcher Weiſe würde man leichter als durch die jetzige Raſtloſigkeit an das Ziel gelangen. Insbeſondere mißbilligte es Eugen, daß der Prinz von Bevern ſeine Tochter im Februar 1732 nach Berlin führte, um die Verlobung vor ſich gehen zu machen. Seckendorff ſolle, ſo ſchrieb ihm Eugen, ohne jedoch die Sache ſelbſt zu gefährden, darauf hinwirken, daß das Eheverlöbniß noch für einige Zeit verſchoben werde [13]).

Die Beſorgniß, der Kronprinz könnte ſich zu einem unüberlegten Schritte hinreißen laſſen und dadurch nicht nur ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Eliſabeth vereiteln, ſondern auch die frühere Feindſchaft mit dem Könige neuerdings wachrufen, bewog Eugen zu dieſem Auftrage an Seckendorff. Außerdem trieb ihn jedoch auch die Befürchtung dazu, der Kronprinz werde die Reiſe der Prinzeſſin nach Berlin dem Kaiſerhofe zuſchreiben und dadurch deſſen alte Abneigung wider denſelben neue Nahrung erhalten. Endlich war es die Rückſicht auf den Hof von S. James, welche Eugen in ſolcher Weiſe handeln ließ. Denn er wußte, daß man die Vermählung der engliſchen Kronprinzeſſin mit Friedrich dort noch lebhaft wünſchte, und er beſorgte mit Recht, auch die britiſche Regierung werde den Wiener Hof als die Urſache der bevorſtehenden Verlobung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzeſſin von Braunſchweig anſehen. Dadurch könnte aber das neugeſchloſſene Bündniß des Kaiſers mit England weſentlich beeinträchtigt werden [14]).

Der Kurier, welcher dem Grafen Seckendorff Eugens Befehle überbrachte, traf jedoch allzuſpät in Berlin ein, als daß noch an eine Vollziehung derſelben zu denken geweſen wäre. Auch fügte ſich der Kronprinz, der überhaupt in der ganzen Sache eine auffallend ſchwankende Haltung zeigte, mit anſcheinender Ruhe in das was ſein Vater von ihm verlangte. An der ihm beſtimmten Braut, welche zuvor das Stichblatt ſeiner bitterſten Sarcasmen geweſen war, fand er nun faſt nichts auszuſetzen als ihre

geſchmackloſe Kleidung, deren Abänderung er als eine ſehr wünſchenswerthe Sache bezeichnete [15]).

Schon am 28. Februar 1732 wurde die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit Eliſabeth von Braunſchweig im Kreiſe der königlichen Familie vollzogen. Am 10. März folgte die feierliche Verlobung. Nichts fiel dabei vor, was irgendwie Anſtoß gegeben hätte. Eugen erfüllte es mit Genugthuung, daß wenigſtens die Befürchtung eines Widerſpruches von Seite des Kronprinzen hinwegfiel, und er gab die Hoffnung nicht auf, denſelben durch dieſe Heirath mehr und mehr auf die Seite des Kaiſerhofes zu ziehen. Und um auch ſonſt kein Mittel zu verſäumen, den Kronprinzen zu gewinnen, warf ihm Karl VI. ein förmliches Jahrgeld von zweitauſend fünfhundert Dukaten aus. Bald wurde dasſelbe um fünfhundert Dukaten vermehrt und nicht ſelten auch noch ein außerordentlicher Zuſchuß gewährt [16]). Ja auf einen kläglichen Brief des Kronprinzen [17]) ward auch noch deſſen älteſter Schweſter, der Erbprinzeſſin von Baireuth, eine Penſion von tauſend Dukaten zu Theil. Mit Freuden nahm Friedrich das Geld, welches ein fremder Hof ihm verabfolgen ließ, und er bezahlte dieſe Gabe einſtweilen mit oft wiederholten Verſicherungen lebhaften Dankes und unverbrüchlicher Anhänglichkeit.

Erneuerten Anlaß hiezu bot dem Kronprinzen die Vergünſtigung, welche ihm der Kaiſerhof dadurch gewährte, daß er ihm von Zeit zu Zeit großgewachſene Leute zukommen ließ, um in ſein Regiment eingereiht zu werden [18]). Denn bei der Leidenſchaft des Königs für „lange Kerle", wie er ſie nannte, gab es kein beſſeres Mittel, ſeine Gnade zu gewinnen, als ihm deren möglichſt viele bei der Parade vorzuführen. Auch dem Könige ſelbſt wurde zu oft wiederholten Malen gleiche Aufmerkſamkeit erwieſen. Nur hielt man zu Wien mit Strenge darauf, daß keinerlei Gewaltthätigkeiten bei ſolchen Werbungen vorkommen und nur diejenigen dem preußiſchen Militärdienſte eingereiht werden durften, welche ſich freiwillig dazu anboten.

Ueberhaupt war es des Kaiſers eifrigſtes Beſtreben, das Bündniß mit dem Könige von Preußen aufrecht zu erhalten und es mehr und mehr zu befeſtigen. Man fühlte wahrhafte Dankbarkeit für dasjenige, was der König zum Beſten des Hauſes Oeſterreich gethan hatte und war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er es eben ſo aufrichtig meine,

als man mit ihm redlich zu Werke zu gehen entſchloſſen war. Daß dieß wirklich der Fall, und der Kaiſerhof von der ſo oft ihm zugeſchriebenen Abſicht, den König von Preußen durch leere Vorſpiegelungen hinzuhalten, ja um es mit einem Worte zu ſagen, ſein Spiel mit ihm zu treiben, weit entfernt war, beweiſen die unverfänglichſten Zeugniſſe. Die Conferenzprotokolle, Eugens geheime Depeſchen an Seckendorff, an Philipp Kinsky laſſen hierüber keinem Zweifel Raum. Und in der Streitigkeit, welche ſich damals zwiſchen England und Preußen wegen der mecklenburgiſchen Angelegenheiten erhob, legte der Wiener Hof dieſe Geſinnungen unverhüllt an den Tag.

Schon zu Anfang des zweiten Jahrzehuts des achtzehnten Jahrhunderts hatten die ſchweren Bedrückungen, welche die Ritterſchaft Mecklenburgs und die Stadt Roſtock von Herzog Karl Leopold erdulden mußten, die Dazwiſchenkunft der oberſten Behörden des Reiches hervorgerufen. Da jedoch die Anordnungen des Kaiſers ohne Erfolg blieben, erhielten im Jahre 1719 Hannover und Braunſchweig Befehl, zur Execution zu ſchreiten. Ihre Truppen rückten in der That in Mecklenburg ein. Durch ihre Anweſenheit ließ ſich jedoch der Herzog in ſeinen Händeln mit den Ständen des Landes nicht irre machen. Und da ſein Ungehorſam gegen die Befehle des Kaiſers fortdauerte, entzog ihm dieſer die Regierung des Landes, übertrug ſie deſſen Bruder Chriſtian Ludwig und dehnte das an Hannover und Braunſchweig ertheilte Conſervatorium auch noch auf den König von Preußen als Herzog von Magdeburg und mitausſchreibenden Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes aus.

Die bekannte Feindſeligkeit zwiſchen den Königen von Preußen und England war Schuld, daß der Letztere gegen dieſe Anordnung des Kaiſers heftige Beſchwerde erhob. Eugen aber bewies ihm, wie wenig gegründet dieſelbe ſei. „Es iſt unzuläſſig", ſchrieb er an Philipp Kinsky, „die Aus„ſchließung des Königs von Preußen von der Commiſſion zu verlangen, „nachdem er den Reichsſatzungen zufolge als Direktor ſeines Kreiſes zum „Mitcommiſſär ernannt worden iſt. Denn es gebührt ihm unbeſtreitbar „derſelbe Anſpruch hierauf wie dem Könige von England. Ebenſoſehr als „man dem Letzteren in Allem, worin es nur immer möglich erſcheint, „gefällig zu ſein geſonnen iſt, eben ſo feſt iſt man entſchloſſen, ſich die „Freundſchaft eines ſo nützlichen und treuen Verbündeten zu erhalten, als

„welcher der König von Preußen in der gefährlichſten Zeit ſich be„währt hat [19])".

„Es iſt gewiß", heißt es in einem zweiten Briefe Eugens an Kinsky, „daß der Kaiſer ſich des Benehmens des Königs von Preußen nur „unendlich beloben kann. Er hat durch ſeine Feſtigkeit nicht wenig „dazu beigetragen, die Dinge in den günſtigen Zuſtand zu verſetzen, in „welchem ſie gegenwärtig ſind. Er hört nicht auf, bei jeder Gelegenheit „die überzeugendſten Beweiſe von der Aufrichtigkeit ſeiner Anhänglichkeit „an den Kaiſer und ſein Haus zu geben. So hat er mit einer Wärme, „welche nicht größer hätte ſein können, wenn es ſich um eine für ihn ſelbſt „und ſeine Nachfolger höchſt wichtige Sache gehandelt hätte, die ihm be„freundeten Reichsfürſten zur Annahme der pragmatiſchen Sanction vor„bereitet. Die Abſtimmung ſeiner Miniſter in dieſer Angelegenheit iſt der „klarſte Beweis des Eifers, den er für uns bewährt".

Lebhaft wünſche der Kaiſer, ſo endigte der Prinz ſein Schreiben, eine günſtigere Stimmung zwiſchen den beiden Höfen von England und Preußen herbeizuführen. Als der gemeinſchaftliche Freund werde er ſich dieſer Aufgabe von nun an mit regem Eifer hingeben. Um jedoch dieſen Zweck erreichbar zu machen, müſſe England vernünftiger auftreten als es bisher in der Mecklenburgiſchen Sache gethan habe. Denn die Erklärung des Königs von Preußen hierüber ſei eine ſo edelmüthige geweſen, daß man, ohne das offenbarſte Unrecht an ihm zu begehen und ohne die Satzungen des Reiches zu verletzen, ein mehreres von ihm zu verlangen nicht im Stande ſei [20]).

So feſt der Prinz davon überzeugt war, daß in dem damaligen Augenblicke kein Verbündeter des Kaiſers ihm aufrichtiger anhing als der König von Preußen, ſo ſehr fürchtete er doch den bekannten Wankelmuth Friedrich Wilhelms, und beſorgte daß diejenigen, welche jeden Schritt des Kaiſerhofes bei ihm zu verdächtigen ſuchten, plötzlich wieder die Oberhand erhalten könnten. Und in der That gaben ſich während einer längeren Abweſenheit Seckendorffs von Berlin, um die Höfe von Caſſel und Kopenhagen zur Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction und zum Abſchluſſe eines Bündniſſes mit dem Kaiſer zu vermögen, verſchiedene Anzeichen kund, als ob jene Beſtrebungen am preußiſchen Hofe von Tag zu Tag mehr Boden gewännen. Eugen beauftragte den Grafen Seckendorff,

baldigſt dorthin zurückzukehren. So nützlich es ſei, ſchrieb ihm der Prinz, die däniſche Regierung zu gewinnen, um ſo viel nothwendiger erſcheine es doch, das Freundſchaftsverhältniß mit dem Könige von Preußen aufrecht zu erhalten. Schon habe man dem Letzteren, und zwar nicht ganz ohne Erfolg den Verdacht beizubringen geſucht, der Kaiſer halte an dem Bunde mit ihm nicht mehr ſo feſt als früher, und es ſei hauptſächlich aus dieſem Grunde, daß Karl VI. auch Verbindungen mit anderen Mächten anzuknüpfen trachte. Seckendorff möge ſich bemühen dem Könige dieſen Argwohn zu benehmen. „Es wird Ihnen dieß," fügte Eugen hinzu, „hoffentlich um ſo leichter gelingen, als ich in Wahrheit „ſagen kann, daß ich nicht weiß wodurch man dem Könige zu einigem „Verdachte Anlaß gegeben hat, da vielmehr der Kaiſer feſter als jemals „entſchloſſen iſt, eine recht vollkommene Freundſchaft mit ihm beſtändig zu „unterhalten [21])".

So ſehr nun auch dem Wiener Hofe daran gelegen war, mit Friedrich Wilhelm I. in dem bisherigen befriedigenden Einvernehmen zu bleiben, ſo ſorgſam glaubte er es doch vermeiden zu ſollen, die äußeren Kundgebungen davon allzuweit zu treiben. Denn er fürchtete bei dem Könige von England anzuſtoßen, deſſen ohnehin geſpanntes Verhältniß zu ſeinem Schwager durch die Verlobung des Kronprinzen von Preußen mit Eliſabeth von Braunſchweig ein noch feindſeligeres geworden war. Der Hof von S. James hatte dieſe Verlobung mit großer Empfindlichkeit aufgenommen, und da man den Kaiſer als die Haupturſache davon anſah, ſo iſt es leicht erklärlich, daß auch Eugen beſorgte, eine Zuſammenkunft des Königs von Preußen mit Karl VI., wie ſie um jene Zeit von Friedrich Wilhelm in Antrag gebracht wurde, werde die Eiferſucht Englands aufs höchſte ſteigern, ja vielleicht ſogar deſſen noch nicht allzu feſt begründetes Bündniß mit dem Wiener Hofe neuerdings gefährden.

Hauptſächlich aus dieſem Grunde [22]) wünſchte der Prinz den Beſuch des Königs lieber vermieden zu ſehen. Wohl mag hiebei auch die Befürchtung rege geworden ſein, daß bei der ſo großen Verſchiedenheit der beiden Monarchen der gegenſeitige Eindruck, welchen ihr perſönlicher Verkehr auf ſie hervorbringen werde, ein ungünſtiger ſein könnte. Zu dem etwas ſteifen formenſtrengen Weſen des Kaiſers mochte allerdings das gerade entgegengeſetzte Benehmen des Königs von Preußen einen ſonderbaren

Digitized by Google

Contraſt bilden. Doch hieß es wieder äußerſt behutſam ſein in der Ablehnung des angebotenen Beſuches. Denn ein offenes Widerſtreben hätte von der nachtheiligſten Wirkung auf das Gemüth des Königs ſein müſſen.

Seckendorff wurde daher angewieſen, nicht perſönlich, ſondern hauptſächlich durch Grumbkow der beabſichtigten Reiſe des Königs entgegenzuwirken. Sollte derſelbe jedoch von dem einmal gefaßten Gedanken nicht abzubringen ſein, ſo müſſe man ſich eher das kleinere Uebel, bei England Anſtoß zu erregen, als das größere gefallen laſſen, Preußen zu verletzen. Beharre der König auf ſeinem Plane, ſo habe ihm Seckendorff zu erklären, daß ſein Beſuch dem Kaiſer nur erfreulich ſein werde.

Und hierauf kam es denn in der That auch hinaus. Mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeines Weſens hatte der König den Gedanken erfaßt, Karl VI. kennen zu lernen, welchen er niemals geſehen hatte [23]). Nichts in der Welt werde ihn abhalten, erklärte er dem Grafen Seckendorff, dem Kaiſer während deſſen Reiſe nach Karlsbad ſeine Aufwartung zu machen. Man möge ihm die Zeit und den Ort beſtimmen, wann und wo er ſein Vorhaben ausführen könne. Wenn man ihm dieſes nicht abſchlage, werde er ſich gern zu jeder Beſtimmung verſtehen, die man hinſichtlich der Zuſammenkunft etwa für nöthig anſehe [24]).

Bei ſolcher Beharrlichkeit des Königs von Preußen wäre es der größte politiſche Fehler geweſen, ihn England zu Liebe auf's höchſte zu beleidigen. Seckendorff gab daher, dem von Eugen erhaltenen Befehle gemäß [25]) die Erklärung ab, daß es den Kaiſer wahrhaft freuen werde, des Königs perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Und kaum konnte Friedrich Wilhelm dieſe Mittheilung erhalten haben, als er ſich auch ſchon beeilte, die Reiſe nach Böhmen anzutreten.

Am 27. Juli 1732 verließ der König Berlin und ging durch Schleſien nach Böhmen. Als er in dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe Kladrub eintraf, welches zum Orte der Zuſammenkunft beſtimmt worden war, wurde er von dem Prinzen Eugen mit Herzlichkeit empfangen. Bald darauf langten der Kaiſer und die Kaiſerin an, und die erſte Begegnung der beiden Monarchen, welche ſich lebhaft umarmten, war fürwahr eine höchſt freundſchaftliche zu nennen. Sichtlich bemühte ſich Jeder, ſich in das von ſeinem eigenen Benehmen ſo ſehr verſchiedene Weſen des Anderen zu

finden. Der Kaiſer überſah es, wenn dem Könige, was nicht ſelten geſchah, eine Verletzung des Ceremoniells begegnete, und dieſer wachte in einer Weiſe über ſich ſelbſt, daß die Perſonen ſeines Gefolges ſich nicht erholen konnten von ihrem Erſtaunen über die Veränderung, welche in dem Betragen ihres Herrn vorgegangen war.

Eben ſo zufriedenſtellend wie die erſte Zuſammenkunft war auch eine zweite, welche auf des Königs ausdrückliches Verlangen in Prag ſtattfand [26]), wo Friedrich Wilhelm in dem Palaſte des Grafen Noſtitz abſtieg, auch hier wieder von Eugen empfangen und glänzend bewirthet.

Das politiſche Ergebniß der Zuſammenkunft beſtand hauptſächlich darin, daß der König ſich bereit erklärte, ſeine Zuſtimmung zu den Vorſchlägen zu ertheilen, durch welche der Kaiſerhof einen Vergleich über die Erbfolge in Jülich und Berg herbeizuführen trachtete. Außerdem ſagte er mit Hand und Mund es zu, die furchtbaren Exceſſe, welche ſeine Werber in allen Nachbarländern begingen, ein für allemal abſtellen zu wollen. Der Kaiſerhof ertheilte ihm hiegegen die Anwartſchaft auf die Belehnung mit Oſtfriesland. Was jedoch weit ſchwerer bei Friedrich Wilhelm in die Wagſchale fiel, war daß Eugen bei dem Kaiſer den Befehl erwirkte, jedes Regiment zu Pferd und zu Fuß habe einen ausgeſucht großen Mann für den Dienſt des Königs von Preußen zu ſtellen.

Ungemein vergnügt über die Zuſammenkunft mit dem Kaiſer und entzückt über das eben ſo verbindliche als offene Entgegenkommen, das er bei Eugen gefunden hatte, kehrte Friedrich Wilhelm nach Berlin zurück [27]). Er überbot ſich in Verſicherungen treuer Anhänglichkeit und Ergebenheit. Dennoch that er bald darauf einen Schritt, von welchem er leicht vorherſehen konnte, daß er dem Wiener Hofe unangenehm ſein mußte. Er nahm den Titel eines Fürſten von Oſtfriesland an und rief dadurch die heftigſten Proteſtationen des Fürſten dieſes Landes hervor. Und auf die ernſten Gegenvorſtellungen, welche ihm von Wien aus zukamen, brauchte der König die ſonderbare Ausrede, er habe nicht gewußt, daß man dieſer Sache ſo großen Werth beilege und es bedeute dieſelbe eben nichts Anderes, als wenn jemand ſich Baron nenne und es doch nicht ſei. Wie ſehr dieß jedoch nur eine leere Ausflucht war und wie wohl der König die Wichtigkeit ſeines Entſchluſſes erkannte, zeigte er dadurch, daß er den einmal angenommenen Titel nicht wieder aufgab.

Schon der Widerſpruch, welchen des Königs eigenmächtiger Schritt von Seite des Wiener Hofes erfuhr, ſcheint ihn dermaßen verſtimmt zu haben, daß ſeine vor kurzem noch ſo warme Anhänglichkeit an den Kaiſer plötzlich erkaltete. Mehr trug noch hiezu das eifrige Beſtreben des Letzteren bei, die Gehäſſigkeit, welche zwiſchen den beiden Königen von England und Preußen immer tiefere Wurzeln geſchlagen hatte, zu beſeitigen und zu einer wahren und dauernden Verſöhnung zwiſchen ihnen den Weg zu bahnen.

Daß der Wiener Hof hiezu vor Allem durch die Rückſicht auf ſein eigenes Wohl bewogen wurde, bedarf eben ſo wenig einer beſonderen Verſicherung als einer Entſchuldigung. Er wollte mit beiden Monarchen in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtehen, und ſich die Mithülfe Beider zur Durchführung des großen Planes, der alle ſeine Beſtrebungen beherrſchte, zur Verwirklichung der pragmatiſchen Sanction in gleichem Maße ſichern. Wenn auf England, wenn auf Preußen und Rußland mit Feſtigkeit gebaut werden konnte, dann durfte man mit Gewißheit hoffen, dereinſt der Feinde, welche ſich wider die pragmatiſche Sanction erheben mochten, ohne allzu große Anſtrengung Herr zu werden.

Eine unparteiiſche Erwägung wird die Richtigkeit der Anſchauungsweiſe darthun, welche die kaiſerliche Regierung damals zu der ihrigen gemacht hatte, und die insbeſondere in Eugen und Starhemberg die lebhafteſten Vertreter fand. Dennoch ſcheint es, daß man bei Entwerfung des Planes, den man von nun an befolgte, auf die Eigenthümlichkeiten der Perſonen, welche hiebei vorzugsweiſe in Betracht kamen, allzu geringes Gewicht legte. An dieſem Umſtande ſcheiterte die Abſicht des Wiener Hofes, deren Verwirklichung für ihn ſelbſt ſo wie für diejenigen, welche ſie zunächſt anging, für England und Preußen nur von wohlthätiger Wirkung geweſen wäre. Statt das Bündniß mit beiden Mächten immer feſter zu knüpfen, lockerte ſich das mit Preußen, ohne daß die Allianz mit England die Früchte trug, welche man von derſelben erwartete.

Von dem aufrichtigen Wunſche beſeelt, beide Könige und zwar in einer Weiſe mit einander zu verſöhnen, daß ſie von der Ueberzeugung durchdrungen wären, die Beſeitigung ihres Zwieſpaltes einzig und allein dem Kaiſerhofe zu danken, rief man ſich in Wien die Urſachen in's Gedächtniß zurück, welche die gegenſeitige Gehäſſigkeit vornehmlich herbeigeführt hatten.

Als ſolche erſchienen die Werbungen der Preußen auf hannover'ſchem Gebiete und das Scheitern der beantragten Doppelheirath zwiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen aus den beiden königlichen Häuſern.

Was die Exceſſe der preußiſchen Werber betraf, ſo hatte man darauf gehofft, denſelben durch die Verſprechungen welche der König zu Prag ertheilte, wenigſtens für einige Zeit abgeholfen zu ſehen. Zwar trübten die Streitigkeiten, die damals aus dem gleichen Anlaſſe zwiſchen Preußen und Holland ausbrachen, und welche die ernſteſten Vorſtellungen Eugens an den König zur Folge hatten, dieſe Ausſichten wieder. Dennoch wußte man, daß die Exceſſe der preußiſchen Werber ſtets mehr der Vorwand als die wirkliche Urſache der Feindſeligkeit zwiſchen den Königen von Preußen und England geweſen waren. Von weit größerer Wichtigkeit ſchien die Frage der Heirathen, und da war man denn in Wien der Anſicht, daß was vorerſt den engliſchen Hof betraf, die Gereiztheit des Königs und der Königin wider Friedrich Wilhelm von Preußen hauptſächlich daher rührte, daß derſelbe es verſchmäht hatte, ſeinen älteſten Sohn mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Hannover zu vermählen. Um nichts ſei es, ſo behauptete man im Schoße der geheimen Conferenz, der Königin von England ſo ſehr zu thun, als ihre Töchter an Mann zu bringen. Sie ſehe es daher nur mit ſcheelem Auge, daß der König von Preußen eine ſeiner Prinzeſſinnen nach der anderen, und zwar an eben diejenigen deutſchen Fürſten verheirathe, auf welche ſie für ihre eigenen Töchter ihre Blicke geworfen habe.

Schon während der Zuſammenkunft mit dem Könige von Preußen zu Prag hatte der engliſche Bevollmächtigte Robinſon, jedoch wie er behauptete ohne hiezu beauftragt zu ſein, den kaiſerlichen Miniſtern dieſen Weg als denjenigen empfohlen, auf welchem ſich ſeiner Anſicht nach die Verſöhnung der beiden Könige am eheſten erreichen laſſe. Der Kronprinz von Preußen ſolle, wie es ja bereits feſtgeſetzt worden ſei, mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern, ihr älteſter Bruder, der Erbprinz Karl hingegen, welcher mit Friedrich Wilhelms dritter Tochter Philippine Charlotte verſprochen war, mit der Kronprinzeſſin von England vermählt werden [28]).

Dem kaiſerlichen Hofe dünkte dieſe Combination wirklich annehmbar zu ſein. Er glaubte durch dieſelbe die Wünſche aller dabei betheiligten Perſonen befriedigen zu können. Diejenigen des Königs und der Königin

von England, weil ſie für ihre älteſte Tochter einen Gatten erhielten, deſſen Stellung und Perſönlichkeit ihren Anſprüchen angemeſſen erſchien. Des Königs Friedrich Wilhelm, weil diejenige Heirath, welche für ihn die wichtigſte war, die ſeines Sohnes Friedrich, ganz nach ſeinem Verlangen geregelt wurde, und noch überdieß ſeiner Tochter Charlotte auf dem Throne von England ein weit glänzenderes Los harrte als eine Vermählung mit dem Erbprinzen von Braunſchweig-Bevern ihr hätte bieten können. Des Herzogs von Bevern endlich, weil es ſeinem Hauſe größeren Vortheil bringen mußte, ſeinen Sohn mit der Kronprinzeſſin von England, als ihn mit der dritten Tochter des Königs von Preußen zu vermählen, welch Letzterer noch überdieß in derlei Dingen von einer Sparſamkeit war, die kaum den allerbeſcheidenſten Anforderungen gerecht wurde.

Dieſe Betrachtungen verleiteten die kaiſerlichen Miniſter zu dem Glauben, der König von Preußen werde gegen Robinſons Vorſchlag keine weſentlichen Einwendungen erheben. Nur Eugen war nicht dieſer Anſicht. Er ſtimmte vielmehr der Meinung Seckendorffs und Grumbkows bei, welche vorherſagten, Friedrich Wilhelm werde aus tief eingewurzelter Feindſchaft gegen den König von England von dem einmal gefaßten Plane nicht abzubringen ſein [29]). Die übrigen Mitglieder der Conferenz behaupteten hingegen, Grumbkow, deſſen Einfluß auf Seckendorff von größtem Gewicht ſei, widerſtrebe aus perſönlichen Rückſichten der Ausſöhnung zwiſchen England und Preußen. Er kenne die Feindſchaft, welche die engliſche Partei zu Berlin wider ihn beſeele, und fürchte, daß durch die beantragte Heirath ihre Macht verſtärkt und dann ohne Zweifel wider ihn gebraucht werden würde [30]).

Wie dem auch ſein mochte, gewiß iſt es, daß der Vorſchlag, welchen Seckendorff dem Könige zu machen beauftragt wurde, bei demſelben Anfangs nicht die üble Aufnahme fand [31]), die Eugen beſorgt hatte. Bald aber gelang es fremder Einwirkung, unter welcher man in Wien diejenige Grumbkows vermuthete, den König von Preußen auf andere Gedanken zu bringen und gerade die entgegengeſetzte Wirkung von derjenigen hervorzurufen, welche der Wiener Hof beabſichtigt hatte. Die Heftigkeit der Aeußerungen des Königs wider England, durch welches man ſich in Wien zu einem ſolchen Schritte habe verleiten laſſen, kannte keine Grenzen mehr. Hiezu kam noch die Eiferſucht über das ſteigende Anſehen Englands

am Kaiſerhoſe. Er glaubte ſich zurückgeſetzt, ſeine Freundſchaft verachtet, und die Einflüſterungen derjenigen, welche dem Hauſe Oeſterreich mißgünſtig geſinnt waren, fanden mehr und mehr Eingang bei ihm.

Nach der entſchiedenen Zurückweiſung, welche der von England ausgegangene und vom Wiener Hofe befürwortete Vorſchlag in Berlin gefunden hatte, ſei es, erklärte Eugen, weder des Kaiſers Wille noch überhaupt anſtändig, länger in den König zu dringen und ſich in die Angelegenheiten einzumengen, die ſeine Familie beträfen. Die Abſicht aber, welche hiebei die leitende geweſen ſei, die Feindſchaft zwiſchen den beiden Königen zu mäßigen und endlich ganz zu beſeitigen, werde man darum doch nicht aufgeben. So ſchwer es auch ſein möge, zu dem erwünſchten Ziele zu gelangen, ſo wolle man doch nach wie vor unverdroſſen daran arbeiten [32]).

Der Kaiſerhof täuſchte ſich, wenn er glaubte, daß die britiſche Regierung ſo leicht vermocht werden könnte, von einem Plane abzuſtehen, deſſen Verwirklichung ihr ſchon ſo lange am Herzen lag. Daß ſie dieß in keiner Weiſe that, ſondern ſogar noch weiter ging als bisher, daran war hauptſächlich die engliſche Partei in Berlin Schuld. Durch eines ihrer thätigſten Mitglieder, den preußiſchen Geſandten Degenfeld zu London ließ ſie den König Georg II. verſichern, Friedrich Wilhelm werde zu der Heirath ſeines Sohnes Friedrich mit der Kronprinzeſſin von England ſeine Zuſtimmung ertheilen, wenn ſich nur der Kaiſerhof damit einverſtanden erkläre [33]).

Es läßt ſich nicht läugnen, daß dieſer Plan mit vieler Schlauheit ausgeſonnen war. Gelang er, und ließ ſich der König wirklich überreden, die Verlobung ſeines Sohnes mit Eliſabeth von Braunſchweig zu widerrufen und ihn mit der Prinzeſſin von England zu vermählen, ſo waren die heißeſten Wünſche der Partei, an deren Spitze die Königin von Preußen ſtand, erfüllt. Dann war ſie nach ihrer Ueberzeugung ſicher, den Einfluß Englands in Berlin dermaßen gekräftigt zu haben, daß ſie an der völligen Verdrängung derer, die es mit dem Kaiſer hielten, kaum mehr zu zweifeln brauchte.

Mißlang jedoch der Plan, und blieb die Verwendung, zu welcher man den Wiener Hof zu bereden ſuchte, fruchtlos, ſo konnte man einerſeits den König von England glauben machen, das Vorwort des Kaiſers ſei mit zu geringem Nachdrucke eingelegt worden. Der König von Preußen aber

werde leicht zu überreden ſein, darauf wurde gehofft, daß ihn der Kaiſer zu einem Schritte habe bewegen wollen, der unverträglich mit der Heiligkeit ſeines fürſtlichen Wortes und ſomit ſeiner Ehre nachtheilig ſei.

Es war ein vorbereitender Schritt dazu, Degenfelds Plan in's Werk zu ſetzen, daß der König von England in den erſten Tagen des Monates Mai 1733 durch ſeinen Bevollmächtigten zu Wien geradezu die Abberufung Seckendorffs vom preußiſchen Hofe verlangte.

Die Beſchwerden, welche der britiſche Miniſter Robinſon wider Seckendorff vorbrachte, waren der mannigfachſten Art. Er habe ſich, ſo hieß es, jederzeit allem widerſetzt, was dem Könige von England oder deſſen Familie wünſchenswerth erſchien. Die Doppelheirath zwiſchen den Häuſern Brandenburg und Braunſchweig ſei durch ihn betrieben worden, und als während einer Abweſenheit Seckendorffs der König von Preußen ſich den Planen Englands geneigter gezeigt habe, ſei er nach deſſen Rückkehr bald wieder auf die früheren Gedanken verfallen. Seckendorff habe dem erſten Antrage auf Abänderung der Heirathsprojekte entgegengewirkt, ſtatt ihn dem Befehle des Kaiſers gemäß beim Könige zu unterſtützen. Eben ſo unbotmäßig zeige er ſich auch in allen übrigen Dingen. Ohne ſeines Monarchen Wiſſen und Willen miſche er ſich in Sachen, welche ihn als kaiſerlichen Geſandten durchaus nichts angingen, ja ſogar in die Familienangelegenheiten des Königs ein. Man begreife zwar in England recht gut, daß nicht nur des Kaiſers, ſondern das gemeinſame Intereſſe es fordere, mit dem Könige von Preußen in gutem Einvernehmen zu bleiben und ihn davon abzuhalten, den verführeriſchen Anträgen Frankreichs Gehör zu ſchenken. Man wiſſe auch, daß er auf eine ganz eigene Art behandelt werden müſſe. Und man ſei endlich nicht nur bereit, ſich mit ihm zu verſöhnen, ſondern man wünſche es ſehnlichſt. Gerade durch dieſes Verlangen aber ſehe man ſich bewogen, darauf zu bringen, daß das Haupthinderniß dieſer Verſöhnung ein für allemal beſeitigt werde.

Dieſes Hinderniß ſei jedoch Niemand als Seckendorff. Durch einen andern Miniſter als ihn würde des Kaiſers Intereſſe in Berlin weit beſſer beſorgt werden. Auch der holländiſche Geſandte Ginckel hätte ſich bei dem Könige beliebt zu machen gewußt. Zwiſchen ihm und Seckendorff walte jedoch der bedeutende Unterſchied ob, daß der Erſtere des Königs Heftigkeit zu mäßigen, während ſie der Letztere immer mehr an-

zuſchüren ſuche, insbeſondere in Dingen, bei welchen es ſich um England handle.

König Georg II. werde ſich, fügte Robinſon dieſen Worten bei, zu jeglichem Opfer bereit finden laſſen, um die Verſöhnung mit Preußen zu verwirklichen, wenn nur Seckendorff ſich nicht mehr zu Berlin befinde. Die feindſelige Haltung des Königs Friedrich Wilhelm, welche einzig und allein durch Seckendorff verurſacht werde, nöthige England, nach dieſer Seite hin fortwährend auf ſeiner Hut zu ſein. Dadurch werde es aber gehindert, des Kaiſers Intereſſe dort wo es etwa nöthig erſcheine, mit dem erwünſchten Nachdrucke zu vertreten. Der König von England bitte ſich alſo Seckendorffs Entfernung von Berlin als einen beſonderen Beweis der wohlwollenden Geſinnung des Kaiſers aus. Würde ſeinem Verlangen nicht willfahrt, ſo müſſe er auf den Gedanken verfallen, man ziehe zu Wien einen Mann wie Seckendorff der Freundſchaft Englands vor und es mißfalle dem Kaiſerhofe nicht, was von jenem in ſo gehäſſiger Weiſe wider die königliche Familie von England verübt worden ſei [84]).

In größtem Geheimniß, denn ſelbſt Sinzendorff wußte nicht darum, verlangte der Kaiſer das Gutachten Eugens und des Grafen Gundacker Starhemberg über das Begehren Robinſons zu vernehmen. Ihrer übereinſtimmenden Meinung gemäß wurde die Antwort an die engliſche Regierung eingerichtet. Sie begann mit einer erſchöpfenden Aufzählung alles deſſen, was von Seite des Wiener Hofes geſchehen ſei, um England mit Preußen zu verſöhnen. Freilich habe man, ſo wurde unumwunden geſagt, bei ihnen nur ſchlechten Dank erworben, indem die beiden Könige niemals der Stimme der Vernunft und der Billigkeit Gehör geſchenkt, ſondern ſich immer von ihrer perſönlichen Abneigung hätten leiten laſſen. Robinſon wiſſe ſelbſt am beſten, wie nachdrücklich dem Könige von Preußen zu Prag wegen der Ausſöhnung mit England zugeſprochen worden ſei. Wie gern ſich der Kaiſer dem Könige Georg gefällig bezeigt hätte, habe er durch Bevorwortung des Antrages auf Abänderung der Heirathen zu Berlin ſattſam bewieſen. Und gerade Seckendorff ſei es geweſen, welcher mit ſolchem Eifer dem Könige zugeſprochen habe, daß er ſich deſſen lebhaften Unwillen zuzog und man beſorgte, er werde bei demſelben ganz in Ungnade fallen. Wenn England wirklich auf die Freundſchaft Preußens ſo großen Werth lege, wie könne es auf ein Mittel verfallen, durch welches man in die

augenſcheinlichſte Gefahr gerathe, dieſelbe zu verlieren? Wer vermöge denn beſſer als Seckendorff den König zur Wiederverſöhnung mit England vorzubereiten? Wie hoch man zu Wien die Freundſchaft Englands ſchätze, habe man bei jeder Gelegenheit offen zu erkennen gegeben. Eben ſo aufrichtig müſſe man aber geſtehen, daß wohl Niemand mehr als England ſelbſt an dem Scheitern des abgeänderten Heirathsplanes Schuld ſei. Denn nur dadurch, daß man auf Degenfelds Einflüſterungen von dem einen Vorſchlage abgegangen und auf den anderen, viel weiter gehenden verfallen ſei, habe man den Wiener Hof außer Stand geſetzt, auch dasjenige durchzuſetzen, was ſonſt wohl noch erreichbar geweſen wäre.

Auf Seckendorff ſelbſt übergehend, wurde dem engliſchen Bevollmächtigten erklärt, der Kaiſer werde Niemand, alſo auch Seckendorff nicht Unrecht geſchehen laſſen. Derſelbe habe ganz Recht gethan, wenn er zu einer Zeit, als England ſich wider den Kaiſer ſo feindſelig bezeigte, deſſen Abſichten entgegengewirkt habe. Wo ſollte man fürder einen treuen Staatsdiener finden, wenn man bei eingetretener Veränderung dasjenige beſtrafen wollte, was früher für ihn Pflicht und Verdienſt geweſen ſei. Und da England die Feindſchaft gegen den Kaiſer viel weiter getrieben habe als dieß umgekehrt geſchah, ſo könnte der Wiener Hof mit ungleich größerem Rechte die Entfernung engliſcher Miniſter verlangen, als man dort Urſache habe, wider Seckendorff Beſchwerde zu führen. Robinſon möge ſich an die Stelle der kaiſerlichen Regierung ſetzen und bedenken, was man wohl in England dazu ſagen würde, wenn der Kaiſer bald gegen den Einen, bald gegen den Anderen der dortigen Miniſter Ausſtellungen machen und ohne Beweiſe wider ihn beizubringen, ſich deſſen Entfernung von ſeinem Amte als eine Gefälligkeit ausbitten wollte. Würde man jedoch, ſo ſchloß die Erklärung des Wiener Hofes an Robinſon, wirklich darzuthun vermögen, daß Seckendorff ſeit dem Abſchluſſe des Bündniſſes zwiſchen dem Kaiſer und England in einem dem letzteren Staate feindſeligen Sinne gehandelt habe, ſo ſei der Kaiſer bereit, dem Könige von England die gebührende Genugthuung zu Theil werden zu laſſen.

Eugen ſelbſt war völlig der Ueberzeugung, daß dem Grafen Seckendorff durch die Beſchwerde Englands Unrecht geſchehe. Die Anklagen wider ihn, ſagte er, und Starhemberg ſtimmte ihm bei, rührten hauptſächlich von der engliſchen Partei am preußiſchen Hofe her. Ja ſogar des

Königs Benehmen ſei zweideutig, denn während er gegen Seckendorff bei dem Vorſchlage einer Abänderung der Heirathen mit Heftigkeit losbreche, dulde er es, daß ſein eigener Geſandter in London dem engliſchen Hofe mit viel weiter gehenden Anträgen ſchmeichle.

Trotz dieſes anſcheinenden Schwankens des Königs waren doch Eugen und Starhemberg der gleichen Meinung, derſelbe ſei zu keiner Aenderung ſeiner ſo oft und ſo beſtimmt ausgeſprochenen Abſicht zu vermögen. Und da ihm der Kaiſer zugeſagt habe, ſich nicht wider ſeinen Willen in ſeine Familienangelegenheiten einzudrängen, ſei es weder rathſam noch ausführbar, in dieſer Sache auch nur den geringſten Schritt mehr zu thun [35]).

Bei einer ſo entſchiedenen Meinungsäußerung der beiden Staatsmänner, welche der Kaiſer in dieſen Fragen allein zu Rathe zog, müſſen es in der That ganz beſondere Einflüſſe geweſen ſein, die ihn bewogen, einem erneuerten Andringen Englands Folge zu geben und dasjenige dennoch zu thun, wogegen er ſich noch kurz zuvor ſo ernſtlich verwahrt hatte. Denn am 3. Juni 1733 wandte ſich Robinſon neuerdings ſchriftlich an den Wiener Hof. Dringend wiederholte er das frühere Begehren, man möge ſich in Berlin dafür verwenden, daß der Kronprinz von Preußen ſich mit der Prinzeſſin Amalie von England vermähle, wogegen zu gleicher Zeit der Prinz von Wales der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig ſeine Hand reichen würde.

Aus Eugens eigenen Worten geht hervor, daß er jetzt eben ſo wenig wie kurze Zeit vorher an das Gelingen dieſes Planes glaubte. Die Verwirklichung desſelben wurde dadurch noch ſchwerer, ja faſt unmöglich gemacht, daß der Auftrag an Seckendorff, wenn man ihm denſelben wirklich ertheilen wollte, nur wenige Tage vor der Vollziehung des Beilagers zwiſchen Friedrich und Eliſabeth eintreffen konnte. Die Gefahr, den König von Preußen durch einen ſolchen Antrag ſehr zu verletzen, wurde dadurch auf's äußerſte geſteigert. Dennoch fügte ſich Eugen dem entſchiedenen Willen des Kaiſers und ſo weit ging er darin, daß er, ſtets bereit ſich dort voranzuſtellen wo irgend eine Unannehmlichkeit zu beſorgen war, und nichts mehr ſcheuend als durch eine abſchlägige Antwort des Königs von Preußen das Anſehen des Kaiſers beeinträchtigt zu ſehen, ſich herbeiließ, ſelbſt an Friedrich Wilhelm zu ſchreiben und den Antrag Englands bei demſelben zu bevorworten [36]).

Seckendorff erhielt Befehl, dem Könige vorerſt nur eine Abſchrift des Briefes vorzulegen, welchen der Prinz in dieſer Sache an ihn zu richten ſich erlaubte. Würde Friedrich Wilhelm ſich hierüber erzürnt zeigen, ſo möge Seckendorff nicht allzu heftig in ihn dringen und ihn bitten, die ganze Mittheilung als nicht geſchehen anſehen zu wollen. Sei aber nur irgend eine, wenn gleich geringe Hoffnung vorhanden, ihn zur Annahme des Antrages zu bewegen, ſo dürfe hiebei nicht das mindeſte verſäumt werden. Jedenfalls möge Seckendorff, der Ausgang ſei welcher er wolle, es ſo anſtellen, daß die Königin von Preußen und der engliſche Bevollmächtigte zu Berlin die Ueberzeugung erhielten, von Seite des Kaiſerhofes ſei nichts unterlaſſen worden, um die Annahme der Vorſchläge Englands zu erwirken [37]).

Wenige Tage nachdem der Eilbote an Seckendorff Wien verlaſſen hatte, überſandte Eugen eine Abſchrift ſeines Schreibens an den König von Preußen dem kaiſerlichen Geſandten in London, Grafen Philipp Kinsky. Er ſolle es, befahl ihm Eugen, dem Könige und der Königin von England mittheilen und ihnen die Größe des Opfers, welches der Kaiſer gebracht habe, ſo wie die Gefahr begreiflich machen, in die man ſich um Englands Willen begebe. Es müſſe ihnen, befahl der Prinz, recht eindringlich zu Gemüthe geführt werden, daß Niemand als ihnen ſelbſt die Schuld beizumeſſen ſei, wenn wie leicht vorauszuſehen, der ganze Plan mißlinge [38]).

Es iſt bekannt, daß Eugens Depeſchen dem Grafen Seckendorff erſt am 11. Juni 1733 zu Salzdahlum, einem braunſchweigiſchen Schloſſe bei Wolfenbüttel zukamen, wohin der preußiſche Hof ſich begeben hatte, um die Vermählung zu feiern. Der Antrag Englands wurde vom Könige Friedrich Wilhelm mit Entſchiedenheit, als ſeiner Ehre und ſeinem Gewiſſen zuwider, jedoch immerhin noch mit geringerer Heftigkeit zurückgewieſen als Eugen befürchtet hatte [39]). Ja der König erneuerte ſogar die Verſicherung, der Verſöhnung mit ſeinem Schwager nicht abgeneigt zu ſein [40]), wenn ſie nur in anderer Weiſe geſucht werde. Dennoch fühlte man gar bald, daß durch dieſe ganze Angelegenheit, welche durch die am 12. Juni 1733 vollzogene Vermählung Friedrichs mit Eliſabeth endlich zum Abſchluſſe kam, des Königs Feindſchaft wider England nicht beſchwichtigt, ſein Mißtrauen gegen den Wiener Hof aber in verſtärktem Maße rege geworden war. Er fand die kaiſerliche Regierung allzuſehr für England eingenommen,

und gab ihr eine Vernachläſſigung der früheren Freundſchaft mit Preußen Schuld. Er horchte auf die Zuflüſterungen Frankreichs, welches behauptete, der Kaiſer und England beabſichtigten den König um ſeinen Antheil an der Erbfolge in Jülich und Berg zu bringen. Die Beziehungen zwiſchen Wien und Berlin erkalteten ſichtlich, und in einem Augenblicke geſchah dieß, in welchem enges Zuſammenhalten vielleicht dringender nöthig geweſen wäre als je zuvor.

Vierzehntes Capitel.

Schon früher iſt der feindſeligen Geſinnung Erwähnung geſchehen, welche König Auguſt II. von Polen und Sachſen während der zweiten Hälfte ſeiner Regierungszeit gegen das Kaiſerhaus an den Tag legte. Bei jedem Anlaſſe zeigte ſich dieſelbe in gehäſſigſter Weiſe; am empfindlichſten jedoch damals, als es ſich um die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction von Seite des deutſchen Reiches handelte.

Gleich den Kurfürſten von Baiern und der Pfalz hatte auch Auguſt von Sachſen keine Bemühung geſpart, um das Zuſtandekommen des Beſchluſſes zu verhindern, durch welchen Deutſchland die Garantie der kaiſerlichen Erbfolgeordnung übernahm. So wie Karl Albrecht von Baiern wurde auch er hiezu durch die Hoffnung bewogen, ſich ſelbſt oder doch ſeinem Hauſe nach des Kaiſers Tode beträchtliche Theile der öſterreichiſchen Erblande anzueignen. Um ſich einen Schein von Recht darauf zu verſchaffen, hatte er ſeinen Sohn, den Kurprinzen Auguſt, mit des Kaiſers Joſeph älterer Tochter Maria Joſepha vermählt, wie Karl Albrecht von Baiern die jüngere Tochter Joſephs, Maria Amalia, als Gemahlin heimgeführt hatte.

Die Beſtrebungen der beiden Kurfürſten von Baiern und Sachſen, welchen ſich Karl Philipp von der Pfalz, obgleich des Kaiſers nächſter Verwandter, doch aus dem Grunde anſchloß, weil er befürchtete, der Kaiſer wolle ganz Jülich und Berg dem Hauſe Brandenburg verſchaffen, waren zwar fruchtlos geblieben. Dennoch gaben die Kurfürſten ihre Plane nicht auf und betrieben ſie, von Frankreich ziemlich unverholen unterſtützt, in thätigſter Weiſe.

Mit der Bemühung, einen Theil der öſterreichiſchen Länder für ſich und ſein Haus zu gewinnen, waren jedoch die ehrgeizigen Abſichten des Königs Auguſt noch bei weitem nicht erſchöpft. Durch lange Zeit ſchon hatte er den Gedanken gefaßt, die polniſche Königskrone, welche durch Wahl auf ſein Haupt gekommen war, in ſeiner Familie erblich zu machen.

Klug genug zu erkennen, daß er bei ſeiner geringen Beliebtheit im Lande dieſe Abſicht durch eigene Kraft nicht zu verwirklichen vermöge, hatte er ſich längſt nach fremder Hülfe dazu umgeſehen. Niemand war geeigneter, dieſelbe zu leiſten, als die Herrſcher der beiden Nachbarländer, Oeſterreich und Preußen. Friedrich Wilhelms Beiſtand vermochte er, das wußte König Auguſt, am leichteſten zu gewinnen. Denn wenn man dem Könige von Preußen einen Ländererwerb in Ausſicht ſtellte, ſo war er nicht allzu wähleriſch in demjenigen, wozu er ſich herbeiließ. Dieß zeigte ſich denn auch jetzt. Als Auguſt II. mit ſeinem Plane neuerdings, und zwar in höchſtem Geheimniß, jedoch dringlicher hervortrat als je zuvor, da zögerte der König von Preußen, welchem anſehnliche Landestheile, das polniſche Preußen, ein Theil Großpolens und Kurland in Ausſicht geſtellt wurden, nicht länger ſich in förmliche Verhandlungen hierüber einzulaſſen.

Anders war jedoch die Aufnahme, welche die gleichen Vorſchläge zu Wien fanden. Dem Kaiſer war es, im geraden Gegenſatze zu Preußen, nicht um den Gewinn neuer Provinzen, ſondern nur um die Erhaltung derjenigen zu thun, die er ſchon beſaß. Allerdings war auch die Lockſpeiſe mit welcher man ihn zu ködern ſuchte, eine ziemlich geringe. Denn nur die Zips ſollte ihm zugeſprochen werden. Aber des Kaiſers vertrauliche Mittheilungen an Eugen zeigen es zur Genüge, daß nicht der wenige Glanz des Preiſes, der ihm für ſeinen Beitritt geboten wurde, ihn davon abhielt. Die Sache ſelbſt bezeichnete er als eine unehrenhafte, und daß ihm dieſe Aeußerung von Herzen ging, wird dadurch am beſten bewieſen, daß ſie nicht etwa in einer für die Oeffentlichkeit beſtimmten Schrift, ſondern in Karls vertraulichen Schreiben an Eugen vorkommt.

Zu derſelben Zeit, als Auguſt II. daran arbeitete, die polniſche Wahlkrone in ſeinem Hauſe erblich zu machen, hatten auch die Mächte, deren Länder ſeinen Staaten am nächſten lagen, Oeſterreich, Preußen und Rußland, die Möglichkeit eines baldigen Todes des Königs von Polen in's Auge gefaßt. Sie fühlten Alle, daß die Frage der Nachfolge auf dem polniſchen Throne ihre wichtigſten Intereſſen nahe berühre. Für den Kaiſerhof war es ein bedauerlicher Umſtand, daß diejenigen Bewerber, welche die meiſte Ausſicht dazu hatten, Polens Krone zu erlangen, der Schwiegervater des Königs von Frankreich, Stanislaus Leßczynski, und der Kurprinz von Sachſen, ihm beide durchaus nicht willkommen ſein konnten.

In weit höherem Maße als bei dem Kurprinzen Auguſt war dieß allerdings bei Stanislaus Leßczynski der Fall. Durch die Verheirathung ſeiner Tochter mit Ludwig XV. war derſelbe, wie leicht begreiflich, in die innigſten Beziehungen zu Frankreich getreten. Seine Erwählung zum Könige hätte für den Kaiſerhof nahezu gleiche Bedeutung mit der Einſetzung eines franzöſiſchen Statthalters in Polen gehabt. Ueberdieß ſtand Stanislaus von jeher, und das wußte man genau in Wien, in eben ſo eifrigem als vertraulichem Verkehre mit denjenigen, welche zu den erbittertſten Feinden des Hauſes Oeſterreich zählten. Unter ihnen müſſen Rakoczy und Bonneval in vorderſter Reihe genannt werden. Ihre Hoffnungen, ihre Plane knüpften ſich daran, daß Stanislaus mit Hülfe Frankreichs den polniſchen Thron beſteige. Dieſen Zeitpunkt in's Auge faſſend, ſuchten ſie ſchon jetzt die Pforte wider den Kaiſer aufzuwiegeln. Wenn die ganze ungeheure Grenzlinie entlang, von dort wo Schleſien mit Polen zuſammenſtieß, bis hinab zu dem Punkte, an welchem die croatiſche und die türkiſche Grenze ſich ſchieden, nur Feinde des Kaiſerhofes ſich fänden, wenn derſelbe gleichzeitig in Italien durch Spanien und Sardinien, in Deutſchland durch Frankreich bedroht ſei, dann werde, ſo meinten ſie, der Tag nicht mehr fern ſein, an welchem ſie endlich die lang aufgeſparte Rache zu befriedigen vermöchten.

Daß es, um ſo gefährlichen Anſchlägen entgegen zu wirken, das erſte Erforderniß war, die Wahl Stanislaus Leßczynki's zum Könige von Polen zu hintertreiben, lag klar auf der Hand. Doch ſchien auch die Erhebung des Kronprinzen von Sachſen auf den polniſchen Thron durchaus nicht wünſchenswerth. Denn es wäre dieß ja der erſte Schritt zur Verwirklichung der Abſichten Auguſts II. geweſen. Der Nachfolge des Sohnes auf dem Throne des Vaters lag die Erblichkeit der Krone in dem Hauſe Sachſen nicht mehr allzufern. War aber dieſe einmal geſichert, ſo gewährte ſie eine Fülle der Macht, welche, wie man ohne Schwierigkeit vorherſehen konnte, vor Allem zur Geltendmachung der wirklichen oder vermeintlichen Erbanſprüche auf einen Theil der öſterreichiſchen Länder benützt werden würde.

Fielen jedoch Stanislaus und der Kurprinz von Sachſen weg, ſo konnte nur an die Wahl eines gebornen Polen, eines Piaſten, oder an diejenige eines fremden Prinzen gedacht werden. Was die Piaſten betraf, ſo wußte man keinen zu Wien, deſſen anhänglicher Geſinnung man völlig

verſichert geweſen wäre. Das Wünſchenswertheſte werde daher, ſo glaubte man, die Wahl eines fremden Prinzen ſein. Allen Parteien gleichmäßig fern geblieben, werde ein ſolcher, ſo meinte man am Kaiſerhofe, zwar von Niemand mit Wärme unterſtützt, jedoch auch ebenſo wenig gehaßt, und daher ſeine Wahl vielleicht mit geringerer Hartnäckigkeit, ja etwa gar nicht bekämpft werden.

Der Infant Don Emanuel von Portugal war es, den man zum Bewerber um die polniſche Krone für geeignet anſah. Dennoch dürfe man, ſo wurde im Schoße der geheimen Conferenz erklärt, niemals daran denken, die Wahl des Infanten mit Waffengewalt zu erzwingen. Es würde dieß dem öffentlichen Rechte, den Verträgen mit der Republik, den immer heilig gehaltenen Grundſätzen des Erzhauſes, deſſen Wohle endlich in gleichem Maße widerſprechen. Alles was man über die polniſche Königswahl verhandle, müſſe vielmehr darauf abzielen, die Verfaſſung und das freie Wahlrecht des Landes aufrecht zu erhalten. Eine Entfernung von dieſem Grundſatze würde in Polen ſelbſt eine ganz entgegengeſetzte Wirkung von derjenigen hervorbringen, welche man im Auge habe. Denn nichts wäre geeigneter als ein ſolches Auftreten, um die polniſchen Magnaten zu bewegen, den Infanten von der Wahl auszuſchließen und ſie auf einen der Bewerber zu lenken, deren Thronbeſteigung der Wiener Hof zu hintertreiben ſuche.

Ein Anderes wäre es jedoch, ſo bemerkten die Mitglieder der Conferenz dem Kaiſer, wenn durch die Zuſammenziehung von Truppen an der Grenze Polens nicht beabſichtigt würde, die Wahl des Infanten von Portugal zu erzwingen, ſondern vielmehr die etwa von anderer Seite her verſuchte Anfechtung des freien Wahlrechtes der Republik zu verhindern. In dieſem Falle, oder wenn es ſich um die Unterſtützung eines rechtmäßig gewählten, von einer Partei aber angefeindeten Königs, oder um Hintertreibung der Wahl eines nach den Geſetzen der Republik nicht wahlfähigen Individuums handle, könne die Aufſtellung von Truppen an der polniſchen Grenze nicht als ſchädlich, ſondern nur als eine auch in früheren Zeiten nicht ſelten ergriffene Maßregel erſcheinen [1]).

Dieß waren im weſentlichen die Anſichten, welche der Wiener Hof in Bezug auf die polniſche Königswahl zu befolgen gedachte. Sie entſprachen ſo ziemlich denjenigen, die Rußland über dieſen Gegenſtand hegte und zu denen ſich äußerlich wenigſtens auch der König von Preußen bekannte.

Daher kann es nur einem Mißverſtehen dieſer Anſchauungsweiſe zugeſchrieben werden, daß die Uebereinkunft völlig anders lautete, welche der ruſſiſche Oberſtallmeiſter Generallieutenant Graf Löwenwolde, während er ſich im September des Jahres 1732 zu Berlin aufhielt [2]), mit Seckendorff einerſeits und den preußiſchen Miniſtern Bork und Thulemeier andererſeits unter dem Namen einer „Punctation" unterzeichnete.

Durch dieſen Vertrag ſollten die drei Mächte ſich verpflichten, bei der nächſten Erledigung des polniſchen Thrones jedem Bewerber entgegenzuwirken, welchen Frankreich unterſtützen würde. Insbeſondere hätte dieß in Bezug auf Stanislaus Leßczynski zu geſchehen. Dem Infanten Don Emanuel wolle man zur Krone verhelfen und ihn zu dieſem Ende mit beträchtlichen Geldſummen und mit Truppen unterſtützen, welche letzteren im Nothfalle in Polen einzurücken hätten. Was Rußland betreffe, ſo ſei die muthmaßliche Erbin dieſes Reiches, die Prinzeſſin Katharina von Mecklenburg, dem Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig-Bevern zu vermählen. Für den Fall des Erlöſchens des kurländiſchen Herzogshauſes wolle man die dortige Wahl auf einen preußiſchen Prinzen lenken. Dem Könige von Preußen endlich wäre das Herzogthum Berg nebſt Düſſeldorf und einem daranſtoßenden Landſtriche am Rheine zuzuſagen.

Von den Herrſchern, deren Miniſter ſich über den Vertrag geeinigt hatten, war nur der König von Preußen mit demſelben einverſtanden, unter deſſen Augen er abgeſchloſſen worden war und der in der That auch ſeine Rechnung dabei gefunden hätte. Denn ganz Kurland wäre ſeinem Hauſe zugefallen, ohne daß er für dieſe beträchtliche Erwerbung auch nur das geringſte Opfer zu bringen brauchte. Im Gegentheile hätten ſogar ſeine Anſprüche auf Berg in noch ausgedehnterem Maße Verwirklichung gefunden, als dieß nach den jüngſten Verhandlungen in dieſer Sache, insbeſondere denjenigen welche zu Prag gepflogen worden, der Fall geweſen wäre.

Weder Oeſterreich noch Rußland konnten ſich mit einer ſo weſentlichen Vergrößerung der Macht des Hauſes Brandenburg einverſtanden erklären. Erſteres um ſo weniger als bei dem üblen Stande der Geſundheit des Königs deſſen baldiges Ableben zu beſorgen war. Von dem Kronprinzen Friedrich aber befürchtete man, daß er nicht für, ſondern gegen Oeſterreich Partei nehmen werde in dem großen Streite, der ſich trotz

aller verbrieſter Verſicherung nach des Kaiſers Tode über den Beſitz ſeiner Erbländer anſpinnen könnte. Seine Macht verſtärken, hieß alſo geradezu die Waffe ſchärfen, von der man nur zu deutlich vorherſah, daß er ſie, zur Regierung gelangt, wider das Haus Oeſterreich kehren werde.

Es ſchien dieß um ſo gefährlicher, als Kraft desſelben Vertrages der Schwager des Kronprinzen von Preußen, Anton Ulrich von Braunſchweig, dereinſt den ruſſiſchen Thron beſteigen ſollte. Gar leicht konnte dieſe Familienverbindung dazu dienen, durch den Einfluß Frankreichs künftighin auch Rußland von dem Bündniſſe mit dem Kaiſer abzuziehen.

So ſehr nun auch der Wiener Hof eine allzu beträchtliche Vergrößerung Preußens zu ſcheuen Urſache hatte, ſo weit war er doch davon entfernt, dem Hauſe Brandenburg nicht denjenigen Zuwachs an Macht zu gönnen, zu dem ihm zu verhelfen er ſich ſelbſt anheiſchig gemacht hatte. Es ſollte dieß bekanntlich durch die Nachfolge in Berg und Ravenſtein geſchehen. Hierüber war aber trotz der raſtloſen Bemühungen der kaiſerlichen Regierung noch immer kein Vergleich mit dem pfälziſchen Kurhauſe zu Stande gekommen. Daß letzteres durchaus nicht dazu vermocht werden konnte, daran war hauptſächlich England Schuld. Denn in ſeiner Abneigung gegen Friedrich Wilhelm von Preußen verſäumte König Georg nichts um den Kurfürſten von der Pfalz in ſeinem Widerſtande zu beſtärken und ihn ſeine Anforderungen immer höher ſpannen zu machen. Die einzige Hoffnung, den Vergleich, welcher dem Kaiſerhofe am Herzen lag, weil er nichts mehr als den Ausbruch eines inneren Krieges in Deutſchland fürchtete, dennoch zu verwirklichen, beruhte darauf, den König von Preußen in einzelnen Punkten zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Und um dieß zu erreichen, hatte man ſich Kurlands bedienen wollen. Für den Preis, einen ſeiner Söhne als Herzog dieſes Landes zu ſehen, könnte der König, ſo glaubte man zu Wien, ſich hinſichtlich ſeiner Anſprüche auf Berg etwas willfähriger bezeigen als es bisher der Fall geweſen war.

Man wurde jedoch in ſolcher Erwartung völlig getäuſcht. Friedrich Wilhelm wollte zwar Kurland für ſeinen zweiten Sohn, und verlangte ſogar daß der Kaiſerhof deſſen Nachfolge in dieſem Herzogthume garantire. Zu gleicher Zeit erklärte er jedoch, nicht das mindeſte von demjenigen aufgeben zu wollen, worauf ihm durch den Vertrag vom Jahre 1728 Ausſicht eröffnet worden war.

In der Beſorgniß, den König von Preußen zu verletzen und dadurch der feindlich geſinnten Partei in Berlin noch größeren Spielraum zu verſchaffen, ging der Kaiſerhof in dieſer Sache weiter, als es ſonſt wohl der Fall geweſen wäre. Er erklärte zwar, den Vertrag, welchen man nach ſeinem Haupturheber, den Löwenwolde'ſchen nannte, ſo wie er jetzt laute, nicht ratificiren zu können. Dennoch wolle er, was Kurland betreffe, die Nachfolge des zweitgebornen preußiſchen Prinzen in dem Herzogthume garantiren, unter der Bedingung jedoch, daß die freie Wahl des kurländiſchen Adels auf ihn fiele. Hinſichtlich der Erbangelegenheiten von Jülich und Berg habe es bei den bisherigen Verabredungen zu verbleiben. Was endlich die polniſche Königswahl betreffe, ſo ſei man bereit ſich für den Infanten von Portugal zu verwenden, die nöthigen Geldſummen zu liefern und einſtweilen die Truppen in Bereitſchaft zu ſetzen, welche an der Grenze Polens zuſammenzuziehen wären. Dieß dürfe jedoch durchaus nicht ſo weit gehen, um die Wahl des Infanten mit Waffengewalt zu erzwingen oder irgend etwas zu thun was den Verträgen mit der Republik und dem Völkerrechte zuwider ſei. Die Aufſtellung der Truppen ſolle keinen anderen Zweck haben, als die Wahl des Stanislaus Leßczynski zu verhindern und diejenige eines Königs zu vertheidigen, welcher rechtmäßig gewählt, von einer feindlichen Partei aber nicht anerkannt werden würde [3]).

So wie der Kaiſerhof, ſo nahm auch Rußland Anſtand, den Löwenwolde'ſchen Vertrag zu ratificiren. Derſelbe trat alſo niemals eigentlich in Kraft. Für uns iſt er jedoch aus dem Grunde beſonders merkwürdig, weil nach der Verſicherung des beſtunterrichteten Gewährsmannes, den es geben kann, des Staatsſecretärs Bartenſtein, ſich von dieſem Zeitpunkte angefangen die ſeltene Einigkeit zu trüben begann, welche bisher zum Heile des Kaiſerhauſes und ſeiner Erbländer zwiſchen Eugen und Gundacker Starhemberg beſtanden hatte. Zwar ſtimmten ſie beide in der Anſicht überein, daß Seckendorff durch Abſchluß und Unterzeichnung eines Vertrages, zu welchem er weder Vollmacht noch Inſtruktion beſaß, einen groben Fehltritt begangen habe. Eugen gab ihm dieß auch in unverholener Weiſe kund. Dennoch glaubte der Prinz, daß man den Tractat nicht völlig umſtoßen, ſondern ihn mit gewiſſen Abänderungen immerhin annehmen könne, während Starhemberg auf unbedingte Verwerfung des Vertrages drang [4]).

Dieß war der Stand dieſer wichtigen Angelegenheit, und nicht nur die Mächte, welche zu gemeinſchaftlichem Handeln ſich verbinden ſollten, ſondern auch die hervorragendſten Staatsmänner an den einzelnen Höfen waren uneins über das was zu geſchehen habe. Da traf plötzlich die Nachricht ein, daß König Auguſt II. am 1. Februar 1733 zu Warſchau geſtorben ſei. Nun war der Fall eingetreten, der ſchon ſo lange vorher die Cabinete Europa's beſchäftigt hatte. Alles gerieth in die lebhafteſte Bewegung, und auch zu Wien wurden Berathungen über Berathungen gehalten, um ſich über dasjenige völlig klar zu werden, was man zu thun habe, um dem kaiſerlichen Botſchafter in Polen, Feldmarſchall Grafen Wilczek [5]) eine feſte Richtſchnur für ſein Auftreten zu geben.

Was die künftige Königswahl in Polen betraf, ſo blieb man zu Wien Anfangs ſo ziemlich den Anſichten treu, welche man noch bei Lebzeiten Auguſts II. gefaßt hatte. Unbedingte Ausſchließung Leßczynski's und möglichſte Verhinderung der Wahl des neuen Kurfürſten von Sachſen, hingegen thunlichſte Beförderung derjenigen des Infanten Emanuel, hierauf ſollte Wilczeks Beſtreben gerichtet ſein. Doch ſei durchaus an keine andere Art der Erhebung des Infanten auf den polniſchen Thron als durch die freie Wahl des Landes zu denken. Wäre keine Ausſicht vorhanden, die Mehrzahl der Stimmen auf Don Emanuel zu lenken, ſo habe man auch wider die Wahl eines Piaſten nichts einzuwenden. Gegen die Mehrzahl unter denjenigen, welche überhaupt in Betracht kämen, walte kein Bedenken ob. Freilich wäre die Wahl eines der beiden Fürſten Wiesnowicki, der Fürſten Sanguszko und Lubomirski, oder des Großmarſchalls der Krone, Grafen Mniszek, derjenigen eines Andern vorzuziehen. Minder wünſchenswerth erſcheine die Wahl Potocki's, Palatins von Kiew, deſſen Familie in früherer Zeit Frankreich anhänglich geweſen ſei. Doch brauche ihr Wilczek nicht ſo wie derjenigen des Palatins von Rußland, Fürſten Czartoryski, geradezu entgegenzuwirken, ſondern er ſolle vielmehr die ſogenannte republikaniſche Partei zur Einigkeit ermahnen, daß ſie nicht durch unzeitige Spaltung einem Dritten den Weg zur Krone bahne [6]).

Dieſe letztere Rückſicht, durch die Zwietracht der Parteien nicht denjenigen den Thron beſteigen zu ſehen, deſſen Wahl man um jeden Preis hintertreiben zu müſſen glaubte, bewog jedoch den Kaiſerhof, in den Inſtruktionen, welche er dem Grafen Wilczek ertheilt hatte, baldigſt Aende-

rungen eintreten zu laſſen. Denn nach kurzer Zeit überzeugte man ſich davon, daß der Infant von Portugal keine wirkliche Ausſicht habe, zum Könige gewählt zu werden. Die Polen zeigten ſich zwar, wie ſie ſelbſt geſtanden, gern bereit die Summen zu empfangen, welche man ihnen anbot, um ihre Stimmen für den Infanten zu gewinnen. Aber nichts bürgte dafür, daß ſie ihren Verſprechungen auch im entſcheidenden Augenblicke treu bleiben würden. Alles deutete vielmehr darauf hin, daß ſie zwar das Geld nicht zurückzuweiſen, ja dasſelbe ſogar von verſchiedenen Bewerbern anzunehmen und dann doch dasjenige zu thun geſonnen wären, was ihnen beliebte.

Auch darüber konnte man ſich keiner Täuſchung hingeben, daß Leßczynski's Partei die ſtärkſte im Lande war. Seine Thronbeſteigung zu hindern, dafür hatten ſich jedoch der Kaiſer und Rußland unwiderruflich entſchieden. Sie wollten es zu dieſem Ende auf das Aeußerſte ankommen laſſen. Ihn auszuſchließen, behauptete man in Wien, freilich nicht ohne zu einer ſehr gezwungenen Auslegung ſeine Zuflucht zu nehmen, heiße nicht das freie Wahlrecht der Polen beeinträchtigen. Denn es ſei nur zum allgemeinen Beſten der Chriſtenheit, wenn man ſich der Erhebung eines Mannes auf den Königsthron widerſetze, welcher in genaueſter Verbindung mit der Pforte ſtehe und von dem mit Recht beſorgt werden müſſe, daß er die letztere nicht von dem Bruche des Friedens mit den angrenzenden chriſtlichen Mächten abhalten, ſondern ſie vielmehr hiezu aufreizen werde [7]).

Um es jedoch nicht zu gewaffnetem Einſchreiten kommen zu laſſen, gab es nur ein einziges Mittel, welches darin beſtand, alle Gegner Leßczynski's zu einer Partei zu vereinigen und ihn im Wahlkampfe ſelbſt durch die Mehrheit der Stimmen zu ſchlagen. Und da fand ſich denn unter all den übrigen Mitbewerbern nur Einer, der es mit Stanislaus Leßczynski aufnehmen konnte. Es war dieß Kurfürſt Auguſt, welcher ſeinem Vater in Sachſen gefolgt war und gleiches auch in Polen erſtrebte.

Noch während ſein Vater lebte, war mit dem damaligen Kurprinzen Auguſt von Sachſen, welcher um die Zeit ſeiner Verheirathung mit der Erzherzogin Maria Joſepha große Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus an den Tag gelegt hatte, eine große Veränderung vorgegangen. Mehr und mehr hatte er ſich auf die Seite derjenigen geneigt, welche mit dem Plane umgingen, die Macht des ſächſiſchen Kurhauſes dereinſt durch Aneignung

österreichiſcher Erbländer zu vergrößern. Dieſe Haltung konnte nicht anders als den Wiener Hof mit gerechtem Mißtrauen erfüllen und ihm den Entſchluß erſchweren, den Kurfürſten bei der Bewerbung um die polniſche Krone zu unterſtützen. Denn man mußte ja beſorgen, daß er durch dieſen Zuwachs an Macht noch mehr befähigt werde, dereinſt die Plane in Ausführung zu bringen, die er ſchon ſeit längerer Zeit kaum mehr verhehlt hatte. Und wenn er auch, ſo wurde in der geheimen Conferenz erwogen, jede nur irgend denkbare Zuſicherung künftiger Loyalität geben, wenn er ſich auch auf das Engſte mit dem Kaiſer, mit Rußland und Preußen verbinden würde, ſo ſei es doch leider mit Treue und Glauben ſchon ſo weit in der Welt gekommen, daß hierauf in keiner Weiſe mehr gebaut werden dürfe. Das Beiſpiel ſeines Vaters, ja ſein eigenes habe zur Genüge gezeigt, wie wenig ſie vertragsmäßige Verpflichtungen zu beobachten geſonnen ſeien.

Auch die bitteren Erfahrungen müßten in die Wagſchale gelegt werden, wurde ferner bemerkt, die man an dem verſtorbenen Könige Auguſt, wie an dem Hauſe Hannover gemacht habe. Durch ſie werde es klar bewieſen, welch große Uebelſtände es in Reichsſachen mit ſich bringe, wenn deutſche Kurfürſten auch fremde Königskronen trügen. Der Kaiſer möge ſich zweimal bedenken, bevor er ſelbſt dazu mitwirke, eine ſolche Mißſtellung eines der vornehmſten Fürſten des Reiches neuerdings herbeizuführen.

Man ſieht, daß man zu Wien die Gründe bedachtſam abwog, welche wider die Unterſtützung der Bewerbung des Kurfürſten von Sachſen um die polniſche Krone in die Wagſchale fielen. Da jedoch, ſo wurde dagegen angeführt, in Weltſachen das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen ſei, möge man wohl bedenken, daß der Kurfürſt, wenn ihm der Kaiſerhof Hülfe verweigere, ſich unfehlbar in die Arme Frankreichs werfen werde. Die franzöſiſche Regierung aber würde ihn entweder mit Beſeitigung Leßczynski's auf den polniſchen Thron ſetzen und er dann als geſchworner Feind des Kaiſerhauſes daſelbſt regieren, oder er müßte ſich dazu verſtehen, ſeine Anſprüche an die Krone Polens aufzugeben und ſeine Anhänger an Leßczynski zu weiſen, wogegen ihm Frankreich, wie es längſt ſchon beabſichtigte, ſeinen Beiſtand zuſichern würde, ihm eine namhafte Entſchädigung in des Kaiſers Erbländern zu verſchaffen. Dann aber wäre das Schlimmſte eingetreten: Stanislaus Leßczynski, der vertraute Freund der erbittertſten Gegner Oeſterreichs, auf dem polniſchen Throne, und aus

dem Kurfürſten von Sachſen ein kaum minder gefährlicher Feind geworden, von welchem im Vereine mit Frankreich und Baiern für die Zukunft das Aergſte zu beſorgen ſei [5]).

In dieſer Stimmung befand ſich der Kaiſerhof, als in der zweiten Hälfte des Monats März 1733 Graf Lützelburg und Freiherr von Zech als Geſandte des Kurfürſten von Sachſen zu Wien erſchienen. In feierlicher Audienz übergaben ſie Karl VI. ein eigenhändiges Schreiben ihres Herrn, worin derſelbe unter den lebhafteſten Verſicherungen unverbrüchlicher Ergebenheit um des Kaiſers Beihülfe zur Erlangung des polniſchen Thrones bat.

Zu den Gründen, welche für die Gewährung eines ſolchen Anſuchens, wenn es nach Wien gelangte, ſchon früher angeführt worden waren, wurde jetzt noch bemerkt, daß der Kurfürſt von Sachſen von weit geringerer Begabung ſei als ſein verſtorbener Vater, und man annehmen dürfe, er würde die Hülfsquellen, welche ihm der Beſitz der polniſchen Krone etwa liefern könnte, zur Ausführung eines Anſchlages auf die Erbländer des Kaiſers nicht zu benützen verſtehen. Auch ſeien dieſe Hülfsquellen eben nicht allzuhoch anzuſchlagen. Denn es liege keineswegs im Intereſſe der Republik, ihrem Könige eine ſo große Machtfülle zu Theil werden zu laſſen, daß er ſich derſelben bedienen könnte, ihre freie Verfaſſung umzuſtoßen. Das Beiſpiel der letzten Könige aus Jagelloniſchem Stamme habe dieß klar bewieſen. Während denſelben das Königreich Schweden von Rechtswegen gebührte, habe ihnen zur Behauptung desſelben die Republik Polen eher Hinderniſſe in den Weg gelegt, als daß ſie ihnen Unterſtützung gewährt hätte [9]).

Dieß waren die Geſichtspunkte, welche den Kaiſer bewogen, den Anerbietungen der ſächſiſchen Geſandten ein geneigtes Gehör zu ſchenken. Sich ihnen willfährig zu bezeigen, dazu entſchied ihn jedoch hauptſächlich das unabläſſige Andringen Rußlands und Englands. Denn im ſteten Einvernehmen mit dieſen beiden Mächten und mit Preußen wurden die Verhandlungen des Kaiſerhofes mit den ſächſiſchen Geſandten geführt. Rußland und England zeigten in gleichem Maße das wärmſte Intereſſe, Stanislaus Leßczynski als Frankreichs getreuen Anhänger vom polniſchen Throne auszuſchließen. Insbeſondere war es die britiſche Regierung, welche ſich die Zuſtandebringung des Vertrages mit dem Kurfürſten von Sachſen

dermaßen angelegen ſein ließ, daß wie Bartenſtein ſich ausdrückt, Robinſon und Dieden, die Bevollmächtigten Englands und Hannovers am Kaiſerhofe, weſentlicheren Antheil hieran nahmen als ſelbſt die ſächſiſchen Geſandten Lützelburg und Zech [10]).

Weniger entſchieden als die Haltung der britiſchen und der ruſſiſchen Regierung war diejenige des Königs von Preußen. Derſelbe war eben damals wegen der Exceſſe ſeiner Werber in einen neuen Zwieſpalt, und zwar dießmal mit Holland gerathen. Ein preußiſcher Offizier hatte ſich auf holländiſches Gebiet gewagt und Soldaten der Beſatzung von Maſtricht zur Fahnenflucht und zum Eintritte in preußiſchen Dienſt zu verleiten geſucht. Er wurde ergriffen und vor ein Kriegsgericht geſtellt, welches das Todesurtheil über ihn ausſprach und dasſelbe auch in Vollzug ſetzen ließ. Allſogleich wurde auf Befehl des Königs eine Anzahl holländiſcher Offiziere und Soldaten, welche ſich eben auf ſeinem Gebiete befanden, gefangen genommen. Er drohte ſie alle hinrichten zu laſſen, wenn ihm nicht von Seite Hollands eine außerordentliche Genugthuung gewährt würde. Und als ſeine Miniſter ſich anfragten, worin dieſelbe zu beſtehen habe, ſchrieb er auf ihren Bericht: „Am neuen Thore ſoll der holländiſche Geſandte aus „der Kaleſche treten und knieend marſchiren bis auf den Paradeplatz, „und knieend um Pardon bitten. Dann will ich mich bedenken was ich „thun will [11])".

Dem Kaiſerhofe war dieſer Zwieſpalt des Königs von Preußen mit Holland außerordentlich unangenehm. Nicht nur gerieth hiedurch der Vergleich wegen der Erbfolge in Jülich und Berg, an deſſen Zuſtandekommen ſo viel gelegen war, neuerdings in's Stocken. Man fürchtete auch, daß der täglich ſich ſteigernde Haß, welchen der König bei der Mehrzahl ſeiner Nachbarn ſich zugezogen hatte, gegen den Kaiſer ſich wenden werde, der als Preußens treueſter Verbündeter galt. Endlich ſah man vorher, der König werde ſich bei den Gewaltmaßregeln, die er vorbereitete, an den Kaiſer um Unterſtützung wenden. Dieſelbe könne ihm jedoch, darüber waren Eugen und die übrigen Miniſter einig, unmöglich in einer Sache gewährt werden, in welcher er ſo vollkommen Unrecht habe. Denn obgleich man es lebhaft bedauere, daß die holländiſche Regierung trotz der Gegenvorſtellungen des kaiſerlichen Geſandten Grafen Wenzel Sinzendorff gleich zum Aeußerſten, zur Hinrichtung des preußiſchen Offiziers geſchritten ſei,

ſo könne man doch nicht in Abrede ſtellen, daß das ſtrenge Recht um ſomehr für ſie ſpreche, als ſie geraume Zeit her ſolche Uebergriffe mit Langmuth ertragen habe. Es könne durchaus nicht Wunder nehmen, wenn ſie, als keine Mittel der Vorſtellung oder Ueberredung mehr fruchten wollten, ſich endlich genöthigt ſah, entſcheidende Maßregeln zu ergreifen.

Der Kaiſer könne die auf deutſchem Reichsgebiete verfügte Anhaltung holländiſcher Offiziere und Soldaten, ſo erklärten Eugen und die übrigen Mitglieder der Conferenz, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Denn auf Reichsgebiet ſei der König von Preußen nicht unabhängig, und ließe man die Sache auf ſich beruhen, ſo würde dieß, wie es ſchon ſo oft der Fall geweſen, als eine unverantwortliche Begünſtigung Preußens angeſehen werden. Zwar werde der König auf das erſte mißbilligende Wort behaupten, man ziehe die neuen Freunde den alten vor, und zwinge ihn, ſich Frankreich in die Arme zu werfen. Dadurch dürfe jedoch der Kaiſer ſich nicht von demjenigen abhalten laſſen, was ſeine Pflicht als Oberhaupt des Reiches erheiſche [12]).

Seckendorff wurde beauftragt, am Hofe zu Berlin nachdrückliche Vorſtellung zu erheben. Obwohl er nicht zu tadeln ſei, bemerkte ihm Eugen, wenn er dem Könige gegenüber ſeine Haltung nach deſſen Eigenthümlichkeiten einrichte, ſo dürfe ſich ſolches doch nicht ſo weit erſtrecken, Preußens Verfahren zu billigen, wenn die Rechte eines Dritten dadurch verletzt würden. Der König ſei aufzufordern, alle Werbungen in fremden Ländern, außer wenn ihm von deren Fürſten ausdrückliche Bewilligung hiezu ertheilt werde, ein für allemal einzuſtellen. Denn er könne es nicht wagen ſich ein Recht anzumaßen, welches für ſich zu verlangen noch niemals einem regierenden Fürſten beigekommen ſei, dasjenige, auf fremdem Gebiete ohne Einwilligung des Landesherrn Soldaten anzuwerben.

Um Seckendorffs Vorſtellungen noch größeren Nachdruck zu geben, ſchrieb Eugen ſelbſt dem Könige und ſuchte ihm in ehrfurchtsvoller, doch unzweideutiger Weiſe ſein Unrecht klar zu machen und ihn zu vermögen, dieſen ſtets und in immer drohenderer Geſtalt wiederkehrenden Reibungen ein Ende zu machen [13]). Und da er erfuhr, daß der König, obgleich er das Schreiben Anfangs wohlwollend aufnahm, doch bald darauf Andeutungen machte, als ob man zu Wien nicht aufrichtig mit ihm verfahre, ſondern ſich wider ihn parteiiſch zeige, ſo richtete Eugen, dießmal an Seckendorff, ein

Schreiben, welches er jedoch ausdrücklich als zur Mittheilung an den König von Preußen geeignet bezeichnete.

Er beauftragte den Grafen Seckendorff, dem Könige zu Gemüthe zu führen, wie sehr es den Kaiser verletzen müsse, jeden Augenblick und ohne daß er den mindesten Anlaß dazu gebe, seine wohlwollenden Absichten, an denen er stets unverrückt festhalte, in Zweifel gezogen zu sehen. Hinsichtlich aller einzelnen Punkte wurden die Beschwerden des Königs als ungegründet dargestellt [14]). Und das möge er, fügte Eugen hinzu, offenherzig erklären, daß in der bisherigen Weise nicht fortgefahren werden könne, wenn man Alles, was in der besten Absicht geschehe, in falschem Lichte darzustellen suche. „Ich hoffe", so schloß der Prinz sein Schreiben, „daß Seine „Königliche Majestät von meiner Devotion und Ehrlichkeit noch eine so „gute Meinung haben, daß Sie versichert sein werden, ich sei wohl im „Stande zu schweigen, niemals aber mit Unwahrheit und Falschheit umzu„gehen. Wäre ich nicht gewiß, daß des Kaisers Majestät so aufrichtig in „ihrer Freundschaft gegen den König ist, so würde ich nicht so unumwunden „schreiben, wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke geschieht. Da ich „aber völlig davon überzeugt bin, so wird der König meine aus wahrer „Ergebenheit herrührende Freiheit nicht ungütig aufnehmen. Und es kann „ja Seine Majestät, wenn Sie zu irgend einem Argwohn Ursache zu haben „glaubt, dieselbe ohne Scheu entdecken, auf daß man sehen könne, ob deren „Grund zu beheben sei oder nicht. Denn es gibt nichts gefährlicheres unter „Verbündeten und Freunden, als Argwohn zu fassen und sich um dessen „Grund oder Ungrund nicht recht zu erkundigen. Dieß ist der beste Weg, „daß bei Minderung des so nöthigen gegenseitigen Vertrauens nach und „nach auch die Freundschaft geschwächt werde [15])."

Bei einem für alle Eindrücke so leicht empfänglichen Manne wie Friedrich Wilhelm konnte Eugens freimüthiges Schreiben nicht ohne Wirkung bleiben. Aber sie war auch, wie es bei derlei Menschen zumeist der Fall ist, nur eine vorübergehende. Hochtönende Betheuerungen rief sie hervor, welche, als es sich um Thaten und nicht bloß um Worte handelte, ohne Erfüllung blieben. „Meine Feinde mögen thun, was sie „wollen", schrieb der König an Seckendorff, als er ihm Eugens Depesche zurücksandte, „so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder er muß mich mit Füßen „wegstoßen, sonst ich mit Treue und Blut sein bin bis in mein Grab."

So lauteten des Königs Worte am 26. März 1733 [16]); wenige Wochen ſpäter war die frühere mißtrauiſche Stimmung völlig wieder zurückgekehrt, und jeder Schritt des Kaiſerhofes unterlag zu Berlin leidenſchaftlicher Erörterung und bitterem Tadel.

Es iſt kaum zu zweifeln, daß perſönliche Eiferſucht des Königs gegen den Kurfürſten von Sachſen die Haupturſache war, warum Friedrich Wilhelm, der ſich früher der Erſte gegen Stanislaus Leßczynski erklärt und durch den Löwenwolde'ſchen Vertrag deſſen Ausſchließung vom polniſchen Throne herbeizuführen geſucht hatte, nun plötzlich eine wenig verſteckte Hinneigung zu Stanislaus an den Tag legte. Zwar deutete er an, daß wenn ihm der Kurfürſt ſeine Unterſtützung theuer bezahle, er bereit ſei, ihm dieſelbe zu Theil werden zu laſſen. Dem Kurfürſten ſchien jedoch der geforderte Preis zu hoch, und in ſeinem Unmuthe darüber nahm der König von Preußen eine Haltung an, welche der Sache Leßczynski's weſentlichen Vorſchub leiſtete. Nichts könne für denſelben, ſo ſchrieb Eugen am 1. Juli 1733 an Seckendorff, günſtiger ſein als das Benehmen des Königs. „Wie iſt „aber", fuhr der Prinz fort, „eine ſolche Aufführung mit den ſo oft ertheil„ten Verſprechungen unveränderlicher Freundſchaft für den Kaiſer zu ver„einbaren? Wie kann der König, wenn ihm in der That das Wohl des „Erzhauſes ſo ſehr am Herzen liegt, deſſen ärgſtem Feinde, der mit Frank„reich und der Pforte ſo viel Nachtheiliges im Schilde führt, zur polniſchen „Krone zu verhelfen ſuchen."

„Mir wäre unendlich leid", erklärte Eugen in einem zweiten Schreiben, „wenn wegen dieſer Angelegenheit die früher ſo glücklich beſtandene „Einigung mit Preußen erkalten ſollte. Denn ich weiß in der That nicht, „weßhalb der König ſich über uns zu beſchweren hätte, indem wir ihm „Alles getreulich mitgetheilt und eben ſo oft als aufrichtig erklärt haben, „uns von ihm in keiner Weiſe trennen zu wollen [17])."

Es iſt leicht begreiflich, daß die zweideutige Haltung des Königs von Preußen zu Wien Unwillen erregte. Die Gegner Friedrich Wilhelms am Kaiſerhofe, Sinzendorff voran, ließen ſich die Gelegenheit nicht entgehen, wacker auf den König zu ſchmähen und ihn noch mehr zu verdächtigen, als er es verdienen mochte. Daß Eugen ſich ſeiner annahm und die Hoffnung ausſprach, der König werde, wenn es zum Ernſte komme, ſich vom Kaiſer nicht losſagen, ſachte Friedrich Wilhelms alte Zuneigung zu

dem Prinzen neuerdings an. Hoch und theuer verſprach er, daß er deſſen gute Meinung rechtfertigen werde. So lang er lebe, bis in den Tod wolle er dem Kaiſer und dem Hauſe Oeſterreich treu bleiben und ſeine Verpflichtungen pünktlich erfüllen [18]).

Auf Seckendorffs Rath ſuchte Eugen den König in dieſer Stimmung durch ein Schreiben zu beſtärken, welches er am 28. Juli 1733 an ihn richtete. Er dankte ihm für die Verſicherungen ſeiner Anhänglichkeit an den Kaiſer, und verbürgte ſich, daß er auf die gewiſſenhafteſte Erfüllung der Verpflichtungen rechnen könne, welche man gegen ihn eingegangen ſei. Nichts werde ruhmvoller für den König ſein, als wenn er durch eine baldige Vereinigung ſeiner Truppen mit den öſterreichiſchen ihre innige Eintracht klar an den Tag lege. Dann würden ſich diejenigen arg getäuſcht ſehen, welche auf die Behauptung Frankreichs gebaut hätten, der König von Preußen werde deſſen Unternehmungen kein Hinderniß in den Weg legen. Und zum Schluſſe erbot ſich der Prinz, mit dem Könige an einem von ihm näher zu bezeichnenden Orte zuſammenzutreffen, um für den Fall eines Krieges ſich über ein gleichmäßiges Vorgehen und gemeinſchaftliche Unternehmungen zu verſtändigen [19]).

Wirklich waren die Dinge ſo weit gekommen, daß die Wahrſcheinlichkeit eines allgemeinen Krieges von Tag zu Tage zunahm. Die Verhandlungen des Kaiſers und Rußlands mit dem Kurfürſten von Sachſen hatten nach längerer Dauer endlich zu einem beſtimmten Ergebniſſe geführt. Gegen die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction, gegen die Verſicherung, den Abſichten Rußlands mit Kurland nicht zu widerſtreben, war ihm die Hülfe beider Mächte zur Erlangung der polniſchen Krone zugeſagt worden. Ungemein entſchieden lauteten die Erklärungen, welche der Wiener Hof nach den verſchiedenſten Seiten hin abgab. Sinzendorffs Rathſchläge ſollen es geweſen ſein, durch die ſich der Kaiſer hiezu verleiten ließ. Denn bei der genauen Kenntniß, welche er aus längerem Umgange mit dem Cardinal Fleury von deſſen Charakter zu beſitzen meinte, glaubte Sinzendorff ſich dafür verbürgen zu können, daß eine entſchloſſene Sprache den Cardinal einſchüchtern, und er es nicht leicht zum Kriege kommen laſſen werde. Eugen hingegen ſoll ernſtlich gewarnt haben, die Sache nicht auf das Aeußerſte zu treiben und Frankreich keinen Vorwand zum Kampfe zu liefern [20]). In noch höherem Maße war dieß von Seite des Grafen

Gundacker Starhemberg der Fall. Wohl mögen Beide erkannt haben, wie wenig es in des Kaisers Interesse lag, in einen allgemeinen Krieg verwickelt zu werden, bei welchem auf keine von all den verbündeten Regierungen, weder auf Preußen noch auf Dänemark, auf Holland oder England mit Gewißheit gerechnet werden konnte, während die Hülfe Rußlands nur allzuweit entfernt war.

Es erscheint als eine Folge der Anschauungsweise, welche zu Wien die Oberhand behauptete, daß ein starkes Armeecorps in Schlesien zusammengezogen wurde. Prinz Ludwig von Württemberg, von seinem Zuge nach Corsica bekannt, erhielt den Oberbefehl über dasselbe. Auch die Russen sammelten ansehnliche Streitkräfte an der Grenze. Man meinte, durch die Aufstellung dieser Heeresmacht den Glauben zu widerlegen, welchem damals Viele sich hingaben, daß es dem Kaiser und Rußland nicht Ernst damit sei, sich nöthigenfalls auch mit Waffengewalt der Wahl Leßczynki's zu widersetzen. Die Russen sollten, so wurde bestimmt, wenn es erforderlich sein würde, zuerst die Grenze überschreiten. Und da sei es denn wahrscheinlich, schmeichelte man sich in Wien, daß auf die erste Nachricht von dieser Bewegung sich Alles nach dem Willen der verbündeten Mächte richten und die widerstrebende Partei von jeder ferneren Anstrengung abstehen werde [21]).

Nicht für weniger nothwendig als die Aufstellung von Truppen gegen Polen hielt man die Zusammenziehung einer zulänglichen Streitmacht, um Frankreich vom Friedensbruche abzuhalten. Auch hiezu wurden die Anstalten, jedoch freilich mit einer Langsamkeit getroffen, welche darauf hinwies, daß man nicht daran glaube, die Feindseligkeiten noch im Laufe des Jahres 1733 beginnen zu sehen. Inzwischen erneuerte man zu Wien die früheren Bestrebungen, von den verbündeten Mächten die Zusage zu erhalten, daß sie, wenn Frankreich aus Anlaß des Wahlstreites in Polen den Kaiser angreifen würde, demselben die allianzmäßige Hülfe nicht versagen wollten.

Die Erklärungen, die hierüber an den Kaiserhof ergingen, waren jedoch keineswegs zufriedenstellender Art. Diejenigen, welche von Preußen kamen, widersprachen sich so, daß man wenigstens einsah, auf den König durchaus nicht mit Bestimmtheit zählen zu können. Einmal versicherte er, bei erfolgendem Friedensbruche dem Kaiser mit seiner ganzen Macht zu Hülfe ziehen zu wollen [22]). Dann aber sagte er wieder, es sei ihm weit lieber, wenn

Stanislaus Leßczynski, als wenn der Kurfürſt von Sachſen die polniſche Krone erhalte [23]). Die größte Beſorgniß ſprach er für den Fall ſeiner Betheiligung an dem bevorſtehenden Kampfe für ſeine Truppen aus. Er fürchtete nicht nur, daß ſie in einem Feldzuge, wie es wohl nicht anders denkbar war, vielfachen Schaden leiden, ſondern mehr noch, daß ſie zum größten Theile der Fahne entlaufen würden [24]). Und bei der gewaltſamen Art, mit welcher die Mehrzahl der Soldaten zum Dienſte gepreßt war, hätte dieß keineswegs Wunder nehmen können.

Auch die Aeußerungen der übrigen Verbündeten des Kaiſers lauteten nicht viel tröſtlicher als diejenigen Preußens. Dänemark behauptete, der Ausbruch eines Krieges über die polniſche Königswahl ſei kein Fall, in welchem die traktatmäßig feſtgeſetzte Hülfe einzutreten habe. Holland aber und England ſprachen ſich zwar beruhigender, jedoch immerhin in einer Weiſe aus, welche an ihrem guten Willen, die Bundesverträge treulich zu beobachten, einigen Zweifel hervorrief.

Eben ſo gern als er die ihm verbündeten Regierungen zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen vermocht hätte, würde der Kaiſer einen neuen Alliirten für ſich gewonnen haben, deſſen Hülfeleiſtung wider Frankreich ihm für Italien von höchſter Wichtigkeit geweſen wäre. Es war dieß Eugens naher Verwandter, Karl Emanuel III., König von Sardinien.

Seitdem König Victor Amadeus durch die verwerflichſten Umtriebe Eugens Macht am Kaiſerhofe zu brechen, ja ihn wohl gar von dort zu entfernen geſucht hatte, war das früher ſchon ſo ſehr gelockerte Band zwiſchen den beiden erlauchten Sprößlingen des Hauſes Savoyen völlig zerriſſen. Es iſt keine Spur vorhanden, daß dasſelbe neuerdings angeknüpft worden wäre. Nicht allein der Umſtand, daß jenes empörende Betragen den Prinzen auf's tiefſte verletzt hatte, war daran Schuld. Das gierige Verlangen des Königs Victor nach Vergrößerung ſeines Länderbeſitzes auf Koſten des Kaiſers, ſein wenig verhülltes Beſtreben, ſich immer beträchtlichere Beſtandtheile der Lombardie anzueignen und endlich völlig Herr von Mailand zu werden, mußte jede Annäherung des Prinzen an ſeinen Vetter von vorn herein unmöglich machen. Denn auf nichts hielt Eugen ſo ſehr als darauf, dem Hauſe Oeſterreich ſeine Staaten ungeſchmälert zu erhalten. Bei jeder Gelegenheit ſprach daher der Prinz es aus, daß von Victor Amadeus nichts Gutes für Oeſterreich zu erwarten ſei.

Der König denke an nichts, als ein Stück des mailändiſchen Gebietes nach dem andern zu erhaſchen. Ihm hierin auch nur im geringſten zu willfahren, ſei auf das entſchiedenſte zu widerrathen. Denn wenn man jedesmal, ſobald der politiſche Himmel ſich verdüſtern ſollte, die Freundſchaft Sardiniens mit einer neuen Gebietsabtretung erkaufen würde, ſo könnte ja nur der allmälige Verluſt alles deſſen, was man ſich eben erhalten wolle, die Folge davon ſein [25]).

Eine völlige Aenderung ſchien in dieſe Verhältniſſe zu kommen, als König Victor Amadeus plötzlich den Entſchluß faßte, der Krone zu entſagen. Am 2. September 1730 legte er die königliche Würde in die Hände ſeines Sohnes Karl Emanuel nieder. Den Grafen Philippi aber, des Kaiſers Geſandten zu Turin beauftragte Victor Amadeus, den Schritt welchen er gethan, dem Prinzen Eugen anzuzeigen. „Verſichern Sie meinen Vet„ter," ſagte er demſelben, „daß ich ihn immer geliebt und geſchätzt habe, „und daß ich ihn bitte mich zu bedauern, wo ich bedauerungswürdig er„ſcheine, und mir dort, wo ich es verdiene, Gerechtigkeit widerfahren zu „laſſen. Ich empfehle ihm meinen Sohn und er möge ſich immerdar unſerer „gemeinſamen Abſtammung erinnern [26])".

Zwei Tage nach ſeiner Thronbeſteigung erſtattete Karl Emanuel III. in den verbindlichſten Ausdrücken und mit der Verſicherung aufrichtigſter Freundſchaft und Anhänglichkeit dem Prinzen Eugen Anzeige von dieſem Ereigniſſe [27]). Auch Philippi berichtete viel von der günſtigen Stimmung des neuen Königs für Eugen. Der Prinz aber forderte den kaiſerlichen Geſandten auf, von nun an ſeine Wachſamkeit zu verdoppeln. Denn die Gegner des Hauſes Oeſterreich würden es an Bemühungen nicht fehlen laſſen, den König auf ihre Seite zu ziehen. Und wenn derſelbe, wie Philippi behaupte, die Ruhe und den Frieden dem Kriege vorziehe, ſo müſſe man ihm klar machen, daß er beides bei Niemanden mehr als in enger Vereinigung mit dem Kaiſer zu finden vermöge. Sei er jedoch kriegeriſch geſinnt und bereit dazu, einen Theil des Seinigen zu wagen um noch mehr zu gewinnen, ſo möge man ihn davon überzeugen, daß ihm nichts gefahrdrohender ſei als fremden Truppen den Zutritt in ſein Land zu geſtatten, welche er, wenn er deren nicht mehr bedürfe, aus demſelben zu entfernen ſchwerlich im Stande ſein würde. Er müßte ſich der Gnade des bourboniſchen Königshauſes preisgegeben ſehen, welches zu jeder Zeit der gefähr-

lichſte Feind des Hauſes Savoyen geweſen ſei. Und ſollte der Krieg noch überdieß zu ſeinem Nachtheile ausſchlagen, ſo würde er ſich in Gefahr ſetzen nicht nur dasjenige, was die Allianz mit dem Hauſe Oeſterreich ſeinem Vater eingetragen habe, ſondern auch noch mehr zu verlieren. Vom Kaiſer hingegen würden ihm wirkliche Vortheile in Ausſicht geſtellt. Denn derſelbe ſei bereit, wenn ſich der König mit ihm verbünden wolle, jedem billigen Verlangen zu entſprechen [28]).

Hierauf nun, auf die Verwirklichung einer Allianz zwiſchen Oeſterreich und Sardinien waren Eugens eifrige Bemühungen gerichtet. Wie es der Prinz vorhergeſagt hatte, ſo ſuchten auch die übrigen Mächte, insbeſondere Frankreich und Spanien die Freundſchaft des neuen Königs zu gewinnen. Der Graf von Santa Cruz unterhandelte für das Erſtere, für das Letztere aber Eugens Vetter, der Prinz von Carignan, ſammt ſeiner Gemahlin, welche eine natürliche Tochter des Königs Victor und als Meiſterin in der Intrigue [29]) eine durchaus nicht gering zu achtende Gegnerin war.

Daß die Beſtrebungen Frankreichs und Spaniens, den König von Sardinien mit dem Kaiſer zu verfeinden, erfolglos blieben, konnte dem Prinzen nur höchſt erwünſcht ſein. Durch den Grafen Philippi ließ er den König über die Zurückweiſung der Anerbietungen Frankreichs beglückwünſchen. Wiederholt machte er ihn darauf aufmerkſam, daß die Erfahrung lehre, wie wenig den Verſprechungen dieſer Krone zu trauen ſei [30]). Das einzige Mittel ſich vor deren üblen Abſichten zu ſchützen, beſtehe in der engſten Vereinigung mit dem Kaiſer. Denn dieſer habe das meiſte Intereſſe, darüber zu wachen, daß die Ruhe in Italien erhalten werde und Frankreich ſeine Nachbarn, insbeſondere Sardinien nicht unterdrücke [31]).

Ueberhaupt zeigte Eugen von nun an wieder lebhaften Antheil an Allem, was Sardinien ſelbſt und deſſen Königshaus anging. Nur die Perſönlichkeit und die Haltung König Victors hatten die frühere Entfremdung verurſacht. So rieth der Prinz dringend zur Beilegung der Streitigkeiten, welche damals zwiſchen dem Hofe von Turin und dem heiligen Stuhle ausbrachen, und er bot hiezu die Vermittlung des Kaiſerhofes an. In erhöhtem Maße aber beſchäftigte ihn jenes Ereigniß, welches ſich im Schoße des Hauſes Savoyen zutrug und überall das größte Aufſehen erregte.

Nur allzubald hatte König Victor den übereilten Schritt bereut, der Krone zu entſagen und ſie in ſeines Sohnes Hände zu legen. Die Unthätigkeit ſeiner Lebensweiſe langweilte, das Aufhören der früheren Huldigungen verletzte ihn. Hiezu kamen noch die Aufreizungen eines ehrgeizigen Weibes, welches den alten König beherrſchte und durch ihn Sardinien zu regieren trachtete. Und was vielleicht das Wirkſamſte war, Victor Amadeus mißbilligte die friedliche Politik, welche ſein Sohn befolgte. Dieſe Mißſtimmung König Victors wurde von Frankreich mit gewohnter Geſchicklichkeit benützt. Man brachte ihm den Gedanken in den Kopf, die Krone den Händen ſeines Sohnes zu entreißen und ſie ſich ſelbſt wieder auf das Haupt zu ſetzen.

Die Art und Weiſe, in welcher Victor Amadeus hiebei vorging, läßt keinen Zweifel übrig, daß er ſich damals nicht mehr im Beſitze ſeiner früheren Geiſteskräfte befand. Der Scharfſinn und die ſchlaue Berechnung, mit welchen er ſonſt ſeine Plane anzulegen verſtand, die Selbſtbeherrſchung, mit der er über jedes ſeiner Worte, über jede ſeiner Mienen wachte, um die Andern zu täuſchen, waren verſchwunden. Schon durch Wochen vorher machte er ſeinem Ingrimme wider den Sohn und deſſen Umgebung in erbitterten Ausdrücken Luft und kündigte ſeinen Entſchluß an, ſich des Staatsruders wieder zu bemächtigen, welches Jener nicht zu führen verſtehe. Hiedurch und durch die verletzende Begegnung, die er von ſeinem Vater erfahren mußte, ſah Karl Emanuel ſich veranlaßt, am 29. September 1731 deſſen Verhaftung zu verfügen. Noch an demſelben Tage kündigte er dieſen Schritt und die Gründe, welche ihn dazu vermocht hatten, dem Prinzen Eugen an [32]).

Es iſt natürlich, daß der Prinz jede Einmiſchung in eine ſo widerwärtige Begebenheit zu vermeiden trachtete. Er beſchränkte ſich darauf, dem Könige Karl Emanuel für den Beweis des Vertrauens zu danken, welchen er ihm durch die ſchleunige Benachrichtigung und durch die Art und Weiſe gegeben habe, in der dieſelbe abgefaßt war [33]). Einer unbetheiligten Perſon, dem Grafen Seckendorff gegenüber äußerte jedoch der Prinz, daß es ohne allen Zweifel ein ſchweres Vergehen wäre, wenn Karl Emanuel ſich ohne zureichenden Grund zu ſolchen Schritten wider ſeinen Vater hätte verleiten laſſen. Doch dürfe man nicht vergeſſen, daß der jetzige König von einer beſonders guten Gemüthsart ſei. Auch ſolle er alles nur

mit Vorwiſſen und auf Einrathen ſeiner Miniſter gethan haben. Endlich dürfe man kaum daran zweifeln, daß ſich König Victor auf Anſtiften und mit Hülfe Frankreichs wieder auf den Thron zu ſchwingen geſucht habe, wodurch nothwendiger Weiſe gefährliche innere Spaltungen im Lande hervorgerufen worden wären. Die Beſtürzung, welche die franzöſiſche Regierung über den Ausgang dieſes Anſchlages nicht zu verläugnen vermocht habe, ſei hiefür der deutlichſte Beweis [34]).

Die Anſicht, welche damals ſo ziemlich allgemein die herrſchende war, König Victor ſei durch Frankreich aufgeſtachelt worden, ſeinen Sohn wieder vom Throne zu ſtoßen, ſich ſelbſt der Gewalt zu bemächtigen und dieſelbe zu einem gemeinſchaftlichen Einfalle mit Frankreich in die Lombardie zu benützen, mochte Urſache ſein daß Eugen die Maßregeln Karl Emanuels wider ſeinen Vater doch milder beurtheilte, als er es ſonſt wohl gethan hätte. Denn er mußte auch ſeinerſeits das Mißlingen der Abſichten König Victors als ein Glück für den Kaiſerhof anſehen. Und er durfte daraus den Schluß ziehen, daß durch dieſen Vorfall Karl Emanuel dem Hofe von Verſailles völlig entfremdet und in noch höherem Maße als bisher an den Kaiſer gekettet werden würde.

Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, dieſe Stimmung, die er bei Karl Emanuel vorausſetzte, zu benützen, drang Eugen darauf, daß der General Graf Philippi, welcher eben damals von Turin abweſend war, ſchleunigſt dahin zurückkehre. Er überbrachte ein Schreiben Eugens an den König, erfüllt von den Verſicherungen wahrer und beſtändiger Freundſchaft des Kaiſers. „Sie ſind zu wohl unterrichtet", ſchrieb ihm der Prinz, „über Ihre „eigenen Intereſſen und diejenigen ganz Italiens, um nicht zu erkennen, „daß nichts natürlicher, nichts nothwendiger iſt als die Vereinigung beider „Höfe. Die Sorge für ihre gegenſeitige Sicherheit ſollte ſie zu einer un„auflöslichen geſtalten. Denn nur ſo ſind ſie im Stande, eben ſo gefähr„lichen als mächtigen Nachbarn zu widerſtehen, welche aus tauſend „Gründen weder der einen noch der anderen der beiden Mächte wohl„wollen [35])".

Mit der Verſicherung ſeines lebhaften Wunſches, dieſe Einigung zwiſchen den Höfen von Wien und Turin ſich zu einer dauernden geſtalten zu ſehen, mit den Ausdrücken wahrhafter Zuneigung und Ergebenheit ſchloß Eugen ſein Schreiben. Es wurde von Karl Emanuel in gleicher Weiſe erwiedert [36]).

Solche Erklärungen führten jedoch nothwendiger Weiſe zu einer Erörterung der Mittel und Wege, durch welche ein Freundſchaftsverhältniß, das der Kaiſerhof aufrichtig wünſchte und welches man auch in Turin zu begehren ſchien, zu gründen und zu befeſtigen wäre. Eugen bat den König, dem Grafen Philippi den Entwurf eines Bundesvertrages zwiſchen den beiden Höfen einzuhändigen, um hierüber in fernere Verhandlung treten zu können [37]).

Auch an den Marquis d'Ormea, jenen talentvollen Emporkömmling, welcher von König Victor aus unſcheinbaren Lebensverhältniſſen hervorgezogen, unter deſſen Sohne und Nachfolger unbedingt die bedeutſamſte Stelle in der Regierung einnahm, ſchrieb Eugen in gleichem Sinne. Indem er ihn ſeiner hohen Achtung verſicherte und ſeiner Befähigung ſowohl als ſeiner Geſinnung die ſchmeichelhafteſten Lobpreiſungen ſpendete, ſprach der Prinz die Hoffnung aus, der Marquis d'Ormea werde ſeinen großen Einfluß anwenden, um die Freundſchaft zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Sardinien immer mehr zu befeſtigen. „Beide Höfe werden darin", ſagte ihm der Prinz, „ihre Sicherheit und ihren Vortheil, Italien aber die einzige „Schutzwehr gegen die Gefahr finden, welche es bedroht. Wenn ich jemals „die Hoffnung gehegt habe, die beiden Staaten vollkommen geeinigt zu „ſehen, ſo iſt es unter einem Monarchen wie der König, und unter einem „Miniſter wie Sie es ſind, welcher die Wirklichkeit vom eitlen Scheine „und das wahre Wohl unſeres Hauſes von falſchen Vorurtheilen zu un„terſcheiden verſteht [38])".

Leicht mag es ſein, daß dieſe zuvorkommende Sprache des Prinzen weniger der Ausdruck ſeiner Ueberzeugung von den wohlwollenden Abſichten des Königs von Sardinien und des Marquis d'Ormea, als derjenige ſeines Beſtrebens war, beide für die Sache des Kaiſers zu gewinnen. Aber mit Worten, ſo wohlklingend ſie auch lauten und ſo begründet ſie ſein mochten, ließ ſich am Turiner Hofe nichts ausrichten. Gar bald zeigte es ſich, daß König Emanuel, ſo feindſelig er auch gegen ſeinen Vater aufgetreten war, hinſichtlich der auswärtigen Politik doch völlig in deſſen Geiſte handelte. Er hegte die gleiche Begierde nach Vergrößerung ſeines Landes, die gleiche Abſicht, ſich nicht auf die Seite desjenigen zu ſtellen, für welchen das offenbare Recht ſprach, ſondern dem Meiſtbietenden ſeine Freundſchaft zu verkaufen und in dem Streite, deſſen Ausbruch für eine

Digitized by Google

nicht allzuferne Zukunft vorherzuſehen war, demjenigen beizuſtehen, welcher dafür die größten Vortheile verſprach.

Es war ein Unglück für den Kaiſer, daß während er allein nichts ſuchte als ſich und ſeinem Hauſe den Beſitz jener Erbländer zu wahren, welche kraft ſo vieler feierlich beſchworner Verträge ihm angehörten, eine Kette von Nachbarſtaaten ihn umgab, deren Fürſten mit einer Ländergier ohne Gleichen nach Vergrößerung ihres Beſitzthums ſtrebten, und dieſe Abſicht einzig und allein auf Koſten des Hauſes Oeſterreich zu erreichen trachteten. Gleiches war auch von Seite Sardiniens der Fall. Bald zeigte es ſich, daß trotz der oft wiederholten Verſicherungen von Anhänglichkeit und Ergebenheit, welche Karl Emanuel und der Marquis d'Ormea ausſprachen, ein Bündniß mit Sardinien nur durch eine neue Gebietsabtretung erlangt werden konnte. Hiezu war aber der Kaiſer eben ſo ſchwer zu bewegen, als Eugen ſelbſt ihm zu ſolchem Zugeſtändniſſe nicht rathen konnte [39]). Es handelte ſich gerade darum, dem Kaiſer ſeine Erbländer zu erhalten, und nicht ſie ſtückweiſe wegzuwerfen für Verſprechungen, von denen noch überdieß höchſt ungewiß war, in welcher Weiſe ſie erfüllt werden würden.

Durch das allmälige Verſchwinden der früher gehegten Hoffnung, als Preis ſeines Beiſtandes von dem Kaiſer ein beträchtliches Stück Landes zu erlangen, wurde Karl Emanuel bewogen, den Einflüſterungen Frankreichs mehr und mehr ſein Ohr zu leihen. Bald war es vergeſſen, daß Frankreich durch König Victors Wiedererhebung auf den Thron deſſen Sohn von demſelben zu verdrängen geſucht hatte. Waren ja doch die Zuſagen Frankreichs wahrhaft glänzende zu nennen. Denn nicht auf ſeine eigenen Koſten, ſondern auf diejenigen des Hauſes Oeſterreich wollte es Karl Emanuel bezahlt machen für die Hülfe, die er in dem Kriege wider den Kaiſer zu leiſten ſich anheiſchig machte.

Am 7. September 1733 wurde das Bündniß Sardiniens mit Frankreich gegen das Haus Oeſterreich unterzeichnet. Dennoch fuhr Karl Emanuel fort, mit dem Grafen Philippi, welchen er bis auf den letzten Augenblick über ſeine wahren Abſichten zu täuſchen gewußt hatte, über einen Allianzvertrag mit dem Kaiſer zu unterhandeln. Erſt als die franzöſiſchen Truppen ſo nahe herangerückt waren, daß der König von den öſterreichiſchen Streitkräften, die ſich in der Lombardie befanden, nichts mehr zu beſorgen hatte,

warf er die Maske ab. Am 14. Oktober 1733 wurde dem Geſandten des Kaiſers die Kriegserklärung zugeſtellt. Wenige Tage darauf verließ er Turin und begab ſich, da man ihm die Erlaubniß verſagte, zu Lande zu reiſen, den Po hinab nach Mantua [40]).

Obgleich Eugen ſchon längſt eingeſehen hatte, daß ſeine frühere Meinung von Karl Emanuel und dem Marquis d'Ormea eine allzu günſtige geweſen war [41]), ſo wurde er doch durch dieſes treuloſe Benehmen des Turiner Hofes nicht wenig überraſcht. Die lebhaften Verhandlungen desſelben mit Frankreich hatten ihn zwar ſehr beunruhigt; dennoch war er immer der Meinung geweſen, der König beabſichtige eigentlich nichts als die kaiſerliche Regierung einzuſchüchtern und ſie zu den gewünſchten Zugeſtändniſſen zu drängen [42]). Er könne es nicht glauben, ſchrieb er noch wenige Tage bevor Karl Emanuel ſeinen Vertrag mit Frankreich wirklich abſchloß, daß der König ſo weit gehen werde, ſeine Truppen mit denjenigen Frankreichs zu vereinigen, oder den letzteren auch nur den Durchmarſch durch ſein Land zu geſtatten. Das Beiſpiel des vergangenen Krieges und die Gefahr, in welcher König Victor ſich befunden habe, ſeine Länder für immer zu verlieren, ſeien noch zu neu, um ſo ſchnell vergeſſen zu werden. „Und wenn auch," fuhr der Prinz fort, „es den beiden Monarchen gelänge „uns aus der Lombardie zu vertreiben, wer würde mehr hiebei verlieren „als dieſer Fürſt, der ſich dann von allen Seiten von dem Hauſe Bourbon „umringt ſähe, während wir außer Stand geſetzt wären, ihn gegen „die Bedrückungen in Schutz nehmen, welche ſicher nicht ausbleiben „würden [43])".

So ſehr hatte Eugen darauf gehofft, daß der König von Sardinien es mit ſeinen ſo oft wiederholten Freundſchaftsverſicherungen redlich gemeint habe, daß er noch am 14. Oktober 1733, an demſelben Tage, an welchem des Kaiſers Geſandter zu Turin die ſardiniſche Kriegserklärung erhielt, den Schritt des Statthalters Grafen Daun billigte, welcher bei dem Anmarſche der franzöſiſchen Truppen gegen die Grenze den Oberſt von Berlichingen nach Turin abſandte, um dem Könige den größten Theil der in der Lombardie befindlichen Streitkräfte zum Beiſtande wider Frankreich anzubieten [44]). Vierzehn Bataillone, vierzehn Grenadiercompagnien und zweitauſend Pferde ſollten unter dem Commando des Generals der Cavallerie Prinzen Friedrich von Württem-

berg auf den erſten Wink nach Piemont aufbrechen. Die plötzliche Abreiſe des ſardiniſchen Geſandten Solar von Wien mußte jedoch den ſtärkſten Verdacht erregen. Und als endlich die Nachricht eintraf von dem wiederholten Treubruche, welchen der Kaiſerhof von Seite Sardiniens erleiden mußte, da zeigte ſich Eugen durch dieſen Schlag im Innerſten verletzt. „Als Prinz des Hauſes Savoyen," ſchrieb er dem Grafen Philippi, „ſchmerzt mich dieſer Schritt des Königs, denn er hätte keinen thun können, „der ſeinem eigenen Wohle ſchädlicher wäre. Er und ſeine Nachfolger wer„den höchſt wahrſcheinlicher Weiſe Urſache haben, ihn ſchwer zu bereuen. „Aber ſo iſt das Schickſal der Fürſten, welche ſich von Miniſtern „leiten laſſen, die ihre Privatintereſſen denjenigen ihres Monarchen vor„ziehen [45])."

Fünfzehntes Capitel.

Während der Kaiſer in ſeinen Erbländern rüſtete, in Deutſchland aber und in Italien unterhandelte, um einem Angriffe Frankreichs begegnen zu können, waren in Polen ſelbſt die Dinge zur Entſcheidung gekommen. Durch Verkleidung unkenntlich gemacht, war Stanislaus Leßczynski dorthin geeilt und in Warſchau zum Könige gewählt worden. Dieſes Ereigniß gab das Zeichen zum Einmarſche ruſſiſcher Truppen in Polen. Unter ihrem Schutze wurde von der Gegenpartei der Kurfürſt von Sachſen als Auguſt III. zum Könige gewählt. Stanislaus, von der Mehrzahl ſeiner Anhänger verlaſſen, floh nach Danzig, wo ruſſiſche und ſächſiſche Streitkräfte ihn belagerten. Ganz Polen unterwarf ſich dem Könige Auguſt, der zu Ende des Jahres 1733 in Krakau feierlich gekrönt wurde.

Zwei Gründe waren es, welche den Kaiſer abhielten, ſo wie es von Rußland geſchah, auch ſeinerſeits Truppen in Polen einrücken zu laſſen. Er mochte nicht derjenige ſein welcher den Frieden brach, und dadurch daß er nach keiner Seite hin als Angreifer auftrat, wollte er auch jede Unternehmung gegen ſeine eigenen Länder als offenbares Unrecht erſcheinen laſſen. Außerdem begriff er leicht daß es weit zweckmäßiger ſei, ſeinen Streitkräften eine Stellung anzuweiſen, in der ſie wider den furchtbarſten Feind, wider Frankreich gebraucht werden konnten, als ſie in Polen zu verwenden, wo die Ruſſen und Sachſen vollkommen genügten, um der geringen Hinderniſſe Meiſter zu werden, welche ſich dem Könige Auguſt entgegenſtellten. Der Kaiſer rief daher den größten Theil ſeiner Truppen aus Schleſien ab und ließ ſie bei Pilſen ein Lager beziehen.

Aber die eine wie die andere Rückſicht erwies ſich in gleicher Weiſe als wirkungslos. Dadurch, daß der Kaiſer den Frieden nicht brach, ließ Frankreich, wenig um Recht oder Unrecht bekümmert, ſich nicht beirren, ſeinerſeits den erſten Schritt zur Eröffnung der Feindſeligkeiten zu thun. Und die Zuſammenziehung von Truppen bei Pilſen erſchien ebenfalls nur als eine halbe Maßregel. Denn lange bevor dieſelben an Ort und Stelle

eintrafen, hatte Frankreich den erſten Streich geführt, der es wider den Kaiſer in unberechenbaren Vortheil ſetzte.

Um ſich mit größerer Beſtimmtheit den Sieg zu ſichern, war Frankreich wie mit Sardinien, ſo auch mit Spanien in Verhandlungen getreten und hatte ſich deſſen Beiſtandes zum Kampfe wider das Haus Oeſterreich vergewiſſert. Noch waren kaum zwei Jahre vorüber, ſeit Spanien mit dem Kaiſer und England den Vertrag abgeſchloſſen hatte, in Folge deſſen der Infant Don Carlos von Parma und Piacenza ſo wie von den toscaniſchen Feſtungen ungehindert Beſitz nahm. Trotz dieſer pünktlichen Erfüllung deſſen, wozu der Kaiſer ſich anheiſchig gemacht hatte, zögerte König Philipp V., von ſeiner ehrgeizigen Gemahlin angetrieben, doch nicht im mindeſten, den Frieden mit dem Kaiſer zu brechen und ſich zum Kriege wider ihn mit Frankreich zu vereinigen.

Die Wahl des Kurfürſten von Sachſen zum Könige von Polen gab das Zeichen zum Beginne der Feindſeligkeiten. Obgleich die Truppen des Kaiſers die polniſche Grenze nicht überſchritten, ſondern die ruſſiſchen Streitkräfte allein die Bekämpfung Leßczynski's unternommen hatten, ſo behauptete doch der König von Frankreich, durch die ſeinem Schwiegervater vom Kaiſer zugefügte Schmach ſei ſeine eigene Ehre verletzt, und durch gerechte Rache müſſe er dieſelbe wieder rein waſchen vor aller Welt.

In dieſem Sinne lautete das Kriegsmaniſeſt, welches der franzöſiſche Hof verbreiten ließ, um den Friedensbruch zu beſchönigen. Es fiel dem Kaiſerhofe nicht ſchwer es darzulegen, daß Frankreich die polniſche Wahlſache nur als Vorwand benutzte zur Erneuerung ſeiner ſo oft wiederholten und nicht ſelten geglückten Verſuche, die Macht des Hauſes Oeſterreich zu ſchwächen und ſeine eigene auf deſſen Koſten zu erhöhen. Gleiches war von Seite Spaniens und Sardiniens der Fall, deren Maniſeſte noch überdieß mit ſo geringer Geſchicklichkeit abgefaßt waren, daß ſie auch das kurzſichtigſte Auge über das eigentliche Vorhaben der Höfe von Madrid und Turin nicht zu täuſchen vermochten.

An dem Tage an welchem die Nachricht von der Erwählung Auguſts III. zum Könige von Polen in Verſailles eintraf, ging an den Herzog von Berwick der Befehl ab, den Rhein zu überſchreiten. Am 12. Oktober 1733 wurde der Uebergang bewerkſtelligt und Kehl berannt. Ein Verſuch, die Feſtung im erſten Anlauf zu nehmen, mißlang. Man ſchritt daher zu einer

förmlichen Belagerung, und am 29. Oktober capitulirte die Beſatzung auf die Bedingung freien Abzuges nach Ettlingen.

Von weit größerer Bedeutung noch waren die Kriegsunternehmungen der Franzoſen in Italien. Auch hier ſtellten ſie an die Spitze ihrer Streitkräfte, wie ſie es am Rheine gethan hatten, eine Berühmtheit aus dem letzten großen Kriege wider den Kaiſer. Es war dieß Niemand geringerer als Eugens alter Gegner auf den Schlachtfeldern wie in diplomatiſcher Verhandlung, und zu gleicher Zeit ſein langjähriger Freund, der Marſchall von Villars.

Zwei Jahrzehnte hindurch hatte der wohlwollende Verkehr zwiſchen den beiden berühmten Feldherrn ununterbrochen fortgedauert. Seit den Tagen jener lebhaften Wortgefechte zu Raſtadt, welche, ſtatt ſie einander zu entfremden, vielmehr den Grund ihrer Freundſchaft legten, hatten ſie ſich zwar nicht wiedergeſehen, aber auch keinen Anlaß unbenützt vorüber gehen laſſen, ſich gegenſeitig Zeichen wohlwollender Erinnerung zu geben. Bald ſprach der Marſchall Villars dem Prinzen ſeinen lebhaften Antheil an deſſen Siegen wider die Türken aus; bald forderte er ihn auf, ja gewiß zu perſönlicher Ausübung ſeiner Statthalterſchaft nach den Niederlanden zu kommen. Dann werde er, was die Politiker auch darüber ſagen möchten, die Reiſe dorthin unternehmen, um ein fröhliches Wiederſehen zu feiern [1]). Hierauf empfahl er ihm wieder — im Juli 1724 — den Herzog von Richelieu, welcher ſich als Frankreichs Botſchafter an den Kaiſerhof begab [2]). Endlich theilte er ihm freundſchaftlichſter Weiſe nähere Angaben über ſeine Lebensweiſe mit. Der Marſchall rühmte dem Prinzen die Schönheit ſeines Hauſes und ſeiner Gärten zu Villars, welche in ſeinen Augen um ſo größeren Werth hätten, als er zu den Koſten von ſechzehn Millionen, die ihre Anlegung erforderte, auch nicht das Mindeſte beigetragen habe. Mit der Geſchwätzigkeit des Alters und der Selbſtbewunderung des Franzoſen brüſtete er ſich, daß er ſich täglich nach Paris begebe, um der Oper beizuwohnen, und noch des Nachts wieder nach Verſailles zurückkehre [3]).

Alle dieſe Mittheilungen wurden von Eugen in ſeiner gewohnten verbindlichen und zugleich beſcheidenen Art erwiedert [4]). Und noch in demſelben Jahre, in welchem der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich ausbrach, beantwortete der Prinz ein Schreiben des Marſchalls mit

lebhaften Verſicherungen unveränderlicher Freundſchaft. „Wie übrigens „alle menſchlichen Dinge", ſagte er ihm, „ihren Lauf und ihre Zeit haben, „ſo iſt es wohl natürlich, daß wir beide nicht jünger werden. Daher freut „es mich beſonders, daß Sie ſich noch ſo kräftig fühlen, und ich verfehle „nie, mich bei den Perſonen welche von Paris kommen, nach Ihrer Ge„ſundheit zu erkundigen, an der ich ſo großen Antheil nehme. Was die von „Ihnen berührten Weltſachen betrifft, ſo iſt es mit denſelben jetzt wie „allzeit beſchaffen. Viele Plane, große Entwürfe und tauſend geheime Um„triebe, welche nur darauf abzielen, die öffentliche Ruhe und das Glück „zu ſtören, deſſen Europa ſo leicht genießen könnte, wenn man ſich nicht „immer das Vergnügen machte es daran zu hindern. Was uns betrifft, „ſo wünſchen wir nichts als das Unſrige zu behalten und ſind weit entfernt „nach dem Gute Anderer zu ſtreben. Daher erwarten wir auch ruhig die „Entwicklung der Scene, und wenn man uns angreift, ſo werden wir uns „ſo gut zu vertheidigen ſuchen als wir es im Stande ſind [5])".

Der Augenblick, welcher gleichſam prophetiſch hier angedeutet wird, war nun eingetreten, und beide Feldherrn, Eugen und Villars erhielten die Beſtimmung, in dem großen Drama, welches begann, Hauptrollen zu übernehmen. Kaum war am Rheine der erſte Schlag geſchehen, ſo ſchickte Frankreich ſich an, einen zweiten und noch kräftigeren in Italien zu führen. Am 25. Oktober 1733 verließ der Marſchall Villars Fontainebleau. Am 6. November war er in Turin, am 11. bei den franzöſiſchen und ſardiniſchen Streitkräften, mit welchen König Karl Emanuel die Feindſeligkeiten bereits begonnen hatte.

Es ſoll nicht beſtritten werden, daß der Kaiſerhof, ja Eugen ſelbſt der Meinung waren, der Krieg werde nur am Rheine oder mit einem Angriffe auf Luxemburg, nicht aber zu gleicher Zeit in Italien beginnen. Die Erwartung, Sardinien ſeinen ſo oft wiederholten Verſicherungen treu bleiben und nicht wider den Kaiſer Partei nehmen zu ſehen, trug zu dieſer Täuſchung das Meiſte bei. Sie war Schuld, daß der Feldmarſchall Graf Daun im Auguſt 1733 den Auftrag erhalten hatte, einige Regimenter aus der Lombardie zu dem Armeecorps abzuſenden, welches bei Pilſen zuſammengezogen wurde [6]). Und als endlich die Annäherung franzöſiſcher Truppen an die italieniſche Grenze doch auf eine Unternehmung nach jener Seite ſchließen ließ, da meinte Eugen, ſeinem königlichen Vetter noch im-

mer keinen Treubruch zutrauend, Karl Emanuel werde den Franzoſen den Durchzug durch ſein Land nicht geſtatten, und daher Frankreich ſich hüten, bei ſo weit vorgerückter Jahreszeit noch den Kampf zu beginnen [7]).

Zu ſpät klärte das Benehmen des Königs von Sardinien den Irrthum auf, in welchem man ſich ihm gegenüber befunden hatte. Sein plötzlicher Angriff auf die Lombardie traf die kaiſerlichen Streitkräfte daſelbſt nicht gehörig vorbereitet zu ausreichender Vertheidigung. Und was das Uebel am ärgſten machte, war derſelbe Umſtand, der ſo oft ſchon dem Hauſe Oeſterreich die tiefſten Wunden geſchlagen hatte: die Uneinigkeit unter denjenigen, welche feſt hätten zuſammen halten ſollen zur Erfüllung ihrer Pflicht, zur Vertheidigung der ſo ſehr gefährdeten Intereſſen ihres Monarchen.

Der kaiſerliche Feldmarſchall Graf Wirich Daun und der General der Cavallerie Prinz Friedrich von Württemberg befanden ſich an der Spitze der öſterreichiſchen Streitkräfte in Italien; Erſterer als Statthalter im Herzogthume Mailand, und Letzterer, jedoch in einem Verhältniſſe der Unterordnung unter Daun, als Commandant der dort befindlichen kaiſerlichen Truppen. Beide Generale bildeten den entſchiedenſten Gegenſatz zu einander. Daun war ein Mann von großer kriegeriſcher Erfahrung und bedeutendem militäriſchen Rufe, wie er denn lange Zeit hindurch für den beſten General des Kaiſers nach Eugen und Guido Starhemberg galt. Aber er war ſehr bejahrt, von äußerſt geſchwächter Geſundheit, unentſchloſſen, dabei aber doch eigenſinnig und fremdem Rathe völlig unzugänglich. Der Prinz von Württemberg hingegen war jung, konnte ſich an Erfahrung und Leiſtungen mit Daun in keiner Weiſe meſſen, und verdankte wohl zumeiſt ſeiner hohen Geburt und den hervorragenden Dienſten ſeines Bruders Alexander die bedeutende Stelle, die er einnahm.

Obgleich Eugen, ſeinen Grundſätzen getreu, den beiden Generalen die Beobachtung des genaueſten Einverſtändniſſes zur Pflicht gemacht hatte, ſo war doch Niemand weiter davon entfernt als ſie. Im letzten Augenblicke erſt von ihrer früheren Anſicht zurückgekommen, der König von Sardinien meine es aufrichtig mit den Betheuerungen ſeiner Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus, begriffen ſie nun Beide, er werde ſich mit Frankreich verbinden und den Angriff auf die Lombardie binnen wenig Tagen eröffnen. Nun aber hegten ſie eine völlig verſchiedene Anſchauung über die Art und Weiſe, in welcher die Vertheidigung zu organiſiren ſei. Daun wollte, um

den Gegner aufzuhalten, Novara und Pavia ſtark beſetzen; der Prinz von Württemberg aber war dafür, die geringe Anzahl Truppen, welche überhaupt zu Gebote ſtand, nicht auf Beſatzungen zu zerſplittern, ſondern dem Feinde wo möglich im freien Felde zu begegnen. Daun beharrte auf ſeinem Willen. Er warf drei Bataillone nach Novara, ebenſo viele nach Pavia, und nur dreihundert Reiter ließ er dem Prinzen von Württemberg, um am Teſſin den Anmarſch der Franzoſen und Piemonteſen zu beobachten [8]).

Natürlicher Weiſe war dieſe Streitmacht allzu gering, um die Verbündeten auch nur zu beunruhigen; viel weniger ihre Fortſchritte aufzuhalten. Hiezu kam noch der damals ſo niedrige Waſſerſtand des Teſſin, daß der Uebergang über denſelben keinerlei Schwierigkeit bot. Bei der Annäherung der Feinde bereitete der Feldmarſchall Graf Daun ſich vor, Mailand zu verlaſſen. Vierzehnhundert Mann warf er als Beſatzung in das dortige Caſtell; er ſelbſt wich in ziemlich übereilter Weiſe bis Mantua zurück.

Ungehindert und ohne mit der Belagerung der Feſtungen Zeit zu verlieren, ſetzten die Verbündeten ihren Marſch fort. Kaum waren ſie über den Teſſin gegangen, ſo erſchienen Deputirte aus Mailand, die Schlüſſel ihrer Stadt zu überbringen und um Schonung für dieſelbe zu bitten. Am 4. November, dem Namenstage des Kaiſers, hielt König Karl Emanuel ſeinen feierlichen Einzug in Mailand. Ohne Freude daſelbſt aufgenommen, that er alles Mögliche, um den Adel und das Volk für ſich zu gewinnen. Er ließ Steuern nach, deren Ertrag nicht ihm gehörte, und gab prächtige Feſte, auf denen ſogar der achtzigjährige Marſchall Villars ſich noch als Tänzer verſuchte [9]).

Aber weder der König noch Villars vernachläſſigten hierüber die militäriſchen Maßregeln. Nachdem ſie ſich Mailands verſichert hatten, griffen ſie die einzelnen Feſtungen des Landes an. Pizzighetone wurde von dem bejahrten General Livingſtein ſchon nach wenig Tagen übergeben. Die Beſatzung erhielt freien Abzug nach Mantua. Mit größerer Ausdauer widerſtand der alte Feldmarſchall Marquis Hannibal Visconti im Caſtelle von Mailand. Aber auch er ſah ſich gezwungen, am 30. Dezember die Uebergabe anzubieten. Am 2. Jänner 1734 verließ die ſchwache Beſatzung mit allen Kriegsehren das Caſtell und zog gleichfalls nach Mantua.

Der Kaiſer und Eugen waren von dieſen Ereigniſſen in Italien auf's ſchmerzlichſte betroffen. Sie konnten und wollten es ſich nicht verhehlen,

daß durch den übereilten Rückzug des Feldmarschalls Grafen Daun und durch die schnelle Uebergabe Pizzighetone's die Ehre der kaiserlichen Waffen empfindlich gelitten hatte. Daun selbst schien einzusehen, daß sein Betragen nicht als vorwurfsfrei erscheinen könne, und er wandte sich unaufgefordert an den Kaiser mit der Bitte, sich vor ihm verantworten zu dürfen [10]).

Um ihm hiezu Gelegenheit zu gewähren, wurde Graf Daun abberufen und befehligt, sich einstweilen nach seinen Gütern zu begeben. Auch den Prinzen Friedrich von Württemberg wollte Eugen nicht länger in Italien lassen. Er wurde zu dem Heere versetzt, das sich in Deutschland gegen Frankreich versammelte. Der Feldmarschall Graf Mercy erhielt den Oberbefehl über des Kaisers Streitkräfte in Oberitalien.

Die unglücklichen Ereignisse in Deutschland und Italien hatten wenigstens das Gute, daß der Wiener Hof die Kriegsrüstungen mit rastlosem Eifer betrieb. Der Kaiser selbst suchte überall zu rascherer Thätigkeit anzuspornen, und Eugen, obgleich den ganzen Winter hindurch nicht unbedenklich leidend, versäumte nichts um das Vertrauen seines Herrn zu rechtfertigen. Erklärte ihm ja doch derselbe in jeder seiner zahlreichen Zuschriften, daß er sich, „vor Allem, ja einzig und allein auf Eugens Liebe, „Eifer und zweckmäßige Anstalten verlasse [11])".

Um auf so vielen Kriegsschauplätzen so zahlreichen und starken Feinden begegnen zu können, hielt der Prinz eine ansehnliche Vermehrung der kaiserlichen Streitkräfte für unerläßlich. Dieselben bestanden damals aus hundert siebenundfünfzig Bataillonen, worunter dreizehn fremde, die sich nur in kaiserlichem Solde befanden. Es gab dieß eine Gesammtstärke von hundertsiebzehntausend Mann Fußvolk. Die Reiterei zählte zweiunddreißig deutsche und drei Husaren-Regimenter. Durch sie wurde die Anzahl des ganzen Heeres auf hundertdreiundfünfzigtausend Mann vermehrt. So hoch sollte sie sich wenigstens belaufen, wenn die Bataillone und Reiterregimenter vollzählig gewesen wären. Der Abgang bei denselben war aber so beträchtlich, daß der Prinz, wenn er die Truppen abrechnete, welche zum Schutze Ungarns, Neapels, Siciliens und der Niederlande zurückbleiben mußten, nur vierzigtausend Mann verfügbar fand, um mit denselben im freien Felde zu erscheinen. Eugen drang also auf die Errichtung von sechs Infanterie-, einem Cavallerie- und zwei Husaren-

Regimentern. Er beantragte die unverzügliche Anwerbung von zwei Schweizer-Regimentern und zwei Graubündtneriſchen Bataillonen.

„Man kann ſich die Gefahr", erklärte der Prinz dem Kaiſer, „nicht „groß genug vorſtellen, und das Erzhaus hat ſich noch niemals in einer „befunden, welche der gegenwärtigen gleicht. So bedeutend jedoch dieſelbe „auch erſcheint, ſo wenig iſt der Muth ſinken zu laſſen, ſondern Gottes „Segen anzurufen und dasjenige mit rechtem Ernſt und Eifer anzugreifen, „was die Vernunft anräth, die Noth erfordert und die Möglichkeit zuläßt. „Doch iſt hiebei kein Augenblick zu verlieren, indem Alles binnen vier „Monaten geſchehen ſein muß. Denn bricht der Feind einmal in die Erb-„lande ein, ſo bleibt faſt nichts übrig, als ſich dem zu unterwerfen was er „vorſchreibt. Außerdem muß es die Hauptſorge ſein, den Krieg in einer „Weiſe zu führen, daß er baldigſt zu Ende gehe. Denn ſonſt wird Frank-„reich denſelben größtentheils auf Eurer Majeſtät und des Reiches Unko-„ſten unterhalten, ſeine Intriguen in Deutſchland fortſetzen, einen und den „andern von Eurer Majeſtät Alliirten von Ihnen abziehen und zuletzt „noch die Türken in's Spiel bringen, wodurch dann die ganze Lage unver-„gleichlich ſchwieriger werden würde, als ſie es jetzt ohnehin iſt, während „wenn man mit rechtem Ernſt es angreift, Frankreich wohl noch mit Bei-„hülfe unſerer Verbündeten zum Frieden zu zwingen ſein wird [12])".

„Ich habe dem allen nichts beizuſetzen", ſchrieb der Kaiſer eigenhändig auf Eugens Bericht, „als Eurer Liebden vorſichtigen Eifer, Ihre Liebe „für meinen Dienſt und Ihre Standhaftigkeit zu beloben. Eure Liebden „fahren hierin fort, damit ich und mein Haus Ihnen allzeit mehr ſchuldig „ſeien, wie ich denn auch immer erkenntlich ſein werde. Nach dieſen Ihren „eigenen und mit meiner Meinung vollkommen übereinſtimmenden Ideen „iſt vorzugehen, und werden mir es Eure Liebden beſtändig erinnern, wie „die Sachen fortſchreiten, wo ein Aufſchub eintritt und wie derſelbe zu „beheben ſein wird".

Nach Eugens Anſicht handelte es ſich vor Allem darum, den Fortſchritten des Feindes in Deutſchland Einhalt zu thun. Deßhalb hatte ſchon bei dem Eintreffen der erſten Nachricht von dem Uebergange der Franzoſen über den Rhein der Feldmarſchall Prinz Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern den Befehl erhalten, mit den kaiſerlichen Truppen, welche in einer Geſammtſtärke von ungefähr dreißigtauſend Mann bei Pilſen

ſtanden, durch die Oberpfalz bis Ulm vorzurücken. Was Oberitalien betreffe, ſo müßten daſelbſt, erklärte der Prinz, wohl fünfzig Bataillone und zwölf Cavallerie-Regimenter dem Grafen Mercy zur Verfügung geſtellt werden. Es ſei zu hoffen, daß er mit einer ſolchen Streitmacht nicht nur die Feinde aus der Lombardie zu vertreiben, ſondern auf piemonteſiſchem Gebiete Eroberungen zu machen im Stande ſein werde. Er ſehe nicht ein, fuhr Eugen fort, warum der Kaiſer nicht daran denken ſolle, ſeinen Feinden Land und Leute abzunehmen, und dieſen Gewinn, um ſich Bundesgenoſſen zu erwerben, an Andere zu verſchenken. Es würde ja ſolches doch nur zum Nachtheile derjenigen geſchehen, welche dem Kaiſer ein Gleiches zu thun ſich anmaßen wollten. Er bedauere nichts mehr, als daß er bei dem Stande der Dinge in Italien das Commando über die dortige Armee nicht ſelbſt zu übernehmen im Stande ſei. Aber wenn Gott, wie allerdings gehofft werden dürfe, des Kaiſers gerechte Waffen ſegnen und es ihm möglich machen werde, den Treubruch Sardiniens zu ſtrafen, ſo könne er als Prinz des ſavoyiſchen Königshauſes nicht als Werkzeug hiezu dienen. „Dem Grafen Mercy werde ich jedoch", ſo lauteten Eugens Worte, „in „Allem was Eurer Majeſtät Dienſt erheiſcht, treu an die Hand gehen; „auch wenn es zu einem Reichskriege kommt, oder der Kampf nach der „Moſel oder den Niederlanden ſich ziehen ſollte, mit eben der Freude mein „Leben darbringen, mit der ich es jederzeit willig für Eure Majeſtät auf„geopfert habe. Denn ich erkenne es nur allzuwohl, daß dieſes die Kriſis „für das durchlauchtigſte Erzhaus iſt, von welcher deſſen künftiges Glück „oder Unglück abhängt, weßhalb mit um ſo größerem Muthe und uner„ſchütterlicher Standhaftigkeit zum Werke zu ſchreiten iſt."

„Was Eure Liebden wegen Ihrer eigenen mir liebſten und ſchätzbaren „Perſon melden", ſchrieb der Kaiſer eigenhändig auf Eugens Vortrag, „da verlaſſe ich mich ohnehin allein und völlig auf Sie. Ich habe ja wegen „der Gegenwart und der Vergangenheit alle Erkenntlichkeit und Liebe zu „Ihnen, und bin ſicher, daß wo Sie ſind, es allzeit um meinen Dienſt am „beſten beſtellt ſein wird. Doch ſind Sie mir auch hier ſo nothwendig und „lieb, daß ich Sie nie, außer bei dringendſter Noth, ſelbſt in das Reich oder „die Niederlande — wo endlich wohl Ihre Perſon nöthig ſein dürfte — von „mir laſſen werde. Sonſt bin ich mit Eurer Liebden vernünftigen und eif„rigen Diſpoſitionen ſowohl wegen Wälſchland als hier und im Reich völlig

„einverſtanden, und wiederhole es nur, daß ich mich gänzlich auf Eurer „Liebden Eifer, Erfahrung und Liebe verlaſſe, welche beſorgen werden, „daß Alles zu rechter Zeit befolgt werde [13])".

Als Oberbefehlshaber der kaiſerlichen Heere that Eugen Alles was möglich war, um dieſelben in den Stand zu ſetzen, dem Feinde mit Kraft begegnen zu können. Als Staatsmann aber begriff er, daß nicht viel weniger darauf ankomme, die Zahl der Gegner zu lichten, und wenn es noch ausführbar erſcheine, den Einen oder den Andern, der noch nicht offen wider den Kaiſer Partei genommen habe, auf deſſen Seite herüber zu ziehen.

Der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern war es, welchen der Prinz vorzugsweiſe im Auge hatte, wenn er davon ſprach, daß die Eroberungen in Italien dazu angewendet werden ſollten, ſich aus bisherigen offenen oder verſteckten Gegnern Verbündete zu gewinnen. Doch war geringe Rechnung darauf zu machen. Nicht um Erwerbungen in Italien, ſondern um ſolche in Deutſchland ſchien es dem Kurfürſten zu thun. So feindſelig war er wider das Kaiſerhaus geſtimmt, daß er ſogar gegen den Oberſten Marquis Botta, welchen Prinz Bevern aus Anlaß des Durchmarſches durch die Oberpfalz an ihn abgeſendet hatte, ſeine Freude über die Fortſchritte der Franzoſen nicht zu verbergen vermochte. Aber die Stimmung ſeines Volkes, welches nichts hören wollte von einer Parteinahme wider den Kaiſer, legte ihm Zurückhaltung auf und ließ immerhin einige Hoffnung übrig, daß er durch die Ausſicht auf Erwerbungen in Italien bewogen werden könnte, dem Kaiſer gewaffneten Beiſtand zu leihen [14]).

In faſt noch höherem Maße als die Gewinnung des Kurfürſten von Baiern lag dem Prinzen die Sorge am Herzen, daß die Alliirten des Kaiſers und vor Allem die Seemächte rechtzeitig die bundesmäßige Hülfe zu leiſten bereit ſeien. In drängendſter Weiſe ſchrieb er an die Grafen Kinsky und Uhlefeld, Oeſterreichs Geſandte in London und im Haag. Denn das Benehmen der Bevollmächtigten Englands und Hollands in Wien gab zu den größten Befürchtungen Anlaß. Mit nachdrucksvollen Worten hatte insbeſondere Robinſon noch während der Verhandlungen mit Sachſen für den Fall eines Krieges die kräftigſte Beihülfe Englands in Ausſicht geſtellt [15]). Auch der hannover'ſche Bevollmächtigte Dieden erging ſich in den gleichen Verſicherungen; jetzt aber wollte keiner mehr von einer ſolchen

Zuſage etwas hören. „Wenn ein ſo unverantwortlich ſchändliches Com-
„plott", ſchrieb Eugen dem Grafen Uhlefeld, „als Spanien, Frankreich
„und Sardinien wider Ihre kaiſerliche Majeſtät gemacht haben, kein
„casus foederis ſein ſoll, ſo hört Treue und Glauben fernerhin auf, und
„es wird unnöthig Allianzen zu ſchließen. Wie könnte das ohnehin ſchon
„allzuſchwache Gleichgewicht Europa's noch ferner beſtehen, wenn man
„dem Hauſe Bourbon, nachdem es bereits der ſpaniſchen Monarchie ſich
„bemächtigt hat, auch noch eine dritte Krone in Italien wollte zu Theil
„werden laſſen. Für das gemeinſame Beſte hat ſich das Erzhaus bei ſo viel-
„fältigen Gelegenheiten jederzeit geopfert, und wird auch jetzt das Aeußerſte
„thun. Sollte es ſich aber von ſeinen Verbündeten verlaſſen ſehen, ſo
„müßte es ſich, wenn gleich wider ſeinen Willen zu Dingen entſchließen,
„welche dieſelben bereuen dürften [16])."

Auch gegen Philipp Kinsky ſprach Eugen ſich in gleichem Sinne aus.
„Es war größentheils auf das Begehren Englands", ſchrieb er ihm, „daß
„der Kaiſer es unternommen hat, die Wahl des Kurfürſten von Sachſen
„zum König von Polen zu unterſtützen. Einzig und allein aus Rück-
„ſicht auf England hat er ſeine Zuſtimmung zur Zulaſſung der Spanier
„nach Italien, und zwar zu einer Zeit ertheilt, in welcher er von den
„Verbündeten von Sevilla nicht nur nichts zu fürchten hatte, ſondern von
„jedem derſelben abgeſondert angegangen wurde, ſich mit ihm zu vereinigen.
„Ohne zu ſchwanken, zog er die Freundſchaft Englands derjenigen der übri-
„gen Mächte vor. Aus Rückſicht für die britiſche Regierung opferte er den ſo
„beträchtlichen Vortheil, welchen das Beſtehen der Oſtendiſchen Compagnie
„ihm gewährte. Doppelt traurig wäre es daher, wenn als Preis für ſo
„viele Zugeſtändniſſe der Kaiſer ſich von dem Verbündeten, auf welchen
„er am meiſten zählte, nur wenig oder gar nicht unterſtützt ſehen würde.
„Die Anſtrengungen, die wir machen, überſchreiten weit unſere Kräfte.
„Sie ſind der Art, daß wir ſie nicht fortſetzen können, ohne binnen kurzem
„des Kaiſers Erbländer zu Grunde zu richten, welche ſchon für das gegen-
„wärtige Jahr eine außerordentliche Laſt von mehr als achtundzwanzig
„Millionen zu tragen haben werden. Zu glauben, daß der Kaiſer einer
„ſolchen Bürde gewachſen ſei, und für ſich allein dem Hauſe Bourbon die
„Spitze zu bieten vermöge, hieße ſich mit Unmöglichem ſchmeicheln. In der
„Lage in welcher derſelbe ſich befindet, kann er ſich nicht mit wohlklingen-

„den Worten abfertigen laſſen. Er bedarf aufrichtiger und ſchleuniger Zu-
„ſicherungen, welche in Verhältniß ſtehen zu der Gefahr, die ihn von allen
„Seiten her bedroht. Und während er ſelbſt Alles thun wird, um die allge-
„meine Freiheit zu retten, iſt es unerläßlich daß die übrigen Mächte, welche
„an dieſer Freiheit gleiches Intereſſe haben, hiezu ihrerſeits mit dem
„nöthigen Nachdrucke mitwirken. Mit dem Verluſte Italiens kann eben-
„ſowenig das Gleichgewicht Europa's als der Handel der Seemächte fort-
„beſtehen. An dieſe wird die Reihe kommen, wenn Frankreich und Spanien
„einmal das Haus Oeſterreich erniedrigt haben werden. Denn es iſt gewiß
„nicht wider den Kaiſer, daß Frankreich fünfzig Linienſchiffe, daß Spanien
„ebenſoviele ausrüſtet, und der Cardinal Fleury, ſparſam wie er iſt, wird
„ſich zu einer ſo ungeheuren Ausgabe höchſt wahrſcheinlicher Weiſe nicht
„ohne guten Grund herbeilaſſen [17])".

So beredt dieſe Worte des Prinzen auch ſein mochten, ſo blieben ſie doch bei den Seemächten ohne Erfolg. Die Generalſtaaten beantworteten ſie damit, daß ſie einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich abſchloſſen, durch welchen letzteres ſich anheiſchig machte, die öſterreichiſchen Niederlande, außer wenn es von dort aus angegriffen werden ſollte, nicht mit Krieg zu überziehen. England aber behauptete, ohne die Mithülfe Hollands ſich an dem Kampfe wider Frankreich und Spanien nicht betheiligen zu können.

Nicht viel glücklicher als bei den Seemächten war der Kaiſer bei Preußen. Denn wie immer in Zeitpunkten, in welchen raſcher Entſchluß und entſchiedenes Handeln am Platze geweſen wären, kam ein rathloſes Schwanken in die Haltung des Königs, welches verurſachte, daß man ſeinen Freundſchaftsverſicherungen keinen Werth beilegte, ſeine Drohungen nicht fürchtete. Aehnliches war auch jetzt wieder der Fall. Während er den franzöſiſchen Geſandten zu Berlin, Marquis von Chetardie, mit einer Auszeichnung behandelte wie keinen ſeiner Vorgänger, erklärte er dem Kaiſer, ihm nicht nur mit der im Allianztractate feſtgeſetzten Zahl, ſondern mit ſeiner geſammten Truppenmacht Beiſtand leiſten zu wollen. Die Bedingung jedoch, an welche er dieſes Anerbieten knüpfte, machte dasſelbe wieder völlig werthlos. Er wollte nach dem Niederrheine marſchiren und dort, wie er ſich ausdrückte, ſein Land bedecken. Daß es Niemanden daſelbſt gab, der es bedrohte, machte ihn hiebei nicht irre. Zu Wien aber mußte

man glauben, der König handle in einem gewiſſen Einverſtändniſſe mit Frankreich, und die beabſichtigte Zuſammenziehung aller ſeiner Truppen bei Weſel, während die Franzoſen den Südoſten von Deutſchland bedrohten, ſei eben nichts anderes als eine verkappte Neutralität.

Nur eine Zuſammenkunft mit Eugen ſei im Stande, ſo berichtete Seckendorff dem Prinzen, den König von dieſem Gedanken abzubringen. Friedrich Wilhelm ſelbſt äußerte das Verlangen, Eugen zu ſprechen, und er bezeichnete das Lager von Pilſen als den geeignetſten Ort hiezu. Offenbar hegte er dabei die leicht begreifliche Nebenabſicht, ſich perſönlich von dem Zuſtande der kaiſerlichen Truppen zu überzeugen und ein Urtheil über das zu fällen, was ſich von ihnen im Kampfe gegen die Franzoſen erwarten ließe.

Höchſt ungern entſchloß ſich Eugen, ſeine Bereitwilligkeit zu der Zuſammenkunft in Pilſen zu erklären. Sein hohes Alter — er hatte die ſiebzig damals ſchon überſchritten — ſeine zunehmende Kränklichkeit erſchwerten es ihm, ſich zu einer ſo beſchwerlichen Reiſe in rauher Jahreszeit anheiſchig zu machen. Aber auch jetzt trat die Rückſicht auf das eigene Wohl in den Hintergrund vor derjenigen auf das Intereſſe ſeines kaiſerlichen Herrn. Er ließ dem Könige den Entſchluß ankündigen, ſich gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von der Eröffnung der Feindſeligkeiten durch die Franzoſen auf den Weg nach Pilſen zu machen.

Er werde zu dieſem Schritte, ſo ſchrieb Eugen an Seckendorff, durch die Nothwendigkeit bewogen, mit Beſtimmtheit zu wiſſen, woran man mit Preußen ſei und ob man auf deſſen Beiſtand zu zählen habe. „Denn iſt „der König", bemerkte der Prinz, „im Herzen noch wohlgeſinnt und bloß „durch falſchen Argwohn irre gemacht, ſo könnte ihm dieſer benommen „und er wieder auf den rechten Weg gebracht werden. Man hätte ſodann „dasjenige erreicht, was man wünſcht, und es würden die Reichsſtände, „welche für das allgemeine Beſte geſtimmt ſind, ebenſoſehr aufgemuntert „als die Uebelgeſinnten abgeſchreckt und im Zaume gehalten. In dem zwei„ten Falle aber, wenn der König ſich wider Verhoffen zu dem, was ſeine „allianzmäßige Schuldigkeit erfordert, nicht bequemen will, weiß man „wenigſtens woran man iſt, um für jetzt und die Zukunft die geeigneten „Maßregeln darnach zu nehmen [18])".

Die feierliche Erklärung, welche Friedrich Wilhelm um jene Zeit — am 6. September 1733 — ſchriftlich an Seckendorff richtete, daß

wenn die öſterreichiſchen Truppen in Polen nicht einrückten und Frankreich dennoch die Feindſeligkeiten eröffnete, das entſchiedene Recht auf der Seite des Kaiſers ſei [19]), mußte der Hoffnung des Wiener Hofes, daß der König ſich der ihm obliegenden Hülfeleiſtung nicht entziehen werde, neue Nahrung geben. Und nachdem Frankreich wirklich, ohne daß der Fuß eines kaiſerlichen Soldaten den polniſchen Boden berührt hatte, den Frieden brach, beauftragte Eugen den Grafen Seckendorff, den König zu ſchleunigſter Abſendung des tractatmäßigen Hülfscorps von zehntauſend Mann aufzufordern. An demſelben Tage, an welchem er dieß ſchreibe, bemerkte der Prinz — am 21. Oktober 1733 — verlaſſe das kaiſerliche Heer ſein Lager bei Pilſen. Mit den braunſchweigiſchen, würzburgiſchen und gothaiſchen Truppen, welche während des Marſches zu demſelben ſtoßen würden, dann mit der preußiſchen Streitmacht, an deren Abſendung man nicht zweifeln wolle, werde man mit Gottes Hülfe im Stande ſein, den Fortſchritten der Franzoſen für dieß Jahr zu ſteuern [20]).

Von der beabſichtigten Zuſammenkunft des Königs mit Eugen war von keiner Seite mehr die Rede. Aber eine andere Erklärung gab der Prinz ab, von welcher man eine günſtige Wirkung auf Friedrich Wilhelm erwarten durfte. Wenn der König, ſo ſchrieb er an Seckendorff, wie er es angeboten habe, für das künftige Jahr ſeine ganze Armee zu dem Kriege gegen Frankreich ſtellen wolle, ſo werde es nicht den mindeſten Anſtand haben, daß er dann ſelbſt den Oberbefehl über das vereinigte Heer Oeſterreichs und Preußens erhalte. „Ich aber werde mir eine Ehre „daraus machen," fügte Eugen hiezu, „unter Seiner königlichen Majeſtät „bei demſelben zu dienen [21])".

So ſchmeichelhaft dem Könige auch der Antrag des Prinzen erſcheinen mochte, ſo war er doch zu beſcheiden, um darauf einzugehen, daß ein Eugen ſeinen Befehlen ſich unterordne. Er könne ſo etwas nicht verlangen, erwiederte Friedrich Wilhelm, als Seckendorff die Sache ihm vortrug. Wenn es aber dazu kommen ſollte, daß man ſo anſehnliche Heere aufzuſtellen im Stande wäre, ſo könnte ihm nichts erwünſchter ſein als eine Einrichtung, wie ſie ſeiner Zeit in den Niederlanden beſtanden habe, wo Eugen die eine, Marlborough aber die andere Hälfte des vereinigten Heeres befehligte [22]).

So tröſtlich dieſe Erklärungen des Königs auch klingen mochten, ſo wurde der Werth derſelben doch gleich wieder dadurch herabgedrückt, daß

er ſich durchaus nicht bereit finden ließ, das Hülfscorps von zehntauſend Mann zu dem Heere zu beordern, welches unter den Befehlen des Prinzen von Bevern durch die Oberpfalz gegen Ulm vorrückte. Vor dem Monate März des künftigen Jahres werde er keinen Mann aufbrechen laſſen, erklärte er dem Grafen Seckendorff und blieb dabei, was man ihm auch von ſeinen bundesmäßigen Verpflichtungen ſagen mochte. Den Argwohn, den dieſe Haltung in Wien erregen mußte, nährte er durch lebhaften Verkehr mit Chetardie, der ihm in Frankreichs Namen die glänzendſten Verſprechungen machte, freilich ohne an deren wirkliche Erfüllung auch nur im entfernteſten zu denken. Dadurch endlich, daß er ſich jetzt plötzlich des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg annahm und zu deſſen Unterſtützung Truppen in dieſes Land einrücken ließ, hielt er auch den König Georg II. von England ab, als Kurfürſt von Hannover dem Kaiſer Hülfsvölker zuzuſenden [23]).

Bei ſolcher Haltung des Königs von Preußen war es begreiflich, daß man auch die Rathſchläge, welche er dem Wiener Hofe ertheilte, daſelbſt nicht als wohlgemeinte anſah, und weit entfernt war darauf zu hören. Um ſo weniger war dieß der Fall, als Friedrich Wilhelm von beträchtlichen Zugeſtändniſſen, welche man mit der Ehre Oeſterreichs für unvereinbar hielt, und von der Abtretung weit ausgedehnter Länder ſprach, die der Kaiſer ſeinem Hauſe zu erhalten hoffte. „Laßt Stanislaus auf dem polniſchen Throne", ſchrieb der König an Seckendorff [24]), und forderte damit etwas geradezu Unmögliches. Denn nach der Wahl des Kurfürſten von Sachſen zum Könige, nach dem Einmarſche der Ruſſen in Polen lag es ja gar nicht mehr in der Macht des Kaiſers, das was dort vorgefallen war, ungeſchehen zu machen. „Laßt euch die Lombardie und Parma geben", fuhr Friedrich Wilhelm fort, „gebt Sicilien und Neapel an Don Carlos; etwas muß „auch der Schelm Sardinier haben, weil ihr es verſprochen habt in der „alten Allianz; alsdann profitirt ihr noch."

So ſchimpfliche Vorſchläge mußten den Wiener Hof mit Entrüſtung erfüllen und ihn in dem Verdachte beſtätigen, daß der König von Preußen in geheimem Einverſtändniſſe mit Frankreich handle [25]). Sonſt könnte er nicht, ſo glaubte man, nach jeder Richtung hin zu einer Nachgiebigkeit rathen, welche der Ehre wie dem Vortheile des Kaiſerhauſes in gleicher Weiſe zum Schaden gereiche. Hinſichtlich der Hauptveranlaſſung des

Krieges, der polniſchen Königswahl, Frankreichs Begehren zu erfüllen, und ſtatt dafür von einer andern Seite Schadloshaltung zu empfangen, nicht nur ganze Königreiche hintanzugeben, ſondern noch überdieß einen neuen Theil des lombardiſchen Gebietes an Sardinien abzutreten und es dadurch ſeinem eingeſtandenen Ziele, ſich nach und nach des ganzen Herzogthumes Mailand zu bemächtigen, um einen ſtarken Schritt näher zu bringen, das ſchien in der That allzuviel verlangt. So weit waren die Vortheile, welche Frankreich errungen hatte, ſo beträchtlich ſie auch ſein mochten, doch noch nicht gediehen, um ſolche Rathſchläge zu rechtfertigen. Aus dem Munde eines Mannes aber, der ſich einen Freund des Kaiſers nannte, konnten ſie nicht dazu führen, den Letzteren zur Nachgiebigkeit zu vermögen, ſondern ſie mußten vielmehr die Freundſchaft desjenigen verdächtigen, der ſich nicht ſcheute ſie zu ertheilen.

Eben ſo ſehr wie durch dieſe Aeußerungen verletzte der König von Preußen den Wiener Hof durch die Haltung, welche er in Bezug auf das Beſtreben des Kaiſers annahm, das deutſche Reich zur Kriegserklärung zu vermögen. Mit äußerſtem Nachdrucke betrieb man zu Wien dieſe Angelegenheit. Nicht nur an diejenigen deutſchen Fürſten, deren Ergebenheit für den Kaiſerhof bekannt war, ſondern auch an deſſen Gegner hatte man Abgeſandte geſchickt. Die Erſteren trachtete man in ihrer Anhänglichkeit zu beſtärken, hinſichtlich der Letzteren aber wenigſtens einen Verſuch zu machen, ſie von der Seite Frankreichs, der ſie ſich zuneigten, auf diejenige des Kaiſers herüberzuziehen. So begab ſich Feldmarſchall Graf Königsegg zu den Kurfürſten von Baiern und Köln, Graf Ferdinand Kuefſtein aber zu dem Kurfürſten von der Pfalz. Doch blieben ihre Bemühungen fruchtlos. Die drei Kurfürſten und der Biſchof von Regensburg waren die einzigen deutſchen Fürſten, welche der Kriegserklärung wider Frankreich nicht beiſtimmten, ſondern vielmehr feierlichen Proteſt dagegen erhoben.

So weit ging nun allerdings der König von Preußen nicht. Er ertheilte der Kriegserklärung ſeine Zuſtimmung, jedoch nur unter dem Vorbehalte, weder jetzt noch künftig zu irgend einer Leiſtung zum Reichskriege, weder an Geld noch an Truppen verbunden zu ſein. So halsſtärrig beharrte er hierauf, daß der Kaiſer ſich herbeilaſſen mußte, ihm die Stellung der Kriegsmannſchaft nachzuſehen, welche er außer der Bundeshülfe noch zum Reichsheere zu geben hatte. Hiedurch wurde in gewiſſer Weiſe der Allianztractat vom

Jahre 1728 wirkungslos gemacht. Denn wenn derſelbe auch nicht beſtanden hätte, ſo wäre doch Preußen verpflichtet geweſen, nahezu die gleiche Truppenzahl als Reichscontingent wider Frankreich in's Feld zu ſtellen. Und außerdem war noch die Vergünſtigung, welche Preußen gewährt wurde, eine Quelle von Verlegenheiten für den Kaiſer. Denn nicht nur Baiern, Köln und Pfalz, ſondern jeder andere ſäumige Reichsfürſt, und deren gab es zu allen Zeiten in genügender Anzahl, wies auf Preußen hin, wenn er ſelbſt ſeinen Verpflichtungen ſich entziehen wollte.

Dadurch, daß es dem Kaiſerhofe gelang, die Kriegserklärung des deutſchen Reiches wider Frankreich zu erwirken, wurde ihm für den bevorſtehenden Kampf immerhin eine weſentliche Unterſtützung zu Theil. Aber Karl VI. mußte dieſelbe mit beträchtlichen Summen erkaufen, welche er an verſchiedene deutſche Fürſten vertheilen ließ, um ihrer Stimmen verſichert zu ſein. Hiezu, weit mehr aber noch zur Anwerbung und Ausrüſtung der Truppen ſo wie zur Kriegführung bedurfte man großer Geldbeträge, welche dem kaiſerlichen Staatsſchatze nicht zur Verfügung ſtanden. „Ohne „Geld können die Armeen, ohne die Armeen aber des Kaiſers Erbländer „nicht erhalten werden", hatte Eugen längſt in der Conferenz erklärt, und ſchon zur Mobilmachung des Heeres verlangte der Prinz die Summe von anderthalb Millionen [26]).

Die Thätigkeit, welche der Wiener Hof entwickelte, um die erforderlichen Beträge flüſſig zu machen, war in der That eine außerordentliche zu nennen. Er wurde hiebei von den kaiſerlichen Erbländern mit größter Aufopferung unterſtützt. Die Geiſtlichkeit, der Adel, wohlhabende Privatperſonen wetteiferten in der Entrichtung namhafter Beiſteuern. So gaben, abgeſondert von den Leiſtungen der einzelnen Provinzen, die Prälaten von Oeſterreich ob und unter der Enns eine halbe Million. Von denjenigen Böhmens verlangte man dreimalhunderttauſend Gulden, von den Prälaten Inneröſterreichs die gleiche Summe. Die Jeſuiten in Böhmen werden, ſo heißt es in dem betreffenden Protokolle, hundertfünfzigtauſend, diejenigen in Oeſterreich hunderttauſend Gulden wohl nicht zu viel finden. Die Familie Liechtenſtein ſchoß hundertfünfzig, Graf Gallas hunderttauſend, Graf Waldſtein ſiebzigtauſend Gulden vor. Der Proviantcommiſſär Schilling erlegte für ſich allein fünfzigtauſend Gulden, und eben ſo viel wurde von der ſteiriſchen Eiſengewerkſchaft aufgebracht.

So beträchtlich dieſe Summen auch waren, ſo genügten ſie doch nicht von fern dem Bedürfniſſe. Man ſchritt daher neuerdings zu dem ſchon ſo oft betretenen Auswege der Anleihen. Auf das ſogenannte Vicedomamt zu Wien trachtete man dreimalhundertfünfzehntauſend, auf die tiroliſchen Cameralgefälle dreimalhunderttauſend Gulden aufzunehmen. Und der Hofkammerrath von Prandau, von deſſen Eifer und Geſchicklichkeit man ſich die beſten Erfolge verſprach, wurde nach Holland entſendet, um auf die kaiſerlichen Queckſilberbergwerke eine, auf die ſchleſiſchen Landeseinkünfte aber zwei Millionen Thaler zu erhalten. In England, der Schweiz, in Genua und Portugal wurden Anleihen contrahirt.

Der wichtigſte Schritt, zu welchem der Kaiſer ſich entſchloß, beſtand aber in der Ausſchreibung einer Vermögensſteuer. „Es iſt beobachtet „worden", heißt es in dem betreffenden Conferenzprotokolle[27]), „daß es nur „wenige Länder in der Welt gibt, wo nicht eine ſolche Steuer ſogar in „Friedenszeit eingeführt iſt. Der Reiche genießt gleich dem Armen, ja „gewiſſermaßen noch weit mehr den kaiſerlichen Schutz. Warum ſollte er „dann von ſeinen eigenen Einkünften, keineswegs aber von denjenigen ſeiner „Unterthanen nicht einen Antheil an den nothwendigen Ausgaben des „Staates tragen, da ihm dieß doch viel weniger empfindlich als dem „Armen fällt"?

Durch dieſe und ähnliche Mittel, wie durch die Einziehung zahlreicher Beſoldungen und Penſionen wurden wirklich die Summen herbeigeſchafft, welche nöthig erſchienen, um wenigſtens das erſte Jahr hindurch die Koſten des Krieges zu beſtreiten. Nicht nur die Heeresmacht des Kaiſers ſelbſt war anſehnlich verſtärkt worden, auch zahlreiche Hülfstruppen verſchiedener deutſcher Fürſten hatte man in öſterreichiſchen Sold genommen. So durfte man hoffen, daß wenn Jeder ſeine Verpflichtungen redlich erfüllte, es trotz der unglücklichen Ereigniſſe, welche im Spätherbſte des Jahres 1733 in Deutſchland und Italien eingetreten waren, dennoch gelingen könne, nicht nur ferneres Vordringen der Feinde zu hintertreiben, ſondern ihnen ihre Eroberungen wieder abzunehmen, ja vielleicht ſolche für den Kaiſer zu machen.

Die ſicherſte Gewähr für einen glücklichen Erfolg des Kampfes lag in den Augen der Mehrzahl darin, daß Eugen ſelbſt, wie er längſt ſich angeboten hatte, den Oberbefehl über das kaiſerliche Heer in Deutſchland übernahm.

Digitized by Google

Es ſoll in keiner Weiſe geläugnet werden, daß der Prinz ſich um jene Zeit nicht mehr im vollen, ungeſchwächten Beſitze der Kräfte befand, welche ihm in den Tagen ſeiner Jugend und ſeines Mannesalters eigen geweſen waren. Er gehörte nicht zu jenen wenigen, aber glücklichen Greiſen, denen die Laſt der Jahre nichts anzuhaben vermag, und welche, wie wir noch in unſeren Tagen ein einzig daſtehendes glänzendes Beiſpiel geſehen haben, erſt in einem Alter, zu dem die Mehrzahl der Menſchen niemals gelangt und in welchem der Körper derjenigen, die es erreichen, gebrochen dem Grabe ſich zuneigt, ihre höchſten Triumphe feiern. Daß dieß bei Eugen nicht der Fall war, kann jedoch nicht Verwunderung erregen, ſondern das Gegentheil hätte faſt wie etwas Uebernatürliches angeſehen werden müſſen. Abgeſehen davon, daß der Prinz niemals von feſter Geſundheit war, daß er immer mit Bruſtübeln und Lungenleiden zu kämpfen hatte, muß dasjenige in's Auge gefaßt werden, was er während der Zeit ſeines Lebens mit ſeinem an ſich nicht ſtarken Körper geleiſtet und ertragen hatte, um zu begreifen, daß auch eine weit größere körperliche Kraft unter ſolcher Aufgabe erliegen mußte.

Und wirklich fehlt in jetziger Zeit der Maßſtab völlig, welchen man an ein ſo reich bewegtes Leben anlegen könnte, an ein Leben ſo voll Anſtrengungen und Gefahren, wie dasjenige Eugens war. Nicht weniger als einunddreißig Feldzüge hatte er mitgekämpft, deren faſt unabſehbare Reihe nur durch die Jahre, die zwiſchen dem Abſchluſſe des Carlowitzer Friedens und dem Ausbruche des ſpaniſchen Succeſſionskrieges, und dann durch diejenigen unterbrochen ward, welche zwiſchen dem Raſtädter Frieden und dem Ausbruche des zweiten Türkenkrieges innelagen. Zu oft wiederholten Malen war er, und darunter lebensgefährlich verwundet worden. Kälte und Näſſe, unerträgliche Hitze hatte er gleichmäßig ertragen und ſich dabei niemals geſchont, ſondern immer das Aergſte auf ſich genommen. Und als nun endlich die Reihe der Kriege geſchloſſen, und wie es ſonſt bei Feldherrn der Fall iſt, die Zeit des Ausruhens gekommen ſchien, da begann erſt für Eugen diejenige unabläſſiger geiſtiger Anſtrengung auf dem Felde ſtaatsmänniſcher Thätigkeit. Anfangs in mancher Weiſe verletzt und gekränkt, dann aber zu ſolchem Anſehen, zu ſo unbeſchränktem Vertrauen beim Kaiſer gelangt, daß er faſt allein die ganze Laſt der Geſchäfte trug, trat für den Prinzen niemals die Zeit der Ruhe ein, deren jeder

Körper bedarf, um ſich zu erholen und wieder Kräfte zu ſammeln zu erneuertem Wirken.

Hiezu kam noch, daß der Prinz ſich dieſe Art von Geſchäften keineswegs leicht nahm. Er wollte ſie mit eben der Pünktlichkeit vollzogen wiſſen, mit welcher er jeder ihm obliegenden Verpflichtung nachkam. So weit ging er in dieſer Genauigkeit, daß er ſogar niemals, obwohl ſonſt durchaus kein Freund größerer Feſte, vom Hofe wegbleiben wollte, wenn irgend eine Feierlichkeit ſeine Gegenwart daſelbſt zu fordern ſchien. Und was die Staatsgeſchäfte betraf, ſo ſuchte ſich zwar Eugen die Laſt derſelben einigermaßen dadurch zu erleichtern, daß er nur die wichtigſten Dinge ſich ſelbſt vorbehielt. Doch auch dieſe Geſchäftsbeſorgung fiel ihm, wie er in einem Briefe an den Marſchall Villars unumwunden geſteht [28]), ziemlich ſchwer, weil er nicht von Jugend auf an eine ſolche Art der Thätigkeit gewöhnt war. Die zahlreichen dringenden Schreiben, welche der Kaiſer eigenhändig an den Prinzen richtete und worin er ihn angelegentlich bat, doch ſeine Kräfte zu ſchonen, ſich nicht durch allzu angeſtrengte Arbeit völlig zu erſchöpfen und zu bedenken, daß im Vergleiche mit ſeiner Geſundheit Alles andere nur von geringem Werthe ſei, zeigen einerſeits Karls liebevolle Sorgfalt für Eugen, und andererſeits die raſtloſe Thätigkeit, welcher der Prinz ſich hingab. Sie beweiſen aber auch, wie ſchlecht es mit ihm ſtand und wie ſehr ſeine Kräfte in der Abnahme begriffen waren [29]).

Obgleich man ſich hierüber keiner Täuſchung hingeben konnte, dachte doch Niemand nur einen Augenblick daran, daß einem Andern als Eugen der Oberbefehl über die Armee am Rheine übertragen werden könnte. Der Zauber ſeines Namens hatte noch nichts von ſeinem früheren Glanze verloren, und ſo groß war das Vertrauen welches er im Volke wie im Heere genoß, daß wie Bartenſtein bezeugt, Niemand den Muth beſeſſen hätte zu irgend einer Maßregel, welche den Prinzen von der Leitung der kriegeriſchen Unternehmungen fern gehalten haben würde [30]).

Mehr noch als an dem Muthe hiezu fehlte es jedoch an der Abſicht und dem Willen zu einem ſolchen Schritte. Denn derjenige, von welchem derſelbe hätte ausgehen müſſen, der Kaiſer ſelbſt war gleichfalls von unbegrenztem Zutrauen zu Eugen erfüllt. In jedem ſeiner Schreiben ſagte er ihm dieß und zeigte ſich durchdrungen davon, daß er an dem Prinzen den

größten Schatz beſitze, welchen ſich ſo lang als möglich zu erhalten die dringendſte Nothwendigkeit fordere.

Und in der That war es nicht allein die Anerkennung der unvergleichlichen Dienſte, welche Eugen geleiſtet hatte, nicht bloß Pietät für ihn, wodurch jeder Gedanke an ſeine Fernhaltung von der Führung des Heeres beſeitigt wurde, ſondern die feſte Ueberzeugung, daß er, obgleich nicht mehr ganz derſelbe wie zuvor, doch alle die Uebrigen welche vielleicht an ſeine Stelle hätten treten können, immer noch weit überſtrahlte. Derjenige, der ihm am nächſten kam an kriegeriſchem Rufe und militäriſcher Begabung, Guido Starhemberg, war um vier Jahre älter als der Prinz, und auch ſeine Geſundheit war ſo geſchwächt, daß bald eine Lähmung der unteren Gliedmaßen eintrat, welche ihn während der letzten zwei Jahre ſeines Lebens völlig an das Lager feſſelte. Ihm den Oberbefehl zu übergeben, daran konnte alſo gar nicht gedacht werden. Daun, gleichfalls alt und gebrechlich, war durch den übereilten Rückzug aus der Lombardie ganz unmöglich geworden. Der Landgraf Philipp von Heſſen-Darmſtadt, Gouverneur von Mantua, hatte von jeher nur eine äußerſt geringe Meinung von ſeiner Befähigung erweckt. So blieben von des Kaiſers Feldmarſchällen, welche etwa auf den Oberbefehl hätten Anſpruch machen können, nur noch Mercy, der in Italien commandiren ſollte, dann Königsegg, ſeit Leopold Herberſteins Tode Vicepräſident des Hofkriegsrathes, Karl Alexander von Württemberg, an welchen vor Kurzem, nach Herzog Eberhard Ludwigs Tode die Regierung dieſes Landes gefallen war, der Prinz Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern und Graf Joſeph Harrach übrig.

Niemanden fiel es bei, den Einen oder den Andern dieſer Generale, ſo verdienſtlich ihre bisherige Laufbahn auch ſein mochte, nur von fern mit Eugen zu vergleichen. Auch ſie ſelbſt wagten es nicht ſich irgend eine Leiſtung zuzutrauen, welche ſie nicht von ihrem großen Lehrmeiſter weit beſſer erwartet hätten. Ihr Ehrgeiz war damit befriedigt, wie in früheren Zeiten ſo auch jetzt wieder unter dem Prinzen dienen zu können. Mit den Herzogen von Württemberg und Braunſchweig, dann mit Graf Joſeph Harrach war dieß der Fall. Nur der Feldmarſchall Graf Königsegg ſollte in Wien zurückbleiben, um während Eugens Abweſenheit die Geſchäfte des Hofkriegsrathes zu leiten, welche damals natürlicher Weiſe eben ſo wichtige als vielfältige waren.

Sechzehntes Capitel.

Es iſt ein Irrthum, wenn bisher behauptet ward, Eugen habe ſich geſträubt, den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, welches wider Frankreich am Rheine in's Feld zog. Mit ſeinen eigenen Worten konnte es nachgewieſen werden, daß er nicht wünſchte in Italien zu commandiren, weil er dort ſeinen Vetter, den König Karl Emanuel von Sardinien hätte bekämpfen und vielleicht ſein eigenes Vaterland mit den Waffen in der Hand betreten müſſen. Aber zur Uebernahme des Oberbefehls in Deutſchland und den Niederlanden bot er ſich freiwillig an, und der Kaiſer, voll lebhaften Vertrauens zu Eugens Kriegserfahrung und Feldherrntalent, ging mit Freuden und ohne ſich durch des Prinzen Alter und Gebrechlichkeit irre machen zu laſſen, auf dieſen Vorſchlag ein.

Nicht etwa die Hoffnung, in ſeinen ſpäten Jahren noch friſche Lorbeern um ſeine Schläfe zu winden, veranlaßte Eugen zu dem Entſchluſſe, nach einer Unterbrechung von fünfzehn Jahren neuerdings in's Feld zu gehen und ſich nochmals den Mühſeligkeiten des Kriegslebens auszuſetzen. Ein glücklicher Feldzug hätte, dieß wußte Eugen wohl, ſeinem militäriſchen Rufe kaum erhöhten Glanz gebracht, während ein unglücklicher Ausgang des Kampfes den in ſo vielen Schlachten erworbenen Ruhm leicht zu ſchmälern drohte. Es war alſo eine jener Handlungen wahrhafter Selbſtverläugnung, wie man deren ſo viele von Eugen kennt, wenn er ſich dem Obercommando über die Armee am Rheine unterzog.

Die Richtigkeit dieſer Anſchauungsweiſe wird am beſten durch die Art bewieſen, in welcher Eugen ſich über die ihm zu Theil gewordene Aufgabe ausſprach. Dieſelbe als eine leichte anzuſehen, ſo ſchrieb er am 11. März 1734 dem Könige von Preußen [1]), würde eine arge Täuſchung ſein. „Die Macht eines Feindes wie Frankreich," fuhr der Prinz fort, „welcher ſich ſeit langer Zeit zu dem Streiche vorbereitet hat, den er nun „zu führen gedenkt, und der Alles in Bereitſchaft hält, um frühzeitig mit „einer durch ihre große Anzahl furchtbaren Armee auftreten zu können, die

„glückliche Lage ſeiner Staaten und die Menge feſter Plätze, durch welche „ſeine Grenzen gedeckt ſind, die Zerſtreutheit der Streitkräfte des Kaiſers, „die Zeit welche es bedürfen wird um die Reichstruppen zu ſammeln, und „ſo viele andere Schwierigkeiten zeigen es auf's deutlichſte, wie leicht es „den Franzoſen werden wird, in Deutſchland angriffsweiſe vorzugehen".

„Andererſeits ſind aber auch," bemerkte der Prinz, „das Selbſtver- „trauen, welches eine ſo gerechte Sache wie die unſrige einflößt, die ge- „meinſame Gefahr und die Unwürdigkeit, mit der Frankreich gegen den „Kaiſer und das Reich gehandelt hat, ebenſo viele Beweggründe um die „natürliche Thatkraft der deutſchen Nation zu verdoppeln, und dieſe wird „die übrigen Vortheile aufwiegen, die der Feind für ſich hat".

Es ſcheint mehr, daß Eugen dieſe Thatkraft dem Könige von Preußen gegenüber anpries, um ihn zu ſolcher zu ermuntern, als daß er ſich wirklich derſelben zu beloben gehabt hätte. Denn unmittelbar daran knüpfte der Prinz die dringende Bitte um baldige Abſendung des preußiſchen Hülfs- corps zur Armee, um durch dieſe namhafte Verſtärkung dieſelbe in den Stand geſetzt zu ſehen, den Unternehmungen der Feinde zu begegnen. Er drang in den König, den Abmarſch ſeiner Truppen derart zu beſchleunigen, daß ſie bis zur Hälfte des Monats April beim Heere ein- treffen könnten. „Es würde mir eine außerordentliche Befriedigung gewäh- ren," ſo ſchloß Eugen ſein Schreiben, „ſie bei meiner Ankunft daſelbſt vor- „zufinden. Denn zu oft war ich Zeuge ihrer Tapferkeit, um nicht ihre „baldige Anweſenheit lebhaft wünſchen zu müſſen. Außerdem wird das „Beiſpiel Eurer Majeſtät die übrigen Fürſten und Stände des Reiches „aneifern, den Anmarſch ihrer Truppen gleichfalls zu beſchleunigen".

Eugens dringende Bitten blieben jedoch bei Preußen ſo wie bei den übrigen Reichsſtänden nahezu wirkungslos. Noch immer war von einem Marſchbefehle nichts zu hören, und ſchon beſtürmte der Herzog von Württem- berg den Prinzen, ſich baldigſt zum Heere zu begeben, indem ſeine Anwe- ſenheit das einzige Mittel ſei, der überhandnehmenden Verwirrung zu ſteuern und der Gefahr zu begegnen, welche von Frankreich drohe [2]). Auch Eugen erkannte dieſe Nothwendigkeit, und obgleich er wußte, daß die Mehr- zahl der Reichstruppen noch kaum aus ihren Standquartieren aufgebrochen war, verließ er doch am 17. April 1734 Wien und ging, das baieriſche Gebiet möglichſt vermeidend, über Nürnberg nach dem Kriegsſchauplatze.

Am Morgen des 25. April traf er zu Heilbronn ein. Am 27. begab er ſich in das Lager zu Waghäuſel unfern von Philippsburg. Siebzehn Bataillone, aus kaiſerlichen Regimentern, dann den Kriegsvölkern des ſchwäbiſchen Kreiſes zuſammengeſetzt, bildeten das geſammte Fußvolk, acht Reiterregimenter die ganze Cavallerie, als Eugen am 28. April das Heer in Augenſchein nahm und von den Soldaten mit Enthuſiasmus empfangen wurde. Die übrigen kaiſerlichen Regimenter, die fränkiſchen Kreisvölker und ein Theil der Truppen, welche der Oberrheiniſche Kreis zu ſtellen hatte, ſtanden vom Schwarzwalde an den Rhein entlang bis gegen Coblenz poſtirt. Von den anderen, und gerade den mächtigſten Fürſten, von Preußen, Hannover, Dänemark und Heſſen-Caſſel war kein Mann im Felde erſchienen [3]). Und faſt mußte man befürchten, daß auf eine ſo ausgiebige Vermehrung der Reichsarmee, wie ſie doch unumgänglich nothwendig war, gar nicht gerechnet werden dürfe. Denn die meiſten Reichsſtände hielten mit ihren Truppen zurück, in der Abſicht oder wenigſtens unter dem Vorwande mit denſelben ihr Land zu bedecken. Ja viele von ihnen verlangten noch zu gleichem Zwecke Kriegsvölker von Eugen, ſtatt deren zu ſeinem Heere abzuordnen.

So bat in wahrhaft flehentlicher Weiſe der Kurfürſt Franz Georg von Trier aus dem Hauſe Schönborn um Belaſſung der Truppen, welche ſich in Coblenz und Ehrenbreitſtein befanden, ja um Entſendung von Verſtärkungen dorthin [4]). In nicht minder beweglicher Weiſe jammerte der Kurfürſt von Mainz über den Befehl des Prinzen, daß ein Theil der dortigen Beſatzung ſich zu deſſen Armee zu verfügen habe [5]). Der Prinz Wilhelm von Heſſen-Caſſel aber, welcher ſtatt ſeines Bruders, des Königs von Schweden im Lande regierte, drang auf den Schutz von Rheinfels [6]), und ſo hatte faſt jeder Reichsſtand ein anderes, nur auf den eigenen Vortheil abzielendes Begehren.

Eugen zeigte ſich jedoch ganz unerbittlich gegen ſolche Forderungen. Er begriff, daß wenn er ihnen zu willfahren ſich herbeiließe, er ſich niemals an der Spitze einer Armee befinden würde, mit welcher er derjenigen des Feindes Widerſtand zu leiſten vermöchte. Die Franzoſen würden vielmehr, ſo mußte er beſorgen, unaufhaltſam vordringen, eines der zerſtreuten Corps, von denen jedes für ſich allein zur Gegenwehr zu ſchwach wäre, nach dem anderen aufreiben und bald völlig in Deutſchland den Meiſter ſpielen [7]).

Und wirklich war das Mißverhältniß zwiſchen Eugens Heere, das noch kaum ein ſolches genannt werden konnte, und demjenigen des Marſchalls Berwick, welcher den Oberbefehl über die Franzoſen führte, ſo beträchtlich, daß in der That zu den größten Beſorguiſſen Urſache vorhanden war. Schon in den erſten Tagen des Monats April hatte ſich die franzöſiſche Armee in einer Anzahl von nahezu hunderttauſend Mann, in drei Colonnen getheilt, in Bewegung geſetzt. Die erſte derſelben, faſt fünfzigtauſend Mann ſtark, bezog unter Berwick ſelbſt ein Lager bei Heiligenſtein, Philippsburg gegenüber. Die zweite Heeresabtheilung, gegen dreißigtauſend Mann zählend, lagerte unter dem Herzoge von Noailles bei Kaiſerslautern. Und das dritte Armeecorps rückte in einer Anzahl von zwanzigtauſend Mann unter den Befehlen des Generallieutenants Grafen Belleisle in das Kurfürſtenthum Trier und begann die Feindſeligkeiten mit der Belagerung von Trarbach. Am 2. Mai 1734 ergab ſich dieſe Stadt nach wackerer Vertheidigung, und Belleisle wurde nun beſehligt, mit ſeinen Truppen der franzöſiſchen Hauptarmee zuzuziehen.

Dieſelbe war in der Zwiſchenzeit auch ihrerſeits nicht müßig geblieben. Schon vor Beginn des Feldzuges hatte Berwick die Belagerung von Philippsburg als diejenige Unternehmung in Vorſchlag gebracht, von welcher er ſich den größten Nutzen verſprach. Sein Antrag wurde genehmigt, und ſeine Bewegungen zielten nun darauf ab, die Belagerung baldigſt in's Werk ſetzen zu können. Hiezu ſchien es ihm aber vor Allem nöthig, ſeinen Gegner aus den Linien von Ettlingen zu vertreiben, durch welche einerſeits Philippsburg und andererſeits das ganze Land am rechten Ufer des Rheines, von dieſem Fluſſe angefangen bis zum Gebirge gedeckt wurde.

Berwick täuſchte ſich nicht darüber, daß das beſte Mittel, ſeine Aufgabe zu erreichen, darin beſtand, ohne Zeitverluſt an dieſelbe zu ſchreiten. Denn jetzt war Eugen, das wußte er wohl, noch allzuſchwach, um ihm irgendwie die Spitze bieten zu können. Was er alſo zu thun vorhatte, das mußte unverzüglich geſchehen. Nachdem er den Herzog von Noailles an ſich gezogen hatte, ließ Berwick den Marquis d'Aſfeld mit dreißig Bataillonen bei Speyer zurück, und ging mit dem Hauptheere in zwei Colonnen bei Kehl und Fort Louis über den Rhein. Von zwei Seiten wollte er die Linien angreifen und dadurch, daß Aſfeld mit einem Theile ſeiner Truppen bei

Rheingönheim über den Strom ging und ſich in der Neckarau feſtſetzte, ſie im Rücken bedrohen.

Auf die erſte Nachricht von dem Uebergange des Herzogs von Berwick über den Rhein entſchloß ſich Eugen, mit ſeinen Truppen, welche ſeiner eigenen Angabe nach damals nicht über fünfzehntauſend Mann ſtark waren, den Ettlinger Linien zu Hülfe zu ziehen. Hauptſächlich waren es die Vorſtellungen des Herzogs von Württemberg und des Prinzen von Bevern, welche Eugen hiezu bewogen. Denn er ſelbſt gab nur ungern ſeine höchſt vortheilhafte Stellung bei Waghäuſel auf, von der er Philippsburg gegen jeden feindlichen Angriff zu ſchützen vermochte. Prinz Bevern aber ſuchte dem Prinzen darzuthun, daß die zu Ettlingen befindlichen Streitkräfte, durch Eugens Truppen verſtärkt, die Linien wider die Franzoſen zu halten vermöchten, während ſie ſonſt unfehlbar überſtiegen und die darin befindlichen fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreisvölker zu Grunde gerichtet werden würden. Nach Eroberung der Linien ſtände es jedoch in der Macht der Franzoſen, in Schwaben einzudringen und die im Schwarzwald befindlichen Truppen, welche den beſten Theil des kaiſerlichen Fußvolkes bildeten, von Eugen entweder völlig abzuſchneiden, oder doch ihre Vereinigung mit ihm außerordentlich zu erſchweren.

Dieß waren die Betrachtungen, welche den Prinzen bewogen, ſich gegen die Ettlinger Linien zu wenden. Am 4. Mai 1734 begab er ſich dorthin. Kaum war er jedoch, ſeinen Truppen voraneilend, in den Linien eingetroffen, kaum hatte er ſich davon überzeugt, daß der Herzog von Berwick ſich mit weit überlegener Heeresmacht zum Angriffe auf dieſelben bereite, da kam ihm die Nachricht von dem Uebergange des Marquis d'Aſfeld über den Rhein zu. Augenblicklich entſchloß ſich der Prinz, die Linien zu räumen. Seinen eigenen Streitkräften überſandte er den Befehl ihren Marſch zu unterbrechen; die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreistruppen aber zog er in beſter Ordnung, mit aller Artillerie und Munition nach Bruchſal, wohin er ſich gleichfalls begab [8]).

Am 5. Mai verſammelte Eugen alle ſeine Streitkräfte bei Bruchſal, ſo daß er ſich nun an der Spitze von ungefähr zwanzigtauſend Mann befand. Die Nachricht jedoch, daß der Herzog von Berwick, welcher die verlaſſenen Linien in Beſitz genommen und unmittelbar nachher ſeinen Marſch fortgeſetzt hatte, mit einer dreifach ſtärkeren Heeresmacht heran-

ziehe, die Beſorgniß, zwiſchen zwei Feinde, Berwick und d'Asfeld zu gerathen, die Nothwendigkeit endlich, ſich der Uebergangspunkte über den Neckar zu verſichern, um nicht von ſeinen Zufuhren und den Truppen abgeſchnitten zu werden, welche zur Verſtärkung ſeines Heeres herannahten, alle dieſe Gründe bewogen Eugen zu fernerem Rückzuge. Am Abende des 8. Mai traf die Reiterei, am Morgen des 9. das Fußvolk in Heilbronn ein.

Eugen betrachtete es als einen großen Gewinn, daß es ihm gelungen war, alle in den Linien und ſonſt in der Gegend zerſtreuten Truppen ohne den geringſten Verluſt an ſich zu ziehen und Meiſter des Ueberganges über den Neckar zu bleiben. Dennoch täuſchte er ſich nicht über das Mißliche ſeiner Lage. Die geringe Zahl ſeiner Streitkräfte und die Langſamkeit des Anzuges der Hülfstruppen erſchwerte dieſelbe nur noch mehr. „Ich beſorge," ſchrieb er am 9. Mai 1734 aus Heilbronn dem Kaiſer *) „wie die Sachen „ſtehen, daß ich dem Feinde kein ſonderliches Hinderniß in den Weg zu „legen vermag und nicht wenig zu thun haben werde, um mich mit meinem „ſchwachen Corps, mit welchem ich nichts zu wagen im Stande bin, auch „nur einigermaßen zu behaupten. Denn wenn der Feind ſeine ganze Stärke, „wie er es kann, ſich zu Nutzen macht und mich umringt, ſo werde ich mit „nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Ich kann daher noch „bis auf dieſe Stunde nicht ſagen, ob ich hier verbleiben oder anderswohin „mich wenden werde. So viel aber darf ich verſichern, daß alles was „Menſchen möglich iſt, mit Standhaftigkeit angewendet werden wird, um „in einer ſo gefahrvollen Stellung, wie ich mich während ſo vieler Feldzüge „niemals in einer ähnlichen befunden habe, von keinem Unglücke betroffen „zu werden. Ob dieß aber dann, wenn ein Mann wider vier oder fünf zu „ſtreiten hat und von allen Seiten mit öffentlichen und heimlichen Feinden „umgeben iſt, ſich bewirken läßt, insbeſondere da ein großer Theil der „bei mir befindlichen Truppen in neuer und noch unerfahrener Mannſchaft „beſteht, dafür glaube ich, kann Niemand, der in ſolcher Lage ſich befindet, „ſich verbürgen. Und wie alles, was die Möglichkeit nur immer zuläßt, „geſchehen iſt, ſo muß das Uebrige der göttlichen Allmacht anheimgeſtellt „werden, welche eine ſo gerechte Sache wie diejenige Eurer Majeſtät „gewiß nicht verlaſſen wird".

Die Haltung Eugens und die Maßregeln, welche er traf, wurden vom Kaiſer vollſtändig gebilligt. Mit wenigen eigenhändigen Zeilen, die er

dem amtlichen Reſcripte beifügte, verſicherte Karl VI. den Prinzen ſeiner Zuſtimmung zu demjenigen, wozu er ſich entſchloſſen hatte, und ſeines unwandelbaren Vertrauens zu ſeinem Eifer und ſeiner kriegeriſchen Erfahrung [10]). Wahrhaft rührend iſt es aber, den Eindruck zu beobachten, welchen dieſe Worte des Monarchen auf deſſen greiſen Heerführer hervorbrachten, und es wird genügen, Eugens Antwort hier anzuführen, um das innige Verhältniß zu kennzeichnen, welches damals zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Feldherrn beſtand.

„Eurer Majeſtät allermildeſte Handzeilen vom 7. dieſes Monates [11])", ſchrieb ihm der Prinz, „und das Ihrem Handſchreiben vom 14. beigefügte „Poſtſcript ſind ſo voll Dero unſchätzbarer Gnadensverſicherungen, daß ich „nicht Worte genug finde, meinen unterthänigſten Dank dafür abzuſtatten. „So lang mir Gott das Leben läßt, wird meine einzige Sorge ſein, mich „deren würdig zu machen, und für die Sicherheit Ihrer Erblande und „Nachkommenſchaft das Aeußerſte anzuwenden, was nur immer in meinen „Kräften liegt. Eure Majeſtät ſeien verſichert, daß ich weder Mühe noch „irgend eine Gefahr, welche dieſelbe auch ſein möchte, ſcheuen werde, um „Ihren Dienſt, der jederzeit meine einzige Abſicht ſein wird, zu beſorgen. „Wozu die mir noch übrigen wenigen Kräfte nicht ausreichen, das wird „Gottes Segen erſetzen, der Ihnen hoffentlich zu einer Zeit nicht entgehen „wird, in welcher Sie deſſen mehr als jemals nöthig haben. Eure Maje„ſtät bitte ich zugleich inſtändigſt, ſich die Lage, in welcher die Sachen ſich „derzeit befinden, nicht allzuſehr zu Gemüthe zu nehmen. Die göttliche „Allmacht, welche Eure Majeſtät ſo oft gerettet hat, wird Sie auch dieſes „Mal retten, und es iſt nicht das erſte Mal bei dem durchlauchtigſten „Erzhauſe, daß die äußeren Umſtände Anfangs das ſchlimmſte Anſehen „hatten und dann zu deſſen Ruhme und Vortheil ausgeſchlagen ſind. An „Erhaltung Eurer Majeſtät Geſundheit hängt das Heil Ihrer Staaten, „und es wird Jeder unter Ihren Dienern mit Freuden, keiner aber lieber „als ich ſein Leben für Eure Majeſtät aufopfern [12])".

Auf dasjenige, was er von des Kaiſers verſteckten Gegnern zu beſorgen habe, legte Eugen immer und immer wieder den größten Nachdruck, wenn er auf die Gefahren ſeiner Lage zu ſprechen kam. Niemand andern wollte er mit jenen Worten bezeichnen als die Kurfürſten von Baiern, Köln und der Pfalz, welche alle drei, obgleich nicht nur durch ihre Pflicht als

Reichsfürſten, ſondern noch insbeſondere durch ſpezielle Verträge an den Kaiſer gebunden, die feindſeligſte Haltung wider ihn angenommen hatten und jeder Gegenvorſtellung ungeachtet in derſelben verharrten.

Die größten Beſorgniſſe mußte dem Wiener Hofe ohne Zweifel der Kurfürſt von Baiern erregen, weil er der mächtigſte, durch die Lage ſeiner Länder für Oeſterreich der furchtbarſte, weil er endlich perſönlich ein noch hartnäckigerer Gegner des Kaiſers als die beiden anderen Kurfürſten war. Und es ſchien in der That faſt unmöglich, dieſe Feindſchaft zu beſeitigen. Denn ſie wurzelte in nichts geringerem als in demjenigen, was Karl VI. am meiſten am Herzen lag, in ſeiner Erbfolgeordnung. Durch dieſe, wenn ſie dereinſt zum Vollzuge kam, wären ja die vermeintlichen Erbrechte des Hauſes Baiern auf Oeſterreich, zu deren Verſtärkung der Kurfürſt ſelbſt ſich mit der zweitgebornen Tochter des Kaiſers Joſeph I. vermählt hatte, zu nichte geworden.

Ein Ausweg bot ſich jedoch zur Gewinnung des Kurfürſten, zur Wiederverſöhnung der Häuſer Oeſterreich und Baiern; allerdings ein ſolcher, der dem Kaiſer völlig unannehmbar ſchien, von dem Kurfürſten aber nichts deſtoweniger immer und immer wieder von neuem in Vorſchlag gebracht wurde. Es war dieß eine Vermählung der Erbtochter des Kaiſers, der Erzherzogin Maria Thereſia, mit des Kurfürſten älteſtem Sohne, dem Kurprinzen von Baiern.

Ohne die Vortheile zu verkennen, welche eine ſolche Vereinigung der öſterreichiſchen und baieriſchen Länder nach ſich gezogen hätte, genügt doch die Erwähnung des Umſtandes, daß die Erzherzogin zehn Jahre älter war als der ihr zugedachte Bräutigam, um die Abneigung des Kaiſers gegen eine ſolche Verbindung ausreichend zu erklären [13]). Karl VI. ſah nur allzuwohl die Stürme vorher, welche nach ſeinem Tode ſeine Erbin zu beſtehen haben würde. Der Gemahl, an deſſen Seite er ſeine Tochter zurückzulaſſen gedachte, ſollte ihr daher eine feſte, männliche Stütze ſein. Eine ſolche konnte ein Knabe nicht gewähren, der völlig unter dem Einfluſſe ſeines ehrgeizigen Vaters ſtehen und wohl für alle Zukunft das Intereſſe Baierns demjenigen Oeſterreichs vorziehen würde.

An der Weigerung des Kaiſers, ſeine älteſte Tochter dem Kurprinzen von Baiern zur Ehe zu geben, war die Sendung des Grafen Königsegg geſcheitert, welcher ſich im Jänner 1734 nach München verfügt hatte, um

einen letzten Verſuch zur Gewinnung des Kurfürſten zu wagen. Seit Karl Albrecht ſich hierüber keiner Täuſchung mehr hingeben konnte, zeigte er ſeine feindſelige Geſinnung von Tag zu Tag in höherem Grade. Insbeſondere erregten die großartigen Rüſtungen, welche er in einem Augenblicke in's Werk ſetzte, in dem er ſeine Zuſtimmung zum Reichskriege verſagte, den gerechten Verdacht des Kaiſerhofes. Allenthalben in Baiern wurde ſtark geworben, und ſo hoch war die Bezahlung dieſer Truppen, ſo regelmäßig wurde ſie verabfolgt, daß man glaubte, nur franzöſiſche Zuſchüſſe könnten den Kurfürſten in den Stand ſetzen, ſolches zu thun.

Nicht nur in Wien, ſondern auch an anderen Orten erweckte die Haltung Baierns Unruhe und Verdacht. So hatte die Reichsſtadt Nürnberg den Prinzen durch ein eigens an ihn abgeſendetes Mitglied ihres Rathes darauf aufmerkſam machen laſſen, mit welchem Nachdrucke der Kurfürſt die Erweiterung und Verſtärkung der alten Bergfeſtung Rottenberg betrieb. So weitläufig ſollten die Fortificationen daſelbſt ſein, daß in dieſem Schloſſe, welches zwiſchen dem fränkiſchen Kreiſe und Böhmen gelegen war, fünftauſend Mann Unterkunft und Vertheidigungsmittel finden konnten. Eugen ſelbſt hatte ſich während ſeiner jüngſten Reiſe durch Franken die vortheilhafte Lage dieſer Veſte betrachtet und wohl begriffen, daß man von dort aus einen großen Theil von Franken und Böhmen in Contribution zu ſetzen und die Verbindung zwiſchen dieſen Ländern abzuſchneiden vermöchte. Auch könnte Rottenberg, ſo meinte der Prinz, erforderlichen Falls dem Kurfürſten einen ziemlich ſicheren Zufluchtsort und ſeinen Truppen einen feſten Stützpunkt gewähren [14]).

Minder gefährlich, aber immerhin von ſchädlicher Wirkung war es, daß auch der zweite Kurfürſt aus dem Hauſe Baiern, Clemens Auguſt von Köln, durch ſeines Bruders überwiegenden Einfluß bewogen, der erſt vor wenig Jahren mit dem Kaiſer abgeſchloſſenen Allianz untreu ward und mit Ludwig XV. einen Freundſchaftsvertrag abſchloß, in Folge deſſen er nicht nur der Kriegserklärung des Reiches wider Frankreich ſeine Zuſtimmung verſagte, ſondern auch ſonſt eine mehr als zweideutige Haltung annahm.

Aehnliches war mit dem Kurfürſten Karl Philipp von der Pfalz der Fall. Obgleich durch nahe Verwandtſchaft mit dem Hauſe Oeſterreich verknüpft, hatte doch der Kurfürſt dem Kaiſer niemals deſſen Bemühungen

vergeben, die Nachfolge im Herzogthume Berg dem Könige von Preußen zuzuwenden. Immer näher ſchloß Karl Philipp ſich an Frankreich an, welches ihn mit den glänzendſten Verſprechungen zu ködern verſtand. Einen gewichtigen Entſchuldigungsgrund für dieſes Benehmen beſaß er übrigens in der Gefahr, welche ihm gedroht hätte, wenn er offen auf die Seite des Kaiſers getreten wäre. Die unmenſchliche Verwüſtung der Pfalz, vor nicht viel mehr als vier Jahrzehnten durch die Franzoſen verübt, mußte den Kurfürſten allerdings abſchrecken, ſich gegen eine Macht zu erklären, deren Streitkräften der Einmarſch in ſein Land widerſtandslos offen lag.

Für Eugen aber hatte die Haltung des kurpfälziſchen Hofes, abgeſehen davon, daß ihm deſſen Truppencontingent entging, noch mancherlei nachtheilige Wirkung. So war durch dieſelbe der Uebergang des Marquis d'Aſfeld über den Rhein weſentlich erleichtert worden, indem der pfälziſche Offizier, welcher in der Neckarau, einem nach Eugens Worten faſt unüberwindlichen Poſten commandirte, bei der Annäherung der Franzoſen das Gewehr präſentiren ließ, und ohne einen Schuß zu thun, die Verſchanzungen räumte [15]).

Es iſt leicht begreiflich, daß ſolche Verhältniſſe nur dazu beitragen konnten, Eugens Lage noch mehr zu erſchweren, welche an und für ſich ſchon wegen der ungeheuren Uebermacht des Feindes eine äußerſt gefährliche war. „In dieſer wahrhaft traurigen und harten Bewandtniß", ſchrieb er dem Kaiſer, „kann ich für einen Unglücksfall nicht gut ſtehen, indem „zwanzigtauſend Mann mehr als ſiebzigtauſend nicht die Spitze zu bieten „vermögen [16])".

Dieſes Mißverhältniß wenigſtens einigermaßen auszugleichen, darauf war Eugens regſte Sorgfalt gerichtet. Das wichtigſte, wo nicht das einzige woran für jetzt zu denken ſei, beſtehe darin, erklärte der Prinz, ſo viele Truppen als nur immer möglich an ſich zu ziehen. Nach allen Richtungen hin ſchrieb Eugen, um den Anmarſch der Streitkräfte, die er erwartete, zu beſchleunigen. An den Prinzen Georg von Heſſen, der mit vier Bataillonen in Mainz eingetroffen war, erging die Einladung, ſich unverweilt mit dem Hauptheere zu vereinigen [17]). An die Generale Röder, Pontpietin und Mörner, dann den Grafen von Naſſau, welche die preußiſchen, hannoverſchen und däniſchen Truppen, endlich diejenigen des Oberrheiniſchen Kreiſes

herbeizuführen hatten, erließ der Prinz in den dringendſten Worten die gleiche Aufforderung [18]).

Es konnte Eugen nur mit lebhaftem Unmuthe erfüllen, wenn er ſah, wie wenig ſeine Schreiben doch eigentlich fruchteten, und wie läſſig die Mehrzahl der Reichsſtände und der Verbündeten des Kaiſers in der Erfüllung ihrer Verpflichtungen war. Zur Kennzeichnung der Art, wie dieß geſchah, ſei hier nur ein einziges Beiſpiel angeführt. Am 10. Mai berichtete General Mörner dem Prinzen, daß am 7. desſelben Monats die däniſchen Hülfstruppen zu Altona eingetroffen und am 9. vom Könige beſichtigt worden ſeien. Am 20. Mai, alſo nach dreizehntägigem Verweilen, würden ſie bei Blankeneſe die Elbe paſſiren, um ihren Marſch weiter fortzuſetzen.

Während Eugen raſtlos daran arbeitete, bald eine genügende Streitmacht um ſich zu ſammeln, befleckten die Franzoſen die Vortheile, die ſie errangen, durch wahrhaft empörende Exceſſe, welche ſie in den Landſtrichen an beiden Ufern des Rheines verübten. Für Eugen, welchen nichts mehr anwiderte, als derlei rohe Mißhandlung wehrloſer Landleute, war es ein ſchmerzliches Gefühl, daß er derſelben nicht durch die Gewalt der Waffen zu ſteuern vermochte. Voll tiefer Entrüſtung bezeichnet er die Grauſamkeiten, welche die Franzoſen begingen, als unerhört unter chriſtlichen Nationen, als ſo himmelſchreiend, daß ſie „ehrliebenden Ge„müthern Abſcheu verurſachen und die göttliche Rache nach ſich ziehen „müßten [20])".

Eugen konnte es nicht über ſich bringen, keinen Schritt zu thun, um den Leiden der Bewohner jener unglücklichen Gegenden abzuhelfen, welche von den franzöſiſchen Truppen durchzogen wurden. Er wandte ſich geradezu an den Oberfeldherrn der feindlichen Armee, den Herzog von Berwick. „Ihre Soldaten", ſo ſchrieb er ihm, „nicht zufrieden ſelbſt jene Ort„ſchaften zu verbrennen und zu plündern, welche mit Ihren eigenen „Schutzbriefen verſehen ſind, überlaſſen ſich Exceſſen, von denen die „Geſchichte nicht viele Beiſpiele aufzuweiſen haben wird. Sie reſpec„tiren weder die Kirchen noch die geweihten Hoſtien, welche ſie zur Erde „werfen, nicht die Prieſter, die ſie nackt an die Fenſter und Thüren der „Häuſer binden, nicht die Frauen, welche ſie mit den Händen an Bäume „nageln und in dieſer furchtbaren Lage in ſo empörender Weiſe mißhan-

„deln, daß viele unter ihren Händen ſterben, endlich die unſchuldigen Kinder „nicht, welche ſie in gräßlichſter Weiſe verſtümmeln".

„Zu ſehr überzeugt von Ihrer Rechtlichkeit, um glauben zu können, „daß man ſolche Grauſamkeiten mit Ihrem Wiſſen verübt, ſetze ich vielmehr „voraus, daß Sie dieſelben mit gleichem Abſcheu wie ich vernehmen und „bereit ſein werden, ihnen für die Zukunft zu ſteuern. Die Drangſale „des Krieges haben ihre Grenzen, und die Geſetze der Menſchlichkeit ſollten, „ſo ſcheint es mir, niemals außer Acht gelaſſen werden von den Heeren ſo „großer Monarchen, wie diejenigen ſind, welchen wir die Ehre haben zu „dienen. Ich wende mich daher an Sie, um die Beendigung von Exceſſen „zu erwirken, die bisher unbekannt waren zwiſchen civiliſirten und „chriſtlichen Nationen. Außerdem verſichere ich feierlich, daß ich mit der „äußerſten Strenge ſowohl Offiziere als Soldaten meiner Armee beſtrafen „laſſen werde, wenn ſie es wagen ſollten, ſich mit ähnlichen Unwürdigkeiten „zu beflecken. Ueberdieß iſt ja das Glück der Waffen leicht wechſelnd, und „derjenige, welcher nur das Beiſpiel befolgt das ſein Feind ihm gegeben „hat, thut dasjenige rechtmäßig was der Andere grauſamer und wider„rechtlicher Weiſe verübt hat [21])".

Zur Ehre des Marſchalls Berwick mag angenommen werden, daß nicht die in Eugens letzten Worten enthaltene Drohung, ſondern ſchon die bloße Mittheilung des Prinzen Urſache war, ſtrenge Maßregeln wider die Uebelthäter hervorzurufen. Wenigſtens iſt von Seite Eugens keine Beſchwerde mehr über Exceſſe franzöſiſcher Soldaten laut geworden.

Erfreulicher noch war es für Eugen, daß ihm auch, was den ungleich wichtigeren Punkt der kriegeriſchen Unternehmungen betraf, Berwick in gewiſſem Sinne Grund zu lebhafter Befriedigung gab. So hatte der Marſchall es unterlaſſen, dem Prinzen, als er ſich nach Heilbronn zurückzog, mit der Schnelligkeit zu folgen, welche denſelben in die peinlichſte Lage gebracht hätte. „Ich geſtehe", ſchrieb Eugen in ſeiner gewohnten unumwundenen Weiſe, „daß ungeachtet aller getroffenen Anſtalten, dem Feinde, „wenn er die Nachhut angreifen ſollte, beſtens zu begegnen, ich doch nicht „weiß wie die Sachen abgelaufen wären, wenn er dasjenige unternom„men hätte, was er thun konnte und ſollte. Ebenſowenig", fuhr der Prinz fort, „begreife ich, aus welcher Urſache er ſchon den zwölften „Tag unbeweglich bleibt und ſich mit der Eintreibung von Contri-

„butionen aufhält, ohne noch etwas wichtiges unternommen zu haben. „Mir aber läßt er hiedurch Zeit, die abgematteten Leute und Pferde ſich „wieder erholen zu laſſen, die ſchwere Bagage voraus zu ſenden und immer „mehr Truppen an mich zu ziehen, ſo daß ich binnen wenig Tagen ein und „vierzig Bataillone und ſiebzig Schwadronen, alſo ungefähr dreißigtau„ſend Mann ſtreitfähiger Mannſchaft um mich haben werde [22])".

Dennoch ſei dieß, erklärte der Prinz, viel zu wenig, um auf die Länge einer viermal ſtärkeren Heeresmacht mit Ausſicht auf Erfolg Widerſtand leiſten zu können. Noch weniger dürfe hierauf gerechnet werden, wenn etwa Baiern die Maske fallen laſſe und an die Ausführung derjenigen Abſichten ſchreite, zu deren Verwirklichung es ſo anſehnliche Streitkräfte ſammle. Nichts ſei daher wünſchenswerther, als daß der Feind, wie ſeine Haltung andeute, die Belagerung irgend einer Feſtung unternehme, es möge dieſelbe nun Mainz, Philippsburg, Freiburg oder Breiſach ſein.

Eugen blieb bei dieſer Anſicht, als er vernahm, daß Berwick ſich wirklich zur Belagerung von Philippsburg entſchloſſen habe. Er ſchätze dieß, ſo ſchrieb er dem Kaiſer, in der That für ein großes Glück, weil er hoffe, dadurch Zeit zu gewinnen und die noch immer nicht angelangten Truppen, insbeſondere die Preußen, Hannovraner und Dänen an ſich zu ziehen. Philippsburg ſei, ſo bemerkte Eugen, eine ſtarke Feſtung, und der dortige Commandant, Feldmarſchalllieutenant Freiherr von Wutgenau, zeige ſich voll Muthes und guten Willens. Er zweifle nicht, daß derſelbe als wackerer Offizier ſeine Pflicht thun und eine tapfere und langdauernde Gegenwehr leiſten werde. Doch könne man ſich nicht verhehlen, daß der Feind, welcher die Belagerung unternehme, durch die umliegenden Moräſte und Waldungen größtentheils gedeckt ſei. Es werde daher mit den bedeutendſten Schwierigkeiten verknüpft ſein, ihm beizukommen und den Platz zu entſetzen [23]).

Nur an der Stelle Seckendorffs, des eigentlichen Commandanten von Philippsburg, befehligte Wutgenau daſelbſt. Denn als Seckendorff im Spätherbſte des verfloſſenen Jahres, während man befürchtete, die Franzoſen würden Philippsburg angreifen, um die Erlaubniß gebeten hatte, ſich in die ihm anvertraute Feſtung werfen zu dürfen und deren Vertheidigung zu leiten [24]), da war ihm bedeutet worden, in Berlin zu bleiben und dort

in ſo wichtiger Zeit nicht dem Einfluſſe der Feinde des Hauſes Oeſterreich freien Spielraum zu gewähren. Feldmarſchalllieutenant Gottfried Ernſt von Wutgenau wurde mit der Stellvertretung des Grafen von Seckendorff betraut, und er erfüllte die ihm gewordene Aufgabe zu Eugens lebhafteſter Zufriedenheit. Insbeſondere lobte es der Prinz ſchon in ſeinen erſten Berichten an den Kaiſer, daß Wutgenau den Brückenkopf bei Philippsburg angelegt habe, ein ſchönes und zu guter Vertheidigung tüchtiges Werk, deſſen ſich ſogar bei einer ordentlichen Belagerung der Feind nur ſchwer bemeiſtern werde. Völlig unbegreiflich ſei es, bemerkte der Prinz, daß Berwick, deſſen Lager nicht über eine Stunde entfernt ſei, ein ſolches Werk im Angeſichte ſeines Heeres habe errichten laſſen [25]).

Philippsburg bildete damals ein regelmäßiges baſtionirtes Sechseck. Auf der Nordſeite dehnte ſich gegen den Rhein hin ein Kronen- und Hornwerk aus. Die Weſtſeite und der dortige Sumpf waren durch zwei Schanzen, die Sternſchanze und die Thüngenſche Schanze vertheidigt. Die Rheinbrücke wurde durch den von Wutgenau angelegten geräumigen Brückenkopf, die ſogenannte Rheinſchanze gedeckt. Die Beſatzung zählte ungefähr viertauſend Mann. Außer dem Obercommandanten befand ſich auch noch der fränkiſche General Hölzel in der Feſtung, welchem Eugen das Zeugniß gibt, daß er ein lang dienender braver Offizier ſei [26]). So ſchien in der That für eine wackere Vertheidigung Philippsburgs in genügender Weiſe Vorſorge getroffen.

Am 22. Mai 1734 war es, daß Wutgenau dem Prinzen Eugen zu berichten hatte, an demſelben Tage um zwölf Uhr Mittags ſei die feindliche Generalität zu Waghäuſel erſchienen, wo Eugens erſtes Hauptquartier in dieſem Feldzuge geweſen war, und habe von der dortigen Capelle aus lange Zeit hindurch mit Fernröhren die Feſtung und ihre Lage betrachtet. Auch Ingenieure ſeien nach ſämmtlichen Rheininſeln abgeſchickt worden, dieſelben zu recognosciren. Es dürfe nicht mehr daran gezweifelt werden, bemerkte Wutgenau, daß es nun wirklich zur Belagerung Philippsburgs komme. Eugen ſolle ſich darauf verlaſſen, er werde zur Vertheidigung der ihm anvertrauten Feſtung mit Freude Leib und Leben auf's Spiel ſetzen. Der Prinz möge daher, ſo ſchloß Wutgenau ſein Schreiben, ſich keineswegs übereilen, der Feſtung zu Hülfe zu kommen, ſondern die dazu nothwendige Verſtärkung ſeiner Armee in Ruhe abwarten [27]).

Wie Wutgenau richtig vorausgeſetzt hatte, ſo war das Erſcheinen der franzöſiſchen Generalität vor Philippsburg der Vorbote der Belagerung. Schon am 23. Mai 1734 begann die Umſchließung der Feſtung durch den Generallieutenant d'Aſfeld. Bald umgaben ſeine Truppen Philippsburg von Wieſenthal über Waghäuſel und Oberhauſen bis an den Rhein. Der Graf von Belleisle erſchien auf dem linken Ufer des Stromes vor der Rheinſchanze, welche die Philippsburger Brücke ſchützte, und eröffnete den Angriff wider dieſelbe. Berwick ſelbſt nahm Stellung bei Wiesloch, um die Belagerung zu decken. Einen Theil ſeiner Reiterei poſtirte er unter Generallieutenant Quadt bei Graben; den Reſt ſandte er in Cantonnirungen auf das linke Rheinufer [25]). Unverweilt wurden die Laufgräben gegen die Stadt eröffnet und die Circumvallationslinien vollendet. Am 2. Juni waren die Franzoſen mit ihren Belagerungsarbeiten ſchon ſo weit gekommen, daß ſie zwei Stürme gegen die Rheinſchanze ausführen konnten. Dieſelben wurden zwar glücklich abgeſchlagen; dennoch zog Wutgenau, um die aus vierhundert Mann beſtehende Beſatzung der Rheinſchanze nicht zu verlieren, dieſelbe nach Philippsburg zurück.

Von nun an war es dieſe Feſtung ſelbſt, welcher die Franzoſen in heftigſter Weiſe zuſetzten. Wutgenau aber widerſtand ihren Fortſchritten mit größter Hartnäckigkeit. Um dieſelben zu beſchleunigen, zog Berwick in eigener Perſon und mit dem größten Theile ſeines Heeres vor Philippsburg und übernahm den Oberbefehl über die Belagerung. Schon am 12. Juni fiel er jedoch, durch eine Kanonenkugel getödtet, welche ihm in den Laufgräben den Kopf wegriß. Der älteſte Generallieutenant Marquis d'Aſfeld, bald darauf vom Könige Ludwig XV. zum Marſchall von Frankreich ernannt, übernahm nach Berwicks Tode das Obercommando über das franzöſiſche Heer.

Während dieß ſich vor Philippsburg ereignete, war Eugen ruhig zu Heilbronn geblieben, in derſelben Stellung in welcher Markgraf Ludwig von Baden im Jahre 1694 ein vielfach überlegenes franzöſiſches Heer aufgehalten hatte. Die unumgängliche Nothwendigkeit, ſeine ſchwache Streitmacht zu verſtärken, bevor er daran denken konnte angriffsweiſe wider die Feinde vorzugehen, feſſelte den Prinzen daſelbſt. Und wirklich trafen nach und nach, freilich in großer Gemächlichkeit, die Contingente und Hülfstruppen der verſchiedenen Reichsfürſten ein. Am 5. Juni konnte der

Prinz dem Kaiſer die Ankunft der Hannovraner anzeigen, welche unter General Pontpietin in einer Anzahl von ſechstauſend Mann, „in anſerle„ſenem Stande", zu Heilbronn einrückten. An demſelben Tage langten zu Kochendorf, eine Meile von Heilbronn, die Preußen an, wo Eugen ſie einſtweilen lagern ließ, indem er ſich vorbehielt, ſie im geeigneten Augenblicke völlig an ſich zu ziehen. Unter Generallieutenant von Röder, welchen Seckendorff als einen ſchwer umgänglichen, abgelebten Mann bezeichnet, der wenig Luſt an den Tag gelegt habe in's Feld zu gehen [29]), waren ſie durch Franken herbeigerückt und hatten überall, insbeſondere aber auf Würzburgiſchem Gebiete ſo furchtbare Exceſſe verübt, daß zu einer Zeit, in welcher ganz Deutſchland ſich wider den fremden Feind hätte erheben ſollen, von dem ſchrecklich mißhandelten Landvolke ein Aufſtand wider die Hülfstruppen des Kaiſers zu beſorgen war.

Umſonſt drang Eugen in entſchiedenſter Weiſe auf allſogleiche Abſtellung dieſer Uebelthaten. Umſonſt wies er überzeugend nach, daß wenn man ſchon für die Leiden der ſo ſchwer Bedrückten kein Herz habe, man ſie doch aus dem Grunde ſchonen ſolle, weil durch ſolche Verheerungen ganze Landſtriche außer Stand geſetzt würden, den von ihnen zu erwartenden Leiſtungen an Truppen und Geld zur Kriegführung wider Frankreich nachzukommen [30]). Es gelang ihm nur in geringem Maße, ſeiner gerechten Beſchwerde in Berlin Eingang zu verſchaffen. Daraus, daß ſelbſt die höher geſtellten unter den preußiſchen Offizieren, vor Allen der Generalfeldwachtmeiſter Prinz Leopold von Anhalt, ein Sohn des Fürſten Leopold von Deſſau, an den Exceſſen Antheil genommen [31]), ja ſie gewiſſermaßen angeordnet hatten, glaubte man darauf ſchließen zu dürfen, ſie hätten auf des Königs ausdrücklichen Befehl ſtattgefunden. Denn er war, das wußte man, ſchon ſeit langer Zeit aufgebracht wider die fränkiſchen Reichsſtände, welche ſich die Uebergriffe ſeiner Werber nicht hatten gefallen laſſen [32]). Und insbeſondere ſchien es ihm willkommen, den Reichsvicekanzler Schönborn, Fürſtbiſchof von Bamberg und Würzburg ſeinen Ingrimm fühlen zu laſſen. Denn dieſer hatte ihm ſtets als ein Gegner Preußens und in der letzten Zeit, was bei Friedrich Wilhelm einem Verbrechen gleichkam, als ein Anhänger des Königs Georg II. von England gegolten.

Um den Klagen über das Benehmen ſeiner Truppen und dem Begehren um Schadenerſatz zuvorzukommen, trat der König mit einer gleichen

Forderung auf. Er behauptete von General Röder Bericht erhalten zu haben, daß auf Würzburgiſchem Gebiete die Bauern ſich verſchworen hätten, eine ganze Compagnie preußiſcher Dragoner zu ermorden. Sie würden dieſen Anſchlag auch wirklich vollzogen haben, wenn er nicht entdeckt und durch energiſche Maßregeln vereitelt worden wäre. Da aber ſelbſt eine ſolche Abſicht nicht ungeahndet bleiben könne, ſo verlange er ſtrenge Beſtrafung der Schuldigen und angemeſſene Genugthuung für ſich ſelbſt.

Aus Seckendorffs Antwort konnte der König es entnehmen, daß man ſeinen Wunſch durchſchaute, dasjenige zu beſchönigen, was ſeinen Truppen zur Laſt fiel. Es ſei ihm aus langer Erfahrung bekannt, erklärte Seckendorff, daß die Landleute ſich niemals eines ſolchen Wagniſſes unterfiengen, wenn ſie nicht durch die gröbſten Mißhandlungen auf's äußerſte gebracht würden [33]). Doch erlangte Seckendorff nicht mehr, als daß längſt nachdem die preußiſchen Truppen Franken verlaſſen hatten, des Königs Befehl an ſie abging, ſich aller Exceſſe daſelbſt in Zukunft zu enthalten [34]).

Wie tadelnswerth aber das Benehmen der preußiſchen Kriegsvölker in den Gebieten, die ſie durchzogen, auch ſein mochte, ſo anerkennenswürdig war andererſeits ihre Kriegstüchtigkeit, ihre in jener Zeit unübertroffene Einübung im Waffendienſte. Leider iſt nirgends eine Mittheilung über den Eindruck zu finden, welchen die Beſichtigung der preußiſchen Truppen, die Eugen am 9. Juni 1734 vornahm, auf ihn hervorbrachte. Eine ſolche wäre von deſto höherem Intereſſe, als der Prinz ſeit zwanzig Jahren keiner größeren Abtheilung preußiſcher Kriegsvölker anſichtig geworden war, eine Zeit, während welcher das dortige Heer eine völlig neue Geſtaltung erhalten hatte. Und ſo ungünſtig auch Eugens früheres Urtheil über die Art und Weiſe, in welcher damals die Einübung der Truppen in Preußen betrieben wurde, über das unausgeſetzte Exerciren, Manoeuvriren und Paradiren gelautet hatte, ſo mochte er ſich jetzt doch davon überzeugen, daß man, auch ohne die Uebertreibung nachzuahmen, mit welcher der König demjenigen oblag, was er die Ausbildung ſeines Heeres nannte, doch in Oeſterreich wohl daran gethan hätte, wenn man nicht geradezu das Entgegengeſetzte beobachtet haben würde.

Es wurden ernſte Klagen laut, daß die Infanterie, insbeſondere in Italien, im Gebrauche des Feuergewehrs höchſt unerfahren ſei, und ſelbſt der Kaiſer berührte in ſeinen eigenhändigen Briefen an den Prinzen die-

ſen Gegenſtand mit der Hinweiſung auf die Nothwendigkeit gründlicher Abhülfe [35]).

Eugen war weit davon entfernt, etwa mit der gewöhnlichen Zähigkeit des Alters an einer vorgefaßten Meinung feſtzuhalten. Es wundere ihn nur, erwiederte er, ſolche Klagen über das kaiſerliche Fußvolk in Italien zu vernehmen, indem dasſelbe aus lauter alten Regimentern beſtehe, welche ſich ſchon ſeit längerer Zeit dort befänden. Doch ſei es höchſt nöthig, dieſem Mangel abzuhelfen und die Commandanten der Regimenter dazu anzuhalten, ihre Soldaten gehörig im Feuer exerciren zu laſſen. „Denn „ſo wenig ich," ſetzte der Prinz hinzu, „für das unnöthige Schießen „im Frieden bin, ſo ſehr erkenne ich, daß die Leute in Kriegszeiten „im Feuer geübt ſein müſſen. Daher laſſe ich auch die Regimenter all„hier täglich exerciren, und Einer ſucht es dem Andern darin zuvor „zu thun [36])".

Nicht bloß an den Soldaten ſelbſt, auch an den Generalen und Offizieren machte es ſich fühlbar, daß die kaiſerliche Armee nicht mehr auf der früheren Stufe kriegeriſcher Tüchtigkeit ſich befand. „Die Generale „ſind zwar," berichtete Eugen dem Kaiſer, „alle voll guten Willens, nicht „aber von ausreichender Erfahrung, und es befinden ſich ſogar mehrere unter „ihnen, die noch gar keinen Feldzug, andere aber, welche einen ſolchen nur „als Subalternoffiziere mitgemacht haben. Es iſt dieß jedoch nur die „natürliche Folge eines langen Friedens, während deſſen Dauer ſich Un„ordnungen und Mißbräuche bei den Regimentern eingeſchlichen, auch viele „Offiziere einen Theil des Dienſtes vergeſſen haben. Ich kann daher „Eurer Majeſtät nicht bergen, daß ich den Unterſchied gar wohl erkenne, „wie Dero Truppen ehedem waren und wie ſie jetzt ſind. Und bei den „Kreisvölkern, welche größtentheils aus ganz friſch errichteten Compagnien „beſtehen, ſieht es noch weit ſchlimmer aus. Ich muß daher ohne es viel „merken zu laſſen, bedacht ſein, der eingeriſſenen Verwirrung zu ſteuern, „welche ſich nach und nach auch geben wird und wirklich, ſeit wir uns hier „befinden, in vielem ſchon ſehr gebeſſert hat. Doch muß ich bei ſolcher „Beſchaffenheit mit größerer Vorſicht und Behutſamkeit umgehen, weil ich „es mit einem beträchtlich ſtärkeren Feinde zu thun habe, der ſein ſchon „durch die Natur wohl befeſtigtes Lager durch Verhaue, Schanzen und „Gräben noch weit ſtärker gemacht hat [37])".

Zunächſt war es die Vermehrung ſeiner Streitkräfte durch die Ankunft der preußiſchen, hannoverſchen und noch anderer Truppen, wodurch Eugen ſich veranlaßt ſah, nicht länger mit dem Aufbruche der Armee gegen Philippsburg zu zögern. Berwicks Tod und die Verwirrung, welche dadurch bei dem Feinde hervorgebracht wurde, mag den Prinzen bewogen haben, den Zug gegen das franzöſiſche Lager noch mehr zu beſchleunigen. Der Hauptbeweggrund hiezu lag aber in den Nachrichten, welche ihm über die Fortſchritte der Belagerung von Philippsburg zukamen. Zwar vertheidige ſich Wutgenau, ſo lauteten ſie, ſogar nach dem Geſtändniſſe des Feindes mit äußerſter Tapferkeit; nichts deſtoweniger werde ihm ſtark zugeſetzt, und es ſtehe ihm ſogar, wenn nur erſt alle franzöſiſchen Batterien fertig wären, ein noch heftigeres Feuer bevor.

Ehe der Prinz den Aufbruch ſeines Heeres bewerkſtelligte, bat er den Kaiſer dringend, ausgiebiger als bisher mit Geldmitteln unterſtützt zu werden. Sollte dieß nicht der Fall ſein, ſo müßte die Armee immer mehr zuſammenſchmelzen, denn die Hülfstruppen würden entweder nicht dienen, oder ihre Reihen durch Deſertion ſehr gelichtet werden. „Wenn aber dieſes erfolgen ſollte", fügte Eugen hinzu, „ſo „wäre der Schaden ganz unerſetzlich, indem Eure Majeſtät in einem „Augenblicke, in welchem Sie keinen Alliirten beſitzen und ſich allein „zu helfen ſuchen müſſen, eine zweite Armee nicht aufzutreiben vermöch„ten und ſomit außer Stande wären, auf die Länge ihre eigenen Länder „zu ſchützen [38])".

Bezeichnend iſt es für die damalige geringe Ausbildung des Dienſtes, welcher heut zu Tage von dem General-Quartiermeiſterſtabe beſorgt wird, daß Eugen erſt wenige Tage vor ſeinem Aufbruche von Heilbronn daran ging, ſeine Armee mit einem Generalquartiermeiſter zu verſehen. In die Hände des Feldmarſchall-Lieutenants Freiherrn von Schmettau legte er dieſes Amt. Schmettau's Bruder, welcher als Hauptmann im Regimente Müffling diente, wurde zum Generalquartiermeiſter-Lieutenant ernannt [39]).

Am 19. Juni 1734 führte Eugen ſein Heer auf drei Schiffbrücken über den Neckar, während das Geſchütz und das Gepäck den Fluß auf der ſteinernen Brücke zu Heilbronn gleichfalls überſchritt. Noch einmal wiederholte er ſeine Verſicherung, nichts verabſäumen zu wollen, um dem

Feinde, wenn es nur irgend möglich sei, empfindlichen Schaden zuzufügen. „Eine glückliche Hauptschlacht hier oder in Italien", so schrieb er dem Kaiser, „ist freilich das Einzige, wodurch den aller Orten so übel aussehenden „Sachen eine andere Gestalt gegeben werden kann. Bevor diese nicht „erfolgt, sind nur höchst nachtheilige, ja unehrenhafte Friedensvorschläge von „Frankreich und dessen Alliirten zu erwarten, insbesondere nachdem die „Seemächte mit so unglaublicher Gelassenheit die Gefahr, in welcher Eure „Majestät sich befinden, ungeachtet ihrer übernommenen Verbindlichkeiten „und ihres eigenen dabei betheiligten Wohles ansehen. Eure Majestät seien „daher überzeugt, daß ich nichts unterlassen werde, was nur immer möglich „erscheint, um mich Ihres gnädigsten Vertrauens würdig zu machen und „die Ehre Ihrer Waffen wieder empor zu bringen, welche von ihrem frü„heren, in der ganzen Welt erworbenen Ruhme durch dasjenige, was im „vorigen Herbste in Italien vorgefallen ist, nicht wenig gelitten hat, wäh„rend doch an ihrer Erhaltung Eurer Majestät für die Gegenwart wie für „die Zukunft so gar viel gelegen ist. Daher könnten aber auch die Folgen „eines unglücklich ausfallenden Kampfes so sehr gefährlich sein, daß insbe„sondere bei der Beschaffenheit der Sachen im Römischen Reiche eine „Schlacht sich nicht mit der Leichtigkeit wie sonst liefern läßt [40])."

Es ist unmöglich zu verkennen, daß dieses Bedenken, welches sich fast in jedem der zahlreichen Berichte Eugens an den Kaiser wiederholt, ein wohlbegründetes war. Dennoch mag es in der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, in den Entschlüssen des Prinzen eine allzu große Rolle gespielt haben. Gerade darin zeigte es sich, daß Eugen zum Greise geworden war, daß sein Genie nicht mehr die ursprüngliche Frische, sein Geist nicht mehr ganz die frühere Spannkraft besaß, wie in den Tagen der Jugendblüthe und ungebrochenen Manneskraft. Eine der glänzendsten Eigenschaften Eugens, die blitzesgleiche Raschheit des Entschlusses und der unwiderstehliche Nachdruck der Ausführung hatte einer bedächtigen Erwägung des Für und Wider, einer minder energischen Vollziehung des Beschlossenen Platz gemacht. Bei Eugens reicher Erfahrung, bei den übrigen Feldherrngaben, welche ihn auch damals noch als den Ersten unter allen am Leben befindlichen Heerführern erscheinen ließen, beseitigte sein jetziges Vorgehen freilich jede Befürchtung einer Niederlage, wie er denn eine solche auch unter den mißlichsten Umständen zu vermeiden wußte. Aber von einer Erreichung so

glänzender Erfolge, wie er ſie vor mehr als dreißig Jahren unter ähnlichen Umſtänden gleichfalls einem weit überlegenen Feinde abzuringen gewußt hatte, hiezu war nun freilich wenig Ausſicht mehr.

Wer die Langſamkeit der jetzigen Bewegungen Eugens mit der Raſchheit vergleicht, mit welcher er in den Jahren 1701 und 1706 in Italien vordrang, wird gegen die Richtigkeit dieſer Bemerkungen nichts einzuwenden finden. Am 19. Juni 1734 war die Armee von Heilbronn aufgebrochen; am 21. traf ſie zu Adelshofen ein, wo ein neunjähriger Bettelknabe dem Prinzen einige Zeilen von Wutgenau's Hand überbrachte. Nur mit wenig Worten bat er darin um baldigen Entſatz [41]). Am 26. rückte Eugen mit ſeinem Heere zu Bruchſal ein, wo er nur mehr drei Stunden von der franzöſiſchen Circumvallationslinie entfernt war. Hier machte er Halt, um vorerſt die feindliche Stellung zu recognosciren und ſodann ferneren Beſchluß zu faſſen [42]).

Am Morgen des 29. Juni näherte ſich Eugen in Begleitung der beiden Herzoge von Württemberg und Braunſchweig-Bevern unter ſtarker Bedeckung bis auf die Entfernung von anderthalb Stunden dem Lager der Franzoſen. An demſelben Tage erhielt er durch eine Bäuerin, die er nach Philippsburg geſendet hatte, um Wutgenau Nachricht von dem Anmarſche des kaiſerlichen Heeres zu geben, Antwort von demſelben. Wutgenau ſprach die Vermuthung aus, der Feind werde in der kommenden Nacht das Hornwerk ſtürmen, welches er ſchon früher als den ſchwächſten Punkt der Feſtung bezeichnet hatte. Seine Garniſon fange an, ſo erklärte Wutgenau, ſtark zuſammenzuſchmelzen. Dennoch ſei er guten Muthes und hoffe wohl noch einige Wochen ſich halten zu können [43]).

Es ſei nicht zu zweifeln, bemerkte Eugen hiezu, daß der Feind, je dichter man an ihn heranrücke, deſto größere Anſtrengungen machen werde, ſich Philippsburgs zu bemächtigen. Um ihn wo möglich hieran zu hindern, führte Eugen am 1. Juli ſein Heer nach Wieſenthal, wo er nur mehr eine ſtarke Viertelſtunde vom franzöſiſchen Lager entfernt war. Hier nahm er in der Rheinebene, den feindlichen Verſchanzungen gegenüber Stellung. Seinen linken Flügel lehnte er an Neudorf, den rechten an Waghäuſel; das Hauptquartier kam nach Wieſenthal.

Eugen beſchäftigte ſich nun ernſtlich mit den erforderlichen Vorbereitungen zum Entſatze von Philippsburg. Am 2. und 3. Juli recognoscirte

er in Begleitung der Herzoge von Württemberg und Bevern die Verſchanzungen des Feindes. Er fand dieſelben ungemein ſtark und überall reichlich mit Kanonen beſetzt. Ueberdieß waren ſie noch durch einen breiten Graben und durch tiefe und umfangreiche Gruben geſchützt, an deren Anlegung und Vermehrung d'Asfeld Tag und Nacht ſowohl durch ſeine Soldaten als durch Bauern arbeiten ließ. Sie waren darauf berechnet zu verhindern, daß die kaiſerliche Cavallerie, wenn auch die Infanterie Poſten zu faſſen im Stande wäre, ſich nicht zu formiren vermöge [44]).

So ſchwer ausführbar nun auch dem Prinzen unter ſolchen Verhältniſſen ein Angriff auf die Stellung des Feindes erſchien, ſo wenig gab er doch den Gedanken hiezu auf. Er wußte wie ſehr man ſich zu Wien, wie ſehr insbeſondere der Kaiſer ſelbſt ſich darnach ſehnte, daß eine Schlacht geliefert, daß den Franzoſen eine entſcheidende Niederlage beigebracht werde. „Ein glücklicher Hauptſtreich iſt das einzige noch übrige menſchliche Mittel", hatte ihm auch der Kaiſer geſchrieben, „um mich, mein Erzhaus und ganz „Europa von der Uebermacht des Hauſes Bourbon zu retten [45])". Die Aufforderung, die in dieſen Worten lag, würde genügt haben, den Prinzen, wenn es deſſen noch bedurft und er nicht ſelbſt dieſer Anſicht beigepflichtet hätte, zu äußerſter Anſtrengung zu vermögen. Zu wiederholten Malen beſichtigte er ſelbſt mit Genauigkeit das Terrain, und ließ durch die Generale Seckendorff, Schmettau und Neipperg ein Gleiches thun. Der Erſtere war erſt vor einigen Tagen, ein Vorläufer des Königs von Preußen ſelbſt, in Eugens Heerlager eingetroffen; der Letztere befand ſich auf dem Wege von Luxemburg nach Italien, und hatte den Prinzen inſtändig gebeten, nur wenigſtens ſo lange bei ihm verweilen zu dürfen, bis man ſehe ob es zu einer Schlacht komme. Gern hatte Eugen dieſer Bitte willfahrt, denn Neipperg war einer jener Generale, auf welche er am meiſten hielt. Man werde ſich ſeiner, bemerkte der Prinz, für den Fall einer Schlacht gar nützlich gebrauchen können [46]).

Seckendorff und Schmettau arbeiteten einen Vorſchlag aus, den Feind anzugreifen, ohne daß dadurch eine allgemeine Schlacht herbeigeführt würde. Es hätte dieß den Vortheil gehabt, daß nicht Eugens ſämmtliche Streitkräfte, ſondern nur diejenigen Truppen auf's Spiel geſetzt worden wären, welche der Prinz zum Angriffe befehligte. An einem Punkte ſollte er vollführt werden, an welchem die dort aufgeſtellten neun feindlichen

Bataillone durch einen Sumpf von dem übrigen franzöſiſchen Heere getrennt waren und von demſelben nicht leicht Hülfe erhalten konnten. In ſolcher Weiſe hoffte man nach Philippsburg durchzudringen, Verſtärkung in den Platz zu werfen und die neu zu gewinnende Verbindung mit demſelben auch fortan offen zu erhalten [47]).

Obwohl noch durchaus nicht entſchloſſen, dem Vorſchlage der Generale Seckendorff und Schmettau wirklich Folge zu geben, ließ doch Eugen einſtweilen die nöthigen Vorarbeiten dazu in's Werk ſetzen. Dem Punkte gegenüber, an welchem die Erſtürmung der Verſchanzungen ausgeführt werden ſollte, wurden Redouten erbaut, die Gehölze gelichtet und Brücken über die verſchiedenen Bäche und Sümpfe geſchlagen, um den Uebergang über dieſelben zu erleichtern. Endlich ließ der Prinz ſogar Laufgräben wider die feindlichen Schanzen anlegen, mittelſt deren man ſich denſelben bis auf wenige hundert Schritte zu nähern vermochte.

Dieſe Anſtalten, ſo zweckmäßig ſie auch an und für ſich waren, hatten doch andererſeits wieder den Nachtheil, daß die Feinde auf Eugens Bewegungen aufmerkſam wurden, ſeine Abſicht durchſchauten und derſelben entgegenarbeiteten. Sie ſuchten durch unaufhörliche Beſchießung aus Kanonen und Kleingewehr die Arbeiten der kaiſerlichen Soldaten zu ſtören, die Verbindung ihres eigenen Hauptheeres mit den iſolirt ſtehenden neun Bataillonen herzuſtellen und den letzteren Poſten durch Vermehrung der dortigen Mannſchaft, durch Erhöhung der Verſchanzungen und Vertiefung des vor denſelben befindlichen Grabens noch mehr zu verſtärken.

So eifrig waren die Franzoſen in ihren Vorkehrungen, daß man auf kaiſerlicher Seite von der Ausführung des Planes, welchen man bisher befolgte, bald nicht mehr die früheren Erwartungen hegte. Da man jedoch an dem Gedanken, Philippsburg zu entſetzen, noch immer feſthielt, ſo glaubte man zur Erreichung dieſes Zweckes außer dem zuerſt vorgeſchlagenen Angriffe, welchen man keineswegs ſchon aufzugeben beabſichtigte, ſich auch noch eines anderen Mittels bedienen zu ſollen. Dasſelbe beſtand darin, die Fluthen des hoch angeſchwollenen Rheines in einen Theil des feindlichen Lagers zu leiten und hiedurch die Franzoſen von dort zu vertreiben. Würde gleichzeitig der Sturm auf die Verſchanzungen ausgeführt, ſo wäre Philippsburg von zwei Seiten frei und man könnte ſo viele Mannſchaft und Munition, als man wolle, in den Platz werfen.

Zur Ausführung dieſes Projectes ſchreitend, ließ Eugen in der Nacht des 14. Juli 1734 die franzöſiſchen Truppen, welche ſich außerhalb ihrer Verſchanzungen in dem Dorfe Ruſſenheim befanden, von dort vertreiben. Allſogleich begann man, die nöthigen Durchſchnitte zu machen, um den Rhein in das feindliche Lager zu leiten. Und wirklich ging Alles gut von Statten. Schon begann das Waſſer in das franzöſiſche Lager zu treten, da fiel plötzlich der Rhein in gleichem Maße, wie er früher angeſchwollen war. „Da nun", berichtet Eugen dem Kaiſer, „das an ſich gut ausgeſon-„nene Project durch einen Zufall fehlgeſchlagen, ſo bleibt, um den Platz „zu retten, nichts übrig als eine allgemeine Schlacht zu liefern oder zu „ſehen, ob man einen Angriff dießſeits Knaudenheim vornehmen könne. „Zu dieſem Ende iſt auch unſere Arbeit daſelbſt mit allem Nachdrucke „wider des Feindes rechten Flügel getrieben worden, wo man ſo nahe „von ihm ſteht, daß deſſen Verſchanzung gar füglich von da aus über-„ſehen werden kann. Der Feind hat jedoch verſchiedene Flêchen und Bat-„terien daſelbſt aufgeworfen, um uns den Angriff beſchwerlich zu machen. „Ich vermag daher bis auf dieſe Stunde nicht verläßlich zu melden, ob „ich eines von beiden, oder in Anbetracht der faſt unglaublichen Stärke „der feindlichen Verſchanzungen gar nichts werde unternehmen können".

„Die üblen Folgen," fuhr der Prinz fort, „welche der Verluſt von „Philippsburg nach ſich ziehen wird, begreife ich nur allzuwohl. Denn es „werden ſodann der ſchwäbiſche wie der fränkiſcheKreis zu ferneren Leiſtun-„gen untüchtig gemacht werden. Wo immer man ſich hinwenden will, wird „man ein Armeecorps zur Beobachtung der Beſatzung von Philipps-„burg, und zwar umſomehr zurücklaſſen müſſen, als man ſich auf Mann-„heim gar nicht verlaſſen kann. Außerdem vermag der Feind von Philipps-„burg aus, wenn nicht in dieſem, ſo doch im künftigen Jahre, bevor noch „unſere Armee zuſammenkommt, nach jeder Richtung hin zu operiren. Und „endlich gereicht es nicht eben zum Ruhme der Waffen Eurer Majeſtät „und derjenigen des Reiches, dieſen wichtigen Platz im Angeſichte des „Heeres wegnehmen zu laſſen, ohne wenigſtens etwas zu deſſen Rettung „gewagt zu haben. Andererſeits würde es aber von einer noch weit ſchäd-„licheren Wirkung ſein, wenn man die Truppen, ohne einen glücklichen „Erfolg zu erringen, lediglich zur Schlachtbank führen und nebſt Philipps-„burg auch noch die Armee ſelbſt einbüßen würde [48])".

Noch war Eugen beſchäftigt, mit den ihm beigegebenen drei Feldmarſchällen, den Herzogen von Württemberg und Bevern, dann dem Grafen Harrach, von welchen der Erſtere mehr für das kühnere Wagniß eines Angriffes ſtimmte, während die beiden Letzteren zur Vorſicht riethen, dasjenige zu überlegen was zu thun ſei, als die Uebergabe Philippsburgs ſie der Nothwendigkeit eines ferneren Entſchluſſes überhob. Am 18. Juli 1734 hatte Wutgenau, nachdem alle Hülfsmittel völlig erſchöpft waren, welche eine Verlängerung der Vertheidigung möglich machen konnten, die Capitulation abgeſchloſſen. Die Beſatzung erhielt die Bewilligung freien Abzuges nach Mainz.

Was Eugen immer erklärt hatte, während Philippsburg ſich noch hielt, das wiederholte er auch jetzt: „Wutgenau habe das äußerſte und „alles dasjenige gethan, was man von einem rechtſchaffenen Commandan„ten nur verlangen könne.“ An dieſe Belobung Wutgenau's knüpfte der Prinz eine Rechtfertigung ſeines eigenen Benehmens. Er wiederholte die ſchon früher angeführten Gründe, welche ihn beſtimmt hatten, lieber Philippsburg verloren gehen zu ſehen, als ſein eigenes Heer dem wahrſcheinlichen Verderben auszuſetzen. Denn nicht umſonſt hätten ihn der Herzog von Bevern und Graf Harrach darauf aufmerkſam gemacht, daß ſeine Armee aus lauter neugeworbenen Truppen beſtehe, mit denen ſich kaum ein Wagſtück vollführen laſſe wie die Erſtürmung von Schanzen, welche in ſolcher Stärke faſt niemals geſehen worden ſeien. Außerdem hätten die neuen Unglücksfälle in der Lombardie, wo Feldmarſchall Graf Mercy bei Parma geblieben, ſein Heer aber zum Rückzuge gezwungen worden war, vor Allem aber die drohende Haltung Baierns die entſcheidendſte Wirkung auf ſeinen Entſchluß geübt. Denn Baiern, das ebenſo wie Köln und Pfalz wohlgerüſtet daſtehe, würde auf die erſte Nachricht von einem Unfalle, welcher die kaiſerliche Armee betreffen ſollte, ſich entweder mit der franzöſiſchen Heeresmacht vereinigen oder auf eigene Fauſt einen Einfall in die öſterreichiſchen Erblande unternehmen. Zu einer Zeit würde dieß geſchehen, zu welcher der Kaiſer weder in Ungarn noch ſonſt irgendwo Truppen beſäße, um einem ſolchen Einfalle zu widerſtehen. Um noch größeres Uebel zu hintertreiben, hätte man ſich dann entſchließen müſſen, die Armee ganz aus der Lombardie herauszuziehen, und es wäre dem Kaiſer nichts übrig geblieben, als ſich ohne Widerrede jeder Bedingung zu fügen, welche ſeine Geg-

ner ihm auferlegen wollten. „So lang hingegen die hiesige Armee beisam-
„men ist", fügte Eugen hinzu, „sind die Erblande bedeckt und wird
„Baiern im Zaume gehalten, des Feindes ferneres Vordringen diesen
„Feldzug hindurch gehindert und das Heer in den Stand gesetzt, je nach
„Beschaffenheit der Umstände noch an irgend eine Unternehmung zu
„schreiten [49])".

So fest nun auch Eugen davon überzeugt war, daß der Entschluß, den er gefaßt hatte, dem Dienste des Kaisers und dem allgemeinen Wohle am besten entsprach, so wenig täuschte er sich darüber, daß derselbe nur in geringem Maße die glänzenden Erwartungen erfüllte, die man von seiner Kriegführung am Rheine gehegt hatte. Denn so groß war der Zauber seines Namens, daß obgleich Jedermann einsah, wie unzureichend die in seine Hand gelegten Mittel waren, man dennoch glaubte, von Eugen würde das Größte damit vollbracht werden. Und allerdings mochte es auch dem Prinzen selbst empfindlich sein, daß dasjenige was vorging und worin er selbst eine gewisse Demüthigung sah, vor Personen geschah, vor deren Augen er am liebsten die kaiserlichen Waffen in ihrem alten Glanze gezeigt hätte. Es waren dieß der König Friedrich Wilhelm und der Kronprinz Friedrich von Preußen.

Eigenthümlich war es in der That, daß der König von Preußen, dessen Haltung in der letzten Zeit dem Kaiserhofe zu so vielfacher Beschwerde Anlaß gegeben hatte, dennoch an dem Gedanken festhielt, nicht nur seinen Sohn unter Eugens Augen seinen ersten Feldzug machen zu lassen, sondern selbst zur Armee zu gehen und wie er sich ausdrückte, noch etwas von dem Prinzen zu lernen.

Schon im Anfange des Jahres 1734 hatte er durch Seckendorff diesen Vorsatz kundgethan, welcher von Eugen mit lebhafter Befriedigung aufgenommen wurde. „Daß des Königs von Preußen Majestät der Cam-
„pagne im Reich mit beiwohne", schrieb der Prinz den 13. Februar 1734 an Seckendorff [50]), „wäre dem gemeinsamen Interesse aus verschiedenen
„Ursachen nützlich, und müssen Sie bei solchem Vorsatze ihn möglichst er-
„halten. Denn wenn sich der König bei der Armee befindet, wird sich
„Manches zu des Kaisers Dienst thun lassen, was man in Berlin, wo
„er mit so vielen französisch Gesinnten umgeben ist, nicht auszuführen
„vermag".

Bald wurden dem Prinzen die näheren Beſtimmungen des Königs über ſeine und ſeines Sohnes Reiſe zum Heere kundgethan. Er ſelbſt wolle nur incognito dort erſcheinen, erklärte Friedrich Wilhelm, bei General Röder wohnen, ſich täglich bei Eugen zur Parole einfinden und ihn zu Pferde begleiten, wohin der Prinz ſich eben zu begeben habe. Man möge ihn mit aller Ehrenbezeugung verſchonen und ihn nur als einen Privatmann behandeln, weil ihm ſonſt jede Freude verdorben würde. Er wolle ſich in ſeinen Reden ſehr zurückhalten, nicht in das geringſte miſchen und vor Allem dem Oberbefehlshaber in nichts zu nahe treten, indem er nur aus Wißbegierde zur Armee komme und daſelbſt zu lernen beabſichtige. Der Kronprinz ſolle ſich mit Eugens Erlaubniß gleichfalls bei Röder aufhalten und in dem Dorfe, wo der Letztere wohnen werde, auch ſein Quartier nehmen; doch habe er allzeit bei Eugen zu erſcheinen und denſelben überall hin zu begleiten. „Man könne ihm zwar Höflichkeit thun, dürfe ihm aber", ſo lauteten die Worte des Königs, „keine kaiſerliche Wache geben, weil er „auf keine Weiſe dem Kronprinzen noch mehr Hochmuth, deſſen er ohnehin „ſchon genug beſitze, wolle in den Kopf bringen laſſen [51])".

In den lebhafteſten Ausdrücken ſprach Eugen gegen den König ſelbſt ſeinen Dank für deſſen Entſchluß aus, ſich zur Armee zu begeben [52]). Der Prinz hegte wirklich die Hoffnung, durch ſeinen perſönlichen Einfluß Friedrich Wilhelms frühere und jetzt ſo ſehr erkaltete Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus von neuem zu beleben. Insbeſondere wünſchte er den König zum Abbruche ſeiner Verbindungen mit Frankreich und zur Wegweiſung des franzöſiſchen Geſandten Marquis von Chetardie aus Berlin zu vermögen. Denn dieſer gewandte und ſchlaue Mann, ein Meiſter in der Intrigue, war es wohl zunächſt dem man in Wien es zuſchrieb, daß der König von Preußen zwar immer die wohlklingendſten Erklärungen abgab, dort aber wo es auf die Leiſtungen ſelbſt ankam, nur allzuweit hinter ſeinen Verſprechungen zurückblieb.

Ein Grund mehr, warum man die Entfernung Chetardie's aus Berlin ſehnlichſt wünſchte, lag darin, daß man ihm die verderblichſte Einwirkung auf den Kronprinzen beimaß. So groß war das Vertrauen, welches in einem Augenblicke, in dem Frankreich mit dem deutſchen Reiche im Kriege lag, Prinz Friedrich dem franzöſiſchen Geſandten in Berlin bezeigte, und ſo lebhaft war der Verkehr zwiſchen ihnen, daß die freilich thörichte

Meinung auftauchte, Friedrich werde ihn nach ſeinem Regierungsantritte zum erſten Miniſter ernennen [53]).

Bei ſolcher Geſinnung war es leicht begreiflich, daß der Kronprinz es weit lieber vermieden hätte, zu Eugens Heere zu gehen und dadurch eine gewiſſe Parteinahme für die Sache des Kaiſers öffentlich an den Tag zu legen. Ungemein groß waren die Anſtrengungen, welche von den Gegnern des Kaiſerhauſes zu Berlin, die Königin an der Spitze, gemacht wurden, um den König von dieſem Gedanken abzubringen. Prinz Friedrich aber kannte ſeinen Vater zu genau, um nicht zu wiſſen, daß dieſe Vorſtellungen bei ihm nichts ausrichten würden. Er verfiel daher auf den Gedanken, ſich zuerſt zum kaiſerlichen, und dann zum franzöſiſchen Heere zu begeben. Hiedurch würde, ſo dachte er wohl im Stillen, ſeine Anweſenheit auf dem Kriegsſchauplatze einzig und allein den Stempel militäriſcher Wißbegierde, und zugleich denjenigen vollkommener politiſcher Parteiloſigkeit erhalten.

So weit war es jedoch mit der Sinnesänderung des Königs von Preußen noch nicht gekommen, daß er einem ſolchen Vorſchlage ſeine Zuſtimmung ertheilt hätte. Auch Eugen ſcheint dieß nicht beſorgt zu haben, denn auf die Mittheilungen Seckendorffs hierüber beſchränkte er ſich lakoniſch zu erwidern: „zu zwei Armeen zu gehen würde ſich gar nicht „ſchicken [54])".

Es blieb ſomit bei des Königs urſprünglichem Plane und der feſtgeſetzten Reiſe des Kronprinzen zu Eugens Heere. Am 7. Juli erſchien er daſelbſt, von vier andern dem preußiſchen Königshauſe angehörenden Prinzen begleitet. Er überbrachte ein Schreiben ſeines Vaters an Eugen, worin geſagt wurde, daß Friedrich vor Begierde brenne, unter Eugens Augen den Feldzug mitzumachen. Der König bat Eugen, den Kronprinzen wohlwollend aufzunehmen und mit ſeinen weiſen Rathſchlägen zu beehren, auf daß er ſich unter der Anleitung eines ſo großen Feldherrn mehr und mehr im Kriegshandwerke ausbilden könne. Auch ſeine eigene Ankunft kündigte Friedrich Wilhelm an, indem er, auf einer Reiſe nach Cleve begriffen, es ſich nicht verſagen könne, Eugen im Lager einen Beſuch abzuſtatten [55]).

Dem Kaiſer gegenüber hatte Eugen die Abſicht ausgeſprochen, wenn der Kronprinz bei ihm eintreffen werde, nichts zu verſäumen um denſelben für die öſterreichiſche Sache zu gewinnen und ihn von ſeiner bisherigen

franzöſiſchen Geſinnung zurückzubringen [56]). Doch iſt nirgends geſagt, wie weit Eugen hierin etwa mit dem Kronprinzen gekommen ſein mag, als einige Tage nach ſeinem Sohne auch König Friedrich Wilhelm im kaiſerlichen Heerlager eintraf [57]). Es ſcheint vielmehr, daß Beide, der König von Preußen und ſein Sohn, es ſorglich vermieden, ſich über die öffentlichen Angelegenheiten mit Eugen zu beſprechen. Doch brach der Letztere die Gelegenheit vom Zaune, dem Könige mit ſoldatiſchem Freimuthe zu erklären, Chetardie ſei ein nichtswürdiger Menſch, der ihm bloß Unwahrheiten vorſage, und es gereiche dem Könige zur Schande, denſelben noch immer an ſeinem Hofe zu dulden [58]).

Nach und nach fand jedoch, wie es wohl einer Perſönlichkeit gleich derjenigen Eugens gegenüber nicht leicht anders ſein konnte, eine vertraulichere Annäherung zwiſchem ihm und Friedrich Wilhelm ſtatt. „Der König von „Preußen iſt", ſo berichtet der Prinz am 17. Auguſt 1734 dem Kaiſer [59]), „vor einigen Tagen vom Podagra befallen worden, befindet ſich aber jetzt „ſo wohl, daß er morgen ſeine Reiſe nach Weſel antritt, den Kronprinzen „aber bis zu Ende dieſes Monats hier zurückläßt. Den König habe ich „in der günſtigſten Stimmung verlaſſen und ich halte ihn von all den „Seinigen am beſten für Eure Majeſtät geſinnt. Zu bedauern iſt nur, daß „ſeine Geſundheit ſo ſchlecht, und er gar kein langes Leben verſpricht. „Auch will ich gar nicht gut dafür ſtehen, daß der Kronprinz dieſelben „guten Grundſätze wie ſein Vater hege. Denn der alte Fürſt von Deſſau „hat mir im Vertrauen geſtanden, daß dieſer Prinz ganz franzöſiſch geſinnt „ſei, was mir auch von anderen Seiten her nicht unbekannt iſt".

Wirklich ſchien es, als ob Eugens Befürchtung, daß dem Könige von Preußen keine lange Lebensdauer mehr beſchieden ſei, nur allzubald in Erfüllung gehen ſollte. Erſt kurze Zeit hatte der König das Lager verlaſſen und ſich nach Weſel begeben, als in der Nacht des 1. September ein Eilbote eintraf, welcher den Leibarzt des Kronprinzen zu dem Könige berief, welcher lebensgefährlich erkrankt war. Niemand zweifelte mehr daran, daß es mit Friedrich Wilhelm I. zu Ende gehe. Am Morgen des 4. September erſchien Prinz Leopold von Anhalt, der älteſte Sohn und der Liebling des alten Fürſten von Deſſau bei Eugen und betheuerte ſeinen eigenen und ſeines Vaters lebhaften Wunſch, in ſo kritiſcher Lage ihre gut kaiſerliche Geſinnung zu beweiſen. Er verſicherte, daß er allſogleich nach dem Ein-

treffen der Nachrichten aus Weſel dem Kronprinzen zugeſprochen habe, er möge das Intereſſe ſeines Hauſes erkennen und ſich feſt an die Partei des Kaiſers halten. Gern ſei er hiezu bereit, habe Prinz Friedrich erwiedert, wenn nur auch der Kaiſer ſich eben ſo wohlwollend für ihn wie für ſeinen Vater bezeige [60]).

Ob nun Eugen dieſe Erklärungen des Kronprinzen von Preußen als aufrichtig gemeint anſehen mochte oder nicht, gewiß iſt es, daß er durchdrungen war von der Nothwendigkeit, ihn, der ſich bisher immer als ein Gegner des Kaiſerhauſes benommen hatte, zum Anhänger desſelben zu machen. „Unendlich viel liegt daran", ſo ſchrieb er dem Kaiſer, „dieſen „jungen Herrn zu gewinnen, welcher ſich dereinſt mehr Freunde als ſein „Vater in der Welt machen und eben ſo viel Schlimmes als Gutes wird thun „können. Daher werde auch ich, ſo lang er noch hier bleibt, nichts unter„laſſen, um ſowohl ihn ſelbſt für Eure Majeſtät zu ſtimmen, als auch die „Prinzen von Anhalt völlig auf unſere Seite zu ziehen. Ebenſo trachte ich „den hier anweſenden Erbprinzen von Baireuth auszuzeichnen, deſſen „Gemahlin bis jetzt einen großen Einfluß auf ihren Bruder, den Kron„prinzen von Preußen zu haben ſchien".

Eugen benützte die erſte Gelegenheit, die ſich ihm bot, um ſich in dieſem Sinne gegen den Kronprinzen auszuſprechen, und gleiches auch durch den General Grafen Philippi thun zu laſſen, welchem Prinz Friedrich einiges Vertrauen bezeigt hatte. Das Ergebniß dieſer Unterredungen war wenigſtens anſcheinend ein durchaus günſtiges. „Der Kronprinz hat mich „erſucht", berichtet Eugen hierüber, „Eurer Majeſtät zu melden, daß ihm „von dem Inhalte des mit ſeinem Vater geſchloſſenen Tractates bisher gar „nichts bekannt, und ihm aus allem ein größeres Geheimniß, als es ſeiner „Meinung nach wohl hätte ſein ſollen, gemacht worden ſei. Euer Majeſtät „dürften aber zuverſichtlich vertrauen, daß er dieſen Vertrag demungeachtet „genau vollziehen, auch nach Beſchaffenheit der Umſtände ſich in noch „engere Verbindlichkeit einlaſſen werde, wogegen er hoffe, Eure Majeſtät „würden eben dieſelbe Freundſchaft für ihn wie für ſeinen Vater haben. „Er bitte übrigens, dieſe ſeine Erklärung geheim zu halten, indem ſein „Vater, wie er hoffe und wünſche, ungeachtet ſeines anſcheinend ſchlimmen „Geſundheitszuſtandes noch geneſen und eine ſolche Mittheilung ihm „einen für den Kronprinzen ungünſtigen Eindruck verurſachen könnte".

„Zu gleicher Zeit hat der Kronprinz", fuhr Eugen fort, „auch zu „verſtehen gegeben, er hoffte, Eure Majeſtät würden bei des Königs erfol„gender Geneſung, ſo viel an Ihnen liege, dazu behülflich ſein daß derſelbe „ihm nicht mehr ſo hart wie bisher begegnen möge".

„Ich habe ihm nicht nur", fügte Eugen hinzu, „wie billig das äußerſte „Geheimniß darüber verſprochen, ſondern auch alles Andere zugeſagt, um „ihn in ſeiner anſcheinend ſo guten Stimmung zu befeſtigen [61])".

Das willkommenſte für den Prinzen Friedrich mag wohl die Andeutung geweſen ſein, welche er Eugens Worten entnehmen konnte, daß der ihm ſo ſehr verhaßte Seckendorff nicht mehr nach Berlin zurückkehren ſolle. Denn ſeinem Einfluſſe ſchrieb er ja, obwohl mit Unrecht, das tyranniſche Betragen größtentheils zu, welches ſein Vater bisher gegen ihn beobachtet hatte. Und ſo tief gewurzelt fand Eugen dieſe Mißgunſt wider Seckendorff bei Friedrich, daß er ſelbſt, ſonſt Seckendorffs großer Gönner, deſſen Abberufung von Berlin und ſeine Erſetzung durch eine andere, dem Kronprinzen angenehmere Perſönlichkeit in Antrag brachte.

So wie Eugen, ſo ſah auch der Kaiſer völlig den großen Werth ein, welchen er auf die Gewinnung des Kronprinzen von Preußen zu legen habe. Hatte man ja doch ſchon ſeit Jahren, wenn gleich bisher noch immer fruchtlos, auf die Erreichung dieſes Zieles hingearbeitet. „Die Verſicherung", ſo antwortete Karl VI. auf Eugens Schreiben, „daß ich nicht weniger dem „Kronprinzen, wenn anders ſein Betragen darnach eingerichtet iſt, als „ſeinem Vater meine Freundſchaft zuwenden werde, können Eure Liebden „ihm in kräftigſter Weiſe ertheilen. Sie wiſſen, daß ich durch mein eigen„händiges Schreiben an den König den Kronprinzen aus der großen Gefahr, „welche ihm damals bevorſtand, gerettet habe, und daß ihm auch von Zeit „zu Zeit mit Geld beigeſprungen worden iſt. An mir hat es alſo nicht „gefehlt, daß dasjenige nicht abgeändert worden, was bei ihm die meiſte „Unluſt gegen Seckendorff erweckt hat. Dieſer Letztere ſchmeichelt ſich zwar „noch ſehr viel bei dem Kronprinzen zu gelten, doch bin ich vollkommen „mit Eurer Liebden einverſtanden, daß er am preußiſchen Hofe nicht mehr „zu gebrauchen ſei [62])".

„Dem Kronprinzen von Preußen", erwiederte Eugen am 25. September 1734 [63]) auf die vorſtehenden Worte des Kaiſers, „habe ich „dasjenige, ſo Eure Majeſtät mir anbefohlen, hinterbracht, worüber er ſich

„auch auf das verbindlichſte gegen mich vernehmen ließ. Doch wollen „Philippi und Andere, welche vertraulich mit ihm umgehen, merken, daß „das franzöſiſche Gift ziemlich tief bei ihm eingewurzelt iſt".

Natürlicher Weiſe waren es nicht allein die politiſchen Angelegenheiten, ſondern weit mehr noch die Dinge, welche auf das Kriegsweſen Bezug hatten, die den Gegenſtand der häufigen Beſprechungen Eugens mit dem Kronprinzen von Preußen bildeten. Mit wahrer Begierde horchte Friedrich den belehrenden Worten des greiſen Feldherrn [64]). Tief prägte er dieſelben ſeinem Gedächtniſſe ein, insbeſondere den einen Rath, den Eugen ihm gab, die Geſchichte der früheren Feldzüge zu durchdenken, ſich die Lage der Generale zu vergegenwärtigen und ſo in ſeinem Geiſte die Fähigkeit auszubilden, in dringenden Augenblicken das rechte Mittel zu ergreifen [65]). Immer betrachtete es Friedrich als ein Glück, Eugen noch perſönlich gekannt und unter ſeiner Leitung die erſten praktiſchen Studien in der Kriegskunſt gemacht zu haben. Für Beide, für Eugen wie für Friedrich war es ehrenvoll, wenn der Letztere ſich noch Jahrzehnte nachher mit Stolz einen Schüler des Erſteren nannte.

Siebzehntes Capitel.

Als die Uebergabe Philippsburgs allen Entwürfen zum Entſatze der Feſtung ein Ende gemacht hatte, war Eugen noch einige Tage hindurch zu Wieſenthal ſtehen geblieben, theils um abzuwarten, was mit der Beſatzung von Philippsburg geſchehen werde, theils um das Gepäck vorauszuſenden und ſich ſelbſt zu jeder zweckmäßig erſcheinenden Bewegung die Arme frei zu machen. Am Morgen des 22. Juli 1734 brach er mit ſeinem Heere in acht Colonnen von Wieſenthal auf und rückte noch an demſelben Tage in das frühere Lager zu Bruchſal ein. Es war ſein feſter Vorſatz, dahin zu wirken, daß die Wegnahme Philippsburgs dem Feinde ſo wenig Früchte trage als es nur immer möglich ſei [1]). Der Generalquartiermeiſter Freiherr von Schmettau wurde beauftragt, ſchriftlich ſein Gutachten über die Unternehmungen, die man vom Feinde zu gewärtigen habe, und über die Art und Weiſe abzugeben, in welcher dieſelben zu vereiteln wären.

Nach Schmettau's Anſicht ſtand den Franzoſen, nachdem ſie ſich Philippsburgs bemächtigt hatten, die Auswahl zwiſchen den beiden Belagerungen von Mainz und Altbreiſach frei. Was jedoch die Unternehmung auf Mainz betreffe, ſo könne Eugen dieſelbe allzeit hintertreiben, ſo lange er ſich die Verbindung mit Heidelberg und der dortigen Brücke über den Neckar offen erhalte. Auch ſei es nicht wahrſcheinlich, daß der Feind mit dem Gedanken einer Belagerung von Mainz umgehe, indem er der Philippsburger Beſatzung gerade dorthin zu ziehen geſtattet habe.

Größere Vermuthung ſpreche dafür, daß des Feindes wahre Abſicht auf den Oberrhein, und zwar auf Altbreiſach gerichtet ſei. Denn durch die Wegnahme dieſes Platzes werde er in den Stand geſetzt, mehr als zwanzigtauſend Mann friſcher Truppen auf den Kriegsſchauplatz zu bringen, welche er, ſo lange Breiſach ſich in den Händen des Kaiſers befinde, aus den Feſtungen des Elſaſſes zu ziehen nicht wagen dürfe. Schmettau ſchloß mit dem Antrage, der Beſatzung von Breiſach ungeſäumt eine beträchtliche Verſtärkung zuzuſenden, indem dieſe Feſtung, ungenügend beſetzt, ſich kaum

ſo lange als Philippsburg halten könnte, während ſie, wenn mit einer ausreichenden Garniſon verſehen, ſich gewiß lange und hartnäckig zu vertheidigen im Stande wäre [2]).

Die Anſchauungsweiſe des Feldmarſchall-Lieutenants von Schmettau wurde von Eugen gleichfalls getheilt. Auch ihm ſchien der Umſtand, daß der Feind die Beſatzung von Philippsburg nach Mainz geſchickt hatte, darauf hinzudeuten, daß er die Belagerung dieſes Platzes nicht beabſichtige. In dieſem Sinne beantwortete der Prinz die Anfrage des Kurfürſten Philipp Karl von Mainz, welcher angſterfüllt um Auskunft bat, wohin er ſeine eigene Perſon und das Reichsarchiv retten ſolle [3]). Er könne nicht dazu rathen, ſchrieb Eugen dem commandirenden General zu Mainz, Feldzeugmeiſter Grafen Olivier Wallis, daß der Kurfürſt vor der Zeit ſeine Reſidenz verlaſſe, auf welche ohnehin höchſt wahrſcheinlicher Weiſe des Feindes Abſicht gar nicht gerichtet ſei. Doch könnte es allerdings nicht ſchaden, das Reichsarchiv nach Würzburg oder Erfurt in Sicherheit zu bringen [4]).

In ganz anderer Weiſe lautete jedoch das Schreiben, welches Eugen an den Befehlshaber von Altbreiſach, Feldzeugmeiſter Freiherrn von Rodt abgehen ließ. Es ſei ſehr wahrſcheinlich, hieß es darin, daß der Feind eine Unternehmung gegen Breiſach beabſichtige. Rodt möge unverweilt jede Anſtalt zur Vertheidigung treffen und insbeſondere die nöthigen Lebensmittel in die Feſtung bringen laſſen. Der Commandant von Freiburg, Feldmarſchall-Lieutenant von Tillier habe den Auftrag erhalten, ihm zwei, ja vielleicht ſogar drei Bataillone zuzuſenden. Zu noch größerer Verſtärkung der Garniſon ſei wo möglich auch Landmiliz in die Feſtung aufzunehmen. „Ich verlaſſe mich", ſo ſchloß Eugen ſein Schreiben, „auf Ihre „Thätigkeit und Erfahrung, daß Sie ſowohl von nun an alle dienſamen „Anſtalten zu einer tapferen Gegenwehr eifrigſt vorkehren, als bei wirklich „erfolgender Belagerung alles nur immer mögliche mit äußerſter Kraftan„ſtrengung zur Vertheidigung des Ihnen anvertrauten Platzes thun wer„den, wie es Ihre Pflicht zu des Kaiſers Dienſt nebſt Ihrer eigenen Ehre „und derjenigen der kaiſerlichen Waffen mit ſich bringt [5])".

Es ſchien faſt als ob die Meinung Eugens und Schmettau's ſich als irrig darſtellen und trotz aller behaupteten Unwahrſcheinlichkeit die Abſicht des Feindes doch auf Mainz gerichtet ſein ſollte. Hierauf ſchienen wenig-

ſtens die erſten Bewegungen der Franzoſen abzuzielen. Der Marſchall d'Aſfeld ließ fünfundzwanzig Bataillone und zwanzig Schwadronen unter dem Herzoge von Noailles in den Philippsburger Linien zurück und ging mit dem Reſte ſeines Heeres auf das linke Rheinufer. In den erſten Tagen des Monats Auguſt ſetzte er ſich mit all den Streitkräften, welche nicht zur Beſatzung von Philippsburg gehörten, gegen Oppenheim in Marſch, von wo aus er Mainz bedrohte. Auf die erſte Nachricht hievon rückte Eugen über Ladenburg und Weinheim gleichfalls dorthin. „Mein „Vorſatz iſt", ſchrieb er am 6. Auguſt 1734 aus Lorſch an den Grafen Wallis, „mich geraden Weges nach Mainz zu wenden, um den „Feind, wenn er den Rhein oberhalb oder unterhalb des Mains paſſiren „ſollte, ſogleich anzugreifen, ja wenn es nöthig wäre, zu Mainz ſelbſt über „den Rhein zu gehen".

Am 8. Auguſt traf Eugen zu Trebur ein, von wo er in einem einzigen Marſche in Mainz ſein konnte. Seinen linken Flügel faſt bis an den Rhein, den rechten aber nahe an den Main ausdehnend, blieb er hier ſtehen und ließ eine Brücke über den letzteren Fluß ſchlagen, um denſelben erforderlichen Falles ſogleich und ohne irgend ein Hinderniß überſchreiten zu können [6]). Nur den Feldmarſchall-Lieutenant Freiherrn Ernſt von Petraſch, welcher während des ganzen Feldzuges als wackerer Reiterführer die beſten Dienſte gethan hatte, entſandte er mit zweitauſend Pferden bis unter die Kanonen von Mainz, um nicht nur den Feind zu beobachten und über ſeine Bewegungen Bericht zu erſtatten, ſondern auch wenn es die Nothwendigkeit erfordern ſollte, ſich dem Feldzeugmeiſter Grafen Wallis zur Verfügung zu ſtellen.

Wohl ſcheint es Eugens ſchleuniger Anmarſch gegen Mainz geweſen zu ſein, welcher den Marſchall d'Aſfeld zwang, jeden Gedanken an eine Belagerung dieſer Feſtung, wenn er einen ſolchen überhaupt ernſtlich gehegt hatte, wieder aufzugeben. Bald erhielt Eugen die Nachricht, daß d'Aſfeld am 11. Auguſt den Rückmarſch nach Worms angetreten habe. Von dort wolle er, ſo hieß es, entweder vor Breiſach ziehen oder ſich gegen den Neckar wenden, um Schwaben und Franken in Contribution zu ſetzen [7]).

Seinem Vorſatze getreu, die Unternehmungen des Feindes möglichſt zu vereiteln, kehrte auch Eugen des Weges, den er gekommen war, wieder zurück. Zu Weinheim traf ihn ein kaiſerliches Reſcript, deſſen hier nur

aus dem Grunde Erwähnung geſchieht, weil die Anſicht, die Eugen über ſeinen Inhalt ausſpricht, für ihn wahrhaft bezeichnend iſt. Auf die dringende Bitte einiger Reichsſtädte hatte der Kaiſer ein ſogenanntes „limitirtes Commercium“ mit Frankreich bewilligt. Seiner Antwort auf die Weiſung, welche ihm hierüber zukam, ſandte der Prinz die Bemerkung voraus, daß er des Kaiſers Befehlen in jeder und alſo auch in dieſer Beziehung unbedingten Gehorſam leiſten werde. „Doch könne er nur wünſchen, daß unter ſolchem Vorwande nicht viele contrebandemäßige Waaren „dem Feinde zukommen, und das deutſche Reich wirklich denjenigen Nutzen „davon ziehen möge, der dadurch beabſichtigt werde. Ich meines Ortes ſehe „den Handel mit Frankreich“, fuhr Eugen fort, „für alſo beſchaffen an, „daß ſtatt eines dem Reiche und Eurer Majeſtät Erblanden daraus erwachſenden Geldverdienſtes keine andern als bloß zur Pracht dienende unnöthige Waaren herauskommen, und bei völliger Sperrung des Handels „nicht das Reich, ſondern Frankreich und zwar jährlich ſehr namhafte „Summen einbüßen würde[8])“.

Um ſich den ſo wichtigen Uebergang über den Neckar zu ſichern und eine etwaige Abſicht des Feindes auf Heidelberg oder Heilbronn zu vereiteln, ſandte Eugen den Prinzen Georg von Heſſen mit einer ſtarken Truppenabtheilung voraus. Er ſelbſt folgte ihm auf dem Fuße und traf am 19. Auguſt 1734 zu Heidelberg ein, wo er ſtehen blieb, noch immer ungewiß ob der Feind eine Belagerung von Altbreiſach oder eine Beſetzung der Gegenden am Neckar beabſichtige, und ſtets bereit, den einen wie den anderen Vorſatz nach Möglichkeit zu hintertreiben[9]).

Es muß zugegeben werden, daß der Prinz ſein Vorhaben vollſtändig erreichte. Bald ſahen die Franzoſen ein, daß ſie weder den Rhein aufwärts noch abwärts irgend etwas unternehmen konnten, ohne Eugen mit ſeinem Heere als ein nicht zu beſeitigendes Hinderniß auf ihrem Wege zu finden. Er zweifle nicht mehr, berichtete daher ſchon am 4. September der Prinz dem Kaiſer, daß der Feind jeden Gedanken an eine Belagerung von Breiſach aufgegeben habe und nur noch Sorge trage, ſeine Magazine zu füllen, die Truppen ſich erholen zu laſſen und ſie baldigſt in die Winterquartiere zu verlegen, um den nächſten Feldzug um ſo frühzeitiger eröffnen zu können.

Unter ſolchen Umſtänden blieb auch dem Prinzen nichts zu thun übrig, als des Feindes Beiſpiel nachzuahmen, in beobachtender Stellung

in Heidelberg zu bleiben und zu möglichſter Schonung ſeiner Truppen unnütze Märſche zu vermeiden. Um aber ſeinen Soldaten dasjenige zu Theil werden zu laſſen, deſſen ſie zu ihrer Erholung bedurften, war es nothwendig, daß den umliegenden Gegenden, welche ohnehin ſchon ſchwer genug litten unter der Anweſenheit eines ſo beträchtlichen Kriegsheeres, Alles erſpart wurde was ihre Leiſtungsfähigkeit hemmte und ſie untüchtig machte, die Truppen mit den erforderlichen Lebensmitteln und anderen Bedürfniſſen zu verſorgen. Und da verurſachte es denn dem Prinzen eine wahre Betrübniß, daß die furchtbaren Exceſſe, welchen auch jetzt wieder die preußiſchen Truppen und zwar unter den Augen ihres Kronprinzen ganz ungeſcheut ſich hingaben, das Land ringsumher völlig zu Grunde richteten.

Niemals empfand Eugen es ſchmerzlicher als in ſolcher Lage, daß ſo viele Truppenabtheilungen, welche wenigſtens dem Namen nach unter ſeinem Befehle ſtanden, doch nicht demjenigen Monarchen angehörten, deſſen Feldherr er war. Sie dienten vielmehr einem Könige, der eine Klage wider ſeine Soldaten nicht einmal hören, und noch viel weniger ſelbſt für die empörendſten Frevelthaten eine gerechte Beſtrafung eintreten laſſen wollte. Solches aber in ſeiner Eigenſchaft als Oberbefehlshaber zu thun, glaubte Eugen nicht auf ſich nehmen zu können, weil darüber ein völliges Zerwürfniß mit dem Könige von Preußen zu befürchten war. „Ich frage „mich an", ſchrieb er dem Kaiſer, „ob ich, wenn ungeachtet aller meiner „wiederholten und ſchärfſten Befehle keine Obhut von den preußiſchen „Generalen geſchieht, welche mir zwar täglich ſolche verſprechen, in der „That aber gar nichts thun, mich des in dem Tractate vorbehaltenen „Rechtes, vermöge deſſen ich innerhalb vierundzwanzig Stunden Stand„recht über ſie zu halten befugt bin, bedienen darf oder nicht, wohingegen „das ganze Land ſich der von Eurer Majeſtät eigenen Truppen beobachte„ten genauen Disciplin nicht genugſam beloben kann [10])".

Der Abſchluß eines Cartels mit dem Marſchall d'Asfeld wegen gegenſeitiger Auswechslung der Gefangenen war gewiſſermaßen die letzte Berührung mit dem Feinde. Daß Eugen mehr Gefangene gemacht hatte als ſein Gegner [11]), iſt ein Zeichen, daß das Ergebniß des Feldzuges ungeachtet des Verluſtes von Philippsburg ein weniger ungünſtiges war als man gewöhnlich dafür hält. Allerdings konnte von einem wider Frankreich errungenen Erfolge nicht die Rede ſein. Aber es durfte in der That ſchon

als ein ſolcher angeſehen werden, daß bei der ungeheuren Uebermacht des Gegners, bei der Art der Zuſammenſetzung des kaiſerlichen Heeres, bei der feindſeligen Haltung der Kurfürſten von Baiern, Köln und der Pfalz, an deren Einverſtändniß mit Frankreich nicht zu zweifeln war, der Verluſt ſich auf den einer einzigen Feſtung beſchränkte.

Am 2. Oktober 1734 verließ Eugen Heidelberg, nachdem er das Commando über die geſammte Armee in die Hände des Herzogs Karl Alexander von Württemberg als des älteſten Feldmarſchalls gelegt hatte. Er gab ihm den Befehl, die Truppen in der Weiſe in die Winterquartiere zu vertheilen, daß der Schwarzwald, insbeſondere Freiburg und Breiſach, dann die Gegenden am Neckar und am Main vollkommen vor den etwaigen Einfällen der Feinde gedeckt wären. Philippsburg, Fort Louis und Kehl ſollten mit Aufmerkſamkeit beobachtet, und nichts dürfte verſäumt werden um es möglich zu machen, binnen wenigen Tagen ein Truppencorps von zulänglicher Stärke zuſammenzuziehen [12]).

Den Feldzeugmeiſter Grafen von Seckendorff ließ Eugen als vornehmſten Rathgeber des Herzogs von Württemberg bei demſelben zurück. Mehrfache Urſachen beſtimmten den Prinzen hiezu. Er hielt, und nicht mit Unrecht, Seckendorff für einen der beſten und thätigſten Generale des kaiſerlichen Heeres [13]), und glaubte daß er, insbeſondere was die Vorſichtsmaßregeln wider die Franzoſen und die zweckmäßige Vertheilung der Truppen in die Winterquartiere betraf, dem Herzoge von Württemberg vom weſentlichſten Nutzen ſein werde. Außerdem ſchien es ihm wünſchenswerth, in der Umgebung des Herzogs einen Mann zu wiſſen, welcher ganz geeignet war, denſelben in ſeiner bisherigen Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus zu beſtärken. Denn ſo wenig Grund Herzog Alexander auch bisher zu dem geringſten Mißtrauen gegeben hatte, ſo wußte doch Eugen genau, daß es um ihn her an Leuten nicht fehlte, welche ihn nach und nach und ohne daß der eben nicht allzu ſcharfſichtige Herzog ſelbſt es merkte, in andere Bahnen zu lenken ſuchten [14]).

Der wichtigſte Beweggrund aber, welcher Seckendorffs neue Beſtimmung entſchied, lag in der Abſicht, denſelben nicht mehr nach Berlin zurückkehren zu laſſen. Denn unter den damaligen Verhältniſſen und bei der ſchweren Erkrankung des Königs von Preußen, welche auf eine baldige Thronbeſteigung des Kronprinzen ſchließen ließ, mußten die Wünſche des

Letzteren von Seite des Kaiserhofes die größte Beachtung finden. Und man entschloß sich in Wien um so leichter zu Seckendorffs Abberufung von Berlin, weil derjenige, durch dessen Beihülfe derselbe bei dem Könige von Preußen das Meiste bewirkt hatte, der Generallieutenant von Grumbkow nicht mehr desselben Vertrauens wie früher am Kaiserhofe genoß. Selbst Eugen traute ihm nicht mehr recht und hielt es für möglich, daß er ein doppeltes Spiel spiele und sich in einem gefährlichen Einvernehmen mit dem französischen Gesandten Marquis von Chetardie befinde [15]). Und da man zu Wien den Entschluß gefaßt hatte, die Anerbietungen des Fürsten Leopold von Anhalt und seines Sohnes, im Interesse des Kaisers zu wirken, nicht von der Hand zu weisen, so schien es nothwendig das frühere Verhältniß zu Grumbkow, dem Todfeinde des Fürsten Leopold allmälig zu lösen.

So sehr nun auch Eugen selbst dazu rieth, Seckendorff nicht mehr nach Berlin zurückkehren zu lassen und ihn dort durch eine andere geeignetere Persönlichkeit zu ersetzen, so schwer schien es doch, den passenden Mann hiezu ausfindig zu machen. Es solle dieß Jemand sein, schrieb Eugen an den Kaiser, „der von gutem und lustigem Humor und Ausgaben „zu machen im Stande ist, um sich in des Kronprinzen Genie zu schicken „und selben für Eurer Majestät Interesse zu gewinnen, für welches er „bisher wenig Neigung bezeigt [16])".

Der Kaiser selbst war es, welcher den Fürsten Wenzel Liechtenstein als denjenigen bezeichnete, der ihm am geeignetsten schien, um Seckendorff, insbesondere wenn der gefürchtete Fall eintreten und König Friedrich Wilhelm nicht mehr am Leben sein würde, am preußischen Hofe zu ersetzen. Wenigstens wäre er, wenn er auch nicht zu Berlin verbleiben wollte, doch zur Beileidsbezeigung dorthin abzusenden, wozu ja immer Personen von vornehmster Geburt und von persönlichem Ansehen bestimmt worden seien [17]).

Aus diesen Vorbereitungen ist klar ersichtlich, daß man zu Wien auf eine längere Lebensdauer des Königs Friedrich Wilhelm kaum mehr zu hoffen wagte. Für jetzt ersparte jedoch ein günstiges Geschick dem Kaiserhofe die neue Verwicklung, welche aus einem Thronwechsel in Preußen ohne Zweifel hervorgegangen wäre. Auch ohne dieses Ereigniß hatte sich die Lage des Kaisers zu einer höchst sorgenvollen gestaltet, und hauptsächlich waren es die unglücklichen Vorfälle in Italien, welche

Karls Gemüth in einer Weiſe mit Betrübniß und Kummer erfüllten, wie er ſie vielleicht noch niemals, ſeit ihm Spanien verloren gegangen und Barcelona gefallen war, in ſo hohem Grade empfunden hatte. Nicht mit Unrecht erklärte der Kaiſer dem Prinzen ſein lebhaftes Bedauern, daß derſelbe nicht zu der gleichen Zeit in Deutſchland und in Italien das Obercommando zu führen vermöge. Denn ein Feldherr, der wie Eugen mit einem ſchwachen, aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzten, meiſt aus neugeworbenen Soldaten beſtehenden Heere den Fortſchritten eines überlegenen Feindes Einhalt zu thun vermochte, er hätte ohne Zweifel in Italien, wo ſich der Kern der kaiſerlichen Streitkräfte befand und das franzöſiſch-ſardiniſche Heer demjenigen, welches am Rheine ſtand, weder an Stärke noch an Vorzüglichkeit im entfernteſten gleichkam, gar bald das Verlorne wieder gewonnen und wahrſcheinlich neue Eroberungen gemacht.

So aber herrſchte ein ganz eigener Unſtern über den kriegeriſchen Unternehmungen des Kaiſers in Italien. Schon zu Ende des Monats Jänner 1734 war der Feldmarſchall Graf Mercy nach Südtirol geeilt, um das Commando über die dortigen Truppen zu übernehmen und ſo bald als möglich an die Wiedereroberung der Lombardie zu ſchreiten. Eben im Begriffe hieran zu gehen, wurde er am 9. März 1734 wieder von jenem ſchlagartigen Zuſtande befallen, der ihn ſchon zweimal, vor Belgrad und im ſicilianiſchen Feldzuge, mitten in angeſtrengter Thätigkeit überraſcht und wenigſtens für einige Zeit zur Ausübung ſeines Dienſtes untauglich gemacht hatte. Auch jetzt war ihm wieder die Sehkraft gänzlich verloren gegangen. Dennoch wollte er nicht davon ablaſſen, ſeine Feldherrnpflichten, ſo gut es eben möglich war, ſelbſt zu erfüllen [18]). Daß ſie trotz aller Aufopferung Mercy's bei der Hülfloſigkeit desſelben ungemein leiden mußten, davon war Jedermann, insbeſondere aber Eugen feſt überzeugt.

Dennoch wollte der Prinz ſich nicht dazu entſchließen, dem Grafen Mercy, wenn Hoffnung auf deſſen baldige Wiederherſtellung vorhanden wäre, den Oberbefehl zu entziehen. So gewiß war er, daß Mercy denſelben beſſer als irgend ein Anderer zu führen verſtand. Allſogleich ſandte er ihm den Feldarzt Jourdain, welcher Eugen an den Rhein zu begleiten beſtimmt war, um wo möglich Mercy's ſchleunige Heilung zu bewirken [19]). Gleichzeitig forderte er den Feldzeugmeiſter Prinzen Ludwig von Württemberg, im Range den nächſten General an Mercy auf, ihm vertraulich zu berich-

ten, ob auf baldige Geneſung des Feldmarſchalls zu hoffen ſei oder nicht. Zugleich befahl er ihm, jede Vorkehrung zu treffen, um nach erfolgter Ankunft der Truppen die Operationen mit Entſchloſſenheit und Nachdruck beginnen zu können [20]).

Begreiflich iſt es, daß ein Mann von dem Ehrzeige Mercy's von dem ihm übertragenen Oberbefehle nicht laſſen wollte. Als aber ſeine Krankheit ſchon über einen Monat gedauert hatte, als Eugen am 14. April 1734 ihm ſchrieb [21]), er hoffe daß die Kriegsunternehmungen bereits ihren Anfang genommen hätten, weil es ein unwiderbringlicher Verluſt ſei, mit einer ſo ſchönen Armee durch ſo lange Zeit unthätig zu bleiben, als endlich der Prinz in ſchonenden Worten ihn anwies, das Commando dem Prinzen Ludwig von Württemberg zu übergeben, wenn er dasſelbe noch nicht ſelbſt zu führen vermöge, da entſchloß ſich Mercy zu dem Schritte, der ihn ein ſo großes Opfer koſtete. Am 28. April legte er den Oberbefehl in die Hände des Prinzen von Württemberg. Doch blieb er bei dem Heere, als ſich dasſelbe in Bewegung ſetzte, und bei San Nicola, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, über den Po ging [22]).

Ein neuer Rückfall, welcher ihn am 6. Mai betraf, zwang Mercy die Armee zu verlaſſen. Er begab ſich nach Abano, bei Padua gelegen, und der Prinz von Württemberg ſollte einſtweilen die kriegeriſchen Unternehmungen fortſetzen, bis der Feldmarſchall Graf Königsegg, vom Kaiſer zur Uebernahme des Oberbefehles über das Heer in Italien beſtimmt, daſelbſt eintreffen würde [23]).

Wirklich gelang es dem Prinzen von Württemberg, die Franzoſen aus Colorno zu vertreiben, und Alles hoffte nun auf neue ſiegreiche Fortſchritte des kaiſerlichen Heeres, auf Wegnahme Parma's und Piacenza's, auf Wiedereroberung der Lombardie. Da blieb Prinz Ludwig mehrere Tage hindurch unthätig zu Colorno ſtehen und gab dem Feinde Zeit, ſeine Kräfte zu ſammeln und ihn in dem neugewonnenen Poſten anzugreifen. Obgleich es ihm glückte, die Franzoſen zweimal zurückzutreiben, verließ er doch ohne genügenden Grund Colorno und wich auf Sorbolo zurück. Der Feind machte ſich dieſen Fehler allſogleich zu Nutzen. Er beſetzte Colorno, verſchanzte ſich daſelbſt und nahm mit ſeiner ganzen Armee eine ſo vortheilhafte Stellung ein, daß es bei weitem nicht mehr ſo leicht ſchien als früher, ihn aus derſelben zu vertreiben.

So ſtanden die Sachen als Mercy, mit deſſen Geſundheit es ſich ſeither gebeſſert hatte, plötzlich wieder bei dem Heere erſchien. Er war eben ſo erſtaunt als erbittert, die Armee, welche er bereits jenſeits Parma geglaubt hatte, bei Sorbolo zu finden. Unverzüglich traf er alle Anſtalten, um das Verſäumte wieder einzubringen. Doch der Ungeſtüm und die Heftigkeit ſeines Weſens übermannten ihn dabei ſo ſehr, daß am 11. Juli, den Tag bevor er den Feind angreifen wollte, ihn ein neuer und noch heftigerer Krankheitsanfall als die früheren überkam. Nun übergab er neuerdings dem Prinzen Ludwig das Commando und zog ſich nach Mantua zurück [24]).

Nichts hatte Eugen für ſchädlicher angeſehen, als dieſen ſteten Wechſel in der Führung des Heeres. Er müſſe dringend rathen, ſchrieb er dem Kaiſer, entweder den Grafen Königsegg unverzüglich nach Italien abgehen zu laſſen, oder dem Prinzen Ludwig das Commando unmittelbar und ohne irgend ein Abhängigkeitsverhältniß zu Mercy zu übertragen. Würde man ſich nicht hiezu entſchließen, ſo könnte daraus großes Unglück entſtehen [25]).

Eher als ein den Wünſchen Eugens entſprechender Befehl zu dem kaiſerlichen Heere in Italien gelangen konnte, ging die Weisſagung des Prinzen ſchon in Erfüllung. In der Abſicht, ſich dem Feinde zu nähern und demſelben eine Schlacht zu liefern, war Ludwig von Württemberg mit der Armee vorwärts gerückt. Da traf am Abende des 28. Juni Mercy neuerdings bei derſelben ein. Er hatte ſein Geſicht ſo ziemlich wieder erlangt und übernahm allſogleich den Oberbefehl, um am folgenden Morgen die Franzoſen bei Parma anzugreifen. Wirklich ſetzte er ſein Vorhaben ohne Zaudern in's Werk. Aber gleich im Beginne der blutigen Schlacht, welche ſich am 29. Juni 1734 entſpann, fiel Mercy, von zwei Kugeln zum Tode getroffen. Groß war die Unordnung, welche hiedurch in den Reihen des kaiſerlichen Heeres einriß. Dennoch behauptete ſich dasſelbe, zumeiſt wohl durch ſeine eigene Tapferkeit und nicht durch die Geſchicklichkeit ſeiner Führer, bis zum Abende ſtandhaft in ſeinen Poſitionen. Mit Einbruch der Nacht führte der Prinz von Württemberg, welcher ſelbſt verwundet war, ſeine Truppen in der Richtung von Reggio zurück.

Da Mercy ſich nicht mehr am Leben befand um ſich ſelbſt zu verantworten, ſo war es natürlich daß Prinz Ludwig alle Schuld der verlornen Schlacht auf ihn zu wälzen ſich bemühte. Aber bei den beiden Perſonen,

auf deren Urtheil es eigentlich ankam, gelang es ihm nicht, Mercy's Andenken zu verkleinern. Der Kaiser sah in den unglücklichen Ereignissen bei Parma nur eine Bestätigung der Ansicht, die er immer ausgesprochen hatte, daß Prinz Ludwig trotz aller guten Eigenschaften, die er besitzen mochte, doch einer so großen Aufgabe wie der Führung des Oberbefehls über ein zahlreiches Heer nicht gewachsen war [26]). Eugen aber sagte es unumwunden, der Kaiser habe an Mercy, was man auch jetzt wider ihn vorbringen möge, doch einen „großen Mann" verloren [27]). Und Beide waren froh, daß Königsegg, was nach Eugens oft wiederholtem Drängen schon längst hätte geschehen sollen, am Tage nach der Schlacht von Parma Wien verlassen und sich auf die Reise nach Italien begeben hatte, um das Obercommando daselbst zu übernehmen.

Ein Uebelstand, welchen langdauernde Regierungen leicht mit sich bringen, besteht darin, daß sich dann zumeist nur hochbejahrte Personen in den wichtigsten Aemtern des Staates und des Heeres befinden. Dieß war damals in Oesterreich unstreitig der Fall. Die Gebrechlichkeit aber, welche mit höherem Alter fast immer verbunden ist, paralysirt nur allzuleicht, insbesondere in militärischen Stellungen, die sonst wohl vorhandene Befähigung zu vollkommen entsprechender Erfüllung der übernommenen Dienstpflicht. So war der Feldmarschall Graf Königsegg, der einzige unter den Generalen seines Ranges, welchem man an Mercy's Stelle den Oberbefehl in Italien anvertrauen zu können glaubte, obgleich schon seit länger als zwei Monaten dorthin bestimmt, noch immer nicht im Stande gewesen, sich auf seinen Posten zu begeben. Ein hartnäckiges Gichtleiden hatte ihn fortwährend an Wien gefesselt. Ohne diesen bedauerlichen Zufall wären vielleicht all die unglücklichen Ereignisse in der Lombardie nicht eingetreten und des Kaisers Waffen dort siegreich gewesen, wo sie jetzt nur Unglücksfälle erlitten.

Am 11. Juli 1734 traf Graf Königsegg bei dem Heere ein, das sich nun zu Revere am Po befand. Nach Königseggs Berichten hatte dasselbe durch die blutige Schlacht und den übereilten Rückzug außerordentlich gelitten. Er schätzte seine Streitmacht nicht höher als auf zwanzigtausend Mann Fußvolk und achttausend Reiter. Trotz dieser Verluste waren die Truppen voll Muth und Kampflust, und Königsegg hoffte sie bald wieder gegen den Feind führen zu können [28]).

Auch Eugen drang mit Nachdruck auf baldigſte Wiederaufnahme der Operationen in Italien. „Dem Feinde ſich zu nähern", ſchrieb er an Königsegg, „kann nur eine gute Wirkung hervorbringen. In den Verhält-„niſſen, in denen wir uns jetzt befinden, iſt es immer ſchon ein großer „Gewinn, dem Gegner durch eine ſichere und entſchloſſene Haltung zu „zeigen, daß man ihn nicht fürchtet [29])".

Wider ſeine anfänglichen Verſprechungen zögerte Königsegg durch längere Zeit, bis er ſich entſchloß, angriffsweiſe gegen die Franzoſen vorzugeben. Er müſſe abwarten, ſo berichtete er dem Prinzen, bis dieſelben ihrer Gewohnheit gemäß von der bisherigen Wachſamkeit nachließen und nur auf die Stärke ihrer Verſchanzungen vertrauten [30]).

Endlich glaubte Königsegg den Angriff mit Ausſicht auf glücklichen Erfolg beginnen zu können. Die beiden Heere waren nur durch die Secchia getrennt, hinter welcher die Franzoſen unter den Befehlen des Marſchalls Broglio bei Guiſtello ſtanden. Am 15. September 1734, noch vor Anbruch des Tages führte Königsegg ſeine Truppen durch die halb ausgetrocknete Secchia und überfiel das franzöſiſche Lager. Niemand in denſelben dachte an Widerſtand, Alles nur an die eiligſte Flucht. Mehr als dreitauſend Gefangene wurden gemacht; das Lager und alles was es enthielt blieb in den Händen der Kaiſerlichen.

Die reiche Beute aber war Schuld, daß der gewonnene Sieg nicht mit größerem Nachdrucke benützt wurde. Statt die Feinde zu verfolgen und ihre aufgelöſten Schaaren völlig zu zerſprengen, zerſtreuten ſich die kaiſerlichen Soldaten im Lager, um Beute zu machen. Theuer mußte Königsegg es büßen, daß er dem nicht zu ſteuern verſtanden hatte. Denn die Franzoſen, die er ſo leicht hätte gänzlich aufreiben können, verſtärkten ſich durch ſardiniſche Truppen und boten ihm bald neuerdings die Stirne. Schon am 19. September 1734 kam es bei Guaſtalla zur Schlacht, in welcher Königsegg völlig beſiegt wurde, Philipp Ludwig von Württemberg aber, der ſich während des Kampfes beſonders hervorthat, auf der Wahlſtatt blieb.

So weit war es gekommen, daß man es ſchon für eine Art von Erfolg anſah, als Königsegg nur bis auf Montechiaro zurückwich, das Seraglio und Mantua deckte und ſich wenigſtens gegen die Franzoſen noch im Felde zu halten vermochte.

Noch unglücklicher als in der Lombardie waren für den Kaiſer die Kriegsereigniſſe in Unteritalien. An der Spitze einer ſpaniſchen Armee zog der Infant Don Carlos von Parma aus zu Lande gegen Neapel, während eine zahlreiche Flotte vor dieſer Stadt erſchien. Weder die Eine noch die Andere ſtieß auf Widerſtand. Schiffe waren nicht vorhanden, um ſie denjenigen der Spanier entgegenzuſtellen. Und was die Truppen betraf, ſo waren die beiden vornehmſten Führer derſelben, der Feldmarſchall Fürſt Caraſa und der Feldmarſchall-Lieutenant Graf Traun verſchiedener Meinung über die Art und Weiſe ihrer Verwendung. Caraſa wollte ſie zuſammenziehen, dem Feinde entgegen gehen und eine Schlacht liefern. Ein glücklicher Ausgang derſelben würde, ſo meinte er, Neapel dem Kaiſer retten.

Graf Traun war gerade der entgegengeſetzten Anſicht. Er mochte wohl mit den vorhandenen Streitkräften auf kein günſtiges Ergebniß eines offenen Kampfes zählen. Er war dafür, die Regimenter in die Feſtungen zu verlegen, bis die Hülfstruppen anlangten, die er mit Beſtimmtheit erwartete.

Die letztere Anſchauungsweiſe überwog und ſie gereichte der Sache des Kaiſers zum Unglücke. Die Streitkräfte wurden in die Feſtungen vertheilt, eines Succurſes zu harren, deſſen Abſendung die üble Lage der Dinge in Deutſchland und der Lombardie unmöglich machte. Unaufgehalten drang der Infant Don Carlos vor. Die Stadt Neapel ſandte ihm ihre Schlüſſel entgegen, und eines der dortigen Schlöſſer nach dem andern ergab ſich. Ein kaiſerliches Armeecorps von ſiebentauſend Mann, das unter dem Fürſten von Belmonte bei Gaeta ſtand, wurde von den Spaniern unter dem Grafen von Montemar geſchlagen. Gaeta fiel faſt ohne Gegenwehr zu thun, und bald beſaß der Kaiſer von dem ganzen Königreiche Neapel nichts mehr als Capua, wo Graf Traun, der allein noch feſthielt wo Alles ſchwankte und fiel, ſich mit großer Standhaftigkeit vertheidigte.

Der Infant Don Carlos, zum Könige von Neapel ausgerufen, begnügte ſich nicht mit der Eroberung dieſes Königreiches, ſondern er ließ zu Ende des Monats Auguſt 1734 ſeine Truppen unter Montemar nach Sicilien einſchiffen. Auch hier öffnete die Hauptſtadt dem anrückenden Feinde ihre Thore, und nur die Citadelle von Meſſina, durch den Feldmarſchall-Lieutenant Fürſten Lobkowitz vertheidigt, dann Trapani und Syracus widerſtanden.

Dieß war die Lage des Kaiserhofes, als Eugen am 10. Oktober 1734 zu Wien eintraf. Es läßt ſich nicht beſtreiten, daß dieſelbe kaum eine bedrängtere ſein konnte. In Deutſchland hatte Karl VI. zwar nur eine einzige Feſtung, in Italien aber drei blühende Länder, faſt ſeine ganzen Beſitzungen daſelbſt und mit ihnen die Einkünfte verloren, welche er von dort bezog und die nun dem Feinde zu Gute kamen. „Gewiß iſt es", ſchrieb Eugen dem Grafen Königsegg, „daß wir einen entſcheidenden Ent-„ſchluß faſſen müſſen. Je länger wir ihn verſchieben, deſto mehr verſchlechtert „ſich unſer Zuſtand, um am Ende völlig unheilbar zu werden. Unſere „Geldmittel genügen auch nicht von ferne, um ſo mächtigen Feinden „die Spitze zu bieten. Trotz des perſönlichen Wohlwollens des Königs von „England iſt doch nur wenig Hoffnung auf eine Hülfeleiſtung von Seite „der Seemächte. Denn England verharrt dabei, ohne Mitwirkung Hollands „nichts für uns thun zu können, und das letztere will ſich durchaus nicht „am Kriege betheiligen. Im deutſchen Reiche wächſt die Zahl derer, die „zur Neutralität zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich hinneigen, von Tag „zu Tage. Der ſächſiſche Hof thut nichts, weder für ſich ſelbſt, noch für „den Kaiſer. Das Leben des Königs von Preußen verſpricht nur noch eine „kurze Dauer. Die Kurfürſten von Baiern und Köln verſtärken ihre „Truppen durch höchſt beträchtliche Aushebungen. Ihr Subſidientractat „mit Frankreich iſt abgeſchloſſen, ſechs Monate davon ſind bezahlt, und „Baiern beginnt ſich über jede Schranke hinwegzuſetzen und Maßregeln „zu ergreifen, welche nur zu leicht noch während des Winters uns mit „ihm in offenen Kampf bringen könnten. In der Türkei iſt nur mehr der „einzige Großweſir gegen den Krieg mit uns; alle Uebrigen ſind durch den „franzöſiſchen Botſchafter und durch Bonneval gewonnen".

„Dieß iſt in wenigen Worten", fährt der Prinz fort, „unſere Lage „nach Außen. Diejenige nach Innen iſt Eurer Excellenz zu wohl bekannt, „als daß Sie nicht ſelbſt die Schwierigkeit, um nicht zu ſagen die Unmög-„lichkeit beurtheilen könnten, ſo ungeheure Summen herbeizuſchaffen, wie „ſie die Fortſetzung des Krieges erheiſchen wird. Andererſeits kann unter „ſolchen Umſtänden der Frieden nur ein höchſt unvortheilhafter ſein. Denn „die uns feindlich gegenüber ſtehenden Mächte, welche den Kaiſer in ſo „empörender Weiſe von ſeinen Verbündeten verlaſſen und auf dem Punkte „ſehen, von der Pforte und Baiern gleichzeitig angegriffen zu werden, ſie

„wollen gewiß nichts von ihren Eroberungen aufgeben, ſondern uns vielleicht „auch noch andere ſehr drückende Bedingungen auferlegen. Es handelt ſich „alſo darum, mit Ernſt an ein Heilmittel, und zwar an ein ſolches zu „denken, durch welches man einem ſo großen Unheil zu ſteuern in den „Stand geſetzt wird und das uns für die Zukunft jene Sicherheit gewährt, „die wir bisher entbehrten [31])".

Es iſt gewiß bezeichnend, daß gerade die Feldherrn des Kaiſers es waren, welche in dringendſter Weiſe zum Frieden riethen. Dem Grafen Königsegg gebührt der Ruhm, zuerſt ſeine Meinung ausgeſprochen zu haben, mit ächt ſoldatiſchem Freimuthe, unbekümmert darum, ob ſie am Hofe auch gern gehört werde. Zwei Tage bevor Eugen das eben erwähnte Schreiben an Königsegg erließ, war dem Kaiſer ein erſchöpfender Bericht zugekommen, worin Graf Königsegg die troſtloſe Lage, in welcher nicht nur in der Lombardie, ſondern auch auf allen übrigen Kriegsſchauplätzen die Sache des Kaiſers ſich befand, mit lebhaften Farben ſchilderte. Er zog daraus den Schluß, daß es für Karl VI. allein ganz unmöglich ſei, den drei verbündeten Mächten, Frankreich, Spanien und Sardinien zu widerſtehen. Er kenne, erklärte Königsegg, die völlige Erſchöpfung des kaiſerlichen Staatsſchatzes und der öſterreichiſchen Erbländer nur allzuwohl, um zu wiſſen, daß wenn man auch zu den größten Anſtrengungen entſchloſſen ſei, man doch in ſo kurzer Zeit dem allenthalben einreißenden Mangel nicht zu ſteuern vermöge. Man könne eben nicht viel anderes thun als dasjenige wiederholen, was ſo oft ſchon geſchehen ſei. Die verſchiedenen Behörden, insbeſondere die Hofkammer und der Hofkriegsrath würden zuſammentreten, die Geldnoth ſchildern, aber doch erklären, man wolle ſich die äußerſte Mühe geben, das Nothwendige herbeizuſchaffen. Vorſchläge würden gemacht, Verhandlungen angeſponnen werden. Der größte Theil derſelben ſchlüge fehl, mit den übrigen würde ungemein viele Zeit verloren. Inzwiſchen gingen die Armeen zu Grunde. Denn die Offiziere müßten einen Dienſt verlaſſen, in welchem ſie Monate hindurch keinen Sold erhielten. Die Soldaten aber würden ſich eine Zeit lang vom Plündern ernähren und dann gänzlich der Fahne entlaufen. Von kriegeriſchen Unternehmungen könnte keine Rede mehr ſein, und die Feinde würden ſich die höchſte Bedrängniß, in welcher der Kaiſer ſich befände, wohl zu Nutzen machen.

In einer ſo traurigen Lage ſtünde derſelbe allein, ohne irgend einen nennenswerthen Verbündeten. England und Holland wollten ihm um jeden Preis den Frieden aufdringen. Auf Preußen wäre gar nicht, auf Sachſen wenig zu bauen. Dänemark werde ſich auf nicht mehr als auf das vertragsmäßige Hülfscontingent einlaſſen. Nur Rußland hätte ſich bisher als treuer Bundesgenoſſe benommen. Jedoch auch auf ſeinen Beiſtand dürfe man nicht zählen, wie denn in der That während des ganzen Feldzuges der großen Entfernungen und anderer Urſachen wegen keine ruſſiſchen Hülfstruppen geſtellt worden ſeien. Im Orient ziehe ſich düſteres Gewölk zuſammen, und nur der perſiſche Krieg ſo wie die Friedensliebe des Großweſirs hätten die Türken bisher abgehalten, mit dem Kaiſer zu brechen. Auf die Länge würden jedoch Frankreichs unermüdliche Beſtrebungen, deſſen lebhafte, ja übertriebene Schilderungen von den in dem verfloſſenen Feldzuge erfochtenen Vortheilen, die Geldſummen endlich, welche es mit vollen Händen ausſtreue, der kriegeriſchen Partei in Conſtantinopel zur Oberhand verhelfen. Es ſei dieß um ſo mehr zu fürchten, als die Grenze wider die Türkei faſt überall offen und an den wenigſten Orten geſchützt ſei. Der Verſuchung, welche dieß mit ſich bringe, würden die Türken gewiß nicht lange widerſtehen.

Wenn in einem Falle, wie der gegenwärtige, Alles auf dem Spiele ſtehe, ſo ſollte nicht gezaudert werden, meinte Königsegg, mit einigen, obgleich bedeutenden Opfern doch die Hauptſache zu retten. Nur dürfe der Kaiſer, wie es ſich wohl von ſelbſt verſtehe, auf keine Vorſchläge hören, deren Annahme ſeiner Ehre widerſtreiten würde. So wäre es nicht anders als ſchimpflich für ihn, wenn man es wagen wollte, ihm in Sachen die nur ihn ſelbſt angingen, wie hinſichtlich der Verheirathung ſeiner Töchter Geſetze vorzuſchreiben. Sollte es dahin kommen, fügte Königsegg hinzu, und er wäre der Kaiſer, ſo wollte er lieber an der Spitze ſeiner Heere ſein Leben einbüßen, als ſolche Schmach ſich gefallen laſſen. „Daß man aber „Länder verliere", ſo lauteten ſeine Worte, „abſonderlich wo man meineidig und friedensbrüchig überfallen und von ſeinen Alliirten und Garanten „treulos verlaſſen worden iſt, das verletze mehr ihre als die eigene Ehre [32])."

Dieß waren im weſentlichen die Gründe, in Anbetracht deren Graf Königsegg ſich mit Nachdruck dafür erklärte, man möge Alles aufbieten, um noch vor Eintritt des Winters Frieden zu ſchließen. Ein ſolcher Antrag,

von einem Manne wie Königsegg und in so drängender Weise vorgebracht, konnte nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck auf den Kaiser hervorzubringen. Allsogleich sandte er Königseggs Schreiben an Eugen, um hierüber seine und der übrigen Conferenzminister Meinung zu vernehmen [33]).

Die Conferenz wurde damals außer Eugen noch von den Grafen Sinzendorff und Gundacker Starhemberg, von dem Feldmarschall Grafen Königsegg und dem Grafen Alois von Harrach gebildet. Der Reichsvicekanzler Graf Schönborn, gleichfalls ein Mitglied der Conferenz, war meistens in seinen Bisthümern Bamberg und Würzburg abwesend, und zählte also wohl nach dem Namen nach zur Conferenz, ohne doch an deren Arbeiten wirklichen Antheil zu nehmen. Den Feldmarschall Königsegg hatte der Kaiser einige Zeit nach dessen Rückkehr aus Spanien, den Grafen Harrach aber erst vor Kurzem zum Mitgliede der Conferenz ernannt, nachdem seine Verzichtleistung auf die Statthalterschaft in Neapel angenommen worden und er eben zu rechter Zeit nach Wien zurückgekehrt war, um die unglücklichen Ereignisse in jenem Königreiche nicht mehr mit anzusehen.

Eugen, Sinzendorff, Starhemberg und Harrach waren es, denn Königsegg befand sich noch bei dem Heere in Italien, welche am 6. November 1734 bei dem Kaiser selbst zusammentraten, um über die von Königsegg in Anregung gebrachten Fragepunkte zu berathen. So wichtig erschienen dieselben dem Kaiser, daß er es nicht an mündlicher Meinungsäußerung genügen ließ, sondern von jedem Mitgliede der Conferenz sein Gutachten schriftlich verlangte. Und es ist leider bezeichnend für die Langsamkeit, mit welcher damals auch die dringendsten Geschäfte zu Wien behandelt wurden, daß erst im Anfange des Monats Februar 1735, also nach drei Monaten die schriftlichen Erklärungen sämmtlicher Mitglieder der Conferenz, denn zuletzt war auch Königsegg zu diesen Berathungen von Italien nach Wien berufen worden, vollständig vorlagen.

Auch jetzt waren es wieder die beiden Heerführer Eugen und Königsegg, welche mit weit größerer Entschiedenheit als die dem Civilstande angehörenden Staatsminister darauf drangen, daß baldigst der Friede geschlossen und nicht leicht ein Opfer, wenn es anders mit der Ehre des Kaisers vereinbar sei, als zu bedeutend angesehen werde, um denselben zu erkaufen. Bei Königsegg war diese Erklärung vorherzusehen, denn er unter-

ſtützte ja nur mit derſelben ſeine eigenen Anträge. Aber auch Eugens Gutachten lautete ganz in dem gleichen Sinne.

Auch der Prinz begann damit, die Lage der Dinge nach Innen von derjenigen nach Außen zu unterſcheiden. Was die erſtere betreffe, ſo gebe ſich, bemerkte Eugen, der überhand nehmende Geldmangel von Tag zu Tag in höherem Grade kund. Die Hofkammer erkläre ohne Scheu, nicht zu wiſſen, woher ſie nur den Winter hindurch den Unterhalt für die beiden im größten Elende ſchmachtenden Armeen herbeizuſchaffen vermöge. Es ſei zwar endlich gelungen, für das Heer in Deutſchland die Proviantirung ſicher zu ſtellen; dasjenige in Italien aber lebe, wie man zu ſagen pflege, nur von einem Tage zum andern. Oft hätten die dortigen Truppen durch acht bis zehn Tage kein Brod erhalten, und in beiden Ländern, in Deutſchland wie in Italien, ſei ſeit dem 15. Jänner den Soldaten keine Löhnung, den Offizieren aber ſchon ſeit ſieben Monaten kein Sold verabfolgt worden. Die Regimenter ſeien völlig von Geld entblößt, und daher liege die Recrutirung eben ſo wie der Ankauf der Pferde gänzlich darnieder. Und doch ſcheine man gar nicht daran zu denken, den Armeen die erforderlichen Summen zuzuſenden, gleich als ob ſie nicht wirklich dem Kaiſer gehörten.

Freilich ſei dieß wieder erklärlich, fuhr der Prinz fort, wenn man den Zuſtand in's Auge faſſe, in welchem ſich die kaiſerlichen Erbländer befänden. Völlig ausgeſaugt müßten ſie genannt werden, und mit faſt unerſchwinglichen Ausgaben überladen. Das bare Geld, welches ſich ehemals darin befunden habe, ſei nach dem Auslande gezogen worden. Der größte Theil der reicheren Kaufleute habe ſeine Zahlungen eingeſtellt, und die wenigen, welche ſich noch zu halten vermöchten, hätte der Staat ſo tief in ſeine Geſchäfte verflochten, daß wenn derſelbe ſeine Verbindlichkeiten nicht einhielte und die in ihren Händen befindlichen, längſt verfallenen Bankpapiere nicht einlöſte, ſie auch für ihn keine Opfer mehr zu bringen im Stande wären. Der Credit der Stadtbank ſei verloren, und derjenige des Staates im Auslande ſo gering, daß man trotz eifrigſter Bemühungen doch niemals die erforderlichen Summen aufbringen werde.

Auf die Verhältniſſe mit den fremden Staaten übergehend, bemerkte Eugen, daß was die Pforte betreffe, die Ausſicht auf Erhaltung des Friedens mit ihr ſich gebeſſert habe und er für einige Zeit noch den Ausbruch eines

Krieges mit den Türken nicht befürchte. Auch habe der König von Polen ſechstauſend, die Czarin von Rußland ſogar dreißigtauſend Mann Hülfstruppen zugeſagt. Dagegen nehme die Gefahr eines Bruches mit Baiern täglich zu. Das ſpaniſche Corps aus Neapel nähere ſich jetzt — denn auch Capua war im Spätherbſte des verfloſſenen Jahres gefallen — der Lombardie. Frankreich werde ſehr frühzeitig und mit noch ſtärkerer Kriegsmacht als im verfloſſenen Jahre operiren. Die Hoffnung, der ſpaniſchen Regierung von Seite Portugals eine Diverſion zu machen, ſei ebenſo wie die Ausſicht verſchwunden, von dorther mit Geld unterſtützt zu werden. Im deutſchen Reiche ſei Alles des Krieges überdrüßig, und blos die Uebelgeſinnten wünſchten deſſen Fortdauer, um ihre gefährlichen Abſichten in's Werk zu ſetzen. Vor Allem aber dürfe Niemand mehr daran zweifeln, daß auf den Beiſtand der Seemächte, wie die Verhältniſſe ſich auch immer geſtalten möchten, durchaus nicht zu zählen ſei.

Bei einer ſo mißlichen Lage der Dinge ſcheine es ihm, erklärte der Prinz, nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen, daß man zur Zuſtandebringung des Friedens, unter welchen Bedingungen es auch immer ſein möge, die Hände bieten und den Krieg nicht fortführen ſolle, wenn man nicht Alles in die äußerſte Gefahr zu ſtürzen geſonnen ſei. Denn das Günſtigſte, was ſich für den Kaiſer ereignen könne, beſtehe darin, daß man ſich in Italien in der gegenwärtigen Stellung erhalte, in Deutſchland aber die Vereinigung der franzöſiſchen mit den baieriſchen Streitkräften verhindere und die kaiſerlichen Erbländer vor einem feindlichen Einfalle bewahre. Ja wenn man auch im Stande wäre, den Gegnern auf dem einen oder dem anderen Kriegsſchauplatze einen empfindlichen Streich beizubringen, ſo ſei ihnen doch der troſtloſe Zuſtand des öſterreichiſchen Staatsſchatzes ebenſo wie aller Welt bekannt und ſie wüßten es wohl, daß der Kaiſer auf's höchſte noch einen Feldzug ausdauern könne. Zu Ende desſelben werde man ſich alſo im glücklichſten Falle in dem gegenwärtigen Zuſtande befinden, nur mit dem Unterſchiede, daß die Erblande um mehrere tauſend Menſchen weniger, die Staatskaſſen aber um viele Millionen mehr Schulden zählen würden.

Andererſeits könnten ſich den Sommer hindurch die gefährlichſten Ereigniſſe zutragen, und beide Armeen aus Abgang an Geldmitteln zu Grunde gerichtet werden. Bei derjenigen in Italien ſei nicht nur Noth und Ent-

behrung, ſondern auch das Einreißen von Krankheiten ſehr zu befürchten. Der Kurfürſt von Baiern könne, wie die Sachen jetzt ſtänden, und wenn nicht ein großer Theil der Armeen aus Italien herausgezogen würde, überall wo es ihm beliebe, in Tirol, in Oeſterreich oder Böhmen einfallen. Von allen Seiten häuften ſich die Nachrichten, daß es Frankreichs ernſte Abſicht ſei, ſchon im bevorſtehenden Monate März mit Baiern zugleich in Oeſterreich einzudringen und die pragmatiſche Sanction zu vernichten. Mit ſeiner viel geringeren Streitmacht vermöge der Kaiſer die Vereinigung dieſer beiden Gegner kaum zu hintertreiben. Und wenn man, um dieß zu bewerkſtelligen, ſich auf ein Wagſtück einlaſſe und dasſelbe mißlinge, ſo ſei vollends Alles verloren. Ein ſiegreich vordringender Feind könnte eben ſowohl in Tirol Poſten faſſen und die in Italien befindliche Armee von des Kaiſers deutſchen Erbländern abſchneiden, als geraden Weges nach Wien vordringen. Keine feſten Plätze ſeien vorhanden, um den Gegner aufzuhalten. Es bliebe alſo dem Kaiſer nichts übrig, als demjenigen ſich unbedingt zu unterwerfen, was Frankreich ihm vorſchreiben wollte. Ja die Feinde würden ſich auch damit noch nicht begnügen, ſondern die öſterreichiſchen Länder auf Jahre hinaus zu Grunde richten und hiedurch, anderer Uebel zu geſchweigen, die Luſt der Pforte zum Kriege in einer Weiſe reizen, daß die friedliebende Partei des Großweſirs bald unterliegen müßte.

„Bei ſo beſchaffenen Umſtänden auf einen vortheilhaften Frieden zu „hoffen", fuhr Eugen fort, „iſt vergebens. In dem Zuſtande, in welchen „die Sachen durch das unerlaubte Benehmen der Alliirten Eurer Majeſtät „gerathen ſind, wird übrigens jeder Friede beſſer als der gegenwärtige „Krieg, auch der zu beſorgende Verluſt noch zu verſchmerzen ſein, wofern „ein Mittel gefunden werden kann, daß dasjenige, was Eurer Majeſtät „allenfalls in Italien bleibt, nebſt den hieſigen Erblanden, die eigentlich „die Stärke der Monarchie ausmachen, Ihrer durchlauchtigſten Frau Erb„tochter, wenn doch der Allmächtige Eure Majeſtät durchaus mit keinem „Erzherzoge ſegnen will, unzertrennlich und in unangefochtenem Beſitze „gelaſſen wird."

„Der Kurfürſt von Baiern kann ohne Abtretung eines Theiles der „öſterreichiſchen Erbländer, worauf er ohne Scheu abzielt, unmöglich ge„wonnen werden, und es wäre auch dann noch keine Rechnung auf ihn zu „machen, indem er ſich doch immer an Frankreich hängen wird, außer es

„entſchließen ſich Eure Majeſtät in ſein anderweitiges Verlangen zu willigen, „welchem aber das Alter ſeines Kurprinzen hauptſächlich im Wege ſteht. „Ohne dieſes Zugeſtändniß iſt jede dem Kurfürſten von Baiern einzu„räumende Vergrößerung zu Eurer Majeſtät und Ihrer Nachfolgerin größ„tem Schaden."

Was die Friedensbedingungen betreffe, ſo ſei es, bemerkte Eugen weiter, allerdings ſchmerzlich, dem Infanten Don Carlos und dem Könige von Sardinien ſo beträchtliche Abtretungen zu machen, wie ſie begehrten, ſtatt Beide und insbeſondere den Letzteren, wenn ſich die Gelegenheit dazu ergäbe und des Kaiſers Waffen die Oberhand gewännen, die begangene Treuloſigkeit empfindlich büßen zu laſſen. Durch den Beſitz von Parma und Piacenza, durch die Anwartſchaft auf Toscana würde aber dem Kaiſer ein ziemlicher Erſatz gewährt und wenigſtens der eine Gewinn geboten, daß ſeine Macht in Zukunft weit mehr concentrirt wäre als bisher.

So lauteten die Gründe, welche Eugen zu dem dringenden Rathe vermochten, auch mit ſo großen Opfern wie die Abtretung Neapels und Siciliens an den Infanten Don Carlos und einiger lombardiſcher Landſtriche an Sardinien den Frieden zu erkaufen. Doch wollte er nicht, daß man darum die Vorbereitungen zum Kampfe außer Acht laſſe. Er verlangte vielmehr, man ſolle auf alle Fälle gefaßt ſein und einſtweilen nichts vernachläſſigen, um die Lage der Dinge zu verbeſſern, und wenn es durchaus zum Kampfe kommen müſſe, zu retten was noch zu retten ſei. Daher ſchloß er ſein umfaſſendes Gutachten mit einer Erörterung der Bewegungen, welche die kaiſerlichen Truppen vorzunehmen hätten, um vor Allem die öſterreichiſchen Erbländer gegen Baiern zu decken, bei den erſten Anzeichen einer bevorſtehenden Vereinigung der franzöſiſchen mit den baieriſchen Streitkräften den Kurfürſten mit überlegener Macht zu überfallen und ſeine gefährlichen Anſchläge mit einem gewaltigen Streiche zu nichte zu machen [34]).

So wie Eugen, ſo ſtimmten auch die übrigen Mitglieder der Conferenz, am nachdrücklichſten aber Königsegg für den Frieden. Nur Sinzendorff rieth dazu, daß man, wie er ſich ausdrückte, in Italien mit Standhaftigkeit ausharre. Man habe ja auch, ſo bemerkte er, im Succeſſionskriege durch fünf Jahre fruchtlos gekämpft, bis endlich im ſechſten Jahre Mailand und Mantua erobert und die Franzoſen völlig aus Italien vertrieben worden ſeien. Er wiſſe nicht, warum ſich Gleiches nicht auch jetzt wiederholen könne [35]).

Sinzendorff überſah dabei, oder wollte es überſehen, daß die anſcheinend ſo ſchlagende Parallele, welche er zwiſchen den damaligen Verhältniſſen und der Zeit des ſpaniſchen Succeſſionskrieges zog, doch der wirklichen Grundlage gänzlich entbehrte. Denn darüber konnte ſich derjenige, der ein tiefer eingehendes Urtheil fällte, keinen Augenblick täuſchen, daß das Kaiſerhaus auch den Kampf um Spaniens Krone nicht ſo lange zu führen vermocht hätte, wenn nicht die geldſpendenden Seemächte auf ſeiner Seite geſtanden wären. Daß dieß jetzt nicht der Fall war, darin lag aber nach der Ueberzeugung Eugens eben der Grund, warum man auf ein glückliches Ergebniß der Fortdauer des Krieges durchaus nicht hoffen durfte. Denn ganz ohne Geld laſſe ſich, ſo behauptete er mit Recht, nun einmal der Krieg nicht führen. Und er traute nicht der Ausſicht, welche Sinzendorff zu eröffnen ſuchte, daß es dem Kaiſer gelingen werde, durch ſeine eigenen Bemühungen die Summe von zweiunddreißig Millionen aufzubringen, auf welche man die Koſten des bevorſtehenden Feldzuges veranſchlagt hatte.

In der Meinung, daß dieß dem Kaiſer unmöglich ſei, ſtimmte die erſte Autorität in Finanzſachen, Graf Gundacker Starhemberg dem Prinzen gleichfalls bei. Wenn die Seemächte keinen Beiſtand leiſteten, ſagte auch er, ſo vermöge man für ſich allein den drei verbündeten Mächten nicht zu widerſtehen. Baiern liege ſo nahe, daß es, da des Kaiſers völlige Streitmacht ſich am Rheine und in Italien befände, den öſterreichiſchen Erblanden äußerſt gefährlich werden könne. Die preußiſche Hülfe ſei, ſo lauteten Starhembergs Worte, „bisher eher ſchädlich als nützlich geweſen," diejenige Rußlands aber ſo weit entfernt, daß man von ihr keinen wirklichen Nutzen erwarten dürfe. Des Kaiſers Länder ſeien völlig erſchöpft, ſein Staatsſchatz aber dergeſtalt mit Schulden überladen, daß er kaum mehr die allernothwendigſten Erforderniſſe herbeizuſchaffen vermöge. „Hätte man „ſich früher mit den Ausgaben mehr beſchränkt," das konnte Starhemberg ſich nicht verſagen, ſeinem Gutachten hinzuzufügen, „ſo wäre auch der „jetzige Verfall ohne große Mühe vermieden worden."

So war die wirkliche Lage der Dinge beſchaffen, und Sinzendorff kannte ſie nicht minder als die übrigen Miniſter. Daß er dennoch zu einer ganz anderen Schlußfolge gelangte als ſie, daran mag wohl nur ein von ſeiner eigenen Ueberzeugung völlig verſchiedener Umſtand Urſache geweſen ſein. Er wußte genau, wie verhaßt dem Kaiſer der Gedanke einer Ab-

tretung Neapels und Siciliens war, und wie derſelbe eher Alles aufs Spiel ſetzen, als ſich zu einem ſo beträchtlichen Opfer entſchließen wollte.

Sich einen ſo namhaften Länderverluſt, wie denjenigen der Königreiche Neapel und Sicilien gefallen zu laſſen, war einem Monarchen wie dem Kaiſer allerdings nur im äußerſten Nothfalle zuzumuthen. Ein ſolcher Entſchluß konnte, ja er durfte der Natur der Sache nach erſt nach langem Widerſtreben gefaßt werden, nachdem man jedes Mittel zur Rettung fruchtlos verſucht hatte. War aber jener äußerſte Fall wirklich eingetreten, konnte die Fortſetzung des Krieges nach dem Urtheile der competenteſten Richter unmöglich zur Wiedereroberung der verlorenen, ſondern nur zu dem Verluſte noch anderer Länder führen, ſo erſchien es als Pflicht, ſich in die unabweisliche Nothwendigkeit zu fügen und das verlangte Opfer zu bringen, ſo ſchmerzlich es immer ſein mochte. Karl VI. ſelbſt hätte auch zu viel geſundes Urtheil beſeſſen, um nicht die Lage der Dinge zu erkennen, wie ſie wirklich war. Aber den Bemühungen der ſpaniſchen Partei am Hofe gelang es, den Kaiſer über ſeine wahren Intereſſen zu verblenden. Noch immer ſtanden ihre Mitglieder, wenn gleich nicht ihrer öffentlichen Stellung nach, ſo doch im Privatumgange dem Kaiſer am nächſten. Sie fürchteten, und nicht mit Unrecht, daß mit dem Verluſte Neapels und Siciliens auch die reiche Quelle größtentheils verſiegen werde, aus welcher ſie und die Ihrigen bisher ſo namhafte Vortheile gezogen hatten [36]). Mit den beträchtlichen Penſionen, den einträglichen Aemtern, die bisher faſt ausſchließlich ihnen zu Gute gekommen waren, werde es, daran konnten ſie nicht zweifeln, wenn die beiden Königreiche dem Infanten Don Carlos abgetreten würden, für immer vorbei ſein. Das wollten ſie durchaus hintertreiben, und daher drangen ſie in den Kaiſer, bevor er um ſolchen Preis den Frieden erkaufe, das Glück der Waffen noch einmal zu verſuchen.

Es mag hierin wohl die Haupturſache gelegen ſein, warum die Friedensvorſchläge, mit welchen zu Ende des Monates Februar 1735 die Seemächte hervortraten, von Karl VI. zwar nicht geradezu von der Hand gewieſen, aber auch keineswegs in einer Weiſe aufgenommen wurden, welche ſeine aufrichtige Bereitwilligkeit gezeigt hätte, ſich die darin ausgeſprochenen Opfer gefallen zu laſſen. Es geſchah dieß völlig gegen Eugens Anſicht, welcher der Meinung war, daß man durchaus nichts anderes thun ſolle als die Vorſchläge der Seemächte annehmen. Ja die Möglichkeit, daß die-

ſelben von den Staaten, welche den Kaiſer bedrängten, von Frankreich, Spanien und Sardinien abgelehnt werden könnten, wurde von Eugen als eine lebhaft zu befürchtende Sache angeſehen [37]). Der Kaiſer hingegen begrüßte es faſt wie ein erfreuliches Ereigniß, als ſeine Feinde und insbeſondere Frankreich die Anträge der Regierungen von England und Holland mit ſchroffen Worten zurückwieſen. Noch einmal wagte er es darauf zu hoffen, daß die Seemächte, durch dieſe verletzende Antwort beleidigt, ſich endlich zur Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Verpflichtungen entſchließen und ihn in dem Kampfe mit den Häuſern Bourbon und Savoyen nicht ferner ohne Hülfe laſſen würden.

Dieſe Erwartung, dann die Nachricht, daß die franzöſiſche Armee am Rheine durch Krankheiten viele Leute und damit auch an ihrer Furchtbarkeit verloren habe, die Kunde von Mißhelligkeiten endlich, welche zwiſchen Spanien und Sardinien ausgebrochen ſeien und eine wenn gleich nur ſchwache Ausſicht auf einen Uebertritt des Königs Karl Emanuel III. zu der Partei des Kaiſers hoffen ließen, alle dieſe Umſtände trugen dazu bei, daß Karl ſich entſchloß, den Kampf wider ſeine überlegenen Gegner noch einmal aufzunehmen [38]).

Wie immer, ſo unterwarf Eugen ſich auch jetzt dem Willen ſeines Herrn und Kaiſers, wenn er gleich deſſen Anſchauungsweiſe in keinem Punkte zu theilen, deſſen Erwartungen nicht beizupflichten vermochte. Denn er wußte wohl, daß wenn auch die franzöſiſche Armee am Rheine einige Einbuße an Mannſchaft erlitten hatte, die Ergänzung des Fehlenden Frankreich unendlich viel leichter fallen werde, als Kaiſer und Reich bei ihrem Heere das Gleiche zu thun vermöchten. Er hatte die Hoffnung aufgegeben, die Seemächte ihren Verpflichtungen nachkommen zu ſehen. Denn die nachdrücklichſten Vorſtellungen, mit welchen Eugen den kaiſerlichen Geſandten zu London, Grafen Philipp Kinsky, und den ſich dort aufhaltenden Feldmarſchall-Lieutenant von Diemar beauftragt hatte, der bei dem Könige Georg II. und den hervorragendſten engliſchen Staatsmännern in beſonderem Anſehen ſtand, waren ganz erfolglos geblieben [39]). Nur der Sturz des Miniſteriums Walpole könnte, ſo glaubte Eugen, eine Aenderung in der Haltung der britiſchen Regierung hervorbringen. Die Entfernung Walpole's jedoch in ſo kurzer Zeit ſchon ſich verwirklichen zu ſehen, daran mußte billig gezweifelt werden.

Was endlich den König von Sardinien betraf, ſo war es klar, daß er völlig in die Bahnen ſeines Vaters eingelenkt hatte und dem Meiſtbietenden ſich zuwandte. Nun fiel es Frankreich und Spanien weit leichter, ihn mit Verſprechungen auf Koſten des Hauſes Oeſterreich zu gewinnen, als dem Kaiſer, den König Karl Emanuel durch noch größere Zuſagen von ſeinen bisherigen Verbündeten zu trennen. Denn nur durch Abtretung eines beträchtlicheren Länderbeſitzes als ihm Frankreich und Spanien in Ausſicht ſtellten, konnte Karl Emanuels Freundſchaft erlangt werden. Dieſes Mittel aber, die Gebietsabtretung, war gerade dasjenige, was der Kaiſer um jeden Preis vermeiden wollte. Und ſo zeigte ſich denn auch die Hoffnung auf Lostrennung Sardiniens von Frankreich und Spanien als eitel.

Da aber trotz all dieſer nur zu gegründeten Betrachtungen der Kaiſer für die Fortſetzung des Krieges war, ſo zögerte Eugen keinen Augenblick, ſich noch einmal, das letzte Mal an die Spitze des Heeres zu ſtellen und neuerdings einen Kampf aufzunehmen, deſſen Wiederbeginn er für ein Unglück anſah und von welchem er den übelſten Ausgang beſorgte.

Achtzehntes Capitel.

Alle Nachrichten ſtimmen darin überein und insbeſondere zeigen es die beſorgten Briefe des Kaiſers an Eugen, daß es mit der Geſundheit des Letzteren reißend abwärts ging. Der hartnäckige Huſten, der ihn ſchon ſeit einer Reihe von Jahren zu oft wiederholten Malen überfallen und ihm viele Beſchwerden verurſacht hatte, verließ ihn jetzt faſt nicht mehr. Er ſetzte ihm dermaßen zu, daß der Kaiſer, um den Prinzen durch das viele Sprechen nicht anzuſtrengen, es vermied, ſich mit ihm über die Geſchäfte zu unterreden, und es vorzog, ihm alles was vorkam und nur irgend von Wichtigkeit war, ſchriftlich zuzuſenden und ſeine Meinung zu verlangen. Niemals geſchah dieß, ohne daß Karl ſich in der theilnehmendſten Weiſe nach Eugens Geſundheit erkundigte und ihn beſchwor, ſich zu ſchonen und wohl zu bedenken, daß ihm nichts mehr am Herzen liege als die Erhaltung eines Lebens, welches ihm von größerer Wichtigkeit als alles übrige ſei.

Schon während des Feldzuges hatte ſich der Kaiſer ſtets in dieſem Sinne gegen Eugen ausgeſprochen [1]); jetzt that er es wo möglich mit noch größerer Sorglichkeit. „Ich beſchwöre Sie, mein Prinz", ſchrieb er ihm einmal, „tragen Sie Sorge für Ihren Huſten und Ihre Geſundheit überhaupt, von der Sie wiſſen, wie ſehr ich mich für Sie intereſſire [2])". „Ich „wünſche," ſagt er ihm wenige Wochen ſpäter, „daß es mit Ihrem Huſten „ſich endlich beſſere und Sie auf ſich Acht haben mögen, weil ja auf Ihnen „mein ganzes Vertrauen beruht [3])".

In welch hohem Maße dieß damals der Fall war, davon liefert die noch vorhandene Correſpondenz des Kaiſers mit Eugen den beſten Beweis [4]). Nicht nur in Staatsſachen that Karl nichts, ohne ſich zuvor mit dem Prinzen berathen zu haben. Auch keine wichtigere Ernennung oder Auszeichnung nahm er vor, ohne Eugen um ſein Gutachten anzugehen. Freilich kann nicht geſagt werden, daß er dasſelbe immer unbedingt befolgt hätte.

Der ſprechendſte Beweis des Vertrauens, welches der Kaiſer zu Eugen hegte, beſtand wohl darin, daß er ihn neuerdings zur Uebernahme des Oberbefehles über das Heer am Rheine veranlaßte. Denn darüber, daß Eugens Kräfte in raſchem Sinken begriffen waren, konnte auch Karl ſich nicht täuſchen. Sein Auge war dem betrübenden Anblicke nicht verſchloſſen, wie die Natur ſelbſt, den ewig gleichen Bahnen alles Irdiſchen folgend, als die Zerſtörerin eines der herrlichſten Gebilde auftrat, welche ſie geſchaffen hatte. Aber auch dem Erlöſchen nahe, war Eugens Geſtirn noch ſtrahlender als dasjenige derer, welche in voller Mannesſtärke dem hinwelkenden Greiſe zur Seite ſtanden. Der Kaiſer glaubte daran, auch nur ein geringer Theil von Eugens ehemaliger Kraft werde Bedeutenderes vollbringen als die noch ungeſchwächte Begabung der jüngeren Generale, welche er etwa an ſeine Stelle zu ſetzen vermocht hätte.

Zu Anfang des Monates Mai 1735 ſchickte der Prinz ſich an, Wien zu verlaſſen. Obgleich ſeine Geſundheit in hohem Grade leidend war und er nur mit dem größten Widerwillen daran ging, ſich neuerdings in eine Lage zu begeben, die derjenigen des vergangenen Feldzuges ähnlich zu werden drohte, ſo zögerte er doch nicht, auch dieſes Opfer zu bringen und die Rückſicht auf das eigene Wohl, den eigenen Ruhm völlig hintanzuſetzen, wo es ſich um die Sache ſeines Kaiſers handelte. Er eilte nach dem Kriegsſchauplatze, wo ſeine Anweſenheit nicht nur der Franzoſen wegen, welche Miene machten, ohne längere Säumniß den Feldzug zu eröffnen, ſondern in gleichem Maße auch des eigenen Heeres halber nothwendig erſchien. Unter den Führern ſelbſt herrſchte eine Uneinigkeit, eine gegenſeitige Anfeindung, die nur von den ſchädlichſten Wirkungen ſein konnte. Seckendorff tadelte mit Bitterkeit die Maßregeln, welche der Herzog von Württemberg ergriff, und er ließ deſſen häufigen Verkehr mit dem zu Wien ſo übel angeſchriebenen pfälziſchen Hofe nicht ohne beißende Bemerkungen hingehen. Der Herzog hingegen vergalt die Verdächtigung, welche hierin lag, durch die offene Anſchuldigung, daß Seckendorff preußiſch geſinnt ſei, daß er unausgeſetzt nach Berlin berichte und man auf dieſem Umwege zu Paris in genaue Kenntniß von Allem gelange, was beim Heere vorgehe [5]).

Noch ärger war der Zwieſpalt des Herzogs mit den ihm untergeordneten Führern der Hülfstruppen. Faſt Alle, insbeſondere aber die preußi-

ſchen und die däniſchen Generale behaupteten Niemand als ihren eigenen Monarchen verantwortlich zu ſein, und verweigerten dem Herzoge von Württemberg geradezu den Gehorſam. Prinz Georg von Heſſen verließ mit ſeinen Truppen das Heer, ohne ſich um den erhaltenen Gegenbefehl zu kümmern. So weit kam es, daß die Dänen ſich weigerten, die Deſerteure herauszugeben, welche von den kaiſerlichen Regimentern zu ihnen übertraten. Wie war es möglich, militäriſche Zucht und Ordnung noch aufrecht zu erhalten, wenn der fahnenflüchtige Soldat in den benachbarten Zelten der verbündeten Truppen Aufnahme und Strafloſigkeit fand?

Daß unter ſolchen Verhältniſſen die Deſertion arg überhand nahm, iſt umſoweniger zu verwundern, als der herrſchende Geldmangel und das Ausbleiben der Bezahlung die Soldaten erbitterte und ſie dazu anreizte, anderswo ein beſſeres Los zu ſuchen. In der That hatten nach Seckendorffs Zeugniſſe ſelbſt die auserleſenſten kaiſerlichen Regimenter binnen kurzem ſo ſehr gelitten, daß ſie ihrem alten Rufe in keiner Beziehung mehr entſprachen.

Unter ſolchen Umſtänden war es die höchſte Zeit, daß Eugen in Perſon bei dem Heere erſchien, um durch das Anſehen, welches er noch immer ganz ſo wie in früheren Tagen genoß, die bei demſelben eingeriſſenen Unordnungen abzuſtellen. Auf dem gleichen Wege wie im vergangenen Jahre, durch Böhmen, die Oberpfalz und Nürnberg ging er zur Armee, welche bei Bruchſal im Lager ſtand. Er fand dieſelbe für jetzt nur aus neunundzwanzig Bataillonen und neunundſechzig Schwadronen zuſammengeſetzt. In langgeſtreckter Linie war ſie vom Schwarzwalde bis gegen Mainz hin aufgeſtellt. Ohne ſich die Gefahr dieſer ſtarken Zertheilung zu verhehlen, indem die Truppen leicht auf dem einen oder dem anderen Punkte von dem weit überlegenen Feinde überfallen werden konnten, glaubte der Prinz doch einſtweilen hieran nichts ändern zu ſollen, um das franzöſiſche Heer, an deſſen Spitze ſich jetzt der Marſchall Coigny befand, mit deſto größerer Aufmerkſamkeit beobachten zu können.

Die Lage Eugens dem Feinde gegenüber war derjenigen des verfloſſenen Jahres ſo ziemlich ähnlich. Das Mißverhältniß zwiſchen den beiderſeitigen Streitkräften hatte ſich zwar, nachdem die Hülfstruppen nach und nach bei dem Prinzen eintrafen, beträchtlich verringert. Dennoch war die franzöſiſche Infanterie ungefähr um ein Drittheil ſtärker als diejenige

Eugens. Mehr noch als dieſe Ungleichheit der Kräfte wog in den Augen des Prinzen der Umſtand, daß der Feind alle Kriegsbedürfniſſe im Ueberfluſſe beſaß, während er ſelbſt daran wieder den Mangel litt, welcher bei dem kaiſerlichen Heere leider ſchon gewiſſermaßen zur Gewohnheit geworden war [6]).

Ganz ſo wie im verfloſſenen Jahre, nachdem Philippsburg gefallen war, ſuchte auch jetzt wieder der Feind durch unabläſſige Märſche und Gegenmärſche den Prinzen zu einer unzeitigen Bewegung zu verführen. Würde ſich Eugen, ſo rechnete man ohne Zweifel im franzöſiſchen Lager, zu früh oder zu ſpät den Rhein aufwärts oder abwärts ziehen, ſo wäre es an der Zeit, an demjenigen Punkte durchzubrechen, welchen man von kaiſerlichen Truppen am meiſten entblößt fände [7]). Eugen aber durchſchaute die Abſichten des Feindes. Ruhig blieb er, jedoch ſcharf beobachtend, bei Bruchſal ſtehen, und ſuchte durch jedes Hülfsmittel der Kunſt ſeine eigene Stellung unangreifbar zu machen. Durch den Feldzeugmeiſter Grafen Seckendorff aber deckte er den Rhein von Mannheim bis gegen Coblenz, und verhinderte dadurch, daß der Feind ſeine urſprüngliche Abſicht, Mainz zu belagern, in's Werk zu ſetzen wagte.

Auch einen anderen Zweck, welcher ihm mit Recht von höchſter Wichtigkeit ſchien, erreichte der Prinz, indem er ſich durch des Feindes Bewegungen nicht irre machen ließ, ſondern unerſchütterlich in ſeiner Stellung zu Bruchſal verharrte. Er machte es unmöglich, daß der Marſchall Coigny, wie man beſorgte, nach Baiern durchbreche, ſich mit den zahlreichen Streitkräften vereinige, welche der Kurfürſt Karl Albrecht auf die Beine gebracht hatte, und ſodann mit geſammter Macht in die kaiſerlichen Erblande eindringe. Denn daß hierauf die eigentliche Abſicht des Feindes gerichtet und ſeine Bewegung gegen Mainz nur auf Eugens Täuſchung berechnet ſei, dünkte den Prinzen nicht unwahrſcheinlich zu ſein [8]).

Es war wohl nicht anders als natürlich, daß der Kaiſer, ohne die Vortheile zu verkennen, welche durch Eugens Haltung erreicht wurden, ſich doch an denſelben nicht genügen ließ. Sehnlichſt wünſchte er, daß der Prinz ſich nicht auf die Vertheidigung beſchränken, ſondern angriffsweiſe vorgehen möge. Denn die Hoffnung, nicht allein ſeine Gegner keine ferneren Eroberungen machen zu ſehen, ſondern ihnen wenigſtens einen Theil des Gewonnenen wieder abzunehmen und dadurch günſtigere Frie-

densbedingungen zu erlangen, hatte ja eben den Kaiſer zur Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten bewogen. In Italien war jedoch, nachdem Neapel ganz, Sicilien und die Lombardie größtentheils verloren gegangen und die ſpaniſchen Truppen nun auch in Oberitalien erſchienen waren, nicht die mindeſte Ausſicht dazu. Man mußte froh ſein, wenn man an der tiroliſchen Grenze Stellung nehmen und die Verbindung mit Mantua aufrecht erhalten konnte, um dieſen äußerſt wichtigen Platz zu behaupten, durch deſſen Beſitz man immerhin feſten Fuß in Oberitalien behielt.

Unter ſolchen Verhältniſſen war es einzig und allein Eugen, von welchem der Kaiſer die Erringung irgend eines Erfolges erwarten konnte. „Je mißlicher von allen Seiten die Sachen ausſehen", ſchrieb ihm Karl [9]), „deſto vollſtändiger iſt mein Vertrauen zu Euer Liebden, daß Sie auf „Mittel und Wege bedacht ſein werden, gegen den Feind eine bedeutende „Unternehmung in das Werk zu ſetzen." Wenn das ruſſiſche Hülfscorps zur Armee geſtoßen ſein würde, werde ſich, ſo meinte der Kaiſer, einestheils eine Stellung am Neckar einnehmen laſſen, um die dahinter liegenden Lande zu bedecken. Andererſeits könnte man aber, und zwar gegen die Moſel hin, angriffsweiſe wider Frankreich vorgehen. Durch ſolch ein entſchiedenes Auftreten würde der Hof von Verſailles ohne Zweifel etwas eingeſchüchtert, in England und Holland aber die Stimmung der Regierung und des Volkes eine dem Hauſe Oeſterreich günſtigere werden. „Eure Liebden brauchen übrigens", fügte der Kaiſer hinzu, „dießfalls keine „Ermunterung, indem Ihr Eifer für meinen Dienſt ohnedem ſo groß iſt, „daß demſelben Alles dasjenige nicht gleicht, was ich Ihnen etwa vor„ſchreiben könnte. Vor Allem aber ſchonen Sie Ihre Geſundheit, welche „dem was mir zum Nutzen gereicht, ſo namhaften Vorſchub zu geben hat."

So ſehr nun auch Eugen ſelbſt das Reſultat herbeiwünſchte, welches der Kaiſer ſich von einer Unternehmung verſprach, wie er ſie vorſchlug, ſo wenig glaubte der Prinz mindeſtens für jetzt an dieſelbe ſchreiten zu können. „Die Nachrichten aus Italien", antwortete er dem Kaiſer, „laſſen „weniger als jemals zu, die hieſige Armee, auf welche allein das Heil der „Erblande ankommt, einem ſeiner Folgen wegen allzugefährlichen Wagniſſe „auszuſetzen. Offenſiv zu agiren beſteht entweder in Schlachten oder Be„lagerungen. Die Erſteren hängen nicht allein von meinem eigenen Willen, „ſondern auch von demjenigen des Feindes ab, insbeſondere ſo lange ſeine

„Armee jenſeits des Rheines ſteht. Denn gehe ich hinüber und derſelbe „findet es nicht in ſeinem Vortheile, in eine Schlacht ſich einzulaſſen, ſo „iſt ihm nichts leichter als ſich hinter die faſt unangreifbaren Linien am „Speyerbache oder zwiſchen ſeine Feſtungen zu ziehen. Beſtehe ich aber „demungeachtet darauf, ihn in einer ſo vortheilhaften Stellung anzugreifen, „ſo ſetze ich die Armee in augenſcheinliche Gefahr, bei dem Rückzuge, wel„chen ich nach einem unglücklichen Ausgange der Schlacht über den Rhein „zu nehmen hätte, völlig zu Grunde gerichtet zu werden. Gehe ich mit der „ganze Armee hinüber, und der Feind zieht ſich, wie zu beſorgen iſt, mit „dem größten Theile ſeines Heeres zwiſchen ſeine Feſtungen, ſo gerathe ich „in Gefahr, daß er an einem anderen Orte und mit einem anderen Corps „entweder in das Land einfällt, oder mich von den Magazinen am Main „und am Neckar abſchneidet und dieſelben ruinirt. Laſſe ich aber zu ihrer „und des Landes Bedeckung einen Theil zurück, und er behält ſeine ganze „Streitmacht, ſo bin ich zu ſchwach ihm zu widerſtehen, insbeſondere wenn „das Terrain ſo beſchaffen wäre, daß die Cavallerie, in der meine größte „Stärke iſt, ſich nicht vollſtändig ausbreiten könnte."

„Es läßt ſich übrigens", fuhr Eugen fort, „vor einer gewonnenen „Schlacht der Rhein von uns nicht wohl anderswo als zu Mainz über„ſchreiten. Während ich mich jedoch mit der Armee dorthin wende, kann „der Feind gar leicht in Schwaben, wo nicht noch weiter vordringen, „welches das Gefährlichſte aus Allem und gerade dasjenige iſt, worauf bei „den gegenwärtigen Umſtänden meine größte Sorgfalt gerichtet ſein muß. „Denn man weiß ja zur Genüge, wie ſehr Frankreich darnach ſtrebt, die „Verbindung ſeiner Truppen mit denjenigen Baierns zu bewerkſtelligen."

„Mit noch größeren Beſchwerden wäre es verbunden", ließ Eugen ſich weiter vernehmen, „vor dem Gewinne einer Schlacht an eine Bela„gerung zu ſchreiten, welche nicht leicht eine andere als die von Neubrei„ſach, Straßburg, Landau oder Philippsburg ſein könnte. Hiezu geht mir „jedoch an Geſchütz und anderen Erforderniſſen nicht wenig ab. Und die „Zeughäuſer von Mainz, Freiburg und Altbreiſach zu entblößen, um die„ſen Mangel zu erſetzen, ſcheint mir vor einer gewonnenen Schlacht durch„aus nicht rathſam. Gehe ich übrigens vor Straßburg oder Landau, und „laſſe ich, wie ich thun müßte, Freiburg, Breiſach und Mainz ſtark beſetzt, „außerdem auch noch ein Corps zur Bedeckung des Neckars zurück, ſo bin

„ich um ſo viel ſchwächer, eine ſolche Belagerung auszuführen und dem „zum Entſatze anrückenden Feinde, der mir ohnedem an Infanterie weit „überlegen iſt, die Spitze zu bieten. Ich würde mich vielmehr höchſt wahr„ſcheinlicher Weiſe in eine Lage begeben, in der ich die Belagerung auf„heben müßte und vielleicht die Armee ſelbſt hinopfern würde. Gleiches „wäre bei einer Belagerung von Neubreiſach der Fall, bei welcher zwar „mehrere Bataillone der Beſatzungen von Freiburg und Altbreiſach mit„wirken könnten, umſomehr Truppen aber am Neckar bleiben müßten. „Und rückte ich vor Philippsburg, ſo hätte ich zuvor die Rheinſchanze zu „erobern, indem ſonſt der Feind an Kriegsvolk, an Munition und Lebens„mitteln, ſo viel er wollte, hineinwerfen könnte. Die Rheinſchanze aber „wegzunehmen, würde, ſobald der Feind bei Speyer ſich aufſtellte, äußerſt „ſchwer fallen. Wären die Ruſſen ſchon bei der Hand, ſo könnte dieſe „Hülfe uns ſehr zu Statten kommen. So aber fürchte ich, daß ſie vor der „Hälfte des Monats Auguſt nicht eintreffen werden. Iſt bis dahin der „Feind nicht geſchlagen, ſo wird es ſchon zu ſpät ſein, eine Belagerung zu „beginnen. Würde aber demungeachtet eine ſolche gewagt werden, dann „könnte der Feind", ſo ſchloß der Prinz ſeine weitläufige Erörterung, „leicht „in meinem Rücken gegen Baiern und die Erblande vordringen, in welchem „Falle ich gezwungen wäre, die Belagerung ungeſäumt aufzuheben und „ihm ſo ſchnell ich vermöchte, auf dem Fuße zu folgen. Die größte Vor„ſicht iſt um ſo nöthiger, als die Armee in Italien ſich in ſo ſchlechtem „Zuſtande befindet, die Erblande offen und mit Wehrkraft nicht verſehen „ſind, Ungarn in Gährung, Baiern aber ſtark gewaffnet iſt und bei einem „Unglücke, welches der hieſigen Armee widerführe, ſich nirgends Feſtun„gen befinden, durch welche der Feind aufgehalten zu werden vermöchte."

Dieß waren die Gründe, in Anbetracht deren Eugen es für unausführbar anſah, angriffsweiſe wider die Franzoſen vorzugehen. Nur nach einem glücklichen Treffen wäre es an der Zeit, ſo erklärte er, an Offenſiv-Operationen zu denken. Ein ſolches herbeizuführen, würde er nichts unterlaſſen, wenn entweder der Feind über den Rhein kommen oder am jenſeitigen Ufer an irgend eine Unternehmung, wie etwa die Belagerung von Mainz ſchreiten würde. Bis dahin ſei nichts weiter zu thun als auf guter Hut zu ſtehen, das Land zu bedecken, zu keiner vorzeitigen Bewegung ſich verleiten zu laſſen und die Truppen in Bereitſchaft zu halten, ſich bei dem

erſten günſtigen Anlaſſe dem Feinde zu nähern und ihm eine Schlacht zu liefern [10]).

Es mag leicht ſein, daß Eugens unumwundene Erklärung, gegen die Franzoſen für jetzt nicht angriffsweiſe vorgehen zu können, manche hochfliegende Hoffnung gar ſehr herabſtimmte. Doch war man in Deutſchland im Allgemeinen wohl damit zufrieden, daß der Prinz wenigſtens das befürchtete Vordringen der Feinde in das Innere des Reiches zu verhindern wußte. Das Gefühl der Befriedigung hierüber mag eine Haupturſache geweſen ſein, daß der Antrag des Kurfürſten von Mainz, dem Prinzen Eugen ſowohl für den vergangenen als den gegenwärtigen Feldzug und ſo lange der Krieg wider Frankreich dauern ſollte, jährlich ein Römermonat — eine Summe von etwas mehr als achtzigtauſend Gulden — zu verwilligen, bei dem Regensburger Reichstage eine höchſt beifällige Aufnahme fand. Niemand widerſprach und ſelbſt die Bevollmächtigten der Kurfürſten von Baiern und Köln, denen auch der preußiſche Geſandte beifiel, hatten nur gegen die Form, in welcher der Antrag geſchah, Einwendungen zu erheben.

Es kann wohl nicht daran gezweifelt werden, daß dieſes glänzende Merkmal lebhafter Anerkennung der Verdienſte, welche Eugen ſich um Deutſchland erworben hatte, dem Prinzen Freude bereitete. Nicht des Geldes wegen war ſolches der Fall, ſo reich der bewilligte Betrag auch ſein mochte, denn dieß hatte für Eugen nur geringen Werth. Aber die ſeltene Auszeichnung, die ihm noch am Abende ſeines Lebens widerfuhr, ſchmeichelte ihm, und der Wortlaut der betreffenden Beſchlüſſe konnte nur dazu beitragen, das Gefühl gerechter Befriedigung des Prinzen noch zu erhöhen. Das geſammte Reich wolle ihm dadurch, ſo hieß es in denſelben, ein Zeichen ſeiner höchſten Dankbarkeit geben für die außerordentlichen Verdienſte, welche Eugen ſich ſeit langen Jahren um die ganze Chriſtenheit im Allgemeinen und das römiſche Reich insbeſondere durch unzählbare heldenmüthige Thaten und ruhmvolle Siege erworben habe [11]).

Eine Genugthuung anderer Art mag es für Eugen geweſen ſein, daß ihm der Kronprinz Friedrich von Preußen in dringendſter Weiſe den Wunſch ausſprechen ließ, auch dem gegenwärtigen Feldzuge wieder unter ſeinen Befehlen beiwohnen zu dürfen. In einem eigenhändigen Schreiben an den Erbprinzen von Anhalt-Deſſau hatte Friedrich denſelben aufgefordert,

Eugens Verwendung bei dem Könige Friedrich Wilhelm in Anſpruch zu nehmen, daß ihm die Bewilligung ertheilt werde, ſich zu dem kaiſerlichen Heere zu begeben [12]).

Gern willfahrte Eugen der Bitte des Kronprinzen, denn er mochte in derſelben nicht nur einen Beweis des Vertrauens, ſondern auch der Annäherung an die Sache des Kaiſers ſehen. Das verlangte Schreiben Eugens ging nach Berlin ab, ohne jedoch dort die Wirkung hervorzubringen, welche die Briefe des Prinzen früher gehabt hatten. Wenigſtens iſt kein Anzeichen vorhanden, daß der König auch nur einen Augenblick daran gedacht hätte, dem von Eugen befürworteten Wunſche ſeines Sohnes Folge zu geben. Und wirklich erſchien Prinz Friedrich nicht mehr unter Eugen im Felde.

Auf zwei Umſtände legte der Letztere vornehmlich den Nachdruck, wenn er dasjenige, was man ſeine Unthätigkeit nannte, rechtfertigen zu ſollen glaubte. Die drohende Haltung Baierns war dieß und die verſpätete Ankunft des ruſſiſchen Hülfscorps. Bald ſchien es jedoch, als ob gerade hinſichtlich dieſer beiden Punkte eine Kataſtrophe eintreten ſollte, welche der ganzen Lage der Dinge eine veränderte Geſtalt geben mußte.

In langſamen Märſchen war das ruſſiſche Corps, ungefähr dreizehntauſend Mann ſtark, aus Polen nach Schleſien und von da nach Böhmen gerückt, um ſich durch die Oberpfalz zu dem kaiſerlichen Heere zu begeben. Bald erfuhr man aus ſicherer Quelle, daß der Kurfürſt von Baiern ſich ernſtlich mit dem Gedanken beſchäftige, die ruſſiſchen Truppen während ihres Durchmarſches durch ſein Land zu überfallen und zu ſchlagen. Er werde hiedurch, ſo meinte der Kurfürſt, nicht nur Eugen die erwartete Hülfe entziehen, ſondern auch dem Anſehen des Kaiſers in Deutſchland einen empfindlichen Schlag verſetzen. Diejenigen, welche dem Hauſe Oeſterreich abgeneigt waren, würden zu offenem Auftreten wider dasſelbe, Frankreich aber zu einer entſchloſſeneren Kriegführung vermocht und mit den Waffen in der Hand jene lang gehegten Plane in Ausführung gebracht werden, welche in anderer Weiſe durchzuſetzen ihm nach und nach jede Hoffnung entſchwand. Denn noch vor ganz kurzer Zeit hatte er neuerdings in einem eigenhändigen Schreiben die Vermählung ſeines älteſten Sohnes, der damals erſt acht Jahre zählte, mit der achtzehnjährigen Erzherzogin Maria Thereſia als das Mittel in Vorſchlag gebracht, durch welches ſich

Alles ausgleichen ließe [13]). Und als man hierauf nicht einging, da glaubte er wohl, den kaiſerlichen Hof durch Zwangsmaßregeln auf andere Gedanken bringen zu können. In größter Eile zog er ſeine ſchon ſeit langer Zeit in Bereitſchaft gehaltenen Truppen in der Nähe der Oberpfalz zuſammen. Zu gleicher Zeit erklärte er, daß er ſich zwar dem Durchmarſche der Ruſſen durch ſein Land nicht widerſetzen wolle, doch dürften ſie denſelben nur nach und nach, in einzelne Abtheilungen getrennt, bewerkſtelligen.

Man zweifelte zu Wien keinen Augenblick daran, daß dieſer Erklärung des Kurfürſten nur die Abſicht zu Grunde liege, die vereinzelten ruſſiſchen Corps leichter aufreiben zu können. Man beſchloß daher, auf die Bedingung, welche der Kurfürſt ſtellte, nicht einzugehen, ſondern die ruſſiſchen Truppen unzertheilt durch die Oberpfalz marſchiren zu laſſen. Eng aneinander geſchloſſen ſollten ſie durch das baieriſche Gebiet rücken, um ſich bei jeder Feindſeligkeit, die man wider ſie auszuüben gedächte, allſogleich wechſelſeitig unterſtützen zu können.

Noch andere Vorſichtsmaßregeln brauchte der Kaiſer, um ſeine Bundesgenoſſen vor jedem Unfalle zu ſchützen. Prinz Eugen wurde beauftragt, vier Reiterregimenter unter dem General der Cavallerie Fürſten von Zollern den Ruſſen bis an die Grenze der Oberpfalz entgegen zu ſenden. Sie waren beſtimmt, ihren Durchmarſch zu ſichern und ihnen nöthigen Falles zur Abweiſung eines Angriffes der baieriſchen Truppen Beiſtand zu leiſten. Um jedoch dem Kurfürſten einen ſolchen Schritt noch mehr zu erſchweren und ihn für den Fall, daß er ihn dennoch unternähme, um ſo ſchärfer zu beſtrafen, wurden von dem Heere, welches an der ſüdlichen Grenze Tirols ſtand, ſechs Cavallerie-Regimenter nach Schwaben gezogen, die auf den erſten Wink in Baiern einfallen ſollten.

Es fehlte damals nicht an gewichtigen Stimmen, welche angelegentlich dazu riethen, der Kaiſer möge endlich die bisherige Langmuth gegen den Kurfürſten aufgeben. Er ſolle die günſtige Gelegenheit benützen, ſo meinten ſie, um denſelben für ſeine feindſelige Haltung empfindlich zu züchtigen und ihn ein für allemal zu Paaren zu treiben. Inbeſondere waren es die Könige von England und von Preußen, welche zu wiederholten Malen hierauf zurückkamen, wohl hauptſächlich aus dem Grunde, weil ſie eine erneuerte Demüthigung des baieriſchen Fürſtenhauſes nur allzugern geſehen hätten. Und in der That befürchtete der Kurfürſt Karl Albrecht

ſelbſt, daß es zu einem Angriffe wider ihn kommen werde. Von allen Seiten ſah er ſo anſehnliche Heeresabtheilungen gegen Baiern heranziehen, daß er wohl begriff, denſelben auf die Länge nicht Widerſtand leiſten zu können. Gern benützte er daher den Ausweg, welchen noch in der letzten Stunde der Kaiſerhof ihm bot. Denn auch zu Wien zog man es vor, einen Kampf mit Baiern zu vermeiden und zu den drei offenen Feinden, wider welche man im Felde ſtand, nicht noch einen vierten zu geſellen.

Als die kaiſerliche Regierung dem Kurfürſten von Baiern ankündigte, daß ſie ſich trotz ſeines Widerſpruches genöthigt ſehe, das ruſſiſche Hülfscorps unzertheilt und gleichzeitig durch die Oberpfalz marſchiren zu laſſen, da verſicherte ſie ihn, es ſolle ihm nicht der geringſte Grund zur Beſchwerde gegeben werden. Die Ruſſen würden, ſo wie ſie bisher gethan, auch auf baieriſchem Gebiete die ſtrengſte Mannszucht halten. Alles dasjenige, deſſen ſie bedürften, werde baar bezahlt werden. Und um nur ja jeden Anlaß zu Reibungen zu vermeiden, befahl der Kaiſer, in den böhmiſchen Grenzbezirken eine ſo große Menge von Lebensmitteln zuſammenbringen und auf Wagen den ruſſiſchen Truppen nachführen zu laſſen, daß dieſelben ſchon mit dieſen Vorräthen allein während des Marſches durch die Oberpfalz ausreichend verſorgt waren. Endlich ſuchte man den Commandanten des Hülfscorps, den General Lascy zu bewegen, ſeine Soldaten ohne einen einzigen Raſttag durch die Oberpfalz zu führen und ſie erſt auf dem Gebiete des fränkiſchen Kreiſes wieder anhalten zu laſſen.

Der Kurfürſt von Baiern beeilte ſich die Miene anzunehmen, als ob durch dieſe Verſicherungen und Vorkehrungen des Kaiſers alle ſeine Bedenken beſeitigt wären. Er gab ſeine Einwilligung zu einem Durchmarſche, welchen er doch nicht hätte verhindern können. Derſelbe wurde denn auch in der größten Ordnung vollzogen. Bis zum Heere Eugens ſetzten die Ruſſen ungehindert ihren Weg fort, und man muß es mit Beſchämung geſtehen, daß dieſe Barbaren, wie man ſie ſchon damals nicht ſelten nennen hörte, in eben jenen Gegenden die ſtrengſte Mannszucht hielten, welche noch kurz zuvor unter den empörenden Ausſchweifungen der Truppen eines deutſchen Königs ſo furchtbar gelitten hatten.

Nicht früher als am 26. Auguſt 1735 traf das ruſſiſche Hülfscorps bei Eugen ein. Dieſer hatte inzwiſchen ſeine Stellung verändert, und hauptſächlich der häufigen Krankheiten wegen, die bei ſeinem Fußvolke ein-

geriſſen waren, das Lager zu Bruchſal aufgegeben und ſein Heer in ein ſolches bei Heidelberg geführt. Zwei Tage nach ihrer Ankunft beſichtigte Eugen die ruſſiſchen Truppen. Er erklärte, an denſelben „eine ſo wohl regu„lirte, ſchöne und trefflich exercirte Infanterie" gefunden zu haben, daß er darüber eben ſo erſtaunt ſei, wie über ihren befriedigenden Zuſtand nach einem ſo langwierigen Marſche [14]).

So groß war die Einſchüchterung, in welche die plötzliche Bedrohung ſeines Landes den Kurfürſten von Baiern verſetzt hatte, daß er jetzt auch ſeinen Entſchluß ankündigte, dasjenige zu thun, was ihm als Fürſten des Reiches ſchon längſt obgelegen hätte. Er erklärte ſich bereit, ſein Truppencontingent zum Heere Eugens zu ſenden. Es geſchehe dieß erſt jetzt, ſchrieb er dem Prinzen, weil die Hinderniſſe, welche ſich dem Abmarſche ſeiner Truppen entgegengeſtellt hätten, vom Kaiſer nicht früher beſeitigt worden ſeien.

Längſt ſchon zürnte Eugen dem Kurfürſten, daß er ſeine Verpflichtungen nicht erfüllt und noch überdieß durch ſeine feindliche Haltung im Rücken des kaiſerlichen Heeres ein entſchiedeneres Auftreten gegen die Franzoſen verhindert hatte. Daß aber Karl Albrecht es jetzt wagte, dem Kaiſer die Schuld desjenigen zuzuſchieben, was denſelben ſo unendlichen Nachtheil verurſachte und er gern mit beträchtlichen Opfern abgewendet hätte, das empörte den Prinzen noch mehr. Er verhehlte auch den verletzenden Eindruck nicht, welchen ihm das Schreiben des Kurfürſten machte, und erwiederte daſſelbe in ſcharf verweiſendem Tone. Er wüßte nicht, ſagte ihm Eugen, wodurch der Kaiſer zu der ungewöhnlich ſpäten Abſendung der baieriſchen Truppen Anlaß gegeben habe. Es wäre gar üble Vorkehrung getroffen zur Sicherheit des Reiches, wenn die Contingente, denen deſſen Beſchützung anvertraut werden ſollte, erſt zur Herbſtzeit im Felde erſchienen. Welcher Nutzen könne der gemeinſamen Sache durch eine Truppenhülfe erwachſen, die wenige Wochen vor Ende des Feldzuges an dem Orte ihrer Beſtimmung eintreffe? Vor vier Monaten ſchon hätte dieß mit dem baieriſchen Armeecorps der Fall ſein ſollen, und er könne es nur dem Kaiſer und dem Reiche anheimſtellen, in welcher Weiſe ſie dieſe mit den Reichsſatzungen unvereinbare Verzögerung ahnden würden. Jeder ſtichhältige Grund hiezu habe um ſo mehr gemangelt, als ja Baiern durch das kaiſerliche Heer am Rheine gegen den einzigen Reichsfeind, gegen Frankreich genügend gedeckt ſei [15]).

Wie gewöhnlich nichts empfindlicher trifft als verdienter Tadel, ſo war dieß auch jetzt bei dem Kurfürſten der Fall. Die Gereiztheit ſeiner Antwort zeigt dieß klar. Er habe nicht verfehlt, ſo ſchrieb er dem Prinzen, ſich bei dem Kaiſer „als ſeinem alleinigen Oberhaupte" über die Gründe der eingetretenen Verzögerung zu erklären. Uebrigens glaube er, fügte der Kurfürſt mit einem hämiſchen Seitenblicke auf die bisherige Unthätigkeit der Armee hinzu, daß ſeine Truppen nicht viel verſäumt hätten und dem deutſchen Reiche wohl noch ſo ziemlich dieſelben Dienſte leiſten würden, wie diejenigen, welche ſchon den ganzen Sommer hindurch ſich im Felde befänden [16]).

Der Wortſtreit Eugens mit dem Kurfürſten endete damit, daß der Prinz den Letzteren aufforderte, ſein Contingent, wenn es nicht etwa ſchon im Anmarſche begriffen ſei, lieber ganz bei ſich zu behalten. Denn bei ſo weit vorgerückter Jahreszeit könne es ja ohnedieß nicht mehr von dem mindeſten Nutzen ſein. Erſt im kommenden Frühlinge möge er dasſelbe, wie der Gebrauch es mit ſich bringe, zum Heere ſenden [17]).

Zu dieſer Zurückweiſung der baieriſchen Streitkräfte wurde Eugen großentheils durch den Verdacht beſtimmt, daß der Kurfürſt den Oberbefehl über ſeine Truppen einem franzöſiſch geſinnten General übertragen und derſelbe ſich etwa im entſcheidenden Augenblicke zu dem Feinde ſchlagen könnte [18]). Außerdem mag es jedoch auch die Ausſicht auf die baldige Beendigung des Krieges geweſen ſein, welche den Prinzen eine Verſtärkung ſeines Heeres, insbeſondere durch einen mehr als zweideutigen Verbündeten nicht mehr als wünſchenswerth anſehen ließ.

Ungefähr zu derſelben Zeit, als Frankreich und ſeine Bundesgenoſſen die Friedensvorſchläge der Seemächte ablehnend beantworteten, kamen dem Kaiſerhofe in der verſteckten und geheimnißvollen Weiſe, welche man damals für das eigentliche Kennzeichen höchſter Staatskunſt anſah, Anträge Frankreichs zu unmittelbarer Verſtändigung über den Frieden zu. Gegen einen Freiherrn von Nieroth, welcher ſich als Bevollmächtigter des Grafen von Wied in Paris befand, um über die demſelben auferlegten Kriegscontributionen zu verhandeln, erklärte der Cardinal Fleury, daß er zum Frieden wohl geneigt ſei, denſelben aber nicht durch Vermittlung der Seemächte, ſondern in direktem Verkehre mit dem Kaiſerhofe zu Stande zu bringen wünſche. Es wäre gut, wenn zu dieſem Ende Jemand aus

Wien nach Paris abgeſendet werden, oder man ſich darauf einließe, daß die Verhandlung mit einem franzöſiſchen Bevollmächtigten in Wien gepflogen würde.

Die Mittheilung des Cardinals, durch den Grafen von Wied an den Hofkanzler Sinzendorff gelangt, wurde allſogleich in ernſte Berathung gezogen. Es zeigte ſich in derſelben, wie groß das Mißtrauen war, welches man gegen Frankreich hegte. Die Reihe bitterer Erfahrungen, die man ſeit Jahren mit Frankreich, Spanien und Sardinien gemacht hatte, rief die Vermuthung wach, daß es auch jetzt auf nichts Anderes abgeſehen ſei, als auf Täuſchung und Trug. Der Cardinal beabſichtige, ſo meinte man in Wien, den Kaiſer völlig mit den Seemächten zu entzweien, um ihn jeder Ausſicht auf ihre Mithülfe zu berauben. Die früheren Verhandlungen hätten dargethan, daß nur wenn die Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Infanten Don Carlos vermählt würde, auf eine aufrichtige Freundſchaft mit dem Hauſe Bourbon gehofft werden dürfe. Ohne demſelben hinſichtlich dieſes Hauptzielpunktes aller ſeiner Beſtrebungen nachzugeben, ſei nur zu erwarten, daß jedes Zugeſtändniß mißbraucht werden würde, um es in Zukunft dem Kaiſerhauſe noch ſchwieriger, wo nicht unmöglich zu machen, ſeine Erbländer ungetheilt beiſammen zu halten.

Aus dieſen Gründen bewegte ſich die Antwort, welche der Cardinal empfing, ſo ziemlich in allgemeinen Worten. Vorerſt verlangte man eine beſtimmte Erklärung über dasjenige, was dem Kaiſer am meiſten am Herzen lag, die Untrennbarkeit ſeiner Länder und die Gewährleiſtung ſeiner Erbfolgeordnung. Wie die Aeußerung des Cardinals auch ausfallen möge, ſo werde ſie, erwartete man, nicht ohne Nutzen ſein. Lautete ſie ungünſtig für die Wünſche des Kaiſers, ſo wiſſe man doch, woran man mit Frankreich ſei. Im Falle des Gegentheiles aber könnte ſich hierüber die Verbindung Baierns mit Frankreich, ja vielleicht ſogar das vertrauliche Verhältniß der Höfe von Verſailles und Berlin zerſchlagen. „Denn auch „der preußiſche Hof gehe mit nichts Anderem um", wurde in der Conferenz bemerkt, „als die Gelegenheit abzuwarten, im Trüben fiſchen zu „können [19])".

Der Cardinal war jedoch ſchlau genug, nicht eine Erklärung abzugeben, von welcher er ſelbſt ſolche Nachtheile hätte vorherſehen müſſen. Die Sache blieb auf ſich beruhen, die Feindſeligkeiten gingen auf allen Kriegs-

ſchauplätzen ihren Gang fort, und die Beſtrebungen der kaiſerlichen Regierung ſchienen auf nichts ſo ſehr gerichtet, als den Krieg mit Nachdruck zu führen und zu dieſem Ende ſich die unerläßlich ſcheinende Mithülfe der Seemächte zu erwirken.

Bei dieſen blieb jedoch jede Bemühung, um ſie zur Theilnahme am Kriege zu vermögen, völlig fruchtlos. Beide Mächte, England und Holland ſchienen den früheren Hauptgrundſatz ihrer Politik, die Macht des Hauſes Bourbon nicht in einer Weiſe anwachſen zu laſſen, daß dadurch das europäiſche Gleichgewicht geſtört würde, ganz aus den Augen verloren zu haben. England wollte mit Spanien nicht in Streit gerathen, weil es dadurch der ſo ſchwer errungenen und ſo hoch gehaltenen Handelsvortheile verluſtig zu werden fürchtete. Holland aber hatte durch den Succeſſionskrieg dermaßen gelitten, daß es von der Erneuerung des Kampfes auch die Wiederkehr der früheren Drangſale beſorgte und ſich gern mit Frankreichs Zuſage begnügte, die öſterreichiſchen Niederlande nicht anzugreifen.

Eugens tief geſunkene Hoffnung, die Seemächte am Kriege Antheil nehmen zu ſehen, belebte ſich etwas, als er im Juni 1735 die Nachricht erhielt, König Georg II. ſtehe im Begriffe ſich nach Hannover zu begeben. Dort könnte es, ſo dachte der Prinz, des Königs deutſcher Umgebung leichter gelingen, ihn von der Nothwendigkeit entſcheidender Schritte gegen Frankreich und Spanien zu überzeugen [20]). Aber auch dieſe Erwartung ſchlug fehl. Der König von England und ſeine Miniſter beharrten bei ihrer früheren Erklärung, ohne die Mithülfe Hollands ſich auf einen Krieg nicht einlaſſen zu können. Die Republik jedoch gab es unumwunden kund, daß ſie dem Kaiſer, ſelbſt wenn er in ſeinen öſterreichiſchen Erblanden angegriffen würde, doch keinen gewaffneten Beiſtand zu leiſten vermöge. Karl VI. aber und ſein Reich waren, das hatte Eugen oft wiederholt, völlig außer Stande, gegen die drei verbündeten Mächte erfolgreich anzukämpfen. Es blieb daher nach der Anſicht des Prinzen kein Mittel übrig, als ohne Aufſchub Frieden zu ſchließen, wenn gleich derſelbe mit empfindlichen Opfern erkauft werden müßte.

Um dieſer Betrachtung, von deren Richtigkeit er innig überzeugt war, auch in Wien Eingang zu verſchaffen, zögerte Eugen nicht länger, ſeine Meinung ohne allen Rückhalt auszuſprechen. Zu oft wiederholten Malen hatte der Kaiſer ihn gebeten, dieß ungeſcheut zu thun. Nun geſchah es von

Seite des Prinzen, und zwar in einer Weiſe, welche nicht verfehlen konnte, auf Karl ſelbſt und diejenigen, die ſeine Umgebung bildeten, den tiefſten Eindruck hervorzubringen. Denn Eugen nahm auch nicht die mindeſte Rückſicht auf das, was er als die Lieblingsgedanken, die theuerſten Plane des Kaiſers kannte. Nur das allein ſchwebte ihm vor, was ihm durch die Sorge für das Wohl des Hauſes Oeſterreich und ſeiner Erbländer dringend geboten ſchien.

Eugen begann mit einer treffenden Schilderung der bisherigen Haltung der Seemächte, aus welcher er den Schluß zog, daß jeder Gedanke an eine Hülfeleiſtung von ihrer Seite aufgegeben werden müſſe[21]). Er wiederholte den ſo oft ſchon ausgeſprochenen Satz, für ſich allein vermöchten Kaiſer und Reich den Kampf nicht fortzuführen. So weit ſei es ſchon gekommen, daß zur Heilung des auf's äußerſte geſtiegenen Uebels auch die äußerſten Mittel angewendet werden müßten. Italien ſei mit der einzigen Ausnahme von Mantua völlig verloren, und auf eine Wiedereroberung dieſes Landes auch nicht die geringſte Hoffnung. Denn die Geldmittel mangelten gänzlich um die Anzahl Truppen aufzuſtellen, welche erforderlich wäre, um in Italien offenſiv vorzugehen, Deutſchland vor den feindlichen Einfällen zu decken und Oeſterreich vor einem etwaigen Angriffe Baierns zu bewahren. Im deutſchen Reiche ſeien Alle, die Freunde ſowohl als die Gegner des Kaiſers, des Krieges überdrüßig und wünſchten ſich neutral erklären zu können. Auf Preußen dürfe man in keiner Weiſe zählen, ſondern müſſe vielmehr eine immer größere Annäherung desſelben an Frankreich beſorgen. Die Anſchläge des verſtorbenen Königs von Polen auf Böhmen wären allbekannt, und es ſei zu befürchten, daß wenn ſein Sohn, der jetzige König, ſich auf dem polniſchen Throne befeſtigt habe, er die Plane ſeines Vaters, denen er ſich ſchon früher nur allzu geneigt erwieſen, wieder aufnehmen werde. „Und wohin des baieriſchen Hofes Abſichten „gehen", fuhr Eugen fort, „iſt Eurer Majeſtät gleichfalls bewußt. Sollte „es Frankreich gelingen, wie es auf alle Weiſe zu thun ſucht und ihm zu „erreichen nicht allzuviele Mühe koſten wird, Baiern, Sachſen und Preußen „zu vereinigen, ſo iſt für die Zukunft faſt nichts gewiſſer, als daß die Erb„lande gänzlich zergliedert oder wenigſtens völlig verheert und der Schau„platz eines furchtbaren Krieges ſein werden".

„Eurer Majeſtät deutſche Erblande ſind", fuhr Eugen fort, „rundum „ohne Feſtung, mithin von allen Seiten offen. Die Aufregung der Gemü-

„ther in Ungarn iſt bekannt, und ebenſo weiß man wie ſtark Baiern darauf „rechnet, in Böhmen mit Leichtigkeit einen Aufſtand erregen zu können. „Mir thut es im innerſten Herzen weh, Eurer Majeſtät ſo unangenehme „Dinge vorſtellen zu müſſen. Da aber Allerhöchſtdieſelben ſo gemeſſen mir „anbefehlen, meine Meinung über Alles und Jedes klar und deutlich aus„zuſprechen, ſo werde ich dieſelbe ſo wie ſie in meiner gewiſſenhaften An„ſchauung begründet iſt, hier kundthun. Eure Majeſtät aber werden es „als ein Kennzeichen meines pflichtmäßigen Eifers anſehen, welchen ich „ohne irgend eine Nebenabſicht von Jugend auf für Ihr allerdurchlauch„tigſtes Haus gehabt habe und bis in mein Grab unverbrüchlich feſt„halten werde."

„Die Erhaltung des Erzhauſes hängt unwiderſprechlich, wenn anders „der allmächtige Gott Eure Majeſtät mit keiner männlichen Nachkom„menſchaft mehr ſegnet, von der Vermählung Ihrer durchlauchtigſten „Töchter ab. Hierauf hat ganz Europa die Augen gerichtet, und hienach „wird jeder Hof, je nachdem der Entſchluß Eurer Majeſtät ausfallen wird, „auch den ſeinigen faſſen, und folglich für oder wider Sie ſeine Maßregeln „ergreifen. Wie es das Intereſſe der meiſten Höfe mit ſich bringt, das „Haus Oeſterreich in beſtändiger Trennung von dem Hauſe Bourbon zu „erhalten, ſo verlangt es hingegen der Vortheil Frankreichs, daſſelbe ent„weder ganz an ſich zu ketten oder es ſo klein als möglich zu machen. In „dieſer Abſicht haben ohne Zweifel Frankreich und Spanien den gegenwär„tigen Krieg angefangen, entweder um Eure Majeſtät der italieniſchen „Länder zu berauben und die Frankreich ſo gehäſſige pragmatiſche Sanction „zu vernichten, oder um Sie zu zwingen, wenn Sie anders dieſem „Unglück entgehen wollen, ſich in ihre Arme zu werfen. Durch der See„mächte unbegreifliche Verblendung iſt der Verluſt Italiens wirklich er„folgt, und das zweite kann bei fortdauerndem Kriege, da Eure Majeſtät „denſelben aus Abgang der Geldmittel im künftigen Jahre entweder gar „nicht oder doch nicht ſo nachdrücklich wie in dem gegenwärtigen führen „können, gar leicht geſchehen, wenn es jemals dem Feinde gelingen ſollte, „von der einen oder anderen Seite her in die Erblande einzudringen."

„Wenn es alſo gewiß iſt", bemerkte der Prinz weiter, „daß der „Krieg ohne den Beiſtand der Seemächte oder wenigſtens Englands un„möglich fortgeſetzt werden kann, wenn auf die Erfüllung ihrer Verpflich-

„tungen für die Zukunft keine Rechnung zu machen, und auch das römiſche „Reich kaum mehr am Kriege Antheil zu nehmen im Stande oder Willens „iſt, wenn alſo weder die Seemächte noch ſonſt Jemand Eurer Majeſtät einen „Ausweg aus dieſer Bedränguiß anzugeben weiß, ſo geſtehe ich, daß ich, „ſo ſchwer es mir auch fällt, faſt kein anderes Mittel ſehe, als ſich mit „dem Hauſe Bourbon zu verſtändigen, wenn doch Eure Majeſtät einen „leidlichen und auch für die Zukunft dauerhaften Frieden haben wollen. „Dieſen haben Sie jedoch nicht zu hoffen, wenn Sie nicht zu gleicher Zeit „einen angemeſſenen Entſchluß wegen der Vermählung Ihrer durchlauch- „tigſten Töchter faſſen."

„In vorigen Zeiten war, wie Eure Majeſtät ſich deſſen gnädigſt „entſinnen werden, Niemand mehr als ich dem Bunde mit dem Hauſe „Bourbon entgegen, Niemand mehr als ich für denjenigen mit den See- „mächten geſtimmt. In dem gegenwärtigen Augenblicke aber, in welchem „ſie Eure Majeſtät ſo hülflos laſſen, vermag man unmöglich mehr nach „dieſen Grundſätzen zu verfahren. Welchen Entſchluß Eure Majeſtät in einer „ſolchen Lage auch faſſen mögen, jedenfalls ſind Sie vor der Nachwelt „nur allzuſehr entſchuldigt, nachdem Sie das Aeußerſte, was in Ihren „Kräften ſtand, obgleich umſonſt angewendet haben, um ſich auf andere „Weiſe zu helfen."

„Mit Spanien allein ohne Frankreich ſich zu verſtändigen, iſt gefähr- „lich, weil dadurch das Letztere ſeine auf die Trennung Eurer Majeſtät „deutſcher Erblande gerichtete Abſicht für die Zukunft nicht ändern, ſondern „ſie vielmehr noch leichter ausführen würde. Außerdem wäre auf Spanien „ſelbſt niemals mit Beſtimmtheit zu zählen, indem dieſe Krone um jeden „Preis ſich ganz Italiens bemächtigen will. Würde nun der Infant mit „der zweiten Erzherzogin ſich vermählen und die ältere in ein anderes „Haus kommen, ſo wäre Spanien das erſte, neue Feindſeligkeiten anzu- „ſtiften, um zu verhindern, daß man an den Wiedergewinn Italiens denke. „Zwar iſt zu beſorgen, daß Frankreich, ſo wenig es ſich auch jetzt dazu „geneigt zeigt, gleichfalls auf die Vermählung der beiden Erzherzoginnen „mit den Infanten dringen wird, um dadurch die Vereinigung der Häuſer „Oeſterreich und Bourbon vollſtändig zu machen. Doch dürfte ſich, wenn „nur einmal die Verhandlung mit Frankreich angeſponnen wäre, wohl „noch ein anderer Ausweg finden laſſen, um mit dieſer Krone für die Zu-

„kunft ein dauerhafteres und zugleich ein ſolches Syſtem zu verabreden, „durch welches die übrigen Länder Europa's weniger in Unruhe verſetzt „würden. Wäre der Kurprinz von Baiern nicht ſo verſchieden an Jahren, „ſo würde wohl eine Vermählung mit ihm die angemeſſenſte ſein, um ſich „den unzertheilten Beſitz der deutſchen Erblande für alle Zukunft zu ſichern. „Hiemit dürfte auch der größte Theil des deutſchen Reiches, ja Frankreich „ſelbſt übereinſtimmen, obwohl das Letztere die Vermählung des Infanten „Don Carlos mit der zweiten Erzherzogin, oder doch den größten Theil „Italiens verlangen wird, um dieſe Länder dem Erzhauſe zu entreißen „und Spanien zufrieden zu ſtellen. Auch die beiden Seemächte werden „kaum etwas gegen die Verheirathung der älteſten Erzherzogin mit dem „Kurprinzen von Baiern einzuwenden haben. Endlich würde man durch ſie „in den Stand geſetzt, denjenigen Mächten ausreichenden Widerſtand zu „leiſten, die ſich anmaßen wollten, Eurer Majeſtät Nachfolgeordnung in „den deutſchen Erblanden anzufechten, auf welchen ja ohnehin das Meiſte „beruht."

„Faſt die gleiche Beſchaffenheit hätte es mit dem älteſten Sohne des „Königs von Polen, indem durch deſſen Vermählung mit der Erzherzogin „Böhmen eine anſehnliche Vormauer an Sachſen, ſo wie bei einer Ver„heirathung der Erbtochter in das Haus Baiern Oeſterreich eine ſolche „an dieſem Lande erhielte."

Nachdem er in ſolcher Weiſe hinſichtlich des Punktes, um welchen Alles ſich drehte, der Vermählung der Erzherzogin Maria Thereſia ſich ausgeſprochen hatte, verbreitete ſich Eugen über die zweckmäßigſte Art und Weiſe, in welcher ſeiner Anſicht nach die Unterhandlung mit Frankreich anzuknüpfen wäre. Er verwarf die Vermittlung der Seemächte oder irgend einer anderen fremden Regierung, und rieth zu unmittelbarem Verkehre mit Frankreich. Zu dieſem Ende wäre, ſo meinte der Prinz, eine Vertrauensperſon entweder von Wien oder von den Niederlanden aus insgeheim nach Paris zu ſenden. Und da es die Sache des Kaiſers nicht ſein könne, der Erſte von der Verheirathung ſeiner Töchter zu ſprechen, ſo dürfte es an der Erklärung genügen, daß er bereit ſei, ſich mit Frankreich aufrichtig zu verſöhnen und ſich über ein politiſches Syſtem mit dem Könige zu einigen, durch welches die bisherige Feindſeligkeit in wahre Freundſchaft verwandelt, für die Ruhe Europa's und das Beſte der katho-

liſchen Religion Vorſorge getroffen und Alles aus dem Wege geräumt würde, wodurch etwa künftighin die ſo heilſame Einigkeit zwiſchen den beiden Kronen geſtört werden könnte. Die fernere Verhandlung mit Frankreich werde, meinte der Prinz, dann ſchon das übrige geben.

Am Schluſſe ſeiner weitläufigen Darſtellung kam Eugen wieder auf das Verhältniß des Kaiſers zu Baiern zurück. „Unumgänglich ſcheint es", ſo lauteten ſeine Worte, „ſich entweder Baierns für alle Zukunft zu ver„ſichern, oder es ihm unmöglich zu machen, noch ferner zu ſchaden. Das „Erſtere kann auf zweierlei Art geſchehen, durch des Kurprinzen Vermäh„lung mit der Erzherzogin, oder durch Abtretung eines Theiles der öſter„reichiſchen Erblande. Die Abtretung wäre jedoch niemals anzurathen, indem „der Kurfürſt hiedurch nur noch mächtiger gemacht würde, um ſeine Eurer „Majeſtät zur Genüge bekannten gefährlichen Abſichten, von denen er aus „angebornem Ehrgeize nur in dem Falle der Vermählung ſeines Sohnes „mit der Erzherzogin abſtehen wird, dereinſt um ſo leichter auszuführen. „Die erwähnte Heirath hingegen wäre das einzige Mittel, den Kur„fürſten für beſtändig an Oeſterreich zu feſſeln und den kaiſerlichen Erb„landen ein ſicheres Bollwerk zu verſchaffen. Wollen aber Eure Majeſtät „wegen des Unterſchiedes des Alters, auf welchen endlich in einer Angele„genheit, von der Alles abhängt, nicht ſo viel zu ſehen iſt, nachdem in „Weltſachen das kleinere Uebel dem größeren vorgezogen werden muß, „ſich zu dieſer Vermählung nicht entſchließen, ſo iſt es faſt unerläßlich, „hinſichtlich Baierns den anderen Weg einzuſchlagen, deſſen Verfolgung „mittelſt der in genügender Anzahl vorhandenen Truppen eben nicht ſchwer „ſein wird."

Die Entwaffnung des Kurfürſten, welche Eugen unter dieſem zweiten Wege verſtand, mußte nach der Meinung des Prinzen ebenſoſehr die Fortſetzung des Krieges erleichtern, indem man dann den Rücken geſichert und für Oeſterreich ſelbſt nichts zu befürchten hatte, als ſie dazu beitragen ſollte, dem Kaiſer für den Fall des Friedens günſtigere Bedingungen zu verſchaffen.

Dieſer letztere Vorſchlag, zur Entwaffnung des Kurfürſten von Baiern und zur Beſetzung ſeines Landes zu ſchreiten, beweiſet es klar, daß es nicht etwa eine Vorliebe Eugens für das Haus Baiern war, wenn er die Vermählung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Kurprinzen in

Antrag brachte. Er hielt eben die Vereinigung Baierns mit Oeſterreich für ungemein wünſchenswerth, und ſah darin einen mehr als genügenden Erſatz für den unvermeidlichen Verluſt der ſüditalieniſchen Länder. So groß ſchien Eugen dieſer Gewinn zu ſein, daß gegen denſelben in ſeinen Augen das Mißverhältniß zwiſchen dem Alter des Kurprinzen und demjenigen der Erzherzogin Thereſia völlig in den Hintergrund trat.

Ganz anders als Eugen ſah der Kaiſer die Sache an. Nach Bartenſteins Zeugniß brachte des Prinzen Schreiben den tiefſten Eindruck auf Karls Gemüth hervor [22]). Es bekümmerte ihn ſehr, daß Eugen auf die Verheirathung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Kurprinzen von Baiern als die Combination hinwies, welche trotz aller Einwendungen, die ſich dagegen erheben ließen, die vortheilhafteſte für das Kaiſerhaus ſei. Und in zweiter Linie hatte Eugen die Vermählung der Erzherzogin mit dem Kurprinzen von Sachſen in Vorſchlag gebracht, derjenigen mit dem Herzoge Franz von Lothringen aber, welche ebenſowohl des kaiſerlichen Ehepaares als der Erzherzogin innigſter Herzenswunſch war, mit keinem Worte gedacht. Hiezu konnte den Prinzen, das wußte Karl, nur die Ueberzeugung bewogen haben, daß Alles auf dem Spiele ſtehe und die empfindlichſten Opfer gebracht werden müßten, um zu retten was noch zu retten möglich ſei. Eugens Vorſtellungen erreichten alſo, wenn gleich der Kaiſer nicht auf alle ſeine Ideen einging und ſtandhaft bei dem Vorſatze blieb, ſeine Tochter dem Herzoge von Lothringen zu vermählen, doch wenigſtens das Eine, daß Karl von nun an die Gefahren ſeiner Lage vollkommen begriff, daß er jeden Gedanken auf Wiedereroberung Italiens durch die Gewalt der Waffen aufgab und jetzt mit eben ſo großer Bereitwilligkeit, als er früher Widerſtreben gezeigt hatte, den franzöſiſchen Friedensvorſchlägen, als ſie von dem Cardinal Fleury erneuert wurden, entgegenkam.

Denn ungefähr um dieſelbe Zeit, als Eugens Bericht vom 6. Auguſt 1735 in Wien eintraf, langten daſelbſt in tiefſtem Geheimniß Graf Wied, Baron Nieroth und ein Franzoſe, Namens la Beaume an. Dem Letzteren, deſſen ſich die franzöſiſche Regierung ſchon in Spanien, Portugal, Holland und England in wichtigen Miſſionen bedient hatte, war ein Schreiben des Cardinals Fleury an den Kaiſer vorhergegangen, in welchem derſelbe in umſtändlicher Weiſe ſein bisheriges Betragen zu rechtfertigen ſuchte, und nach der oft wiederholten Verſicherung ſeines lebhaften Wunſches

den Frieden herbeizuführen, die nahe bevorstehende Ankunft eines französischen Bevollmächtigten in Wien ankündigte, um daselbst die Verhandlungen zu pflegen.

Wie dereinst mit Ripperda in dem Landhause des Hofrathes von Buol zu Hernals, so fanden jetzt, um das unverbrüchlichste Geheimniß zu bewahren, in dem Kloster der Trinitarier in der Alservorstadt die Zusammentretungen mit la Beaume Statt. Von Allem was in denselben vorkam, setzte der Kaiser den Prinzen in Kenntniß. Und es war Niemand, welchem die Anknüpfung der Unterhandlungen größere Befriedigung bereitete, Niemand, der ihnen wärmer den glücklichsten Fortgang wünschte als Eugen [23]). Aber aus langjähriger Erfahrung, insbesondere von Rastadt her kannte er die Art der Franzosen bei derlei Verhandlungen. Er wußte wie schwer es ankam, ihnen auch nur das mindeste Zugeständniß abzudringen, wie sie sich jedes, anscheinend noch so geringfügigen Umstandes zu ihrem Vortheile zu bedienen trachteten. Er urtheilte daher, und mit Recht, daß es der Friedensverhandlung nur Vorschub leisten könnte, wenn die Franzosen auch auf dem Kriegsschauplatze etwas mehr bedrängt würden, als es bisher der Fall war.

Mit Lebhaftigkeit stimmte der Kaiser dem Vorschlage Eugens bei, den Grafen Seckendorff mit einem ansehnlichen Armeecorps gegen Trier zu entsenden und die dortigen Stellungen der Franzosen zu beunruhigen, ihnen vielleicht eine Schlappe anzuhängen, jedenfalls aber in jener Gegend gute Winterquartiere für einen Theil des deutschen Heeres zu gewinnen. Nachdem er Alles zu diesem Zuge vorgekehrt und Seckendorff denselben wirklich angetreten hatte, übertrug Eugen den Oberbefehl über die Hauptarmee dem Herzoge von Württemberg und eilte nach Wien zurück, um dem Kaiser noch bei den Unterhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten rathend zur Seite zu stehen.

Zu lebhafter Befriedigung gereichte es dem Prinzen, daß in dem Augenblicke, in welchem er in Wien eintraf, die schwierige Angelegenheit, die damals den Kaiserhof in ängstlicher Spannung erhielt, glücklich beendigt war. Am 3. Oktober 1735, zwei Tage bevor Eugen sein Hauptquartier verließ, waren nach langwieriger Verhandlung und nachdem la Beaume zu wiederholten Malen Miene gemacht hatte, unverrichteter Dinge nach Frankreich zurückkehren zu wollen, endlich die Friedenspräliminarien unter-

zeichnet worden. Frankreich erklärte, die pragmatiſche Sanction zu garantiren und ſich keiner von dem Kaiſer beabſichtigten Vermählung ſeiner Töchter, mit welchem Prinzen dieß auch immer ſein möchte, zu widerſetzen. Der Kaiſer ſollte in den Beſitz von Parma und Piacenza treten und auch denjenigen der Lombardie wieder erlangen, mit Ausnahme der Gebiete von Novara und Vigevano, welche dem Könige von Sardinien zufielen. Stanislaus Leßczynski wurde als König anerkannt, ſeine Rechte auf Polen aber trat er an Auguſt III. von Sachſen ab. Er erhielt dafür das Herzogthum Bar, welches nach ſeinem Tode an Frankreich fallen ſollte. Gleiches wurde hinſichtlich Lothringens beſtimmt, wenn Herzog Franz nach dem Tode des Großherzogs von Toscana in den Beſitz dieſes letzteren Landes getreten ſein würde. Neapel und Sicilien fielen dem Infanten Don Carlos als König zu.

Mit Freude begrüßte Eugen den Abſchluß dieſer Präliminarien, welchem am 7. November 1735 die Auswechslung der Ratificationen folgte. Denn was man auch gegen die einzelnen Friedensbedingungen ſagen mochte, ſie waren ohne Zweifel bei weitem beſſer als der Prinz ſie erwartet hatte. Daß Frankreich, der Hauptfeind des Hauſes Oeſterreich, des Kaiſers Erbfolgeordnung garantirte, daß es die Hand der Erzherzogin Maria Thereſia weder für den Infanten Don Carlos, noch für den Kurprinzen von Baiern verlangte, ſondern ſtillſchweigend ſeine Einwilligung zur Vermählung der Erzherzogin mit dem Herzoge von Lothringen ertheilte, war für die perſönlichen Wünſche des Kaiſers immerhin ein höchſt bedeutſamer Erfolg. Auch in demjenigen gab Frankreich nach, was es ſo lange Zeit als eine Ehrenſache behandelt hatte, in dem Verlangen der Einſetzung des Königs Stanislaus auf dem polniſchen Throne. Freilich war der Verluſt Neapels und Siciliens, ſo wie derjenige der abzutretenden lombardiſchen Diſtrikte gewiß empfindlich. Aber er wurde nahezu aufgewogen durch die Erwerbung Parma's und Piacenza's, ſo wie durch den in Ausſicht geſtellten Gewinn Toscana's. Denn dieſe Gebiete, obwohl nicht in Vergleich zu ſetzen mit den beiden Königreichen, welche das Haus Oeſterreich verlor, waren doch dadurch, daß ſie angrenzten an des Kaiſers übrige Beſitzungen in Italien und ſich von dort aus leicht vertheidigen ließen, ein wirklicher Zuwachs an Macht. Neapel und Sicilien aber, fern abgelegen von den Erbſtaaten des Kaiſers, jedwedem Feinde zum Raube, der über eine ſtatt-

liche Seemacht zu gebieten hatte, waren ja ohnehin gleich den Niederlanden ein Beſitzthum, welches nur ſo lange dem Kaiſer gehörte, als es denjenigen Mächten beliebte, die ihm in jedem Augenblicke dieſe Länder zu entreißen vermochten.

So endete dieſer Krieg, der letzte, in welchem Eugen die Waffen trug für die Sache ſeines Herrn und Kaiſers. Weil man das Außerordentlichſte von dem Prinzen erwarten zu ſollen glaubte, war man unbefriedigt durch das, was er wirklich leiſtete. Obgleich Alles fehlte, womit man ſonſt Eroberungen zu machen im Stande iſt, ſo hatte man doch in ungemeſſenem Zutrauen zu Eugens Feldherrntalent auf ſolche gehofft. Daher ſchlug man es allzugering an, daß er den Fortſchritten eines weit überlegenen feindlichen Heeres Einhalt zu thun vermochte und ihn nichts als eine einzige Feſtung erobern ließ, deren Wegnahme nicht zu hindern war, und welche noch überdieß im Frieden wieder zurückgegeben wurde. Einſichtsvollere Stimmen aber urtheilten ſchon damals anders als der große Hauſe über Eugens Wirkſamkeit in den beiden vergangenen Feldzügen. Und als wenige Jahre ſpäter eine Reihe unglücklicher Ereigniſſe eintrat, durch welche des Kaiſers Regierung ſchwer betroffen wurde, da fühlte man es erſt was es hieß, mit unzulänglichen Kräften unerſchütterlich ausharren im Kampfe gegen überlegene Macht. Da wurde es Allen klar, was man an Eugen verlor, ſo wenig auch das Alter ihn mit ſeinen verderblichen Einwirkungen verſchont hatte. Da war Niemand mehr, der nicht mit einſtimmte in des Kaiſers ſchmerzlichen Ausruf: „Iſt denn mit Eugen der Glücksſtern völlig von uns „gewichen?“

Die Befürchtung, daß es bald zu Ende gehen werde mit den Lebenstagen des Prinzen, erwachte kurze Zeit nach ſeiner Rückkehr aus dem Feldzuge in höherem Maße als je zuvor. So wohl er ſich während ſeines Aufenthaltes im kaiſerlichen Heerlager befunden hatte, ſo übel ſtand es um Eugens Geſundheit, nachdem er ſich wenige Wochen in Wien befand. Das frühere Bruſtleiden und der mit demſelben verbundene ſchmerzhafte Huſten befielen ihn auf's neue. Längere Zeit hindurch vermochte er kaum einige Worte zu ſprechen, ohne daß es ihm die größte Beſchwerde verurſacht hätte. Sein Verkehr mit der Außenwelt, insbeſondere mit dem Kaiſer ſelbſt, wurde nur mehr ſchriftlich aufrecht erhalten, wobei jedoch der Prinz, um die theilnahmsvollen Schreiben ſeines Monarchen zu beantworten, zur Hand ſeines

vertrauten Secretärs Koch die Zuflucht nehmen mußte, indem ihm die eigene ſchon den Dienſt zu verſagen begann. Und in der That iſt es rührend zu ſehen, wie das Freundſchaftsverhältniß, welches ſeit länger als einem Jahrzehnt ungetrübt fortbeſtanden hatte zwiſchen dem Kaiſer und Eugen, in der letzten Zeit noch zunahm an Wärme und Innigkeit, wie beſorgt der Erſtere für die Geſundheit des Prinzen, wie dankbar der Letztere für Karls lebhafte Theilnahme war. Den Bitten des Kaiſers nachgebend, verſprach Eugen ſich zu ſchonen und auf eine Geſundheit Acht zu haben, von der Karl ihn täglich verſicherte, daß er ſie immer als ſein köſtlichſtes Gut anſehen werde [24]).

Da des Prinzen andauerndes Unwohlſein es ihm unmöglich machte, aus ſeinen Zimmern zu gehen, ſo ließ ihm der Kaiſer, wie es in früheren ähnlichen Fällen geſchehen war, Alles was in den Staatsgeſchäften von Wichtigkeit vorkam, in Abſchrift mittheilen und ihn um ſein Gutachten erſuchen. Oft that er dieß eigenhändig, insbeſondere in Allem, was die Erfüllung ſeines Lieblingswunſches, die Verheirathung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Herzoge von Lothringen betraf. Auf Eugens dringenden Rath [25]) beſchloß der Kaiſer, hiemit nicht länger zu zögern und durch dieſe Vermählung das Glück ſeiner Tochter und die Ruhe ſeiner Erbländer zu ſichern, insbeſondere aber den Beſtrebungen der ſpaniſchen Bourbons, dann der Häuſer Baiern und Sachſen, für einen ihrer Prinzen Thereſia's Hand zu gewinnen, ein für allemal ein Ende zu machen.

Am 31. Jänner 1736 geſchah die feierliche Werbung des Herzogs von Lothringen um die Hand der Erbin aller öſterreichiſchen Länder; am 12. Februar wurde die Trauung vollzogen. Daß Eugen bei keiner dieſer Feſtlichkeiten anweſend war, kann als ein Zeichen der Fortdauer ſeines Krankheitszuſtandes angeſehen werden. Nach und nach beſſerte es ſich zwar mit ſeiner Geſundheit, und man ſchrieb dieß dem Umſtande zu, daß es dem päpſtlichen Nuntius Paſſionei gelungen war, Eugens Widerwillen gegen die Heilmittel zu überwinden, welche ihm des Kaiſers Leibarzt Garelli verordnet hatte. Denn Paſſionei bewies dem Prinzen, daß es eine Gewiſſensſache ſei, dasjenige nicht abſichtlich von der Hand zu weiſen, wovon ſich Linderung eines körperlichen Schmerzes oder Heilung einer Krankheit erwarten laſſe. Und mit dem Eintritte der beſſeren Jahreszeit ſteigerte ſich die Hoffnung auf Eugens Wiedergeneſung. Der Huſten wurde ſeltener und weniger ſchmerzhaft; der Prinz begann wieder Leute bei ſich zu ſehen,

auszufahren und die gewohnten Abendgeſellſchaften bei der Gräfin Batthyany zu beſuchen. So hatte er am 20. April Gäſte bei ſich zu Tiſche, und es wurde freudig bemerkt, daß er ſeiner früheren Gewohnheit nach jedem Ankommenden entgegen ging, ihn zu bewillkommnen, wie er Jeden, der Abſchied nahm, bis zur Thüre geleitete. Als man ihn bat, ſich ſtatt des Tabourets, auf das er ſich niederließ, eines Lehnſtuhles zu bedienen, wies er dieſe Vorſorge freundlich und mit dem Bemerken zurück, er ſei es ſchon ſeit langer Zeit ſo gewohnt. Des Abends ſpielte er bei der Gräfin Batthyany bis neun Uhr Piquet. Man ſah wohl, daß ihm das Athemholen ſchwer ward und er ſich Gewalt anthat, keine Störung zu verurſachen. Nach Hauſe zurückgekehrt, wohin ihn der ihm beſonders ergebene Graf Tarouca begleitete, ſoll er es abgelehnt haben, das Medicament zu nehmen, welches Garelli vorgeſchrieben hatte. Es habe Zeit damit bis Morgen, bemerkte der Prinz ſeinem Kammerdiener, und begab ſich zur Ruhe.

Mitternacht war ſchon vorüber, als der Diener noch einmal das Zimmer ſeines Herrn betrat, um nach ihm zu ſehen. Er fand den Prinzen ruhig ſchlafend, und zog ſich eben ſo leiſe als er gekommen war, wieder zurück. Als aber am nächſten Morgen, den 21. April 1736, Eugen ungewöhnlich lang nicht erwachte, als ihn ſeine Leute nicht, wie es ſonſt immer geſchah, huſten hörten, da wurde ihnen bange. Sie öffneten das Gemach und näherten ſich dem Lager des Prinzen. Sie fanden ihn leblos in ſeinem Bette. Eine Lähmung der Lunge war eingetreten; doch ſchien, nach der ruhigen Lage ſeines Körpers und dem milden Ausdrucke der Züge zu urtheilen, der Tod ihn ſanft und ſchmerzlos überraſcht zu haben.

Die Beſtürzung, welche in dem Palaſte Eugens herrſchte, theilte ſich mit der Kunde von ſeinem plötzlichen Hinſcheiden dem Hofe und der Hauptſtadt, ja man kann ſagen ganz Oeſterreich mit. Ueberall hatte man ſich gewöhnt, ihn als das verkörperte Prinzip des Ruhmes und der Größe des Vaterlandes anzuſehen. An ſeinen Namen knüpften ſich ja die Erinnerungen an die glorreichſten Tage des Hauſes Habsburg, an die glanzvollſten Siege über deſſen mächtigſte Feinde. An ſeinen Namen knüpfte ſich die Vorſtellung an Alles, was die Verehrung des Menſchengeſchlechtes zu gewinnen, ſeine Liebe zu feſſeln vermag. Niemand aber war ſchmerzlicher betroffen durch Eugens Verluſt, als der Kaiſer ſelbſt. Und um dieſem Gefühle auch einen ſichtbaren Ausdruck zu geben, befahl er, das Begräbniß des

Prinzen in einer Weiſe zu veranſtalten, wie es vor ihm in Oeſterreich noch keinem Unterthan zu Theil geworden war. „Denn man ſolle ſehen", ſo lauteten des Kaiſers Worte, „daß des Verſtorbenen merita allzeit bei „mir unſterblich ſein werden".

In der Uniform ſeines Regimentes, ſcharlachroth mit ſchwarzem Sammt ausgeſchlagen, wurde die Leiche des Prinzen den Blicken der zahlloſen Menge ausgeſetzt, welche nicht allein Neugier, ſondern auch tiefgefühlter Antheil an dem ſchmerzvollen Ereigniſſe nach Eugens Palaſte trieb, um noch einmal die Züge des geliebten Helden zu ſchauen, welchen das Volk von Wien höher verehrt hatte als Einen vor oder nach ihm. Die gleiche Trauer wie hier, ſprach ſich auch bei dem Leichenbegängniſſe aus, das am Nachmittage des 26. April ſtattfand, und an düſterer Pracht Alles übertraf, was man bis dahin in Wien geſehen hatte. Daß vierzehn Feldmarſchall-Lieutenants, unter ihnen der Prinz von Sachſen-Hildburghauſen und Fürſt Wenzel Liechtenſtein die Enden des Bahrtuches trugen, und daß der Kaiſer ſelbſt, obwohl unerkannt, der Einſegnung der Leiche in der Stephanskirche beiwohnte, darauf wird in den gleichzeitigen Berichten der meiſte Nachdruck gelegt.

Eugens Herz ſandte man nach Turin, um dort in der Mitte ſeiner Ahnen in der prächtigen Grabeskirche der ſardiniſchen Könige auf den Höhen von Superga beigeſetzt zu werden. Seine Leiche aber ward in der ſogenannten Kreuzkapelle des Stephansdomes in die Gruft geſenkt, in welcher ſich diejenige ſeines Neffen Emanuel befand, der ſieben Jahre vor Eugen geſtorben war. Ein ſteinerner Sarg, über ihm in halberhabener Arbeit das Abbild der Belgrader Schlacht, das Ganze aber von einer Pyramide überragt, die mit einer paſſenden Inſchrift verſehen iſt, dieſes Grabmal bezeichnet den Ort, an welchem Oeſterreichs größter Kriegsheld, ſein edelſter Staatsmann ruht [26]).

Neunzehntes Capitel.

Daß es dem Prinzen Eugen wirklich gebührt, Oesterreichs größter Feldherr, sein edelster Staatsmann genannt zu werden, daß Niemand ihm vorherging oder nach ihm kam, welcher ihm den vordersten Platz in der österreichischen Ruhmeshalle streitig zu machen sich erkühnen darf, wird wohl von jeder Seite zugegeben werden. Das rastlose Bestreben, die Größe des Kaiserhofes, die Macht und das Wohl Oesterreichs zu fördern, bildete den Grundzug seiner politischen Thätigkeit wie seines militärischen Wirkens. Was zur Erreichung dieses Zieles diensam schien, darauf arbeitete Eugen hin, ohne irgend einer persönlichen Vorliebe oder Abneigung den geringsten Einfluß auf seine Haltung zu gestatten. Er bewies dieß am besten, indem er zu wiederholten Malen selbst seine tiefgewurzelte Mißstimmung gegen Frankreich zurückdrängte, um eine Annäherung des Hauses Habsburg an den mächtigen Nebenbuhler möglich zu machen.

Da er sich jedoch bald überzeugte, daß bei der feindseligen Gesinnung, welche Frankreich, nur etwa die kurze Regierungszeit des Herzogs von Orleans ausgenommen, gegen Oesterreich fortwährend an den Tag legte, eine bleibende Verbindung mit demselben unmöglich sei, war wohl die Hauptabsicht des Prinzen dahin gerichtet, ein politisches System zu gründen, durch welches der Uebermacht der Bourbonen ein dauerndes Gegengewicht geschaffen würde. Das innigste Bündniß mit Preußen und Rußland und eine möglichst enge Allianz mit den Seemächten schien ihm das passendste Mittel hiezu. Diese Combination zu verwirklichen, bildete den Gegenstand seiner rastlosen Bestrebung, und es war nicht seine Schuld, wenn er sein Ziel nur unvollkommen zu erreichen vermochte. Dem Zwiespalte, der zwischen den Königen von England und Preußen obwaltete, und der Hinneigung der britischen Regierung zu Spanien, welches dieselbe durch Handelsvortheile zu ködern wußte, muß es zugeschrieben werden, wenn Eugens Plane theilweise scheiterten.

Was insbeſondere Deutſchland anging, ſo hatten die Bemühungen des Prinzen den zweifachen Zweck, die ſtete Zwietracht zwiſchen den Fürſten dieſes Landes zu beſeitigen und die Macht des Kaiſers in demſelben zu ſtärken und auszudehnen. Er that was möglich war, um die Einigkeit und durch ſie das Anſehen und die Größe Deutſchlands zu fördern. Und was die Kräftigung der Macht des Kaiſers in Deutſchland betraf, ſo ſah der Prinz dieſelbe als ein Gebot der Nothwendigkeit für Beide an. Selbſt durchdrungen von der Hoheit der kaiſerlichen Würde, verlangte er gleiche Verehrung für ſie auch von den Fürſten Deutſchlands, und er ſtieß dadurch bei Vielen derſelben nicht wenig an, die ſich ein Geſchäft daraus machten, die Kaiſerwürde zu beſchränken, zu verkleinern und in den Staub zu ziehen.

Dieß iſt in wenig Worten die Anſchauungsweiſe, welche der politiſchen Wirkſamkeit des Prinzen zu Grunde lag. Völlig Unrecht geſchieht ihm, wenn behauptet wird, er ſei es geweſen, der die Verhandlungen des Kaiſerhauſes mit fremden Mächten vorzugsweiſe durch das Mittel der Beſtechung zu fördern ſuchte. So wie Eugen ſelbſt ſeinen Stolz darein ſetzte, von Niemanden als von ſeinem Herrn und Kaiſer irgend eine erwähnenswerthe Gabe anzunehmen, wie er jedes Geſchenk, wo es nur immer möglich war, von der Hand wies, ſo verachtete er diejenigen und ſah ſie als ſtrafwürdig an, welche ſich käuflich zeigten, es mochte dieß für oder wider das Intereſſe Oeſterreichs der Fall ſein. Dennoch glaubte der Prinz, nichts dagegen einwenden zu ſollen, wenn auch die kaiſerliche Regierung ſich zur Erreichung ihrer Zwecke eines Mittels bediente, welches wider ſie ſo oft und in noch weit höherem Maße in Anwendung gebracht wurde. Er duldete eben dasjenige was er nicht zu ändern vermochte. Für ſeine Perſon aber mißbilligte er Alles, was einem krummen Wege ähnlich ſah, und wo es auf ihn ankam, da verlangte er immer, daß man, es ſei im Privatverkehre oder in demjenigen von Regierung zu Regierung, mit größter Redlichkeit zu Werke gehe. Je ehrlicher eine Politik war, deſto beſſer erſchien ſie dem Prinzen.

Die Offenheit und Klarheit, welche Eugen in Staatsgeſchäften beobachtet ſehen wollte, war nur der Ausdruck ſeines eigenen Weſens. Wie ihm ſelbſt nichts fremder war als Unaufrichtigkeit oder Falſchheit, ſo wollte er ſie auch aus den Beziehungen der Regierungen unter einander völlig verbannt wiſſen. Daher kam es, daß die Repräſentanten der fremden

Staaten in Wien mit Niemanden lieber als mit Eugen zu thun hatten. Außer dem zuvorkommenden Empfange und der gewinnenden Freundlichkeit, worauf Jedermann bei ihm rechnen durfte, wußten ſie, daß Keiner mehr als der Prinz es verſchmähte, ſie durch unaufrichtige Verſicherungen irre zu leiten. Oft ſetzte er zwar ihren drängenden Fragen ein ernſtes Stillſchweigen entgegen, wie denn Niemand in höherem Grade Meiſter ſeiner ſelbſt als Eugen, und ſicherer war als er, ein Geheimniß nicht zu verrathen. Aber es dadurch beſſer zu verhüllen, daß er falſche Erklärungen von ſich gab, zu dieſem damals ſo oft gebrauchten Mittel nahm Eugen niemals ſeine Zuflucht.

Es iſt von Intereſſe zu beobachten, welche Veränderungen in der langen Lebenszeit des Prinzen, zwar nicht in ſeinem Charakter, der ſich unerſchütterlich gleich blieb vom Anfang bis zum Ende, wohl aber in ſeinem Verhalten gegen die Außenwelt vorgingen. Während er in ſeinen früheren Jahren von Zeitgenoſſen und Augenzeugen als heiter und geſprächig geſchildert wird, als gern ſich näher erklärend über kriegeriſche Ereigniſſe und politiſche Verhältniſſe, wird er in ſpäteren Tagen wortkarg genannt und zurückhaltend mit ſeinem Urtheile über Menſchen und Dinge. Wenn er früher nicht ſelten ſeine eigenen Thaten, aber immer mit der Parteiloſigkeit eines Unbetheiligten beſprach, vermied er es ſpäter ſichtlich, auf ſich ſelbſt die Rede zu bringen. Ja er ging ſo weit darin, daß man in dieſem Umſtande den Grund ſuchte, weßhalb in Eugens Schule ſo wenig ausgezeichnete Feldherrn heranwuchſen. Denn man glaubte mit Recht, daß wenn er ſich herbeigelaſſen hätte, den Befähigteren unter ſeinen Generalen auch die Urſachen zu erklären, warum er eine Maßregel ergriffen oder einen Entſchluß gefaßt habe, ſolche Erläuterungen auf ihre militäriſche Ausbildung von günſtigſter Einwirkung hätten ſein müſſen [1]).

So wie Eugen nie ein Wort des Selbſtlobes hören ließ, ſo hütete er ſich ſtreng, jemals einen Tadel auszuſprechen über Männer, welche ſich hervorragendes Verdienſt erworben hatten. Nur wenn er, wie bei Sigbert Heiſter, durch ſeine Pflicht gezwungen wurde dieß zu thun, ſo geſchah es, und auch da nur dem Kaiſer gegenüber, dem er über die Fähigkeiten der einzelnen Generale ſeine Meinung darlegen mußte. Niemals that er dieß jedoch im Privatgeſpräche, und ſogar über diejenigen, welche gleich Guido Starhemberg ſtets an dem Prinzen zu mäkeln und ſeine Thaten zu

verkleinern ſuchten, wurde nie ein Wort der Mißbilligung oder gar der Gereiztheit laut. So wie er ſchmeichleriſches Lob nicht achtete, ließ er auch den Tadel, ſo ſehr ihn derſelbe manchmal verletzen mochte, doch mit anſcheinender Ruhe über ſich ergehen. Er gab dadurch, wie in jeder Lage ſeines Lebens, das edelſte Beiſpiel der Mäßigung und Selbſtbeherrſchung, welche denn auch von allen Zeitgenoſſen Eugens als eine ſeiner ſchönſten Eigenſchaften geprieſen wird.

Die bitteren, ja hämiſchen Bemerkungen über Eugens Kriegführung, welche von Männern wie Guido Starhemberg ausgingen und ihm durch geſchäftige Zungen wieder berichtet wurden, verwundeten ihn nicht darum, weil er glaubte, im Laufe eines langen und ereignißreichen Kriegerlebens keine Irrthümer begangen zu haben. Nur die feindſelige Geſinnung, die ſich darin ausſprach, war es was den Prinzen verletzte. Denn daß er manchmal Fehler gemacht habe, das gab er ſelber zu, und er beſprach ſie öfter und in eingehenderer Weiſe als er es jemals hinſichtlich ſeiner glänzendſten Siege that.

Der hauptſächlichſte Vorwurf, welcher Eugen gemacht wurde, und den er wohl nicht immer zu entkräften vermochte, war derjenige, daß wie ſeine eigene Perſon, er auch ſein Heer allzuleicht einer augenſcheinlichen Gefahr ausſetzte, die mit größerer Vorſicht ſich manchmal hätte vermeiden laſſen. Aber wer dieſen Vorwurf erhebt, muß gleichzeitig zugeben, daß der Prinz aus der gefährlichen Lage, in die er gerathen ſein mochte, jedesmal und wie es wenigſtens den Anſchein hatte, mit größter Leichtigkeit wieder den Ausweg fand. Und darin zeigte ſich eben ſein außerordentliches Feldherrntalent am glänzendſten, daß er im Augenblicke höchſter Bedrängniß den einzig rettenden Entſchluß zu faſſen und ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt durchzuführen wußte. An militäriſchem Wiſſen, an Erfahrung, an Kenntniß methodiſcher Kriegführung mögen Andere dem Prinzen gleichgekommen ſein. Guido Starhemberg wenigſtens ſtand ihm darin kaum zurück. Keiner aber beſaß gleich ihm die herrliche Gabe des Genie's, welche den Glücklichen, dem ſie innewohnt, befähigt, ohne langes Beſinnen allſogleich nach dem Mittel zu greifen, das allein an das Ziel führt. Keiner beſaß wie Eugen die unvergleichliche Schnelligkeit und Sicherheit des Blickes, keiner den außerordentlichen Reichthum an genialen Ideen, keiner die Schärfe des Urtheils, aus den Gedanken die in ihm auftauchten, gerade

den zu wählen und zu verfolgen, welcher der glücklichſte genannt werden mußte.

Es iſt überhaupt merkwürdig, daß Eugen als Feldherr, insbeſondere in ſeinen jüngeren Tagen, gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften von denen entwickelte, die man ſeinem ſonſt ſo ruhigen, ja faſt bedächtigen Weſen zugetraut hätte. Leicht geneigt zu kühner Unternehmung und ſchnell entſchloſſen, Alles auf's Spiel zu ſetzen um Alles zu gewinnen, unterſchied er ſich dadurch weſentlich von Guido Starhemberg, welcher es als unumſtößliche Regel aufſtellte, daß ein Feldherr nur dann eine Schlacht liefern ſolle, wenn er faſt mit Gewißheit auf den Sieg zählen könne. Hätte Eugen dieſen Grundſatz befolgt, ſo wären die meiſten ſeiner glänzendſten Feldſchlachten ungeſchlagen geblieben. Die Tage von Höchſtädt, Turin und Malplaquet, von Peterwardein und Belgrad würden keine Lorbeern zu Eugens Siegeskranze geliefert haben, ſie würden nicht jetzt noch die ruhmreichſten Blätter in der Geſchichte des öſterreichiſchen Heeres füllen.

Trotz der kühnen Wagniſſe, welche der Prinz ſo gern unternahm, trotz der unwiderſtehlichen Energie, mit der er ſeine Angriffe vollführte, bewahrte er doch mitten im Toben der Schlacht eine unerſchütterliche Kaltblütigkeit, welche ihn jede Blöße, die der Feind gab, jeden Vortheil, der ſich ihm bot, allſogleich erſpähen und benützen ließ. Nichts bewunderte Marlborough mehr an Eugen, als daß er zwei der wichtigſten, aber ſich ſcheinbar widerſprechenden Eigenſchaften eines Feldherrn, die der feurigſten Lebhaftigkeit mit der beſonnenſten Ruhe zu vereinigen wußte. An der erſteren entzündete ſich der Kampfesmuth ſeiner Krieger, mit der letzteren beherrſchte er im wahren Sinne des Wortes die Schlacht.

Zeitgenoſſen behaupten, man habe es Eugens Kriegführung immer angemerkt, daß er von Jugend auf bei der Reiterei gedient und dieſer Waffengattung ſtets eine große Vorliebe bewahrt habe. Zu oft wiederholten Malen war es die Cavallerie, durch welche er in ſeinen Feldſchlachten die Entſcheidung herbeizuführen ſuchte. Freilich kam ihm dabei zu Statten, daß die kaiſerliche Reiterei, insbeſondere zur Zeit der erſten Türkenkämpfe, wahrhaft unvergleichlich genannt werden mußte. Manchmal geſchah es jedoch, wie bei Höchſtädt, daß die Cavallerie den an ſie geſtellten Anforderungen nicht entſprach, und dieß wurde dann von Eugen immer doppelt ſchmerzlich empfunden. Aber dennoch blieb er ſeiner Vorliebe treu,

und ſtets war es die Reiterei, insbeſondere aber ſein eigenes Dragoner-Regiment, denen er ſein beſonderes Augenmerk zuwandte. Doch ging er niemals ſo weit darin, daß er die Waffengattung, der er vor anderen zugethan war, auf Koſten der übrigen bevorzugt hätte. Für alle Beſtandtheile des Heeres hegte er in gleicher Weiſe eine nie ermüdende Sorgfalt. Dafür erntete er aber auch die unbegrenzte Dankbarkeit desſelben. Und obgleich es zu allen Zeiten Männer gegeben hat, deren Namen vom beſten Klange waren in Oeſterreichs Heer, obgleich auch nach Eugen noch Feldherrn kamen, an denen die Soldaten mit begeiſterter Liebe hingen, die zauberiſche Wirkung, welche er auf ſeine Kriegsleute auszuüben wußte, hat ſich in völlig gleichem Maße doch nicht mehr wiederholt.

Das Verdienſt des Prinzen iſt hiebei um ſo größer, als ihm ſo vieles abging, wodurch es Feldherren erleichtert wird, auf die Gemüther der Soldaten zu wirken. Die deutſche Sprache war ihm Anfangs völlig fremd, und auch ſpäter noch ſcheint er ſich nicht mit allzugroßer Leichtigkeit in derſelben ausgedrückt zu haben. Seine kleine, unanſehnliche Geſtalt, ſein ganzes unkriegeriſches Ausſehen konnte auf gewöhnliche Menſchen, die ſo leicht nach Aeußerlichkeiten urtheilen, weil ſie die tiefer liegenden Eigenſchaften nicht zu ergründen vermögen, keinen gewinnenden Eindruck hervorbringen. Dazu kam noch die einfache Tracht, deren ſich Eugen gewöhnlich bediente, und welche ihn keineswegs als den oberſten Führer des Heeres kenntlich machte. Und dennoch bedurfte es nur kurzer Zeit, um dieß Alles völlig vergeſſen zu machen und dem Prinzen die unbegrenzte Verehrung, ja die faſt abgöttiſche Liebe der Truppen zu gewinnen und ſie ihm dauernd zu erhalten. Die immer ſich gleichbleibende Leutſeligkeit, welche er gegen Offiziere und Soldaten übte, ſeine ſtrenge Unparteilichkeit, insbeſondere aber die Ueberzeugung, mit der er ſie zu durchdringen wußte, daß ſie unter ſeiner Führung jedem anderen Heere der Welt überlegen, daß ſie völlig unbeſiegbar ſeien, dieß waren die hauptſächlichſten Mittel zur Erlangung eines ſo überraſchenden Reſultates.

Was der Prinz als Präſident des Hofkriegsrathes, als welchem ihm nicht das Commando der Truppen, ſondern die Leitung des Kriegsweſens im Allgemeinen oblag, für das Heer that, iſt an anderer Stelle erörtert worden. Dort wurde gezeigt, wie ſehr er es ſich angelegen ſein ließ, das

Verdienſt allein hervorzuziehen und zu belohnen, die Beförderung Unberechtigter möglichſt zu hintertreiben und den militäriſchen Geiſt, die Seele der Armee, ſo viel als nur immer möglich war, zu beleben und zu ſtärken. Dennoch ſoll nicht geläugnet werden, daß das kaiſerliche Heerweſen insbeſondere in den beiden Jahrzehnten, welche dem Paſſarowitzer Frieden folgten, nicht jenen Aufſchwung nahm, wie es in anderen deutſchen Ländern, hauptſächlich aber in Preußen der Fall war. Der größte Theil der Schuld trifft nicht den Prinzen, ſondern vielmehr den troſtloſen Zuſtand der kaiſerlichen Finanzen. Von aller Anklage kann aber auch Eugen nicht freigeſprochen werden. So wie in Preußen vielleicht allzuviel geſchah für die unaufhörliche Einübung der Truppen, für unausgeſetzte Abhaltung von Manövern und Paraden, ſo that man hiefür in Oeſterreich gewiß zu wenig. Des Prinzen tiefgewurzelte Abneigung gegen jede Art von Schauſtellung und gegen die abgeblaßte Nachahmung des Krieges, den er ſo oft in ſeiner rauhen Wirklichkeit mitgemacht hatte, trugen nicht weniger dazu bei als ſein entſchiedenes, manchmal vielleicht allzuhartnäckiges Feſthalten am Althergebrachten und das lebhafte Mißtrauen, mit welchem er jede Neuerung aufnahm und ſich nur ſelten, und auch dann erſt nach langem Zögern und reiflichſter Prüfung zu deren Annahme entſchloß.

Die ungeheure Menge von Geſchäften, welche die Vereinigung der wichtigſten Stellen, die es im kaiſerlichen Staatsdienſte gab, dem Prinzen auferlegte, vermochte er nur dadurch zu bewältigen, daß er ſich mit Perſonen ſeines Vertrauens umgab, denen er die Ausarbeitung der meiſten Geſchäftsſtücke anvertraute. Er ſelbſt beſchränkte ſich, und mit vollem Rechte darauf, den Hauptinhalt anzugeben; denſelben in die gehörige Form zu bringen, überließ er ſeinen Secretären. Anfangs waren es Langetl, dann Brockhauſen, während des letzten Jahrzehnts aber der Hofkriegsrath von Koch für den politiſchen, die Hofkriegsräthe Wöber und Knorr für den militäriſchen Theil der Geſchäfte, welche von dem Prinzen vorzugsweiſe verwendet wurden. Es fehlte nicht an Menſchen, die es Eugen zum Vorwurfe machten, daß er dieſen Männern allzuviel Zutrauen ſchenke. Aber es war dieß nur eine Folge der edlen und großherzigen Natur des Prinzen. Wie er ſelbſt weder Falſchheit noch Eigennutz kannte, ſo traute er gleiches auch den Perſonen nicht zu, die er einmal als erprobt anſah. Und er that gewiß Recht daran. Denn derjenige, welchem man wahrhaftes

Vertrauen zeigt, wird ſich deſſen, iſt er nicht eine völlig verderbte Natur, in den meiſten Fällen auch würdig erweiſen.

Es war jedoch nicht einzig und allein die vortheilhafte Meinung, welche Eugen von denjenigen hegte, die er ſich als Hülfsarbeiter beigeſellte, es war auch unumgängliche Nothwendigkeit, die ihn vermochte, denſelben unter ſeiner eigenen Oberaufſicht die Ausarbeitung auch der wichtigeren Geſchäftsſtücke zum größten Theile zu überlaſſen. Denn bei der außerordentlich großen Anzahl derſelben wäre Eugen ſelbſt niemals damit zu Stande gekommen. Seine zwar ſtets ſich gleichbleibende, aber immer holperige und ungelenke Schrift, über die er ſelbſt gerne zu ſpotten pflegte, war Schuld, daß er mit der Feder nur langſam vorwärts kam. Größere Schwierigkeiten noch machte ihm der Gebrauch der deutſchen Sprache. Er ſcheint ſie zwar gut verſtanden zu haben; wenigſtens wußte er die äußerſt ſchwer zu leſenden Schriftzüge des Kaiſers Karl VI. wohl zu entziffern. Aber ſie ſchreiben zu können, dahin brachte er es niemals, wie denn unter den vielen tauſend Schriftſtücken, welche er hinterlaſſen hat, nicht ein einziger deutſcher Satz ſich befindet, der von des Prinzen eigener Hand herrührt [2]).

Eigentlich war es nur die franzöſiſche Sprache, in welcher Eugen ſich leicht und geläufig auszudrücken verſtand. Auch das Italieniſche ſprach und ſchrieb er noch mit einiger Fertigkeit. In der lateiniſchen [3]) und der ſpaniſchen Sprache, welche damals zu Wien häufig geſprochen wurden, war er nur wenig bewandert. Daß er des Engliſchen nicht mächtig war, kann bei der damaligen geringen Ausdehnung dieſer Sprache auf dem europäiſchen Feſtlande nicht Wunder nehmen.

Hier mag auch der eigenthümlichen Art und Weiſe gedacht werden, in welcher Eugen bei deutſchen Schreiben ſeinen Namen zu unterzeichnen pflegte. Während ſechsundvierzig Jahren, denn durch einen ſo langen Zeitraum ſind deutſche Depeſchen von ihm vorhanden, ſetzte er unter dieſelben immer gleichmäßig die Worte: Eugenio von Sauoy.

Zu keiner Zeit hat es an Menſchen gefehlt, die an der natürlichſten Handlung, wenn ſie von einem großen Manne herrührt, etwas ganz Abſonderliches entdecken und zur Erklärung derſelben ihm dasjenige, was ſie ſelbſt ausgeklügelt haben, als ſeine Abſicht unterſchieben. So wird mit Beſtimmtheit behauptet, Eugen habe durch das italieniſche Wort Eugenio ſeine Abſtammung, durch das deutſche von ſein Adoptiv-Vaterland, durch

das franzöſiſche Sauoy aber ſein Geburtsland, und durch die ganze, aus drei Sprachen zuſammengeſetzte Unterſchrift die in ihm ſtattfindende Vereinigung drei verſchiedener Nationalitäten andeuten wollen.

Bei näherer Betrachtung wird es jedoch klar, daß dieſe Behauptung unbegründet erſcheint und Eugen jene Worte einfach aus dem Grunde unter ſeine deutſchen Depeſchen ſetzte, weil er ſie für gut deutſch anſah und Niemand ſich fand, der ſich berufen fühlte, ihm als Sprachlehrer zu dienen. Hätte er einen ſo tiefen Sinn in ſeine Unterſchrift gelegt, ſo würde er dieſelbe auch bei den Schriftſtücken beibehalten haben, die in anderen als der deutſchen Sprache abgefaßt waren. So iſt aber den franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und lateiniſchen Schreiben, welche von ihm vorhanden ſind, ſeine Unterſchrift jedesmal ganz correkt in der betreffenden Sprache beigefügt. Und daß er unter der Bezeichnung „Sauoy" nicht das franzöſiſche Savoye, ſondern den deutſchen Ausdruck Savoyen verſtanden wiſſen wollte, geht wohl daraus deutlich hervor, daß bei ſeinen franzöſiſchen Unterſchriften dem Worte Savoye der letzte Buchſtabe e niemals mangelt, während dieß bei den deutſchen immer der Fall iſt.

Eben ſo irrig, wie dieſe Deutung der Unterſchrift des Prinzen, ſcheint die Behauptung zu ſein, Eugen habe ausführliche Memoiren verfaßt, dieſelben jedoch nach ihrer Vollendung den Flammen übergeben. In keinem ſeiner ſo ungemein zahlreichen Schreiben, in keinem der vielen Berichte über ihn kommt die leiſeſte Andeutung über eine ſolche Arbeit vor, welche, wenn ſie wirklich unternommen worden wäre; jedenfalls den Prinzen ſehr beſchäftigt hätte. Und es iſt nicht zu denken, daß ein ſo klarer, beſonnener Kopf wie Eugen ſich einer ſo großen Mühe unterziehen werde, ohne Zweck und Erfolg derſelben reiflich überlegt zu haben. Was ihm die Beſorgniß erwecken mochte, nach ſeinem Tode könnten die von ihm verfaßten Memoiren in unrechte Hände fallen und ihre Veröffentlichung von vielerlei Uebelſtänden begleitet ſein, wäre ihm gewiß in dem Augenblicke, in welchem er an dieſe Arbeit ſchritt, ebenſo klar als nach ihrer Vollendung geweſen. Ja er mag wohl niemals die Verſuchung gefühlt haben, Denkwürdigkeiten ſeines Lebens zu verfaſſen. Denn die Gründe, mit denen er Jean Baptiſte Rouſſeau von Arbeiten über die Geſchichte ſeiner Zeit ſo lebhaft abrieth, walteten gewiß in noch höherem Maße bei dem Prinzen ſelbſt ob. Und ſo ſcheint es, daß die ganze Erzählung gleich der Unzahl

anderer, die über Eugen verbreitet ſind, in das Gebiet der Erdichtung gehört.

Um ſo wahrhafter iſt hingegen Alles, was von Eugens außerordentlicher Herzensgüte, von ſeiner Wohlthätigkeit, von der Zuvorkommenheit, mit welcher er auch dem Niedrigſten entgegen kam, von ſeiner faſt zu übertriebenen Beſcheidenheit berichtet wird. Nichts war ihm widerlicher, als wenn in ſeiner Gegenwart die Rede auf ſeine Verdienſte fiel. Dem Beſtechenden, das in der Schmeichelei liegt, und wofür ſelbſt ausgezeichnete Männer oft ſo ſehr empfänglich ſind, zeigte er ſich völlig unzugänglich. So groß jedoch auch ſein Widerwille dagegen war, ſo ließ er ſich doch dadurch nicht verleiten, denjenigen in verletzender Weiſe zu begegnen, welche ihm ihre Huldigungen darzubringen ſich beſtrebten. Von allen Seiten, insbeſondere aber aus Italien mit Lobgedichten förmlich überſchüttet, hatte er für Jedes derſelben ein paar Worte freundlicher Anerkennung, und es iſt faſt komiſch zu ſehen, wie einer der Verfaſſer jener Lobgeſänge ſich glücklich preiſt, von Eugen eine gütige Antwort erhalten zu haben, während er von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus gleichem Anlaſſe eigenhändig mit Stockſchlägen belohnt wurde.

Die Milde im Urtheil, mit welcher Eugen Kundgebungen, die ihm an und für ſich zuwider waren, doch ohne Aeußerung des Mißfallens aufnahm, legte er auch in jeder anderen Richtung an den Tag. Insbeſondere war dieß auf dem Felde religiöſer Anſchauung der Fall, und er haßte es, wenn Jemand wegen abweichender Meinungen, ſo lang er dieſelben nicht in Aergerniß erregender Weiſe zur Schau trug, verfolgt werden ſollte. Die Reſcripte, die der Prinz über Fragen ſolcher Art an die Statthalterſchaft in den Niederlanden richtete, zeigen dieß klar. Doch würde man ihm groß Unrecht thun, wenn man daraus den Schluß zöge, er ſei in Religionsſachen gleichgültig, in der Ausübung der Pflichten, welche die katholiſche Kirche ihren Angehörigen auferlegt, läſſig geweſen. Ein unverfänglicher Zeuge, der Jeſuit Peikhart, verſichert das Gegentheil. „Eugen haßte", ſo ſagt er, „die Uebertretung der göttlichen Geſetze. Falſche Lehrgründe „und Sätze der Gottloſigkeit, mit welchen ſich die heranreifende Jugend „insgemein anhauchen läßt, hat er verachtet. Zweier geiſtlichen Bücher, „welche von Gottes Ehre und der Pflicht eines Chriſten handeln, bediente „er ſich faſt täglich, und die Anſprache von göttlichen Dingen fand bei ihm

„nie ein ungeneigtes Gehör. Den Gebrauch der heiligen Sacramente hat er „zu gebotener Zeit niemals übergangen. Gewöhnlich war, noch bevor er „in's Feld zog, die Aussöhnung mit Gott schon vorgenommen, obgleich „dieselbe oft auch mitten im Kriege nicht unterblieb. Und so ließ er sich „denn auch noch zwei Wochen vor seinem Tode mit den Sacramenten „versehen [4])."

Wie in dieser, so war auch in jeder anderen Beziehung Eugens Verhalten des höchsten Lobes würdig. In einer Zeit, in welcher die deutschen Fürsten, übereifrige Nachahmer des üppigen Hofes von Versailles, Laster aller Art bei sich einbürgerten und die Einkünfte ihrer Länder in unwürdigster Weise vergeudeten, gab Eugen das schöne Beispiel edelster Verwendung der Reichthümer, mit welchen ihn die Dankbarkeit des Hauses Oesterreich überhäufte. Gleich weit entfernt von eklem Geize wie von thörichter Verschwendung, hatte er nur durch pünktliche Ordnung in seinem Haushalte sein Vermögen in einen Stand gesetzt, der es ihm möglich machte, die prachtvollen Bauten und Sammlungen anzulegen, welche noch jetzt ungetheilte Bewunderung erwecken. Und was jedes Gemüth, wenn es auch gleich demjenigen Eugens durchaus nicht geneigt sein mochte zu eitler Selbstüberhebung, doch mit gerechtem Stolze erfüllen durfte, das war der Umstand, daß auch nicht der allergeringste Theil seines großen Vermögens in anderer als der rechtmäßigsten Weise erworben war. Nicht ein etwaiger Gewinn bei Lieferungen für die Armee, nicht eine Erpressung aus feindlichem Lande, wie dieß damals bei Feldherrn, nicht eine unter dem Namen eines Geschenkes verhüllte Bestechung, wie es bei Staatsmännern so oft vorkam, hatte beigetragen zur Anhäufung von Eugens Reichthum. Keine beschämende Erinnerung an die Art seiner Erwerbung klebte daran und verbitterte dessen Genuß. Er wurde vielmehr erhöht durch die erhebende Idee, daß Eugen sich selbst das Alles verdankte und er im vollen Sinne des Wortes der Schöpfer war seines eigenen Glückes.

Den Schlußstein der edlen Verwendung seines Vermögens hätte es gebildet, wenn es Eugen vergönnt gewesen wäre, dasselbe einem Prinzen seiner Familie zu vererben und hiedurch den Namen in Oesterreich fortzupflanzen, den er in so ruhmreicher Weise daselbst eingebürgert hatte. Daß dieß wirklich Eugens Absicht war, geht daraus hervor, daß er bei jeder neuen Erwerbung eines unbeweglichen Gutes allsogleich Vorkehrung traf,

die Möglichkeit ſeiner Vererbung auf denjenigen zu ſichern, dem er es letztwillig zuzuwenden dachte. Aber dieſe Befriedigung ſollte ihm nicht zu Theil werden. Er ſelbſt war, ſo wenig es auch in früherer Zeit an Projekten dazu fehlte, doch niemals vermählt. Noch hatte der Prinz das Jünglingsalter kaum überſchritten, als man daran dachte ihn mit der Tochter des Marcheſe Carpio zu verheirathen [5]), des ausgezeichnetſten unter den letzten ſpaniſchen Statthaltern von Neapel. Wie weit dieſer Plan gediehen war und woran er eigentlich ſcheiterte, iſt unbekannt geblieben. Ebenſowenig kam ein anderes Projekt zur Ausführung, dem Prinzen mit der Hand der Erzherzogin Eliſabeth auch das Herzogthum Mantua zu verleihen. Das Intereſſe des Hauſes Oeſterreich, welches die Vereinigung Mantua's mit der Lombardie höchſt wünſchenswerth erſcheinen ließ, mag ſich der Verwirklichung dieſes Gedankens hemmend in den Weg geſtellt haben. Und Eugen war es gewohnt, dort allſogleich zurückzutreten, wo ſein Vortheil mit demjenigen des Kaiſerhauſes in Widerſpruch gerieth.

Da er ſomit keinen eigenen Erben ſeines Namens beſaß, wandte ſich Eugens ganze Sorgfalt auf die Söhne, welche ſein älteſter Bruder, der Graf von Soiſſons hinterließ. Aber ſo wie hinſichtlich ſeiner Mutter und ſeiner Geſchwiſter, ſo war auch Eugen nicht glücklich mit ſeinen Neffen. Es ſchien als ob die guten und edlen Gaben der Menſchen ſich einzig und allein in Eugen concentrirt hätten und den übrigen Mitgliedern ſeiner Familie nur die üblen Eigenſchaften geblieben wären. So kam es, daß man den baldigen Tod des jüngſten ſeiner Neffen, des Prinzen Moriz, den Folgen ſeines zügelloſen Lebenswandels zuſchrieb [6]). Am 15. März 1710 ſtarb er, zwanzig Jahre alt, zu Barcelona, wohin Eugen ihn geſendet hatte, wahrſcheinlich um ihn einer verderblich wirkenden Umgebung zu entrücken. Auch der zweite der Prinzen, nach ſeinem Oheim Eugen genannt, ſtarb ſchon in den Jünglingsjahren und zwar während des gemeinſchaftlichen Aufenthaltes mit ſeinem Oheim in London, wo er in der Weſtminſterabtei begraben liegt. Nun war nur mehr der älteſte der drei Brüder, Namens Emanuel übrig, an welchem Eugen, gleich wie er es an deſſen Brüdern gethan hatte, im wahren Sinne des Wortes Vaterſtelle vertrat. Er vermählte ihn mit Anna Thereſia, Tochter des Fürſten Hans Adam von Liechtenſtein, welche ſpäter die Stifterin des ſavoyiſchen Damenſtiftes wurde. Wahrſcheinlich war es Prinz Emanuel, den Eugen in dem Teſtamente, das er vor ſeiner

Abreiſe zu dem Türkenfeldzuge des Jahres 1716 dem Kaiſer überreicht haben ſoll, als Erben einſetzte. Aber im Jahre 1729 ſtarb er; ihm folgte bald darauf, am 24. November 1734 ſein einziger Sohn Eugen, welcher gleichfalls eines wenig vortheilhaften Rufes genoſſen und nichts gethan hatte, um ſich dankbar zu bezeigen für die Wohlthaten ſeines Großoheims [7]). Denn um ihm ein glänzendes Los zu ſichern, hatte Eugen ein Jahr vor dem plötzlichen Tode des Prinzen deſſen Verlobung mit Maria Thereſia Cibo Malaſpina, der Erbin von Maſſa und Carrara in's Werk geſetzt.

Eugen trug das widrige Geſchick, welches über ſeiner Familie waltete und die Sprößlinge derſelben in der Blüthe der Jahre aus dem Leben rief, mit der ruhigen Faſſung, die er ſtets bewährte. Freilich mag ihm die Trauer über ſo viele Verluſte durch die vielleicht noch ſchmerzlichere Betrachtung erleichtert worden ſein, daß keiner der Angehörigen ſeines Stammes ſich der Fortpflanzung eines ſo ruhmreichen Namens würdig zeigte. Daß jedoch Eugen bei ſeinem Tode kein Teſtament hinterließ, davon mag das nicht lange vorher erfolgte Ableben ſeines Großneffen die Haupturſache geweſen ſein. Wahrſcheinlich hatte er ſein früheres Teſtament als nicht länger anwendbar vernichtet. Unſchlüſſig über die Verfügungen, die er mit ſeinem Vermögen treffen könnte, wurde der Prinz vom Tode überraſcht, ohne daß er Zeit fand, ſeine letztwilligen Anordnungen zu Papier bringen zu laſſen. So kam es, daß unmittelbar nachdem Eugen die Augen geſchloſſen hatte, ſein reiches Erbe der Gegenſtand eines heftigen Streites zwiſchen denjenigen wurde, welche darauf Anſpruch erheben zu können meinten.

Zwei Perſonen waren es zunächſt, die ſich durch ihr Verwandtſchaftsverhältniß zu Eugen berufen glaubten, ſeine Erben zu werden: die Prinzeſſin Anna Victoria von Savoyen, die einzige noch lebende Tochter des Grafen von Soiſſons, und der Prinz Victor Amadeus von Carignan, der Sohn jenes taubſtummen Emanuel Philibert, welcher der ältere Bruder von Eugens Vater war.

Wenn zwiſchen dieſen beiden Bewerbern nur die Nähe der Verwandtſchaft zu dem Verſtorbenen zu entſcheiden hatte, ſo konnte kein Zweifel obwalten, daß der Prinzeſſin Victoria der Vorzug vor dem Prinzen von Carignan gebührte. Denn die Erſtere war Eugens Nichte und ihm daher in weit näherem Grade verwandt, als der entfernter ſtehende Prinz von Carignan. Der Letztere, deſſen Intereſſen von dem damaligen franzöſiſchen

Bevollmächtigten zu Wien vertreten wurden, bestritt es auch gar nicht, daß ihm die Prinzessin Victoria in dieser Beziehung vorgehe. Er stellte jedoch die Behauptung auf, daß sie als eine französische Staatsangehörige aus dem Grunde von der Verlassenschaft ausgeschlossen sei, weil auf sie das Heimfallsrecht Anwendung finde, kraft dessen Fremde auch in Frankreich nicht erbfähig seien. Er selbst aber als piemontesischer Prinz besitze das Recht, auf deutschem Reichsboden Erbschaften anzutreten. Ihm gebühre es daher auch, diejenige des Prinzen Eugen zu erhalten [8]).

Es fehlte nicht an Stimmen, welche bei dem Umstande, daß Eugen ohne Testament gestorben war, darauf antrugen, sein ganzes Vermögen solle an den Staatsschatz zurückfallen. Der Kaiser selbst aber erklärte, daß er auch nach dem Tode des Prinzen denselben noch in seiner Familie ehren wolle. Nur hinsichtlich der ungarischen Güter Eugens könne von deren Rückfall an den Fiscus die Rede sein. In Bezug auf sein übriges Vermögen solle die zunächst berufene Person, und zwar die Prinzessin Victoria das ihr gebührende Erbe unverkümmert erhalten.

Kaum war der Prinzessin Victoria, welche sich gewöhnlich zu Chambery aufhielt und während Eugens Lebzeiten ihm durch vielfache Sonderbarkeiten manche unangenehme Stunde bereitet hatte [9]), die Todesnachricht zugekommen, als sie sich mit der Bitte an den Kaiser wandte, ihr Erbrecht zur Geltung gelangen zu lassen [10]). Noch konnte jedoch ihr Schreiben nicht in Karls Händen sein, als schon ein kaiserlicher Offizier bei ihr eintraf, welcher ihr die Nachricht überbrachte, daß der Kaiser sie als Eugens Erbin anerkenne und ihr die Erlaubniß ertheile, sich nach Wien zu begeben, um das ihr zugefallene Vermögen in Empfang zu nehmen [11]).

Das letztere wurde in runder Summe auf eine Million und achtmalhundertsiebzigtausend Gulden geschätzt, worunter die Güter, welche der Prinz im Marchfelde besaß, mit sechsmalhundert, seine beiden Paläste jeder mit einmalhundert, die Bibliothek mit hundertfünfzigtausend Gulden aufgeführt waren. In der Bank lagen zweimalhunderttausend Gulden und ebensoviel wurde in baarem Gelde vorgefunden. Auf hundertsiebzigtausend Gulden wurde der Werth des Silbergeschirres, auf hunderttausend der der Juwelen, auf eben so viel derjenige der Gemälde berechnet. Hundertfünfzigtausend Gulden endlich sollte dasjenige betragen, was Eugen in Piemont und Frankreich besaß [12]).

Man ſieht, daß des Prinzen Nachlaß allerdings bedeutend genug war, um die lebhafteſte Bemühung von Seite derjenigen hervorzurufen, welche auf denſelben Anſprüche erheben zu dürfen glaubten. Die letzteren genau zu prüfen, wurde von dem Kaiſer, der in der ganzen Sache mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit zu Werke ging, die Hofkanzlei unter dem Vorſitze des Hofkanzlers Grafen von Sinzendorff beſtimmt. Die Reichshofräthe Karl Ludwig Hilleprand von Prandau und Joſeph Anton Freiherr von Stockhammer, dann die Hofräthe Mannagetta, Pelſern, Doblhoff und Kalmünzer wurden berufen, ihr Gutachten in dieſer Sache abzugeben. Einſtimmig ſprachen ſie ſich dahin aus, daß die Prinzeſſin Victoria Eugens nächſte Blutsverwandte, daß ſie als Fürſtin des Hauſes Savoyen auch als deutſche Staatsangehörige anzuſehen und ſomit vollkommen zur Erbſchaft Eugens berechtigt ſei. Dem Prinzen von Carignan müſſe es anheimgeſtellt werden, ſeine etwaigen Anſprüche im Wege des Rechtes zur Geltung zu bringen [13]).

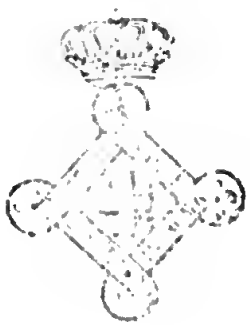
Am 7. Juli 1736 traf die Prinzeſſin Victoria, damals ſchon zwei und fünfzig Jahre alt, zu Wien ein und wurde auf Befehl des Kaiſers allſogleich in den Beſitz des Belvedere's geſetzt. Eugens Liebling, der Hofkriegsrath von Koch, ſoll viel zu dieſem Entſchluſſe des Kaiſers beigetragen haben, wahrſcheinlich durch die mündliche Verſicherung, es ſei des Prinzen Abſicht geweſen, ſein Vermögen ſeiner Nichte zu hinterlaſſen. Dieſe aber benahm ſich zu Wien in einer Weiſe, daß man faſt bereute, ihr die Wege zur Erwerbung einer ſo reichen Erbſchaft ſo ſehr geebnet zu haben. Mit einer Habgier, die wahrhaft ekelerregend war, ſuchte ſie Alles was ihr Oheim hinterlaſſen hatte, ſo ſchnell als möglich zu verwerthen. Nichts wurde geſchont. Die ſchöne Sammlung von Medaillen, insbeſondere aber die vielen Koſtbarkeiten, unter denen der Degen, welchen Eugen von der Königin Anna von England, und das Bildniß des Kaiſers Joſeph I., das er von deſſen eigener Hand erhalten hatte, als die werthvollſten Stücke erſchienen, wurden unnachſichtlich zu Gelde gemacht. Die ſchönſten Einrichtungsgegenſtände ließ ſie aus den Paläſten und Schlöſſern nehmen, die Statuen wegführen, die Gemälde aber von den Wänden löſen, um ſie zu verkaufen, wie denn der Herzog Karl Alexander von Württemberg den größten Theil der Schlachtenbilder an ſich brachte. Schon fürchtete man, daß ſie auch die Bücherſammlung angreifen werde, und ſo groß war die

Erbitterung wider die Prinzeſſin, daß an das Thor des Palaſtes in der Himmelpfortgaſſe, den ſie im Winter bewohnte, ein Schmähgedicht gegen ſie angeheftet ward [14]).

Jahre hindurch dauerten die Verhandlungen, bis die Prinzeſſin Victoria nach und nach die ganze Verlaſſenſchaft ihres großen Oheims veräußert hatte. Das Belvedere und die Bibliothek überließ ſie dem Kaiſer gegen eine jährliche Leibrente von zehntauſend Gulden. Siebenbrunn kaufte der Erzbiſchof Cardinal Kollonics für ſeine Familie zurück, Schloßhof und der Palaſt in der Himmelpfortgaſſe wurden von der Kaiſerin Maria Thereſia, das erſtere für ihren Gemahl, der letztere zu Staatszwecken angekauft. Die beiden ungariſchen Herrſchaften, welche dem Fiscus anheimgefallen waren, verlieh im Jahre 1743 die Kaiſerin Maria Thereſia ihrer Mutter Eliſabeth. Beide Güter blieben von nun an beim Kaiſerhauſe, Bellye aber wurde nach einer Reihe von Jahren von der Erzherzogin Chriſtine und deren Gemahl, dem Herzoge Albrecht von Sachſen-Teſchen, für die Summe von 1,200.000 Gulden angekauft [15]). Von ihnen kam es mit ihrem übrigen Nachlaſſe auf den Sieger von Aspern, den Erzherzog Karl, deſſen Familie dieſe Herrſchaft noch jetzt beſitzt.

Die Prinzeſſin Victoria ſelbſt verheirathete ſich trotz ihres Alters und ihrer Häßlichkeit mit dem kaiſerlichen Feldzeugmeiſter Prinzen Friedrich von Sachſen-Hildburghauſen, den wohl nichts als der Reichthum der Prinzeſſin zu dieſer Verbindung vermochte. Dieſelbe konnte auch, das war vorauszuſehen, keine glückliche genannt werden. Noch bei Lebzeiten ihres Gatten zog ſich die Prinzeſſin Victoria nach Chambery und dann nach Turin zurück, wo ſie erſt im Jahre 1763 ſtarb.

Es war ohne Zweifel ein glücklicher Umſtand, daß der größte Theil des Beſitzthumes des Prinzen Eugen an das Kaiſerhaus gelangte. Viele behaupteten, er habe ihm ohnedieß dieſe Beſtimmung zugedacht, und ſei nur durch ſeinen plötzlichen Tod an der Ausführung ſeiner Abſicht gehindert worden. Insbeſondere iſt es erfreulich, daß des Prinzen Lieblingsſchöpfung, das Belvedere, in Hände gerieth, welche ihm allein eine ſeines erlauchten Erbauers würdige Beſtimmung zuſichern konnten. Auch gegenwärtig iſt es ein Tempel der Kunſt, wie es ſchon zu Eugens Lebzeiten ein ſolcher genannt werden durfte. Und ſo mag es immerhin jetzt noch die Stelle eines Denkmals für Eugen vertreten, bis endlich dem Prinzen ein ſolches zu



Zenta

Höchstædt

Turin

Oudenarde

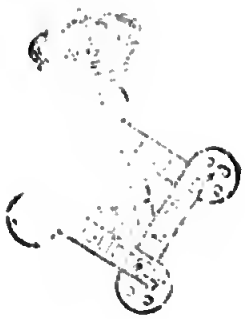
Malplaquet

Rastadt

Belgrad

Eugens Tod

Digitized by Google



Theil wird, würdig ſeiner Größe, und mehr noch als ihn ſelber denjenigen ehrend, welcher des Vaterlandes alte Schuld zu tilgen unternimmt.

Denn außer der Errichtung des Grabmals, das die Ruheſtätte Eugens bezeichnet, wurde ſein Andenken bisher in keiner anderen Weiſe als durch die Prägung einer verhältnißmäßig großen Anzahl von Medaillen gefeiert. Jeder ſeiner Triumphe, von der Zentaer Schlacht angefangen bis zu derjenigen von Belgrad bot einen gern ergriffenen Anlaß hiezu dar. Die Medaillen, auf denen er mit Marlborough zugleich erſcheint und welche die ſo berühmt gewordene Eintracht zwiſchen den beiden großen Feldherrn verherrlichen, dann diejenige, die ihn mit Villars vereint als Friedensſtifter zeigt, verdienen beſonders bemerkt zu werden [16]). Tiefer jedoch, als ſein Bildniß dieſen Schaumünzen eingeprägt iſt, wurzelt die Verehrung für Eugens Andenken in den Herzen derjenigen, welchen die Liebe zum Vaterlande kein leerer Schall iſt, und die ſich nicht, wie jener berüchtigte Widerſacher Eugens, eines Gefühles ſchämen, welches den Prinzen ſelbſt zu ſeinen herrlichſten Thaten begeiſtert hat.

Denn das wird wohl aus der treuen Darſtellung der Erlebniſſe Eugens Jedem klar geworden ſein, daß er nicht als Italiener, nicht als Franzoſe ſich fühlte, ſondern daß er ſich mit all der Energie, deren ſeine großdenkende Seele fähig war, ſeinem neuen Vaterlande zugewendet hatte. Von dem Augenblicke an, als er bei Petronell zum erſten Male das Schwert zog wider Oeſterreichs Feinde, hielt er treu und unverrückt an ihm feſt bis an das Ende ſeiner Tage, tauſendfach die zuvorkommende Aufnahme vergeltend, welche er, ein kaum gekannter Jüngling, daſelbſt gefunden hatte. Und was er ſeinem ſelbſt gewählten Vaterlande geweſen war, das begriff nicht nur der Kaiſer, als er in der Bedrängniß ſeiner letzten Regierungsjahre in Eugens Tode den Grund ſeines Unglückes ſah. Auch ein anderer Beurtheiler, den wohl Niemand der Parteilichkeit verdächtigen wird, König Friedrich II. von Preußen hielt den Tod des Prinzen für die Urſache, warum die Regierung Karls VI. ſo viel glanzloſer endete, als ſie begonnen hatte. Und noch Jahre nachher, als derſelbe Friedrich Oeſterreich bedrohte, da brach ein Mann, welcher den Rathſchlägen Eugens ſo oft entgegengearbeitet hatte, der Hofkanzler Sinzendorff in der Angſt ſeines Herzens in die Worte aus: „Wenn nur der einzige Eugen noch am Leben „wäre, dann wäre uns Allen geholfen."

Aber ſo wenig die Klage um den Prinzen es vermochte, ihn ſelber wieder in's Leben zu rufen, ſo wenig war ſie im Stande, Andere zu erwecken, welche es wagen durften, ſich ihm an die Seite zu ſtellen. So dichtgedrängt die Reihe hervorragender Kriegsmänner auch war, die nach Eugen die Waffen des Hauſes Oeſterreich trugen, ſo berühmte Feldherrn ſich unter ihnen befanden, da gab es doch Keinen, welcher ſechs ſo herrliche, ſo entſcheidende Siege, wie die Tage von Zenta und Höchſtädt, von Turin, Malplaquet, Peterwardein und Belgrad, alle die anderen Großthaten noch ungerechnet, aufzuweiſen vermochte. So ausgezeichnete Staatsmänner auch ſeither im Rathe der Kaiſer ſaßen, Keiner aus ihnen, ſelbſt Kaunitz nicht, nahm die Stellung ein, welche Eugen inne hatte. Keiner beſaß in demſelben Maße wie er die Liebe des eigenen Volkes, das Anſehen bei den fremden Regierungen. Und wenn gleich ſo manche hervorragende Männer als Schützer und Förderer der Wiſſenſchaft und Kunſt in Oeſterreich wirkten, nicht Einer hat es auch hierin dem Prinzen im Entfernteſten gleich gethan. Das iſt es aber, was den eigentlichen Maßſtab liefert zur Beurtheilung der Größe Eugens, daß er nach jeder dieſer verſchiedenen Richtungen hin unübertroffen daſtand, daß ſo viele Eigenſchaften in ihm vereinigt waren, deren jede für ſich ſchon den Ruhm eines Mannes begründet, und daß ſie, was mit dem freudigſten Stolze betont werden darf, von einem Charakter getragen wurden, deſſen vollendete Reinheit und ſittliche Größe auch nicht der leiſeſte Flecken trübt.

Anmerkungen.

Erſtes Capitel.

[1]) Conferenzprotokoll vom 5. Jänner 1717. Hausarch.

[2]) Ueber Karls XII. Tod ſchreibt Eugen am 8. April 1719 an den Erbprinzen Friedrich von Heſſen-Caſſel „la mort inopinée de feu S. M. le Roy de Suède m'a „sensiblement touchée, quoyque je n'eusse pas l'honneur de le connaitre, ses „grandes actions et sa fermeté anroient mérité un sort plus heureux. La dou„leur que cette perte m'a causée vient d'être soulagée par le plaisir que j'ay „d'apprendre l'avénement de S. M. la Reyne à la couronne de Suède . . . . .

[3]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 25. Auguſt 1717. Kriegsarch.

[4]) Mémoires de S. Simon. XIX. 322.

[5]) Comentarios II. 158—165.

[6]) Lord Mahon. History of England. Tauchnitz ed. I. 301.

[7]) Comentarios II. 167.

[8]) Bartenſtein. Gedanken über den gegenwärtigen Zuſtand des durchl. Erzhauſes. Manuſcript. Fol. 231 Blätter. Kaiſ. Hofbibliothek.

[9]) Conferenzprotokoll vom 2. Februar 1716. Hausarch.

[10]) Penterriedter an Eugen. London, 19. April 1718. Man ſchreibe das zu hoffende Gelingen des Werkes „E. D. darüber gehaltenen Hand und Vermögen zu und erkennt „dero Großmüthigkeit um ſo mehr als verſchiedene Umſtände E. D. billig hetten zurück„halten können".

[11]) Conferenzprotokoll vom 23. Juli 1718. Hausarch.

[12]) Die Abſchrift der Inſtruktion vom 8. Juni 1718 datirt und durch Penterriedter an Eugen geſendet, im Kriegsarch.

[13]) S. Saphorin an die engliſche Regierung. 1727. State paper office. London. „Le Maréchal Zumjungen, qui commande aux Pays Bas, a la reputation d'être „très entendu; il est doux et équitable, et s'il avoit plus d'audace et de résolu„tion, il lny manqueroit pen des qualités nécessaires à un bon Général.

[14]) Eugen an Daun. Wien, 1. Febr. 1719. Kriegsarch. Er ſagt in Bezug auf Zumjungen „ . . . muß geſtehen daß diejenige welche gute Subalternen ſeyndt undt „die hohere Befehl wohl undt geſchickt zu vollziehen wißen, nicht allemahl in dem Co„mando reussiren undt die dazu gehörige Geſchäfte vor ſich anzuordnen oder von der „Beſchaffenheit deren umſtänden zu profitiren undt a tempo eine resolution zu neh„men fähig ſeindt".

[15]) Der Kaiſer an Daun. Wien, 14. Februar 1719. Kriegsarch.

[16]) Zumjungen an Eugen. Melazzo, 24. April 1719. Kriegsarch.

[17]) Zumjungen an Daun. Melazzo, 13. Mai 1719. Kriegsarch.

[18]) Mémoires du Feldmaréchal Comte de Mérode II. 219. 229.

[19]) Daun an Eugen. Neapel, 13. Juni 1719. Kriegsarch.

[20]) S. Saphorin, deſſen Schilderungen freilich faſt immer mit ſchwärzeſter Farbe gemalt ſind, ſagt über ihn: „Le Comte de Wallis, l'ainé, General d'Artillerie, passe

„pour avoir beaucoup de science militaire dans le petit, mais non dans le „grand; on lui attribue d'être fort inquiet, dur et brouillon". Bartenſtein nennt ihn „einen zwar ſehr geſchickten und erfahrenen, aber mit ſonſtigen großen Gebrechen „behafteten General".

[21]) Seckendorff's Leben I. 81.

[22]) Eugen an Seckendorff. 17. März 1717. Kriegsarch.

[23]) Von Seckendorff ſagt S. Saphorin: er habe „la réputation de savoir bien „les détails de son métier, mais de s'échauffer trop dans l'action et de ne pas „donner ses ordres avec netteté" . . . Eugen ſelbſt nennt ihn ſchon am 9. Februar 1709 „einen ſo wakheren vndt berühmbten officier" . . . .

[24]) Mercy (eigentlich deſſen Secretär, der in Mercy's Namen ſchreibt) an Eugen. An camp près de Schiso. 14. Juli 1719. Kriegsarch. „ . . . . persoune n'a connu „ce pays ci et cette guerre ne finira pas sy tost que l'on se l'est imaginé, puisque „touttes les suppositions sur les quelles on s'était flatté et fondé un pen trop „legerement tant à légard dn nombre des Ennemis qui sont aussi forts que moy „en campagne, que par l'inclination des gens du pays qui est tont à fait opposé „ . . . . . le mauvais réglement des finances de Naples, nne marine entièrement „abbattue . . . . . des gens qui se melent des affaires pour lenrs interets en „negligeant ceux du maître . . . . sont l'origine de tous les desordres . . . . le „changement subite m'a snrpris, je ne scais pas ce que la nouveauté vaudra . . . „Nous n'avions point perdu de temps jusqu'à l'onze que j'ay esté accablé d'nne „maladie le jour que je voullois me mettre en mouvement pour suivre mes „operations, presque pareille à celle que j'ay eu devant Belgrad, à la reserve „que je n'ay point perdu l'ouye, mais j'ay esté deux henres comme mort, sans „sentiments et la finction s'est jetté sur les yeux comme nne fonte d'eau qui „m'oste entièrement la lumière et me met hors d'état d'agir. Les chirurgiens „espèrent qne cela n'aura pas de suite, mais si cela continne encore qnelques „jours je crains fort d'estre pour le reste des miens condamné an malheur de „ne plus voir la lumière. Juges de ma sensibilité dans dn temps ou j'espé- „rois me faire un peu de mérite dans le monde et m'attirer son approbation „dans celle dn maître . . . . J'ay remis les affaires au général de Znmjungen qui „prend tons les soins qn'il est possible et concerte avec luy autant qne ma mal- „henrense situation le permet . . . ."

[25]) Bonneval an Eugen. Meſſina, 1. April 1720. Kriegsarch. „. . . . . Faites „moy donc Monseignenr accorder quelqne grace qui puisse me servir de „pretexte ponr la retraite dans nn des pays de l'Empereur; soit en Flandre, „soit icy, n'étant nullement attaché aux biens que j'ay en France ni à l'amour „qne le vulgaire a commnnément pour la patrie" . . . .

[26]) All die Anpreiſungen Bonnevals über ſeine eigenen Feldherrnthaten vor Turin und Peterwardein ſind unglaubliche, freilich bis jetzt überall für wahr gehaltene Uebertreibungen. In keinem der Berichte, welche Eugen über dieſe Schlachten erſtattete, kommt er unter denjenigen vor, die der Prinz beſonders belobte. Bei Peterwardein geſchah dieß nur mit Pálffy und Alexander von Württemberg, dann ſämmtlichen Generalen der Cavallerie, zu denen Bonneval nicht gehörte, der einfach unter den Verwundeten aufgeführt wird. Das Handſchreiben des Kaiſers, welches Bonneval erhielt, war die Folge

einer damals beobachteten Gewohnheit, indem nach einem erfochtenen Siege an alle Generale, welche der Schlacht beigewohnt hatten, derlei gleichlautende Handschreiben gerichtet wurden.

[27]) Seckendorff an Eugen. Melazzo, 13. Februar 1719. Kriegsarch.

[28]) Mercy an Eugen. Messina, 10. Septbr. 1719. Kriegsarch. „Je ne puis assez „me louer de M. de Schmettau dont la valeur et les soins sont très distingués; „je crains tous les jours de le perdre après quoy je seray fort embarassé . . .“

[29]) Mercy an Eugen. Messina, 20. Septbr. 1719. Kriegsarch.

[30]) Mercy an Eugen. Messina, 14. September 1719. Kriegsarch. „ . . . Je suis „faché de devoir avertir V. A. que les ennemis sont ce qui m'embarasse le „moins, craignant bien plus le cahos qui règne à Naples; c'est une tour de „Babelle ou tout va sans dessus dessous, le Cardinal étant brouillé avec le Com„missariat et le Commissariat avec les géuéraux qui commandent, ce qui fait „que la teste leurs tournent à tous; . . . toutes les remoustrations que j'ay fait „par des officiers que j'y envoye, sont inutilles, et les ordres qu'ils recoivent de „la Cour ne sont point suivis, tout ce que s'y fait est toujours trop tard . . . . „les officiers sont miserables et la pluspart des trouppes sans chemises et sans „souliers“ . . . .

[31]) Mercy an Eugen. Messina, 29. August 1719. Kriegsarch. „Comme depuis „la prise de Messine je me trouve plus en commerce avec les Seigneurs et les „gens de ce pays cy, j'ay taché de m'informer de ce qui les engageoit à être si „fort unis pour les Espagnols, et ils m'ont tous respondu qu'ils s'estonnoient „que j'en fus surpris, puisque je scavois aussy bien qu'eux qu'on leurs destinoit „de la Cour de Vienne des Espagnols pour les gouverner, que pour l'Empereur „ils seroient toujours ravys d'estre sous sa domination, mais qu'ils ne savaient „comment comprendre qu'on se servoit des Allemands pour chasser les Es„pagnols afin de leur en rendre d'autres, et qu'ainsy se voyant toujours assu„jettys à luy, ils aimoient mieux rester avec ceux quils estoient accoutumés „qu'en avoir de nouveaux, qu'ils ne regardoient pas comme ce qui estoit de „plus distingué en Espagne . . . . Cette reponse m'a surpris dantant plus qu'ils „ont assuré que s'ils pouvoient se flatter que le gouvernement fut allemand, „que l'Empereur n'avoit aucun de ses pays qui lui soit si attaché que celuy ci“ ... Eugen antwortete hierauf am 23. September . . . „le raisonnement des Siciliens sur „leur étroite union contre nous mérite une attention et je ne manqueray pas „d'en faire un bon usage lorsque l'occasion se présentera de parler sur pareille „matière à S. M. I. . . .“

[32]) Eugen an Mercy. Wien, 16. September 1719. Kriegsarch. „Je conviens avec „vous qu'il faut traiter ces gens et la ville de Messine avec douceur pour ne pas „rendre encore plus reveches les autres par un mauvais exemple . . . .

[33]) Der Hofkriegsrath an Bonneval. Wien, 23. September 1719. Kriegsarch.

[34]) Vortrag Eugens an den Kaiser. Wien, 4. November 1719. Der Hofkriegsrath an Mercy und an Bonneval. Wien, 20. November 1719. Kriegsarch. Schon am 8. November schrieb Eugen selbst an Bonneval: „J'aurois souhaité que vous eussiez „évité les difficultés que vous avez fait tant par rapport à la disposition du „corps que vous avez conduit, que la parole et le service de votre personne

„selon le rang de l'ancienneté. Je vous conseille en bon ami de vous y con„former selon les ordres claires et positifs confirmés par la règle et les obser„vances du service“. Am 23. November wiederholt ihm der Prinz, er hätte den Conflict vermeiden ſollen: „vos ordres et la regle du service étant contraires à „l'opinion que vous aviez. Je suis trop de vos amis pour ne pas vous dire les „choses telles comme elles sont et vous conseiller ce que je trouve convenir au „service de S. M. et à vous même. Vous apprendrez plus amplement ces „instructions par le conseil de guerre persuadé de votre attention à vous y „conformer sans aucun égard et de vivre avec une parfaite subordination, har„monie et union avec les supérieurs généraux . . . . . .“ Bonneval unterwarf ſich ohne Widerrede Eugens Anordnungen. In demüthigſter Weiſe antwortet er am 15. Dezember, er werde für des Kaiſers Dienſt ſtets opfern „mes opinions particulières, mon „sang et ma vie, mon zèle étant même assez vif pour obéir à un inférieur si „l'on le croyoit utile à nos affaires . . . .“

[35]) Eugen an Mercy. Wien, 23. November 1719. Kriegsarch. „C'est une morale „impossibilité que le Royaume de Naples puisse continuer à fournir toute la „plus petite subsistence quand même on auroit des millions. Les ennemis se „tirent d'affaire sans assistance du dehors, je ne comprends pas ce qui vous „empeche d'en user de même dans une situation de beaucoup supérieure tant „par rapport aux places que l'armée . . .“

[36]) Mercy an Eugen Castel vetrano, 12. März 1720. Kriegsarch. „le viceroy „est un honeste homme sans genie, quelques uns de ses gens luy font „faire bien des fautes“. Und am 19. Juni 1720 ſchreibt Mercy an Eugen: „le viceroy est un bon vieux Seigneur mal gouverné, obsédé par quatre „ou cinq Espagnols qui luy meslent toute sorte de choses en tête, la pa„renté qu'il a icy cherche de profiter de son régne, son age luy oste la „vivacité du jugement aussi bien que la mémoire, et le corps qui reste sans „ses facultés se trouve assoupi seize heures des vingt quatre, de manière qu'en„tre le boire et le manger avec le temps qu'il faut pour dissiper les vapeurs du „sommeil et du vin il n'en reste pas pour le travail“.

[37]) Vortrag Eugens an den Kaiſer. Wien, 11. Dezember 1720. Kriegsarch.

[38]) Eugen an Zumjungen. Wien, 11. Dezember 1720. Kriegsarch. „Daß beſondere „Vertrauen welches ich allzeit zu Ew. Exc. geheget habe, veranlaſſet mich deroſelben „hiemit offenherzig doch im vertrauen zu erinnern, daß Se. Kayſ. May. zu Allerh. wohl„gefallen gereichen wurde, wan Sye gleich wie biß anhero pro interim, alſo ins künftig „das militar commando in Sicilien übernehmen möchten“. Eugen findet „als aufrich„tiger Freund, daß Ew. Exc. ſich dieſer Allerh. veranlaſſung um ſo willfähiger unterzie„hen ſollten, als es ein gar ungemeines Kennzeichen der Allerh. Gnade und bey nicht „erfolgender Annahme zur ungnade außgedeutet werden könte, um ſo mehr als es nur „auf eine gewiſſe Zeit angeſehen“.

[39]) Dieſe Stelle warf allein ein Einkommen von 36,000 Gulden ab.

Zweites Capitel.

[1]) Reipperg an Mercy. Wien, 15. Dezember 1719. Kriegsarch. „Ich muß auch „als eine Perſon, die in denen dingen ſo Ew. Exc. angehen nicht capable was zu ver-

„behlen, zugleich vorſtellen daß dieſelbe zuvörderiſt dahin ſehen mögten die Spanier ins-
„geſambt und was denenſelben anhängt, abſonderlich aber den Vicekönig in Sicilien
„nicht zu disgoustiren noch in Uneinigkeiten mit ihnen zu kommen, indeme man allhier
„wann auch das größte Recht vorhanden und das Intereſſe ein anderes erforderte, wieder
„dieſelbe nicht auskommen, ſondern nur Feindſchaft und Verfolgung zu gewarten hat,
„welches unter der Hand und per indirectum von Ihro hochfürſtl. Durchl. erfahren
„und wohl merken können, daß ſie nicht ungern ſeheten, daß dieſes Ew. Exc. als ein
„von mir kommendes Avertiſſement überſchrieben" . . . .

[2]) Das Intereſſantere derſelben befindet ſich im Hausarchive, iſt ohne Datum und lautet: „E. L. kan ich vnmiglich exprimiren, mit waß chagrin ich vernommen den
„Vnluſt, welchen dieſelbe gehabt haben über daßjenige Waß bey den vorlezten Ball vor-
„beygangen; ſo aber daß vnglückh wollen daß eben denſelben dag Mein kayſerin ſich nit
„recht wohl befunden vndt auch einen ſchmertzen an den Fuß gehabt, weſſendtwegen ſie
„gar mit niehmanden hat danzen wollen. Weilen aber eben ſelben dag der Prince von
„bevern daſ erſte Mahl zum Ball kamm, hat ſie doch einmahl mit ihme alſ einen von
„ihren Hauſe vndt nahenden Anverwandten danzen wollen. Will alſo nit hoffen daß
„E. L. diſes waß geſchehen ſo ſehr zu Herzen nehmen werden, vndt erſuche dieſelbe gewiß
„persuadirt zu ſeyn, daß in allen erdenklichen occasionen allen Egard vor ihre eigene
„Perſon vndt Hauſ haben werde; Waſ ich vor ein unbeſchreibliche lieb vndt estime vor ihre
„Perſon vndt meriten, glaube nit daß vonnöthen iſt viel zu contestiren, indeme hoff
„daß ſie ohne deme genug davon persuadirt ſein konen. Hoffe alſo daß E. L. auf das-
„jenige waſ neulich geſchehen, nit mehr denken ſondern persuadirt ſein werden, daſ ich
„nichts anders verlange alſ nur viel occasionen zu haben, deroſelben vndt ihren ganzen
„Hauſe vndt allen waſ ſie angeht, Meine vnverenderliche Estime vndt vetterliche lieb
„vndt affection zeigen zu konnen, mit welcher ich allzeit beſtendig verbleiben werde E. L.

gutwilliger Vetter

Joſeph.

„P. S. Weilen auch morgen die romaniſche Conferenz habe anſagen laſſen, vmb 10
„Uhr, ſo erſneche E. L. ſchönſtens noch vor derſelben zu mihr zu komen, damit ich mich
„mit ihnen beſſer mindlich expliciren vndt ſie Meiner vnverenderlichen lieb vndt affec-
„tion verſichern könne."

[3]) Karl VI. an Eugen. Wien, 19. Dezember 1713. Ganz eigenhändig. Hausarch. Er lobt ihn „daß ich ſehe daß Sie auch mein Verlangen nach trey, clar vndt offenherzig
„ſich gegen mich erefnen, ce que je pretens ansi toujours de justice à cause de
„l'inviolable attachement que j'ay et aures tonjours ponr vous" . . .

[4]) Karl VI. an Eugen. Ohne Datum. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Durch-
„leichtiger Fürſt. Da E. L. auf geſtrigen vndt heutigen expeditionen ausführlich ver-
„nemben werden, was auf dero letzte relationen ihnen pro notitia weither zu
„ſchreiben wohl gefunden worden, habe denenſelben weithers nichts beyzuſetzen, alß das
„in dieſer völligen negociation mehr alß nie dero vernunfft, prudentz vndt Eiffer für
„meinen Dienſt zu Erſehen geweſen iſt, vndt Ich vber dieſelbe ſo zufriden, vndt Sye
„ſelbe ſo völlig nach meiner intention vndt interesse geführt haben, das Ich glücklich
„mich halte, Einen ſolchen Diener zu haben, vndt diſes neben andern mein Erkhantnuſſ,
„obligation, lieb vndt Verthrauen gegen E. L. ſo vill es möglich waren macht, welche
„auch ferners in werkh zu Erzaigen nit Vnterlaſſen werde; Andertens, das, da Ich dann

„E. L. conduite auch in den lezten remarquen völlig approbiere, die Erinderungen „die heunth E. L. Eingeſchickhet werden, nit vor Einen befehl, ſondern nur Ihnen pro „noticia geſchickt worden ſeynd, damit Sye ſich deren thailß- oder gar nicht gebrauchen „khönnen, wie Sye es vor meinen Dienſt am beſten finden werden, drittens vndt vor „allen wiſſen Sye nit nur das Verlangen, das Ich auß naigung vndt Verthrauen zu „Ihnen trage, de uons pouvoir embrasser au plustôt. ſondern das auch neben den „an dero vnuerzüglichen Zuruck khunfft das totum meines Dienſt ligt, dann hier vill „Sachen gar nicht, vndt die maiſten vill langſamber (da doch an der Zeith alles ligt) „geſchechen werden, wann E. L. nit gegenwerttig ſeyndt, alſo mon Prince presses „uostre uoyage tant que humement sera possible pour mes interes et pour me „donner la consolation d'auoir ponr quelqne temps une personne, de la quelle „je me puisse en tout confier, welches iezt nicht iſt;"

„Sye laſſen ſich dann von Villars nicht anſhalten, auſſer allein im Fahl Er Ihnen „ſchreibte, das khein anſtandt mehr, auſſer zu vnterſchreiben, ſonſt ſezen E. L. ihre raiß „forth, vndt khönnen deme Villars ſchreiben, das wann Er was zu ſchreiben hat, Er es „E. L. hieher berichten khnnte, dann Sye ihre Raiß fortſetzen mieſſen; zu Angſpurg iſt „nöhtig dem Reich Eine verthreuliche Eröfnung zu thnen, damit es deſto weniger ſich „zum Krieg entſchuldigen khönne, Sonſten fahte Ich auf das Vorige neues au plustot „dann obwohlen man arbeithet, vndt ich greine, vndt Predige, geſchieht doch wenig; Ich „ſehe das iezo gedult zu haben, allein mit der Zeith würdt man Ein Ernſtliches mittl „finden mieſſen; Ich halt mich in dieſen intrinsecis nicht auf, dann Ich mehr baldt „mündlich zu ſagen hoffe, vndt der Courier auf diſen Brief wartt."

„Der graff Dona khomt her, würdt man alſdann ſehen, ob mit Prenſſen was zu „machen iſt, Es khombt auch die Zeith vom landtag in hungarn, welches auch proble- „matiſch ob Er iezt fortzufahren vndt zu ſchlieſſen oder noch lenger aufzuſchieben, „welches zu bedenkhen vndt E. L. mainung mündlich zu vernemben wartten werde. Auf „Walliſchlandt iſt auch nicht zu vergeſſen, dann Ich förchte wür dorth auch Einen Krieg „haben werden, wo alßdann forderiſt auf Einen General zu denkhen, mit dem mueß Ich „aufhören, vnd den Courier nit aufzuhalten, je uous embrasse etc."

*) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 8. Auguſt 1716. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Weylen erſt vor zwey Stunden der Kevenhieler mit E. L. angenemen Briſ vndt der „groſſen Zeitung der ſo vollkommenen victori widter den Erbfeindt ankomen, welchen „Sig ich nebſt den augenſcheinlichen gottlichen Segen allein E. L. eyſer, trey vndt ver- „nünftigen condnite zuſchreiben lan, ſo hab ich nicht vnterlaſſen konen noch mit diſer „poſt mich dayber mit E. L., alſ die den meyſten antheil haben, zu erfreyen, anbey E. L. „mein danknehmig vndt erkandtlichs gemüth dayber beſtens zu bezaigen, den durch dero „eyſer, trey, lib vor mich vndt mein dienſt ich ney Brſachen hab, mein ſchon vorhin „gehabte Estime, conſidenz vndt treyherzige lib gegen dero Perſon zu vermehren, welche „E. L. auch allzeit verſichert ſein konen, daſ ich ſelb allzeit bezeigen werdte . . . . . in all „dieſen hab ich eins, worin gar nicht mit ihnen zufrieden bin, daſ iſt die Geringhaltung „vndt wenige Achtung auf dero Perſon, wie auch ſchon vernomen auch in dieſer action „geſchehen. E. L. gedenken, daß ihnen allein ich mein Armée vndt alſo landt vndt leut „anvertraut, daß ich in ſie allein in allen mein greſt vndt innig wahre Conſidenz geſezt „vndt beſtändig ſeze, ich will nichts ſagen von mein particolar lib gegen dero Perſon, alſo „hofte ich, daß alſ diſ E. L. dero von mir ſo estimirte Perſon beſſer in Acht nemen

„werdten, vndt werdt diſ vor ein Zeichen der Lieb E. L. gegen mich nemen. Bitt alſo „pour amour de moy, changes vous en cela et ayez pius de soins de votre per„sonne, si vous aimes ma personne et mes interets“ . . . Dieſe Sammlung eigenhändiger Briefe des Kaiſers an Eugen iſt mir erſt, nachdem der zweite Band des vorliegenden Werkes ſchon zum Drucke befördert war, mitgetheilt worden. Sie konnten daher in dem vorhergehenden Bande noch nicht berückſichtigt werden.

[9]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 20. Auguſt 1716. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Es werdt E. L. etwa das eingeſchloſſene paquet befremden, allein weil ich ſchon vorhin „weiß, was particolar lieb Sie vor mein perſon hegen, welches E. L. abermahlen nur „allzuvil bey der letzten action bezaigt, vndt ſelben allein ich die groſſe victori zuzuſchreiben „hab, alſo dadurch auch mein Lieb vndt estim vndt erkantnuß, wan es noch moglich war „zuwaxen muſte, ſo hab ich kein andern weg gefunden, vmb von dero libſten person „ſchir als ein amant allzeit inseparabl zu ſein, alſ ihnen mein ſchandlichs geſicht wenig„ſtens gemahlen zu ſchicken, weil es leider ſelbſt nicht bey ihnen ſeyn kann, vmb dadurch „allzeit bey E. L. zu ſein vndt anmit ſo oft E. L. es anſehen, ſich erindern, daß wie mein „bildt, alſo ich, mein Herz vndt erkandtnuß allzeit bey ihnen vndt nie in geringſten nicht „von E. L. separiren noch andern werdt, auch damit das Bildt E. L. erinder, daß ſo „mich E. L. liben, ſie ſich nicht mehr ſo risquiren vndt in gefahr ſetzen, ſondern ſich mir „zu lieb mehr ſchonen ſollen, ſonſt ich mein bildt zuruckruſen vndt mein amitié auffagen „werdt. Diſ iſt alles was mich bewegt hat, diſes ſchandlich Geſicht E. L. zu ſchicken, „damit wür allzeit auch entfernt inseparabl bleiben, alſo hoffentlich ſelbes bey ſich haben „vndt dan vndt wan anſchauen werden, vmb ſich in ihren villen occupacionen auf ein „der ſie liebt zu erindern . . . au reste mon cher Prince hoſ ich daß ſie mein ſchand„liches geſicht alſ ſchir ihr maitres wenigſt dan vndt wan anſchauen werdten, vndt alſdan „es vor ein anmahnung nemen vndt nicht ſo exponiren ſollen, auch vor ein zeichen daß „ich von ihnen in der Lieb, estim vndt confidenz nie in geringſten separirt bin, noch „iemahls ſein werdt, ſondern persuadirt ſein, daß ich mit den herz vndt gedanken wie „das bildt in der figur allzeit bei ihnen vndt ihres eyſer vndt trey gegen mich vndt mein „dienſt beſtendig erkantlich ſein werdt, avec quoi mon cher Prince je vons embrasse „de tout mon coeur“ . . . . . Und am 14. September 1716 ſchreibt der Kaiſer: „ . . . . . E. L. Dank vndt expressionen vber mein ſchandlichs geſicht waren wohl „vnnotig, dan diſ zu kein endt geſchickt alſ um wenigſt in copia — weil ich in original „abgehindert bin — allzeit bey E. L. zu ſein, vndt damit ſie deſto oſters auf mich denken, „vndt allzeit dadurch verſichert ſeyn mogen meiner vnverenderlichen lib, erkanntnuſſ vndt „estim vor dero Perſon vndt forderiſt daß E. L. durch diſ portrait erindert werden, „ſich mir zu lib mehrers zu ſchonen vndt auf dero Perſon ſorg zu tragen, welches E. L. „abermahlen auf das kreftigſt erſuch vndt mir ſogar den terminum nemen will es E. L. „ernſtlich zu befehlen“ . . . .

[7]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 4. Oktober 1716. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Erfreye mich mit E. L. daß auch der Pabſt ſo loblich alſ billich E. L. gegen die ganze „Chriſtenheit erworbne meriten zu distingniren waiß, wo ich umb ſo mehr antheil hab „alſ ich daſ glick hab daß ein meiniger vndt von mir ſo glibter General diſe meriten hat „vndt ich mich in alle interessir was E. L. betreffen kan. au reste mogt ich wohl meinen „liben Prinzen in diſer function vndt mit den ſchönen capl ſehen vndt in gehaim ein wenig „lachen, dan ich E. L. humor in ſolchen funcelouen kenne. E. L. wunſch zu mein tag iſt mir

„vmb ſo koſtbarer, alſ waiſ vndt mich flatirt, daſ er von ein gemüth herkombt, qu'est tout à „moy vndt von welchen ich par estim vndt inclinacion auch ganz bin . . . Izt hab ich „mit E. L. abzurayten vndt mich en amy et en personne qui vous aime et estime „vber E. L. zu beclagen, daß ſie meiner affection ſo wenig correspondiren vndt da „E. L., was mir an ihnen ligt, ſie ſich doch tag- vndt ſtundtlich in gefahr ſezen vndt „hazardiren ein Vnklick zu haben; daß iſt nicht meiner freindtſchaft correspondirt, „mir allweil ney ſorg vndt ſorcht geben, alſo bitt ich E. L. nochmahlen par l'estime, „atachement que vous dites dans votre letre inviolable envers moy, ſie ſchonen „ſich mehr, vorderiſt in trencheen, woh einmahl nicht notig ſich ſo zu exponiren, vndt „wan diſ nicht hilft, ſo nimb ich mir die Freyheit es E. L. zu befehlen beſſer auf ſich acht „zu haben. E. L. wiſſen am beſten wie die ordres in Feldt genau mieſſen observirt „werdten, alſo hoſ ich, E. L. auch diſer nachkomen vndt werdt E. L. dazu mein portrait „vndt die lib, die ſie gegen mich haben, ſtundlich erinnern“ . . . .

*) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 21. Oktober 1716. Ganz eigenhändig. Hausarch.

*) Der Kaiſer an Eugen. Favorita, 20. Juni 1717. Ganz eigenhändig. Hausarch.

„ . . . Anjezo komb ich auf die beantwortung E. L. vorigen briſ vom 7. diſes vndt „kan nichts widter E. L. fundirte Vrſachen vndt dificulteten einwenden, wie ich mich „dan vollig, was mein Perſon vndt hinabraiſ betrift, auf E. L. mainung vndt rath „verlaß, vndt denſelben ſolgen werdt, da ich dabey wohl ſicher bin, daß E. L. ſowohl auf „mein ſicherheit (welche Gott vberall endlich ſorgen werdt) alſ auf mein gloir vndt „decoro wie auch auf daß verlangen, daß ich hoſ vnter ein ſolchen maiſter recht diſ nobl „handwerk zu lehrnen vndt bey E. L. zu ſein, dencken werden; ich gib aber die ſach noch „nicht verlohren vndt wie ich verlang vndt nie vbl nemen werdt, daß E. L. mir aufrichtig „vndt recht in vnſrer confidance ihr mainung ſchreiben werdten, ſo werdten E. L. auch „zufriden ſein daß ich noch mein Verlangen nicht verlohren gib vndt hoſ, da vorderiſt der „punct der passage vberwunden, ich noch villeicht balt vber diſen punct ein beſſer nachricht „von E. L. bekomen vndt ſie noch in ſelbt werdt embrassiren konen, welchs mein einzig „Verlangen iſt vndt auch deſſentwegen noch derweil Alles dazu richten laß. Ich verlaß „mich in diſen vndt allen auf E. L. vollig, vndt hoſ auch baldt was guts auch in diſen „von E. L. zu vernemen. Sonſt kan ich E. L. auch nicht bergen, daß die wahrheit zu „ſagen, mir ſo vill franzoſiſche volontaires von allerley rang vndt qualitet gar nicht „anſtehen, vndt daſ auf ein gewiſſe Waiſ auf ſie acht zu haben ſein wirdt, abſonderlich „ſteht mir ob zu ſorgen, daß ſie nicht E. L. person ſelbſt in ein oder andern occasion „vngelegen, ja auch gefahrlich ſein konten, alſo vberlaß ich E. L. dunken, ob etwan nicht „moglich vndt rathſamb wer, vnter ein obter andern pretext zu befehlen, daß die volon- „tairs nicht in haubtquartir vndt vmb E. L. person ſein, ſondern ſich allzeit vnter die „regimenter auftheilen, bei ſelben bleiben, vndt dort dienen ſollen; daß hat mich bewo- „gen die erkantnuß der Franzoſen vndt die ſorg vndt lieb, die ich vor dero person hab, „E. L. zu erindern, welcher thun werdten, waſ ſie an beſt vndt thunlichſten findten „werdten. Vbrigens kan ich nicht weniger alſ mit aller kraſt vndt nachtruck daſ E. L. „ſchriftlich widterhollen vndt einzubindten, was ich ſchon mundlich vor ihrer abraiſ gethan „hab, nemblich daß E. L. gedenken, daß dem publico, meinen Dienſt, meiner lieb „vndt vertrauen, die ich in kein anderen ſo wie in E. L. hab, alles an E. L. conser- „vacion gelegen, alſo E. L. nochmahlen mit allen ernſt bitte, auftrag vndt befelhe, daß „ſie auf der lieb vndt eyfer, die ſie gegen mich haben, auf dero Person all ſorg tragen,

„ſich nicht zu vill, abſonderlich in fall einer Belagerung obter accion exponiren, vndt „ſo vill moglich wegen mich ſich conserviren vndt ſchonen mogen, vndt waſ dazu kombt, „E. L. ſich erindern daſ diſ ein Bitt vndt Befehl von diſen iſt, der ſie liebt vndt estimirt, „vndt alſo E. L. deſto mehr darauf reflectiren werden. Diſ kan ich nicht genug ein„bindten, vndt werdt es alleweil widerhollen, damit ſich E. L. deſto beſſer daauf erin„dern konen. Sonſt bleib ich noch in der Hofnung, E. L. noch bey der Armee embras„siren zu konen vndt bitt E. L. wan ſie die moglichkeit dazu ſehen, mich bei zeiten davon „zu erindern. Mon cher Prince je repete encore pour l'afeccion et zele que vous „avez ponr moy, conservez et ayez soin de votre personne et soyez persuadé „que je suis et seres avec tout estime afeccion et confiance et tonjours tout „votre" Carl.

[10]) Karl VI. an Eugen. Favorita, 25. Juli 1717. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[11]) Vom 18. und 25. September 1717, dann vom 28. Juli 1718. Hausarch.

[12]) Eugen an Giulio Bisconti. Wien, 30. Auguſt 1727. Hausarch. „. . . basta „che principia uno a far il progettante per perdere appresso di me il concetto „che ne ho avuto, havendo trovato per lo più poco fondamento o realità in qnei „che sogliono fare qnesto mestiere". . . .

[13]) So ſchreibt Eugen am 13. Mai 1722 an Prié: „Il sera connu à V. E. qn'on „avoit icy le dessein d'etablir un conseil de marine pour tous les pais de S. M. I. „et que Mylord Forbes a été pour cet effet icy . . . J'entre d'autant moins dans „cette affaire, que j'en ay jamais crn devoir m'en meler." Und an den Chevalier de la Merveille ſchreibt er am 25. Februar 1728, er zweifle nicht an ſeinen Kenntniſſen im Marineweſen; „mais ne me melant de ce qui se fait à cet egard, je ne sais „si la marine de S. M. I. sera mise bientôt sur un autre pied". . . . . Gegen Seckendorff ſpricht er ſich in ähnlichem Sinne aus, indem er ihm am 1. November 1732 ſchreibt: „Was den recomandirten Herrn anbetrifft, werde ich mit S. May. ſprechen, „Ew. Exc. wurden aber nicht übl thuen, in einer anhero erſtathenden relation davon was „zu melden, weylen mich nicht gerne in das hieſige Marineweſen miſche" . . . Hausarch.

[14]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 16. Juli 1716. Hausarch. „E. L. werden „auch lengſt vernommen haben, daß endlich Gott meinen Grav Philipp zu ſich genom„men, welchs mir recht empfindlich geweſen, indem ich ein ehrlichen guten diener ver„lohren, der mich auch allzeit recht lieb gehabt, ich zweifl nicht, es werden ſchon von „hir vill Obriſtſtallmeiſter gemacht worden ſein, ich hab aber gleich bey mir ſelbſt den „Althan resolvirt, welchs das apropoest gefundten vnd auch um die wahrheit zu „ſagen, nach dem Philipp kein anderer alſ er diſen dienſt ſo vorſtehn kunt; ich „hab ihn aber noch nicht publicirt, weil wie E. L. etwan ſchon ſein Scrupl kennen, „er es nicht will, noch ich ihm dazu hab bereden konen, werdt alſo doch auch widter „ſein willen ihn morgen declariren, wobey ich glaub, kein andern Unrecht geſchieht, „vndt will hoffen daß endtlich wan er ſieht daß ernſt iſt, ſich meinen willen resigniren „werdt. Au reste je vous embrasse de coeur, en esperant cher Prince vous „serez persuadé de mon afection et confiance constante envers vous, ayes soin „pour amour de moy de votre santé et chere personne et croyez moy toujours „tout votre" Carl.

[15]) S. Sapborin an Lord Townshend. 17. Dezember 1721. State paper office. London.

[16]) Eugen an Stella. 3. Auguſt und 17. September 1716. Hausarch.

[17]) Relation de la situation da la Cour da Vienne, dn 12. Septembre 1719. State paper office. Ich verdanke dieſe Mittheilungen der Güte des Kanzleidirektors am kaiſ. öſterr. Generalconſulate zu London, Herrn von Schäffer, welcher die von mir ſelbſt gemachten Auszüge aus den Depeſchen S. Saphorins auf meine Bitte vervollſtändigte. S. Saphorin ſchreibt: „Si l'Emploi da Président de guarre „et celui de Gouverneur des Pais bas excitent contra la Prince tous les „Favoris du Comte d'Altheim, celui ci lui en veut principalement à cause „da sa dignité et da sa répntation. Il ne peut pas souffrir un homme „qui lui est si supérieur et avec lequel il est si peu en état d'entrer en „paralelle, et quoiqu' il ait pour lui tonte la faveur de l'Empereur, cependant le „nom du Prince Eugène at cette hauteur avac laquelle il traite toutes les caba„les de la Cour, le désole. Pour faire éconter à tout le monde combien peu la „protection du Prince est ntile et pour détacher par conséquent da lui tous ceux „qui n'ont en vne qu' uniqnement leur fortune, il a suffit depuis quelque tems „qn'un homma en fut protégé pour être accablé. Le pauvre Comte Daun a „été rappellé ignominieusement da Naples, à cause qu'il a cherché vers lui „du remede aux maux dont les Espagnols accablaient ce Royaume“ ....

[18]) S. Saphorins Bericht vom 7. Mai 1719. State paper offica. „Le credit du „Prince Eugène diminua da jour en jour, car on a persuadé à l'Empereur que „ses airs dans les affaires particulières lui sont tous suggerés ou par la Comtesse „Bathyany ou par ses Referendaires. Et dans cette supposition l'Empereur dit „fort sonvent, qu'il defererait volontiers aux avis que le Prince Eugène lui „donne, pourvu qu'il pût être assuré qu' ils partent de son propre jugement, „mais qu'il ne se croit pas obligé d'adopter les sentimens de la Comtesse Ba„thyany. Le Comte da Starhemberg se tient antant qn'il peut eloigné de toute „intrigue et des affaires“. ....

[19]) Foscarini. Storia arcana. 119. 120.

[20]) Hormayr. Oeſterr. Plntarch. IV. 80. Starhembergs Leben. 771—774.

[21]) Foscarini. Storia arcana. 119. „Perciochè il Principa nè in publico nè „in privato si udi mai far parola dal Conte; mentre questi, per opposto, in„troduceva continuamente discorso dell'emulo suo, e ne censurava le azioni, „ora per disteso ed ora in molti arguti, dei quali si compiaceva“ ...

[22]) Der Hofkriegsrath an Eugen. 18. Juni 1718. Kriegsarch. „Wegen eines für „die Lombardia erklüſenden commandirenden Generalen hat man die darinnigen Herrn „Feldmarſchall darzue nichtsufficient zu ſeyn geglaubet und iſt derenthalben das teutſche „und ſpäniſche Miuisterium auf den Herrn Grafen Guido Starhemberg gefallen, vnter „welchem auch die andern wegen ſeiner anciennetaet wurden ſtehen können, dabey Wir „aber remonstriret das Vnß ohne außtruckhlichen A. g. Kayſ. befelch in dieſem puncto „einen vorſchlag zu thuen nicht wohl gezihmete; allermaſſen Wir erſt auch vorgeſtern „bey Ihro Kayſ. und Cath. May. mündlichen u. angefraget, ob Wir dißfalls die Mei„nung der Conferenz vertagen oder ſelbe etwan vorläufig E. D. Gutachten einhollen ſollen, „welches letztere ſie auch ohne mindeſten anſtand mit einer beſonderen Conſideration vor„gewählet und darinnen eigenhändig an E. D. zu ſchreiben vermeldet“.... Das in Aussicht geſtellte eigenhändige Schreiben des Kaiſers an Eugen, ſo wie deſſen Antwort fehlen.

[23]) Villars an Eugen. Paris le . . Octobre 1717 (das Datum iſt nicht ausgefüllt) Kriegsarch. „. . . L'on repend icy ce que je ne scaurois croire, mais ie suis trop „vostre serviteur pour ne pas vous en avertir que vos ennemis à la Cour „n'avoient rien onblié ponr vous rendre de manvais offices, et mesme „auoient esté sur cela plus loing qne l'on ne peut penser, surtout ser»vant un Empereur anssy penetrant et aussy juste et auquel vons anés ren»dn de si grands et de si importants services, mais ie eonnois la Cour et les »Conrtisans, et j'ay eû besoin qne la bonté dn ſen Roy leur imposat sonvent »silence et par des parolles dures, cependant ils gagnoient quelque fois terrein, „enfin Monsieur, sonvenés vous de ce qne ie vous dis en prenant congé de vous „à Vieune, lorsque vous partiés pour vostre premiere campagne d'Italie, et „que je partois aussy pour aller servir dans l'armée qui vous estoit opposé: »vous m'honoriés, en me disant adieu, de beauconp d'assurances d'amitié, et »j'en estois fort touché, vos courtisans qni voyoient des sentiments qu'ils ne »connoissoient gueres, masqnoient leur surprise de les trouver daus des gens „qui alloient estre ennemis; je leur dis vous estes estonnés, Messieurs, premie„rement de l'amitié, et puis qn'il pnisse y en avoir entre des ennemis, je vous »diray que comme je serois très faché des heureux succes des armes de M. le »Prince Eugène, quand Elles agissent contre mon maître, je luy souhaitte tons »les autres bonheurs, comme je suis persuadé qu'il apprendroit aussy anec »plaisir qne le Roy m'honorat de ses graces, mais voulez vous qne je vous dise „où sont les veritables ennemis de M. le Prince Engène, ils sont à Vieune et »auprès de l'Empereur; et les miens anprès dn Roy à Versailles. J'ay comté an »ſen Roy cette conversation et j'ose le dire, gens comme nous, n'ont d'ennemis »que ceux qne l'envie suscite, et comme la gloire en donne encore plus qne »la fortune, combien en deves vous avoir plus qne les antres hommes; Nos vo„loutaires françois vous rendent bonne jnstice et je me fais un grand plaisir de „les entendre, honorés moy toujours, Monsieur, de vos bounes graces; je les »merite par vons estre deuoué" . . . . .

[24]) Bericht des baieriſchen Reſidenten von Mörmann vom 7. Oktober 1719 unter der Bezeichnung: „Beſchreibung der Wienneriſchen Conspiration." Königl. Staatsarchiv zu München. Eine Abſchrift dieſes, ſo wie anderer in dem genannten Archive befindlicher Berichte Mörmanns über dieſen Gegenſtand verdanke ich der Güte des Herrn Profeſſors Stumpf. Mörmann ſagt darin „der Abbate Tudeschi welcher allein dieſen namen vndt „kleidung, ohne in sacris ordinibus ſich, wie einige nachrichten geben, zu befünden, „angenommen" . . . . .

[25]) Bericht S. Saphorins vom 4. Oktober 1719. State paper office. London. »Le Comte est un assez jeune homme, fort déréglé dans sa conduite, et mal »dans ses affaires, et qui par conséqnent avait besoin d'argent. N'ayant figuré »qn'à la Cour que comme un espèce de bouffon, par là il s'était aquis la liberté »de parler avec l'Empereur sans que personne y fit attention« . . . . .

[26]) Voriger Bericht. »Comme c'est au Prince Eugène que le Marquis de S. »Thomas vouloit le plus, c'est ainsi lui que le Comte Nimptsch a principale»ment attaqué, quoiqn' il n'a pas épargné les Comtes Sinzendorff et Starhem»berg . . . . . il a principalement supposé à l'Empereur que le Prince attaché

»aux filles du défunt Empereur Joseph plus qu'à S. M. Imp. n'avoit proposé »d'en donner une au Prince Electoral de Bavière que dans le dessein de se »prévaloir de l'attachement qu'a toute la noblesse d'Autriche pour la maison »de Bavière, pour faire dans la suite la loi à l'Empereur par le moyen de cette »maison.«

[27]) Die ganze Schilderung dieſes Vorfalles iſt nach den im State paper office befindlichen genauen Berichten S. Saphorins und demjenigen des baieriſchen Reſidenten von Mörmann vom 7. Oktober 1719.

[28]) Foscarini. Storia arcana. 55.

[29]) An der Ecke des gegenwärtigen Sparlaſſengebäudes.

[30]) Bericht S. Saphorins vom 1. November 1719. State paper office. London.

[31]) Die Urtheile wider Tedeſchi und Nimptſch ſind im Wiener Diarium vom Jahre 1719, Nr. 1708 abgedruckt.

[32]) Mörmanns Bericht an den Kurfürſten von Baiern. Wien, 13. Dezember 1719. Königl. Staatsarchiv zu München. „Was oben gerögten Tudeſchi anbelanget, iſt über „Ihme das in der Nebenlag enthaltene Vrtl auf allhieſiger ſchranen geſtern vormitags „in Lateiniſcher ſprach offentlich publiciret worden; darauf man Ihme von dar hinweckh„gebracht: vnd Selben auf einen Maleſizwagen öffentlich auf dem allhieſig: ſogenann„ten Neuen-Marckht geführet; allwo eine Bühne mit einem creucz verförtiget und „Ihme, welcher mit einem neuen eiſen grauen ſaubern surtout mit knöpflöchern von „Gold ausgenehet, angethan geweſt, wenigiſt eine ſtundt lang ſtehen laßen; ſo dan „Ihme der henckher, vnd ſein knecht bis auf die hoſen ausgekleidet; alſo daß Er an dem „obern leib ganz entblöſt geweſen, folglichen man Ihme an erſagtes creucz mit ausge„ſtreckhten armben widerumb angebundten: dann Selbem der henckher einen ſogenannten „Ganczen ſchilling mit 30 ſtreichen, worunder Er ſich ſehr gewunden, auch geſchrieen, „auf den ruckhen gegeben: vnd nachdeme Er von denen Henckhers-knechten wider ange„kleidet worden, hat man Ihme auf gedachtem Maleſiz-wagen, welch alles auf meinem „dermahligen quartier ich angeſechen, auß der allhieſigen Stadt durch das Karnerthor „geführet; alwo Er ſich in eine Landgutſchen, ſo ſehr gebackhet ware, geſezet vnd in „begleitung einiger Rumor-knechten auf die Öſterreichiſche granitz nacher Trient abgefüh„ret vnd alda gegen ſeiner geſchwornen Vhrfedt hinweckhgeſtoßen: vnd der Kayſerl. „Königreich- vnd Erblande verwiſen werden ſolle; auf welche weis diſer Böſewicht, wel„cher Eur Churfürſtl. durchl., dero durchl. Chur-Prinzen: vnd ſamentlichen durchl. Chur„haus viles übel zuezichen helfen wollen, wie ſchon bekhant ſeyn würdt, ſcharff doch „billichermaſſen abgeſtraffet worden. Ein vnd andere ſeint der meinung, wie daß an„ſtändiger geweſen were, Ihme Tudeſchi, ſo eine zimliche summa-Geldt mit ſich hin„weckhgebracht haben ſolle, weilen ſelbe Ihro Kayſerl. Mayeſtät Ihme nit haben abnem„men wollen laßen, ad perpetuos carceres: oder ad triremes, wan es nach be„ſchaffenheit der vmſtande die Justiz zuegelaßen hette, zu condemniren; anerwogen „derſelbe ſich zu rechen vnd noch viles vnheul anzuſtüfften trachten dörffte" . . . . .

[33]) Bericht S. Saphorins. Wien, 23. Dezember 1719. State paper office. London. »Le Roy de Sardaigne a taché de se disculper vers le Prince Eugène, »comme n'ayant aucune part dans tout ce qui s'est tramé contre lui; mais il »ne paroit pas que le Prince soit fort disposé de le croire« . . . . .

[33]) Bericht S. Saphorins. Wien, 19. Oktober 1719. State paper office. London.

[34]) Am 26. November 1719. „Ich danke Euch ſehr liebe Louiſe daß Ihr mir die „wieniſche geſchribene zeitung geſchickt habt, hir ſeindts Nur die alberoniſche parthei, ſo „ausgeſprengt daß keine conspiration gegen dem Kayßer vorgangen; printz Eugenius „hat groß recht, Eine ſolche heßliche accusation nicht dazu laſſen vndt den Nimbtſch auff „ärgſt zu verfolgen“ . . . S. 437.

[35]) Foscarini. Storia arcana. 56.

[36]) So ſchreibt der Kayſer aus Iglau vom 13. November 1723. „ . . . Juſt den „Tag zuvor ehe ich von Prag geraiſt, iſt ein Conrier von herzog von Lothringen komen, „wo er mich ſo bitt vndt ſolche vrſachen wegen Erzihung des Prinzen vorbringt, daß in „betracht daß (wan entlich ihme mein tochter zu Theil werdten ſolt, welchs zwar ſehr in „weyten ſeldt iſt) auch mir ſehr an ſeiner erzihung ligt, neben diſen glaube, wan er ab„ſonderlich ganz privat vndt ohn weyter distincion auch bey hof gehalten werdt, auch „bey diſer würklichen hofnung der Kayſerin deſto weniger redten vndt auffehen machen „kan, ich es endlich den herzog verwilligt, welchs E. L. derweil hab ſagen wollen, dan „ſonſt noch nichts publicirt, daß er auf Wien komen ſoll vndt werdt dayber mündlich „mehr E. L. erzehlen. Von hir iſt ſonſt nichts neys, alſ daſ ich in Bohmen 1058 Sau „ombracht, welchs ein hübſche Zahl iſt, hof ich baldt E. L. widter zu ſehen, welches „Verlangen wegen der lib vndt vertrauen, das ich in ſie hab; valetudinem cura! ge„ben ſie daauf wegen mir wohl acht. Je vons embrasse de tont mon coeur étant „mon prince envers vons tonjonrs le meme.“

[37]) Schon am 27. Dezember 1724 ſchrieb er ihm: „Mon cher Prince. Ich kan „nicht lenger vmb auch durch diſ mich von E. L. geſundheit zu informiren, welche mei„ner lib ſorg genug gemacht, weyl ich aber her, daß es etwas beſſer, bin ich ſchon mehr „(unleſerlich) vndt hof wan E. L. nur ſelbſt beſſer auf ſich Acht haben wollen, daß es „baldt widter ganz gut ſeyn werdt. Hab mich ſchir meiſt gegen Sie zu beklagen, daß Sie „nicht mehr vor ein geſundheit ſorgen, an welcher Sie wohl wiſſen, mir auf lib, estim „vor dero Person, vndt auch wegen mein dienſt ſelbſt ſo vill gelegen iſt. Bitt alſo vndt „befehl auch E. L. mehr daauf Acht zu haben vndt verlaugte wohl auch E. L. morgen zu „ſehen, vmb ſelbſt den augenſchein einzunemen; wan ſie ſich aber nicht noch in ſtandt „ſindten obter ihnen daß geringſt vngelegen obter ſchabten kunt, erſuch E. L. es noch zu „verſchiben, ſonſt wan es ſein kan, wünſch E. L. morgen früh zu ſehen vmb E. L. widter „embrassiren vndt zeigen zu konen, combien je vous aime et estime et que je suis „et serés tonjonrs le même“ . . . .

[38]) Der Kaiſer an Eugen. 18. September 1729. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[39]) Eugen an den Kaiſer. Wien, 21. November 1729. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[40]) Garelli, des Kaiſers berühmter Leibarzt.

[41]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 29. November 1729. Ganz eigenhändig. Hausarch.

Drittes Capitel.

[1]) S. Saphorins Bericht vom 12. September 1719. State paper office. London. » . . . avec dix mille florins de rente, dit-il, je puis finir mes jours tranquille»ment, et j'ai une assez grande provision de bons livres pour ne pas m'en»nuyer“ . . . . .

[2]) Guhrauer. Gottfried Wilhelm von Leibnitz. Eine Biographie. II. 286.

[3]) Aufſätze Bergmanns im XVI. und Foncher de Careils im XXV. Bande der Sitzungsberichte der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften.

[4]) Leibnitz an Eugen. Wien, 17. Auguſt 1714. Sitzungsberichte XXV. 137.

[5]) Lettre à Mr. Bontet. Vienne, 15. Juillet 1715. Lettres de J. B. Rousseau sur différents sujets. Genève, 1749. I. 53.

[6]) Lettre à Mr. Bontet. Vienne le 1. September 1715. Lettres de J. B. Rousseau. I. 55.

[7]) Lettre à Mr. Brossette. Vienne le 30. Juin 1716. Oeuvres de J. B. Rousseau. edit. 1818. IV. 155.

[8]) Ode à S. A. Monseigneur le Prince Eugène de Savoie. Oeuvres de Rousseau. I. 112—120.

[9]) Die Inſchrift lautet:

»Au milieu de la paix, au milieu des hazards,
„La vertu, la sagesse et l'amour des beaux arts
»Firent les fondemens de sa gloire suprême;
»Et vainqueur modéré de cent rivaux soumis
»Ce fut en apprenant à se vaincre soi même,
„Qu'il apprit à dompter ses plus fiers ennemis."

Rousseau. Oeuvres. II. 356.

[10]) Lettre de Rousseau à Mr. Bontet. 30. Janvier 1717. Lettres. I. 77.

[11]) Eugen an Rouſſeau. Belgrad, 20. Juni 1718. Hausarch. »Le peu que Mr. »de Koch vous a présenté de ma part, ne mérite pas l'attention qne vous voulez »bien avoir. J'espère qn'on trouvera l'occasion de vous établir pour l'avenir „et vous faire connaitre reellement l'estime que je vous porte.«

[12]) Eugen an Prié. Preßburg, 15. Juli 1722. „Mr. de Rousseau m'a mandé „la manière obligeante avec laquelle V. E. l'a reçu, et les bonnes intentions „que vous avez de l'accomoder. J'attends de V. E. l'avis sur l'union des char„ges de receveur de la Couronne avec celle de historiographe et bibliothécaire, „en y joignant les huit cent florins que l'on donne pour l'entretien des daims „du parc, pour voir ensuite, si et comment cela se pourra executer sans être »snjet à la critiqne, ou à une altération, mon intention étant de le pourvoir „solidement, et comme il demande aussi un logement à la Conr, j'en charge »mon Secrétaire Mandacher de l'adresser à V. E. et de suivre ses dispositions „à cet égard, puisqne de mon côté je n'ay aucune difficulté de l'accorder« ... Rouſſeau ſelbſt ſchreibt am 6. Oktober 1722 an Bontet: »On ne peut rien ajouter »à la confiance et aux bontés dont m'honore Mr. le Marquis de Prié. Il ne veut »point que j'aye d'autre table qne la sienne, et il a voulu si absolument que „je prisse un carosse dans sa maison, qn'il m'a mis dans la nécessité de l'ac»cepter" ... Lettres. I. 99.

[13]) Einen intereſſanten Aufſatz hierüber aus der Feder Gachards enthält das Bulletin de l'académie de Belgique. XXVI. année, 2me série, tome II. p. 220—244.

[14]) Eugen an Rouſſeau. Wien 10. Mai 1724. Hausarch. »J'ay achevé de lire „le poème de Voltère que vous m'avez envoyé par une de vos précédentes, »mais à vous dire la vérité, je n'y ay pas trouvé toute la satisfaction qne j'en »avois attendu par rapport à l'éloge qne vous m'aviés fait de l'autheur; je vous

»prie de me dire votre sentiment sur les passages du dit poème qui vous paroissent les plus et les moins beaux, et de vous donner la peine de vous informer s'il n'est pas sorti de depuis à Paris quelque nouvelle pièce de Théatre »qui mérite d'être lue, et vous m'obligerés de me les faire communiquer si »vous en trouvés qui soient de votre goût« . . . . .

[15]) Eugen an Rouſſeau. Wien, 8. Dezember 1723. Hausarch. »Je n'ignore pas »qu'il y a diverses pièces dans votre dernière édition qui n'avoient pas été dans »les précédentes, mais j'ay cru que vous en aviés encore quelques unes de »réserve que vous n'aviés pas voulu mettre au jour, et c'est celles là dont j'a»vois souhaité d'avoir des copies. Je ne desapprouve pas le sentiment que vous »avés de vous douner à l'histoire, mais il ne faut pas pour cela mettre tout à „fait à part la poésie, pour laquelle je n'ay pas encore remarqué que vous „ayés perdu le feu qui est nécessaire. D'ailleurs il est bien plus dangereux »d'écrire l'histoire que la poésie, car si l'on écrit celle du tems passé, l'on a »de la peine à avoir à la main les pièces qu'il faut pour s'en bien acquitter, et si »ou écrit celle d'aprésent, il est difficile de contenter tout le monde, et de ne »pas dire trop ou trop peu dans une matière qui est d'autant plus délicate, »puisqu' elle regarde les personnes vivantes. Je ne vous conseille ainsi pas de »faire des eclaircissemens en forme de mémoires sur vos ouvrages, qui sont »assez clairs pour ne pas en avoir besoin. Il ne vous manquera pas d'occasions »pour occuper votre esprit, qui ne vous feront pas moins d'honneur que les »autres.“

[16]) Eugen an Rouſſeau. Wien, 5. Jänner 1724. Hausarch. »Le poème que vous »m'avés envoyé et qui ne se trouve pas dans vos ouvrages imprimés, me fait »beaucoup de plaisir. Je me souviens bien de cette pièce, et c'étoit justement »celle que je souhaitois le plus d'avoir. Vous ne devés pas douter qu'elle ne »sera bien gardée et que je n'en feray aucun usage qui puisse vous déplaire.... »Le présent que Mr. de Bonneval vous a remis de la part du Roy de Pologne »et du Prince Electoral m'en fait aussi beaucoup, quoyque vous le deviés bien »moins aux sentiments que j'ay pour vous, qu'à la beauté de vos ouvrages qui „vous a attiré cette faveur . . . Je vous ay deja marqué par ma précédente ma „pensée sur celle que vous avés de les eclaircir par des faits historiques. L'hi»stoire des personnes vivantes est une entreprise également difficile et dan»gereuse, car quelqu' attaché que l'on soit à se tenir dans les bornes de la »vérité, il y en a toujours des personnes d'un caractère élevé et même des »nations entières, qui ne sauroient plaire, quand même on les énonce avec le »plus de delicatesse et le moins de passion qui seroit possible. J'ay trop d'ami»tié pour vous pour ne pas vous conseiller à désister de ce sentiment; il y »aura assez d'autres occasions pour faire valoir votre génie . . . je crois que „vous ne feriés pas mal de ne pas abandonner entièrement la poésie, à la quelle „vous avez travaillé jusqu' àpresent avec tant de succés“ . . . .

[17]) Eugen an Prié. Wien, 16. Februar 1724. Hausarch. Er überſendet ihm, ſagt er, „les patentes de Conseiller Historiographe de la Cour pour Mr. Rousseau, „emploi bien plus considerable et important pour le service que ceux que j'ay „supprimés“ . . . . .

[18]) Eugen an Mac Neny. Wien, 19. Auguſt 1724. Hausarch.

[19]) Eugen an Rouſſeau. Wien, 19. Auguſt 1724. Hausarch. „vous pouvez vous »assurer que je ne vous abandonneray jamais“ . . . .

[20]) Eugen an Neny. Wien, 13. September 1724. Hausarch. „Je n'ay pas cru »Rousseau capable de se mêler de ces sortes de cabales.“

[21]) „Est-on héros pour avoir mis aux chaines
„Un peuple ou deux? Tibère eut cet honneur.
»Est-on héros en signalant ses haines
„Par la vengeance? Octave eut ce bonheur.
»Est-on héros en régnant par la peur?
„Séjan fit tout trembler, jusqu' à son maître.
„Mais de son ire éteindre le salpêtre,
»Savoir se vaincre et réprimer les flots
»De son orgueil: c'est ce que j'appelle être
»Grand par soi-même, et voilà mon héros.“

[22]) Rouſſeau an den Grafen D. Wien, 20. Jänner 1725. Bei Gachard, S. 235.

[23]) Hiernach ſind die völlig irrigen Angaben in der Biographie universelle zu berichtigen.

[24]) Eugen an den Freiherrn von Hohendorff. Wien, 20. November 1718. Hausarch. „La satisfaction que j'ay eu des travaux du jeune Pierre Jean Mariette m'engageront avec plaisir de recompenser les soins et attentions qu'il s'est donné de seconder et favoriser le dessein qu'il a de faire un tour en Italie »par des lettres de recommandation . . . pour se perfectionner dans sa sphère“ . . . Am 8. Dezember 1718 empfiehlt er dem Grafen Tarini zu Turin den jungen Mariette »qui a travaillé avec bon succés et capacité pendant quelque tems dans ma »bibliothèque« . . . . .

[25]) Eugen an Mariette. 27. Juli 1724. Hausarch. Er bittet ihn „ . . . de con»tinuer les soins à me rendre la collection de portraits la plus complette qu'il »sera possible“ . . .

[26]) Mariette an Neny. Paris, 28. Februar 1728. Hausarch. „Je viens de faire »partir les ouvrages de bronze doré d'or moulu qui m'ont été commandés par »S. A. S. Monseigneur le Prince Engène . . . . . les dits ouvrages consistent »en trois garnitures de grilles en feux et en onze paires de chandeliers „à bras ou doubles branches assortis de différentes grandeurs . . . J'ay mis aussy „une notte de ce que j'ay compté à la veuve Carles ou à son mary suivant les »ordres de sa dite Altesse. Rien n'est si noble et si généreux de vouloir bien »se ressouvenir, comme elle a fait, de ceux qui ont eu le bonheur de luy »rendre leurs services, et ce trait met le comble à sa gloire. Je n'ay pu sans »admiration en être le témoin. La pauvre femme que S. A. S. a assisté jusqu'à »présent, n'en impose pas quand elle dit qu'elle est rednite à une grande »misère, et en effet sans le secours qu'elle reçoit je ne scais ce qu'elle devien»droit« . . . . .

[27]) Eugen an Basnage. 26. September 1716. 10. Oktober 1717. Hausarch.

[28]) Eugen an Lenglet du Fresnoy in Paris, 12. März 1718. Hausarch. »... Vous »êtes trop favorablement prévenu à mon égard et j'estime trop vos sciences

„pour ne pas accepter la dédication de la méthode pour étudier l'histoire que „vous voulez faire paroitre considérablement augmentée et changée. Je sou„haite en échange quelqu' occasion favorable de vous temoigner ma juste re„connaissance« . . . . .

[29]) Eugen an Ferrand. 9. April 1718. Hausarch.

[30]) Der Herzog von Caſtelvecchio an Eugen. Florenz, 6. April 1727. Hausarch.

[31]) Eugen an Silvio Valenti. Wien, 27. Juni 1722. Hausarch.

[32]) So ſchreibt der Prinz am 17. März 1717 an Cardinal Paolucci, er empfehle ihm Paſſionei »... non tanto dalla partialissima stima e amicizia che ho per lui, „quanto dalla considerazione del buon servigio di Sua Santità, giachè ho »in più occasioni conosciuto e sperimentato ch'egli non ha minor zelo che „talento per ben servire in qualnnque impiego alla Santità Sua e alla Santa »Sede . . . poche altre cose potranno accrescere i miei obligationi contro la »santa sede più di quelle che faranno li benigni riflessi che si degnarà havere »per gl'avanzamenti di Mgr. Passionei« . . . . .

[33]) Rousseau à Mr. Brossette. Vienne, le 30. Juin 1716. Oeuvres de Rousseau, IV. 155.

[34]) Der Atlas major seu geographia Blauiana, aus 46 Foliobänden mit 571 Zeichnungen und Kupferſtichen und dem dazu gehörigen Texte beſtehend, mag hier als ein beſonders koſtbares Werk angeführt werden. Eugen kaufte es im Jahre 1732 von dem Buchhändler Moetjens im Haag um 6000 Gulden. Es enthält die Beſchreibungen und Anſichten der merkwürdigſten Städte, Paläſte u. ſ. w. des damals bekannten Erdkreiſes. Deutſchland umfaßt allein acht, Frankreich ſieben, Italien wieder acht Bände dieſes Werkes. Die Zeichnungen ſind von dreizehn verſchiedenen Künſtlern. Diejenigen von Domeer, Eſſelens, Moucheron, Saftleven, Schellinks und Zeemann gelten für die gelungenſten. Vier Jahre früher kaufte Eugen durch Mariette's Vermittlung um 12,000 Livres den recueil de plantes cultivées dans le jardin royal à Paris et dans celuy de Gastou de France, Duc d'Orleans à Blois; dann den recueil d'oiseaux de la ménagerie Royale du Parc de Versailles et de celle de Gaston de France. Zuſammen fünfzehn Bände mit ungemein ſchönen Miniaturen von Nicolas Robert de Langres, peintre ordinaire dn roy de France. Das Werk befindet ſich gleichfalls in der Hofbibliothek.

[35]) Die Handzeichnungen befinden ſich im Beſitze Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Albrecht, die Kupferſtiche aber, 290 Bände, und die Portraits, 217 Bände füllend, in der Hofbibliothek.

[36]) Genaue Abbildungen aller einzelnen Theile des Belvederes, der Nebengebäude desſelben, des Marſtalles, der Gärten und der Menagerie befinden ſich in dem bekannten Werke von Salomon Kleiner: „Wundernswürdiges Kriegs- und Siegeslager des unvergleichlichen Helden unſerer Zeiten“ . . . . Augsburg, 1731—1740.

[37]) Nach einer Notiz in Naglers Künſtlerlexicon ſoll Permoſer in der Figur des Neides, der unter Eugens Füßen ſich windet, ſich ſelbſt abgebildet und dadurch angedeutet haben, daß er zu der Arbeit, die er ungern übernahm, wie mit Fußtritten gezwungen wurde.

[38]) Eugen an Biagio Curini. Wien, 11. November 1719. Hausarch. ». . . sicco»me ella ha voluto dare troppo pregio alla mia persona, che non merita

»tante attribuzioni ne lodi, cosi non potrei vederlo con piacere reso pubblico al »mondo con le stampe. Spero dunque che al di lei bel spirito non man»cheranno altre occasioni per distinguersi« . . .

[39]) Näheres über dieſe Statuen in Beckers Auguſteum Dresdens. I. 108—110. Schon am 1. Februar 1713 bedankte ſich Eugen nach einer im Kriegsarchive befindlichen Notiz bei dem Prinzen von Elboeuf für das Anerbieten, ihm die gefundenen Statuen zum Geſchenke zu machen. Es iſt dieß für die Geſchichte der Ausgrabungen zu Herculanum und Pompeji von weſentlichem Intereſſe.

[40]) Böttiger. Amalthea II. 356. Welcker. Das akademiſche Kunſtmuſeum. Bonn. 1841. S. 39—43. Gerhard. Berlins antike Bildwerke. I. 39. Abweichende Angaben hierüber ſind enthalten in Ranke's: Neun Bücher preußiſcher Geſchichte. III. 450.

[41]) Eugen an den Grafen Wahl in München. 23. Jänner und 28. Mai 1717. Hausarch.

[42]) Eugen an Dirck Borhelm in Harlem. Wien, 7. Jänner 1719. Hausarch.

[43]) H. von Diepenbrock an Eugen. Pera, 19. Juni 1721. Kriegsarch.

[44]) Micheli's Werk führt den Titel: Nova genera plantarum, Florentiae 1728, und die vorſtehende Mittheilung iſt dem 7. Bande der Verhandlungen des zool. botan. Vereins in Wien S. 160 entnommen.

[45]) Bermalen an Eugen. Cadix, 1. und 8. April 1729. Kriegsarch.

[46]) Die merkwürdigſten Thiere aus Eugens Menagerie ſind in Sal. Kleiners Werk über das Belvedere abgebildet. Die beſte Zuſammenſtellung der Bücher, worin Notizen über die Menagerie enthalten ſind, ſammt einem Verzeichniſſe der in derſelben aufbewahrten Thiere findet ſich in L. J. Fitzingers Verſuch einer Geſchichte der kaiſ. Menagerie. Wien, 1853.

[47]) Statiſtiſch-topographiſche Ueberſicht der erzherzoglichen Herrſchaft Bellye. 1824. Manuſcript. Von der Güterdirektion Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Albrecht mitgetheilt.

[48]) Localbeſchreibung der k. k. Familienherrſchaft Raczkeve von Martin Zaitſchek. Manuſcript. Von der Patrimonial-Güterdirektion Seiner Majeſtät des Kaiſers mitgetheilt.

[49]) Vortrag der Hofkanzlei an den Kaiſer vom 18. April 1727. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[50]) Kaiſerliches Decret vom 14. Jänner 1725 an die Univerſal-Bancalität. Archiv des Finanzminiſteriums.

Viertes Capitel.

[1]) Der Kaiſer an Guido Starhemberg. Wien, 3. Oktober 1703. Riedegger Archiv.

[2]) Eugen an den Grafen Johann Caraffa. Wien, 9. Oktober 1721. Kriegsarch.

[3]) Eugen an den Kaiſer. Lager bei Calzo, 7. Juli 1705. Mil. Corr. II. 554. Er ſagt, daß Trauttmansdorff „inſonderheith wegen der überdrettenen Patenten nicht me„ritieret weiters employret zu werden." An Oberſt von Unruh ſchrieb Eugen am 7. Juli 1713: „wan Er vieleicht vergeſſen haben möchte, daß Chargen zu verkaufen verbothen „ſeye, ſo habe man ihn deſſen erinneren wollen. Der Mylord Melfort hat dem Baron „Wagenreckh vor ſeine Compagnie keinen Kreizer zu geben, wahl aber der herr Obri„ſter denſelben, wann Er an gefallenen geldern was zu fordern hat, Ihme dasſelbe alſo-

„gleich und um ſo gewiſſer bezahlen zu laſſen, als Ich widrigenfalls bemüſſigt ſeyn „wurde, Ihme durch das Commissariat contentiren und hingegen es dem Regiment „von den entfallenen Geldern wieder abziehen zu laſſen.“ In ähnlichem Sinne lautet das am 9. Oktober 1721 an Graf Johann Caraſa ergangene Schreiben.

[4]) S. Saphorin an die engliſche Regierung. 1727. State paper office. London. »Les meilleurs officiers sont fournis à l'armée par la petite noblesse et par la „bourgoisie à bonne education qui savent que ce n'est que par leur mérite qu'ils »peuvent avancer, et qui par cette raison s'appliquent avec un zêle extrême „aux affaires de service. Les jeunes Seigneurs croient pouvoir arriver par- »tout par leur crédit et ils y réussissent d'ordinaire« .....

[5]) Am 7. Juli 1705. Abgedruckt in der Mil. Corr. II. 553.

[6]) Eugen an den Hofkriegsrath. 10. und 27. September 1717. Kriegsarch.

[7]) Eugen an den Hofkriegsrath 17. September 1717. Kriegsarch. „Ich bin ver- „anlaſſet, Einem löbl. Mittel daßjenige was der Wilczekiſche Oberſtwachtmeiſter Herlen- „val an mich beweglich erlaſſen, von darumben anzuſchlieſſen, weilen ihm bey Beſör- „derung zur Oberſtlieutenantſtell mit Vorziehung Eines frembden unerfahrenen Heiſte- „riſchen Haubtmanns Lindemann genannt, groſſer torto widerfahren. Ich habe noch „vor Anfang der Campagne Einem löbl. Mittel ohnverhalten, waßmaſſen durch Hoffs „recommendationen faſt allezeith Leuthe, ſo gar kheine meriten vor ſich anzuführen „wiſſen, befördert werden, womit ſodann nicht nur anderen, ſo ſich mittelſt langwüriger „application wohl verdient gemacht, gewalt und unrecht geſchiehet, ſondern auch den „A. h. dienſt die promotion derley ſchlecht und untüchtiger subjecten zur praejudiz „und nachtheill gereichet, und gleichwie nun gedachter Lindemann eben von der qualitet „und denjenigen iſt, ſo auſſer der vorjährigen Campagne weder gedient noch den bey „der heurigen vorgeweſten operationen beygewohnt und ſonſt Ein ſehr jung, unerfahr- „ner menſch, hingegen der praeterirte Oberſtwachtmeiſter Ein alter, lang dienender „und von unſeren beſten Stabsofficieren bey der Infanterie, mithin Ein rechte ſchand „iſt, daß der Herr General Wilczek umb einer consideration und eigennuzigkeit willen „dieſe undilligkheyt begangen, ſo kann man faſt nicht wohl zueſehen, daß Ein ſo alt me- „ritirter officier auf ſolche weiſ zuruk geſezt und unterdruckt werde, zumahlen er erſt „bey lezt vorgeweſten feindtlichen angriff zu Meadia mit Einer ſo tapfer alß löblichen „defence ſich beſonders distinguirt, folgſamb Einen ſo empfindlichen torto anſtatt der „recompence nicht verdienet hat, dannenhero glaube, daß um ſo weniger bedenkhen „ſeye, als zwey Oberſtlieutenantſtellen leer, wovon Eine den Herleuval zu verleihen „wäre.“

[8]) Undatirtes Schreiben des Kaiſers an Eugen vom September 1734. Hausarch. Am 28. November 1734 ſchrieb der Kaiſer dem Prinzen in demſelben Sinne eigen- händig.. „Da E. L. mir gleich nach dero zuruckkunft alſ auch ſonſten vndt ofters „gemeldt, geſundten zu haben, wie ſehr werendten langen fridten die gute alte disciplin „vndt fuſ bey meinen truppen abgenommen, auch wie groſſer mangl an guten vndt eyſeh- „rigen generalen vndt officiren ſey; der Printz Luis Sel. hat dayder faſt in allen re- „lacionen klagt; Konigſel hat ein gleiches gethan vndt haben die vnglick diſer campagne „in vallischlandt diſer vrſach haubtſachlich zugeſchriben, ſoliches iſt mir deſto empfind- „licher geſahlen alſ nebſt Gott mein gantze zuverſicht auf die güte vndt erfahrenheit mei- „ner truppen geſetzet habe, dieſe aber von darumb haubtſachlich abgenohmen weylen

„werehnten Fridten die obriſt ihr authoritet meiſt mißbraucht vndt einigen Vnerfahrenen „leyten vndt befreyndten die chargen zu nachtheil der alten oficiren von Verdinſt ver„geben, auch wohl Verkauft haben. Erfordert alſo mein dinſt, auch mein gewiſſen, die„ſer coruption vndt Vndordnung durch all erdenkliche weeg auf das eheſt zu ſteyren, „mithin iſt notig, ſolche ſchandlich Vnordnungen nicht nur auf das ney und ſcharfiſte zu „verbieten Vnter ſtraff der cassation ſo wohl deß, ſo geldt empfangen, alſ der es geben „hat, ſondern auch mit den erſten von dem man es erfahrt, würklich ein ſolches exempl „zu ſtatuiren, worauf dan mit aller ſcharf ohne iemandt zu verſchonen, gehalten werden „ſol, glaub auch notig die obriſten dahin anzuwaiſen das ſie die gut vnd langer dienendte „oficir bey ihren regimentern andteren jung vndt neyen wie auch billich vorziehen „ſollen.

„Wie vnter anderen vernemb ſolle Wurmbrandt ſeinen Sohn, der erſt kaumb auf „den ſchullen komben, zum obriſtleitenant, vndt den iungen Vlfeldt, der auch noch wenig „gedient haben kan, zum obriſtwachtmeiſter bey ſein regiment gemacht haben; was kan „von ein regiment mit ſolchen oberoficiren in dienſt vndt anführung geheſt werdten? ich „will vndt kan diſ zwahr nicht glauben, wirdt aber notig ſein, es ſcharff zu Vnterſuchen, „allenfalß iſt es auf kein waiß zu geduldten vndt ſcharff abzuſtraffen, iſt auch mein wil„len auf kein waiß zu gedulten, ſo wenig alß die Vble Verwahltung der regimentsgeld„ter und cassa, wo nun einig zeit her nichts ungewohnlich iſt, daſ die obriſt, wan ſie „ſterben, 40, 50 vndt mehr tauſendt guldten den regimendtern ſchuldig verbleiben, ſo „nicht ſo leicht beſchehen kont, wan die cassenſchliſſel auch die anderen Stabsoficir mit „hetten vndt das comissariat ſeiner ſchuldigkeyt genaver genigen thett. Dieſe Nachlaſſig„keyt muſ auch remedirt werdten, dann das hiebey nicht nur auf die reale Wyrkliche „abſtellung der Vergangenen, alſ auf Verhütung künftiger mißbrauch vndt vnordnungen „ankombt, ſo verlaß mich gandzlich auf E. L. eyſer vor mein dienſt vndt erhaltung der alten „ehr vndt reputacion meiner truppen vndt erwahrt von E. L. erfahrenen vernunſtigen „einſicht was vber das was da enthalten, zu ein vndt anderen endt E. L. mir weyters „an handt geben konen; dan gewiß bin das E. L. ſo empfindlich vndt weh alſ mir ſelb„ſten iſt, da auch Ihnen neben mein dienſt ſo vill daran gelegen, die ehr und repntation „meiner waffen, ſo vnter E. L. erfahrenen vndt tapferen anführung auf daſ höchſt ge„ſtiegen vndt mir und mein hauſ oſters kron und Szepter erhalten, widter in die alte „disciplin vndt glori empohr zu bringen, welches aber ohne abſtellung obiger miß„brauche vndt einführung der alten disciplin alſo nicht möglich findt.“ Hansarch.

[9]) Eugen an Graf Colloredo. Wien, 6. Jänner 1720. Kriegsarch.

[10]) Eugen an Graf Vehlen. Wien, 17. Jänner 1720. Kriegsarch. „Was den jun„gen Comte de Cieminghe angehet, da ſehe zwar aus dem attestat der Contadorie „de guerre, daß Er in ſpaniſchen dienſten eine Compagnie gehabt haben ſolle, und „wie Er nun diſe ſach nach ſeinen dermahligen alter wohl noch als ein Kind beſeſſen „haben mag, ſo iſt hingegen Ew. Exc. bekannt, daß die kayſerl. Generalia nimmermehr „zugeben und Eine A. h. resolucion ſeye, bey der es ſein ohnänderliches verbleiben „haben muß, daß derley minorennes, oder jungen leuthe in dero kriegsdienſte zu Offi„cierschargen und vordriſt qua haubtmann wie er anſuchet, kheineswegs augenohmen „werden ſollen noch khönnen“ .... Eugen an Marquis Prié. Wien, 7. Juni 1724. „Il est vray qu'il y a eu bien des exemples que l'on reçut des enfans pour offi„ciers et que l'on a permis que des autres aient servi en attendant à leurs pla-

„ces jusqu'à ce qu'ils eussent l'age pour les remplir, mais depuis les ordonnan-
„ces positives de S. M. il n'y en a pas un seul que l'on eût admis mineur dans le
„service, et l'on n'en admettra pas non plus un autre à l'avenir . . . . .“

[11]) Eugen an den Kaiſer. Lager bei Calzo, 7. Juli 1705. Mil. Corr. II. 559.

[12]) Eugen an Oberſt Diller. Vor Temeswar, 22. September 1716. Kriegsarch. „Der Obercapitän Trojer hat gar wohl gethan, denjenigen in flagranti übern hauffen
„zu ſchieſſen, welcher ſich ihme als ſeinen Oberen gewaltthätig widerſezet.“

[13]) Eugen an den Hofkammerrath von Vorſter. Wien, 18. März 1705. Mil. Corr. II. 360.

[14]) Relation sur les finances et sur les forces de l'Empereur. 1727. State paper office. London.

[15]) Graf Traun an Eugen. Meſſina, 25. April 1728. Kriegsarch. „Die Obere
„und Commandanten der Regimenter ſind gemeiniglich an derley excesse, factionen
„und unzuläßliche Conduite ihrer Subalternen Schuld, die gemeiniglich daher rühren,
„wenn ſie nicht mit der Integritet, wie ſie ſollen, und unſere Pflicht mit ſich bringt,
„ſelbige gonverniren. Der arme gemeine Mann wird hier mehr als irgendwo ſehr hart
„mitgenommen, auf ſeine Erhaltung ſchlecht geſehen, noch das wenige, was er bekommt,
„ihm wie es ſein ſollte, zu Nutzen gemacht, in Comandoſachen wird nicht allzeit die
„Billigkeit in Acht genommen und der Soldat zu ſtreng gehalten, dahingegen mir vor-
„kommt alles bey dem militare geſchähe mit größerem Fleiß, wann mehr durch Liebe
„und Gelindigkeit als übermäßige Schärfe jedermann zu ſeiner Schuldigkeit gehalten
„wird.“

[16]) Eugen an Traun. Wien, 26. Mai 1728. Kriegsarch. Man ſolle „ohn Urſach
„den gemeinen Mann nicht zu ſehr anſtrengen und die Schärfe nur gebrauchen wo die
„Gütte wie öfters geſchieht, nichts verfanget.“

[17]) Eugen an den Hofkriegsrath. Lager bei Aire, 7. September 1710. Kriegsarch.
„. . . Das referat ſo Ein löbl. wider den Herrn Veldtmarſchall Graf Heiſter nacher hoff
„hinauf gegeben, thue Ich hiemit approbiren, alß daß man nimmermehr zugeben ſolle,
„derley wider die authoritet Eines löbl., den respect, gehorſamb und alte observanz
„und wider die würde Ihrer kayſerlichen May. ſelbſten lauffende Dinge zu geſtatten, und
„gleichwie, ſo lang ich die Ehre haben werde, Einem löbl. Mittel vorzuſtehen, auch mei-
„nerſeits nimmermehr leiden werde, daß deſſen reputation auf Einigerley weiſ gemin-
„dert und von denen subordinirten der ſchuldige gehorſamb nicht observirt werden
„ſolle, ſo ſchlieſſe Ich dem löbl. Mittel hiermit Ein nachdrucklicheſ Schreiben an J. M.
„hier bey, welches daſſelbe mit Ein klein referat hinauf geben oder aber durch des Herrn
„Vicepraeſidenten Exe. J. K. M. in allerunterthänigkeit beherzigen laſſen wolle.“

[18]) Staatskalender vom Jahre 1719. S. 124.

[19]) Eugen an die Kaiſerin Eleonore und an König Karl. Anchin, 13. Juni 1711. Kriegsarch. „Jezo noch nit, aber mit der zeith wurde es ſich hiernägſt gar löblich practi-
„ciren laſſen, bey den in der Garnison verbleibenden Bataillon Eine Compagnie in-
„validen zu errichten, gleich es Frankreich und mehr andere König und Mächten in
„ihren Kriegsſtaat introducirt haben. Eines Theils um den gethreuen Unterthanen und
„ſonderlich den armben Adel, wann er vorm Feindt ſeine geſundheit und gerade Glieder
„Eingebüſſet, von dem Bettelſtab zu Errötten und der ganzen Weldt zum ſchand und
ſpott nicht völlig abbandonirter herumb ziehen zu laſſen, andern theilß aber das diſe

„alte und durch den Krieg aller ungemach gewohnte leith in denen ihrer situacion nach „ungesundten Platzen und Vöſtungen weith beſſer alß neue ins Veldt noch nicht wohl zu „Gebrauchende leith resistiren und gutte dienſte leiſten thönen.

[20]) Eugen an König Karl. Mühlberg, 7. Auguſt 1711. Kriegsarch.

[21]) Eugen an den Hofkriegsrath. Belgrad, 20. Juni 1718. Kriegsarch.

[22]) Eugen an den Generalfeldwachtmeiſter Graf Locatelli, 25. November 1716. Kriegsarch. „Bey meinen Regiment ſoll die ſchärfſte Mannszucht gehalten, alle exactiones „und unzuläſſigkeiten oder ſtrafmäſſige insolenzien und excessen eingeſtellet, damit „alle Klagen von Seiten des Landes abgehindert, der Soldat zwar erhalten, zugleich „aber auch die inwohner nicht über die billigkeit aggravirt, mithin von meinen Regi„ment den andern ein gutes Beyſpiel gegeben werden."

[23]) Eugen an den Kaiſer. Nebreuve, 23. Auguſt 1710. Kriegsarch. „Von Inge„nieuren iſt nicht Einmahl Einer vorhanden, welcher einen rechten Platz erbauen thönte, „indeme man Sye theils auß miserie hat zu grundt gehen und crepiren laſſen, theils „aber ſeindt von ſelbſten wekhgangen umb ihren bevorſtehenden Untergang zu entweichen, „welches dann auch die Urſache iſt, warumben man das angetragene Corpo und die ver„meinte Schull von der militariſchen Architectur, auf welche doch alle andern Potenzen „ſo vill Unkoſten wenden, nicht hat formiren können."

[24]) Decrete des Hofkriegsrathes an Graf Daun, an Feldmarſchall von Rappach, an Conte Anguiſola und an Marinoni vom 24., 25. und 28. Dezember 1717. Regiſtratur des Armee-Obercommando's.

[25]) Hauptbericht des Grafen Philipp Ludwig von Sinzendorff an Kaiſer Leopold I., 15. März 1702. Im XIII. Bande des von der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebenen Archives für öſterr. Geſchichtsquellen. S. 13.

[26]) Dolfins Finalrelation. Hausarchiv.

[27]) Das hier über die Stadtbank Geſagte iſt größtentheils dem Berichte S. Saphorins „sur les finances et les forces de l'Empereur," vom Jahre 1727 entnommen.

[28]) Conferenzreferat vom 3. Jänner 1721. Kriechsarch. (Eugen, Trautſon, Sinzendorff, Starhemberg, Herberſtein, Schlick, Generalkriegscommiſſair Thürheim und Hofkammerpräſident Dietrichſtein.) Der Kaiſer bemerkte hiezu eigenhändig: „daß die restrictiones das letzte Mittel ſeyen um zur nothigen proportion zwi„ſchen Einnahme und Ausgabe zu gelangen, deßhalb ſeyen ſie absque respectu per„sonarum zu effectuiren, wo ich ſehe, daß diſe restriction gar wohl von der Con„ferenz nothig befunden, aber dabey auf das kleinſte zu anfangen, alß die hofſtatt an„getragen worden; mein aber bey dem ergebigeren alß anderen civilibus den Anfang „machen ſoll, alßdann ſchon auch ſo es nothig den hoffämbtern anbefehlen werde, auch „ihrerſeith die handt anzulegen und mir das nothige vorzutragen, ſowohl in civili, wo „bey überſetzung der ſtellen mit ohnothig und oft ohntauglichen subjectis abſonderlich „bey den Cammern ein ziembliches wirdt geſchehen können, alß in militari zu restrin„giren ..... Auch die Wälſch und Nieder Landen ſollen hinein gezogen werden .... „Da übrigens wie bekannt das militare am meiſten importirt, wird deſſen einrichtung „am wenigſten zu verſchieben ſein, da der fundus nicht erkleklich und das militar und „civil kein connexion, ſoll einmal das eine, einmal das andere tractirt werden, wo„bei mich auf den Fleiß, pflicht und eyfer der conferenz ... verlaſſe" ...

[25]) Vorſtehende Darſtellung iſt den von Herrn Prof. J. H. Bidermann angefertigten und mir mit größter Zuvorkommenheit mitgetheilten Auszügen aus einer in der Bibliothek der ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Peſth befindlichen Sammlung von Aktenſtücken entnommen, welche die Aufſchrift „Banko-Inſtitut“ und die Signatur 77 B. trägt.

[26]) S. Saphorins Relation.

[27]) Ein Hauptmann erhielt 75, ein Lieutenant 26, ein Fähnrich 22, ein Soldat 3 fl. monatlich.

Fünftes Capitel.

[1]) Conferenzprotokoll vom 8. November 1715. Hausarch.

[2]) Eugen an Stella. Temesvar, 3. September 1716. Hausarch. „Sopra il capi„tolo che S. M. non abbia per anco assicurata la piazza al Cons. Thisqnen a „cagione di trovarsi la medesima tutt'ora nel parere e indecisa se debba per „le cose di Fiandra formare consiglio, giunta osia Conferenza separata, „o se debba lasciarle correre per il Consiglio di Spagna, deno dirle con „tutta ingenuità, indiferenza et a solo oggetto al buon serviggio di S. M. „et al bene di quelle provinzie, che in risposta giachè desidera sapere la „mia mente, sarà sempre meglio il stabilire un consiglio, osia ginnta separata „di quatro over cinque persone circa un Presidente, che siano non solo zelanti, „d'integrità e prattici di quella provinzia, ma inoltre che convengano col mio „sentimento sopra accennato, poichè in forma tale li affari verranno con pron„tezza spediti, e con ciò sarà sempre promosso il vantaggio del serviggio mag„giore della più volte detta M. S.; alle di lui superiori jussioni però siccome in „tutto mi umiglio, cosi fo anche in questo particolare.“

[3]) Auch Penterriedter war Mitglied des flandriſchen Rathes, aber meiſt auf Geſandtſchaften abweſend. Ein Rath bei dieſer Behörde hatte 8000, der Sekretär Kurz 7500 Gulden jährlichen Gehalt. Eugen nennt Wynants in einem Schreiben an Perlas vom 13. September 1717 „un homme capable et intègre« .... Hausarch.

[4]) Eugen an Prié. Wien, 25. November 1716. Hausarch. Belobt ihn daß er hat »redressé les deux points, qui faisoient le plus de peine dans le traitté de la »barrière aux états de Brabant et Flandre; comme tout ce favorable et heu»reux maniement est une suite du zèle, expérience et habile manière à négo»cier justement attribuée à V. E., je n'ay pas manqué de rendre là dessus tonte »la justice qui luy est düe tant à S. M. I. que dans la Ministerial-Conférence »tenue à ce sujet« ...

[5]) Eugen an Prié. Wien, 24. Mai 1717. Hausarch.

[6]) Eugen an Prié. Wien, 3. März 1717. Hausarch. „le changement des magi»strats merite toute attention pour y placer des personnes de probité, capacité »et zèle“ .....

[7]) Eugen an Prié. Wien, 20. März 1717. Hausarch.

[8]) Eugen an Prié. Wien, 23. März 1718. Hausarch. „Un bon Gonvernement »conservera en tout cas nn chacun dans son droit et animera cenx qui se vou»dront distinguer par des recompenses dignes de leur mérite“ ....

[9]) Eugen an Prié. Wien, 31. März und 25. Mai 1717. Hausarch.

[10]) Eugen an Prié. Vor Belgrad, 25. Juni 1718. Hausarch. „. . . . il en est de „même avec les charges qu'on veut appeler plutôt venales que grationales, par „rapport à la finance qu'elles payent, que je ne prefereray jamais anx merites „et à l'intégrité, car si d'nn côté les finances paroissent de profiter par une „somme modique qu'on paye, elle et le public perdent le double de l'autre, „parceqne à l'ordinaire l'insuffisance des sujets est suppliée par l'argent, et „celny qui achete en gros, vend en detail. Cependant comme le mérite et in„tegrité peuvent se joindre à l'argent et l'état présent des finances exige dn „soulagement ponr fonrnir aux besoins du service, je ne seray pas contraire „aux informations que V. E. me donnera" . . . .

[11]) Eugen an Prié. Vor Belgrad, 13. Juni 1717. Hausarchiv. „. . . . la quelle „achetée en gros pourroit la vendre en détail" . . .

[12]) Eugen an St. Croix. Bellye, 10. Oktober 1717. Hausarch. „. . . . je ne mé„rite ni désire pas l'erection de la statue qn'on voudra conseiller d'ériger en „mon honneur" . . . .

[13]) Eugen an Prié. Wien, 10. November 1717. Hausarch. „Ayant vu dans une „lettre qu'il a plu à V. E. m'écrire de Gand sans date, et appris par la Copie „d'une antre du 22 Octobre à moy commnniquée par M. le Marquis de Rialp „les diligences que vons vons étes donné tant auprès les dépntés des états de „Brabant que cenx de Flandre pour les exiter de me faire nn don gratuit à „l'occasion de l'inanguration et la concurrence qne mon Secrétaire Mandacher „y a donné; Je ne scanrois qne témoigner à V. E. ma jnste surprise de ces „passages préjudiciables faites à mon insçne et sans mon ordre. Je crois d'être „assez connu de V. E. et dans le monde de ne rien demander ou ambitionner „qne ce qui m'est bien légitimement dû, même ne vouloir pas ce qn'on vondroit „m'offrir au dela« . . .

[14]) Eugen an Prié. Wien, 24. Auguſt 1718. Hausarch. „V. E. doit faire rendre „la justice et équité pour règle des instructions à donner . . . . on avance tou„jours plus les affaires par une loyalité qne des difficultés mal fondées qni cau„sent ensuite une méfiance dans ce qui est le plus innocent."

[15]) Eugen an Prié. Wien, 6. Juli 1718. Hausarch.

[16]) Von demſelben Datum.

[17]) Eugen an Prié. Wien, 5. Juni 1717. Hausarch. „Quand on s'aquitte de ce „qn'on doit, on est an dessus des suites de la critiqne, à laqnelle tout le monde „est exposé" . . . .

[18]) Eugen an Prié. Wien, 5. Juli 1719. Hausarch. „Les refléxions generales „que V. E. a fait dans sa lettre . . . sur la constitution intérieure des Pays Bas „sont tres judicieuses, car il est tres constant qu'nn Gonvernement composé de „plusieurs provinces dont chacune a ses lois et contumes différentes de l'autre „et toutes tiennent dn monarchiqne mêlé de l'aristocratiqne et dn démocrati„qne, rencontre des grandes difficultés dans l'exercice dn ponvoir, qui con„vient au Souverain, et qne le sujet veut limiter par l'opposition de ses privi„lèges et de la liberté dont le seul nom et l'imagination lui coute souvent fort „cher et l'engage à donner ses subsistances pour conserver ce que véritable„ment il ne possède point. L'Hollande en fournit un exemple sans contesta-

„tion et devroit servir de reflexion aux sujets des Pays Bas . . . les subsides „qu'on leur demande, les fait le plus crier, et cependant ils ne scauroient être „conservés dans ce qu'ils aiment le plus, scavoir une véritable liberté et leurs „privilèges, sans ce secours qui est l'entretien des tronpes, leur unique defense, „de sorte qu'on pent quasi dire d'eux „quam habent oderunt libertatem“ . . .

[19]) Eugen an Prié. Wien, 30. Jänner 1717. Hausarch. „ . . . Il faut tenter tous „les moyens les plus convenables de douceur pour ramener les susdites villes „à leur devoir indispensable de sujet à sonverain, si cependant contre toute et „meilleure attente ces sortes de voies n'effectueront rien, il en faudra venir aux „remèdes proportionnés au mal, et prévenir au commencement de la régence „les suites qui deviendront avec le tems d'une très dangereuse conséquence“ . . .

[20]) Eugen an Prié. Futak, 21. Mai 1717. Hausarch. „J'ay vu avec déplaisir la „difficulté que les villes de Brusselles et d'Anvers du troisième état de Brabant „coutinuent à faire par un esprit de mutinerie de donner leur consentement „aux subsides que les deux autres ont accordés. Je conviens avec vous qu'il „est également dangereux de dissimuler et souffrir que reprimer et chatier „les principaux auteurs, il faudra cependant se resoudre à ce dernier, des „que tous les remedes de douceur seront sans effet.“

[21]) Eugen an Prié. Belgrad, 2. Juli 1717. Hausarch.

[22]) Eugen an Prié. Wien, 5. März 1718. Hausarch. „Je suis bien aise que la „bourgeoisie à l'exception de ceux des metiers de soyerie se soit bien compor- „tée en cett' occasion. J'espere qu'elle desistera aussi de la renitence qui dure „depuis si longtems à accorder le subside. V. E. doit savoir si et quand il con- „vient d'en retirer le régiment de Westerloo. Je crois pourtant que le danger „ayant passé, on ne doit pas le laisser à la charge de la ville andelà du tems „necessaire pour ne pas la châtier en general dans une occasion ou par son „bon comportement elle a merité d'être recompensée . . . Und am 16. März 1718 ſchrieb der Prinz an Prié: „Pour ce qui concerne l'emeute d'Anvers, il est „bon que les Anteurs soyent recherchés et chatiés selon la riguenr de la justi- „ce, mais je trouve par cette même raison que la bourgeoisie qui s'est si- „gnalée en prenant les armes et s'opposant aux mutins, ne doit pas être „aggravée par le Regiment de Westerloo au delà de ce que la necessité „requiert“ . . .

[23]) Eugen an Prié. Bei Peterwardein, 1. Juni 1717. Hausarch. „Je dois vous „dire de n'user aucune violeuce ou faire marquer le moindre ressentiment en- „vers les nations opiniâtres, l'intention etant de les ramener par la dou- „ceur et remission des deux vingtiemes pour éviter tont engagement dan- „gereux“ . . .

[24]) Eugen an Prié. Wien, 5. Oktober 1717. Hausarch. „Je remarque par ce qui „est passé à l'occasion du pillage des susdites maisonettes que la vigueur qu'on „a montré en faisant sabrer quelqnesuns des pillers a produit l'effet que j'avois „prédit et prévu il y a longtems; si on avoit agi au commencement de ces „tumultes de même, on auroit evité les susdites, parcequ'on avoit alors les „mêmes tronpes, il faut s'en servir aussi encore plus sérieusement lorsque le „service du maître ou l'honneur du Gouvernement le requierent. L'intention

„n'est point d'opprimer on faire tort aux bons sujets, mais de les défendre et „assurer contre l'insolence . . . des malintentionnés, reprimer leur audace et „les contenir dans les bornes de lenr devoir. Cela etant tous ceux qui aiment le „repos public, doivent concourir à des vues si justes, nécessaires et indispen- „sables à la société et subordination. Les Magistrats sont établis pour admini- „strer la justice et veiller à tout ce qui peut troubler la tranquillité; le Gou- „vernement doit les soutenir. V. E. a bien fait d'ordonner au Magistrat de faire „défendre les assemblées et marches des garçons armés des bourgeois, chose „suspecte et peu convenable tant au Gouvernement qu'à la ville. Je suis sur- „pris que le Commandant de la ville n'ait pas été averti a tems par l'officier de „la grande garde de ce qui est arrivé à ce dernier desordre; il ne faut pas re- „garder indifferemment une négligence et omission pareille, mais bien faire „l'examiner à fond et la châtier selon les circonstances" . . .

[25]) Voriges Schreiben . . . „Je suis bien aise que M. le Comte de Vehlen agit „présentement avec plus d'intelligence et rigueur ponr soutenir l'honneur du „gouvernement. Je luy ay assez clairement fait comprendre le mal que la con- „nivence a produit, pour que j'ay tout lieu de croire qu'à l'avenir on sera plus „résolu dans les occasions qui l'exigeront. . . Le Comte Wrangel a été pourvu „du gouvernement de Brusselles avec le caractère de General d'Artillerie en „vue de ses bons services et comportement jointes à la prévention qu'on a „qu'il continuera son zele et attention pour le bien de S. M. et du publique, „s'appliquant particulièrement de remettre et conserver la tranquillité de la „ville de Brusselles troublée qnelque tems par la fermentation des esprits „inquiets, turbulents et peut être mal intentionnés."

[26]) Eugen an Prié. Wien, 15. Februar 1719. Hausarch. „J'ai été bien surpris „d'apprendre . . . qu'au lieu d'un juste repentir du passé, nne troupe de la „popnlace de Brusselles ait osée séditiensement paroitre avec un drapeau „et musiqne, et crier publiquement par la ville et specialement à la „Garde: vive le Roy Philippe, ennemi déclaré de S. M. I., et vive l'electeur „de Bavière. J'approuve la disposition qne M. le Comte Wrangel avoit donné „pour les saisir. J'aurois pourtant bien vouln qu'outre ceux qu'il a fait ar- „rêter dans sa maison lorsqu'ils voulurent reclamer leurs camarades pris la „nuit, on eût aussi arrêté ce vieux qui une demie henre après le conp osa ve- „nir au parc demander avec menace le relachement des prisonniers et de faire „battre à l'arme par le tambonr, pour lny faire aussy ressentir la punition „qu'il mérite. J'espere que dans l'examen et la poursuite du procès il aura „été reconnu et châtié et qne dorénavant, lorsqn'il s'agira d'arrêter de pareils „scélérats, les ordres ne seront pas si limités comme ils l'ont été dans ce der- „nier cas seditieux, mais qu'on ordonnera de les traiter selon leur mérite „en faisant in flagranti tuer quelqnes uns qui vondront se sauver ou don- „ner la moindre marque de résistance, pour mettre de la terreur dans cette „audaciense et impertinante populace, laquelle ne merite point d'égards on de la „douceur qu'elle méprise dans le tems même qu'on a de qnoi la reprimer" . . .

[27]) Eugen an Prié. Wien, 21. Oktober 1719. Hausarch. „Ayant consulté S. M. „. . sur les circonstances qui ont accompagné l'execution de justice faite

„contre les coupables de Brusselles et l'effet qne cellecy a produit dans le „peuple, S. M. approuve la defence que vous avez fait de la célébration „des exèques pour le doyen décapité et ordonne de faire procéder contre „les antres doyens coupables et fugitifs avec la rigueur de la justice, et de „procéder dans la forme judiciaire contre les autres coupables en suspen- „dant les seutences qui en pourroient résulter jusqu'à la resolution de „S. M." . . .

[28]) Eugen an Prié. Wien, 18. Oktober 1719. Hausarch. „Après les actes de „rigueur il faut rendre la tranquillité et le repos publique aux esprits agi- „tés pour gagner l'amour du peuple, la douceur, la clémence et les graces, „de retablir le commerce et le credit public interrompu par la craiute et „apprehension, décharger la ville des troupes superflues et lever à celles „les incommodités qu'elles ont sonffertes, d'établir une harmonie entre les „habitans et la milice, enfin de rendre par ces et autres moyens agréable le „règne de S. M. I.; c'est ce qui doit être le principal soin dn Gouverne- „ment" . . . Vortrag Eugens an den Kaiſer vom 18. Oktober 1719. Gachard. Docnments inédits concernant les tronbles de la Belgique sous le règne de l'Empereur Charles VI. II. 307. Die Einleitungen der beiden Bände dieſes Werkes, ſo wie die darin abgedruckten Berichte Prié's an Eugen wurden bei der Darſtellung dieſer Vorgänge vielfach benützt.

[29]) Über den jungen Grafen Horn, der in dieſer Straße, was damals ungeheures Aufſehen erregte, einen Raubmord beging und in Folge deſſen zu Paris hingerichtet wurde, ſchrieb Eugen am 6. April 1720 an Peuterriedter: „Von den jungen Comte de „Horn habe ich zwar nicht viel gutes gehofft und ihn daher gar gern von meinen Regi- „ment entlaſſen. Es wäre mir doch nicht eingefallen, das diſer Menſch ſeine Geburt, „Ehre und gewiſſen ſo weith vergeßen und eine ſo ſchändlich und abſcheuliche Raub und „Mordthat begehen wurde können. Es iſt billig, das ſelbe den rechten und umbſtänden „gemäß beſtraffet, mithin deſordriſt bey derarthen anwachſenden laſter ein exempel ge- „geben werde. Die altadeliche anſehentliche famille iſt aber nichts deſto weniger zu be- „douren und daher gleich wohl, wann es noch de tempore, die hand dahin zu biethen, „damit es ſo viel möglich ohne derſelben Nachtheil geſchehen könne." Kriegsarch.

[30]) Einem Niederländer, Namens Le Sarraz, welcher eine Staatslotterie in Vorſchlag brachte, antwortete Eugen am 14. Juni 1719: „je veux croire que le moyen „de faire entrer annuellement dans ies coffres de S. M. deux cens mille florins „est bon, mais ie ne scaurois m'imaginer sans le connoitre qu'il est possible „qu'il puisse reussir sans aucune charge des sujets" . . . Hausarch.

[31]) Graf Wehlen an Eugen. Brüſſel, 4. Jänner 1720. Kriegsarch. „L'affaire du „Missisipi excitant l'admiration et la curiosité de tout le monde, me fait preu- „dre la liberté d'envoyer à V. A. S. la petite relation ci jointe, laquelle selon „mon jugement ne paroit pas si chimerique q'on l'a voulu décrier jusqu'à „présent. Plut à Dieu que pour le service de S. M. I. il se trouvat un second „Law pour faire fleurir ces beaux pays à proportion de l'etendue du Royaume „de France, il ne seroit pas difficile d'y trouver un petit Perou. Tout le „vaste projet et un autre qu'on m'a remis de beaucoup plus grande eten- „due et solidité semble s'evanouir. Marseau s'insinue, selon que j'apprends

„d'ailleurs, chez le Sieur Bossart et le Baron de Benterieder; je serai char„mé de le voir réussir par ce canal, pourvu qu'une affaire de cette grande „utilité vienne à sa perfection. Je n'ay pu decouvrir ce que l'on a fait du „projet de Marseau que V. A. a remis icy, on n'en a certainement point „parlé n'y à moy n'y à personne de distinction. L'on me dit hier qu'il avoit „esté renvoyé à l'advis de quelques marchands de Flandre, qui le desaprou„veront infailliblement, leur interêt étant plus grand d'envoyer un petit „vaisseau et de doubler 5 à 6 fois leur capital, que de voir profiter 20 à 30 »millions par une forte compagnie, dont le sonverain et le Pays profite„raient. Il me semble, Monseigneur, que pour cette affaire le Marquis de „Prié devroit former une conference, dans laquelle ie pourrois entrer si V. »A. m'en juge capable, composée de deux conseillers d'Etat, autant des »finances, la chambre des comptes, des négocians les plus estendus et quel„qu' un de l'admirauté, pour examiner tous les articles proposés, et d'en „renvoyer une consuite sincère à la résolution de V. A. Si l'on ne suit „point cette coutume, rien ne s'effectuera" . . .

[32]) Eugen an Behlen. Wien, 20. Jänner 1720. Kriegsarch. „Das eigenhändig „unterm 4. currentis an mich beliebte schreiben iſt mir mit dabey gelegt geweſten me„moir über die in Frankreich zu jedermanns Verwunderung und ansehen gebrachte com„pagnie von misisipi zu recht überkommen; die bißherige würkung dieſes faſt ohnbe„greiflichen werks iſt ſo wohl zu vieler privat alß beſorderiſt des königl. Aerarii nutzen „ansehent- und fürtrefflich geweſen, noch mehr aber wirdet ſeyn, wenn es alſo beſtändig „dabey bleiben und immer mit Vortheil würken ſollte. Es wäre freylich wohl zu wün„ſchen, wann man in denen zu vielen guten einrichtungen wohl gelegenen und geſchick„ten kaiſ. niederländiſchen provinzen etwas dergleichen einführen, mithin nicht nur die „entkräfftete finanzen, ſondern auch die durch verſchiedene harte unglücksfälle ganz er„ſchöpfte provinzen in den vorigen aufnahm wieder bringen und erhalten könte. Von „ſeithen des guberno ſoll auch zu erlangung dieſer A. h. intention nichts unterlaſſen „werden. Ew. Excellenz begreifen aber von ſelbſten gar wohl das nicht alle pro„jecten in einem ieden Lande ſich ins Werk richten laſſen, und was in einem „ſehr gute, in einem andern oft ganz widrige effecten nach ſich zieh'et. Ich will „zwar die, ſo der bekannte Marseau gemacht, weder ſeine in derley ſachen beſitzende „fähigkeit und den dabei anrihmenden credit in keinen Zweifel bringen, ich habe aber „auch diſen Menſchen viele Monat mit allerhandt gedanken dahier umbgehen geſehen und „von vielen Millionen reden gehört, da er doch bey ſeiner abreiſe nicht einmahl die not„turfft, und mit harter Mühe 7—800 Gulden Credit gefunden, ſo auch dem Verneh„men nach mit Gefahr des Creditoris biß anhero ohnbezahlt auß ſtehen, daß alſo leicht „zu erachten daß von einen ſolchen mann keineswegs große ſachen wie vermeint wird, „können vermuthet werden, um ſo mehr alß das übergebene project ein gemeines werk „iſt, deren verſchiedene andere vorhanden und eine beſſere praesumption vor ſich haben; „Indeſſen hat doch Hr. Marquis Prié ſowohl dieſes alß die übrigen mit kundigen Mini„stris und erfahrenen handels und ſeeleithen zu überlegen und gutachtlich darüber zu be„richten den kayſ. Befehl, Vollmacht und Instruction, worüber die Vollziehung mehr„mahlen anerindert wird." . . .

[3]) Eugen an Behlen. Wien, 17. Februar 1720. Kriegsarch.

[34]) Eugen an Behlen. Wien, 1. Mai 1720. Kriegsarch. „In erwartung deß ans„ſchlages der in Brüſſel veranlaſten zuſambentretung verſchiedener in wechſel und com„mercienſachen erfahrenen Handelsleuthen bleibe ich der Du Peray und Marseanſchen „propositionen halber der Meinung, daß ſolche in Niederlandt gründlich unterſuchet „und den Kaiſer die Entſcheidung anheimgeſtellet werden müße .... Meines erachtens „kann dasjenige was auß gelegenheit der eingeführten Missisipischen Compagnie in „Frankreich vorgegangen iſt und zu aufrechthaltung des genommenen impegni despo„tico ſchon würklich angekehrt worden und noch wohl weiters zu verordnen kommen „derſſte, anderwertig beſorbriſt in Niederlandt umb ſo weniger Platz greifen, alß J. K. „M. gewiſſe hart ohnanſtändige principia anzunehmen ein billiges bedenken tragen, „ſolche auch in execution ſowohl propter genium et privilegia nationis alß anderer „umbſtände wegen die große beſchwörlichkeit und weitläufigkeiten finden derſten, zumah„len da die Situation dieſer Länder und daher rührende Beſorgung eines Krieges den „credit bey außwertigen allzeith verdächtig machen und abhindern wirdet, fremde Gel„der alldort anzulegen oder gegen Papier zu verwechſeln“ . . .

[35]) Eugen an Behlen. Wien, 5. Juni 1720. Kriegsarch.

[36]) Eugen an Prié. Wien, 3. April 1720. Hausarch.

[37]) Bonneval an Eugen. Meſſina, 1. April 1720. Kriegsarch. „nous avons gagné „an Missisipi ma femme et moy cinq cent mille livres qui sont actuellement „dans nos coffres“ . . .

[38]) Behlen an Eugen. Brüſſel, 24. September 1720. Kriegsarch. „Geſtern hat ſich hier „abermahlen ein franzöſiſcher Currier ſambt einen mit Lingots d'or beladenen wagen umb „ſelben nacher Holland zu transportiren, dahier eingefunden, welchen die gewöhnliche „Escorte auf des Duc Regent geſinnen bis Mordyk mitgegeben. Was diſe große Trans„porten an gold, auch der am 15. diſ. ergangener Arrest, wodurch alle billets auf „¾ reducirt, bedeuten und nach ſich ziehen vermögen, kombt jedermann unbegreiflich vor „und iſt dermahlige Armuth und Elend der franzöſ. Nation unbeſchreiblich, inmaßen derjenig „der 100,000 Livres reich geweſen, nicht mehr dednctis dednendis als 238 Louisd'or „an werth übrig behalte, ja ſo gahr die hieſige Kaufleute ſchwerlich 200 Louisd'or dafür „geben werden. Wie man mir von Paris ſchreibt, ſo ſeye obgemelten Arrestes wegen „ein großes lamentiren und murmuriren entſtanden, folgenden tags aber haben die „Franzoſen ſich darinnen ergeben und conſoliren ſich mit allerhand chansons et satirs „zu componiren, unter andern eine Tragedie welche den Duc Regent au lit de la „mort, tous les Princes du Sang et quelques ministres representiren thut.“

[39]) Geſchichte der Law'ſchen Finanzoperation. Von A. Kurtzel. Raumers hiſtor. Taſchenbuch. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. S. 409—597.

[40]) Eugen an Behlen. Wien, 15. Oktober und 10. November 1721. Kriegsarch. „Die betrübenden Exempel in Frankreich und England laſſen mehr als zu viel erkennen, „daß nicht einen jeden unbekandten Främbdling oder Duperayſchen Projectanten, „welche unter dem speciosen Vorwand, ganze Länder zu bereichern, da ſie doch „entweder ſelbſt keinen Kreuzer in Vermögen haben, oder etwan anher geloſſene „banquerontier feindt, nichts als Eigennutz und das allgemeine verderben ſuchen,“ Zutrauen zu ſchenken ſei. Auch iſt auf ſie, fährt der Prinz fort, nicht zu achten, weil ſie „ja nichts zu verlieren haben, es gehe oder ſchlage aus wie es immer wolle. Das kayſ. „Abſehen und deſſen untergebenen Gonvernements pflichtmäßige bearbeitung ziehlet

„und beeyffert ſich ein nicht nur der kayſ. Hochheit, würde und Ehre anſtändiges, ſondern „auch denen geſambten unterthanen vorträgliches solid und nuzliches commercium einzu„führen und zu stabiliren, ohne die ohnedaß ſattſamb jalouse nachbarn durch Anziehung „ihrer Unterthanen noch mehr zu ombragiren und zu allerhand impegni anlaß zu ge„ben, obſchon in dem geſetzten Fall das Niederl. Commercium ſodann nicht zu Vor„theil deren kayſ. ſondern frembden unterthanen gereichen würde. Ew. Exc. werden den „kayſ. Dienſt und allgemeinen weeſen dero Länder ein angenehmes werck bezeigen, wann „ſie in dieſen allein antragenden wahren abſehen mit rath und that an die handt zu „ſtehen, was aber dem zuwider iſt, auszuweichen belieben werden“ . . .

[41]) Eugen an Prié. Futak, 21. Mai 1717. Hausarch.

[42]) Eugen an Prié. Wien, 23. Dezember 1716. Hausarch. „. . . etant très „important au bien du service de S. M. I. et celuy des provinces en par„tieulier de faciliter et animer le commerce des Pais bas delabré par les „circonstances malheureuses du tems, particulièrement la navigation, unique „moyen de le remettre, et voulant autant qu'il depend de moy y contribuer“ . . . 19. Mai 1718. „Je suis bien aise que le Sieur Cloots fait partir d'Ostende „dans peu de jours cinq vaisseaux chargés pour la Chine, Surate et autres en„droits . . . V. E. doit animer cet homme par un bon accueil et toutes les faci„lités possibles“ . . . Und am 24. Juli 1720 ſchreibt Eugen an Prié: „J'ay ardem„ment souhaité et souhaite encore la reparation du port et des fortifications „d'Ostende par le grand bien et avantage qui en reviendra à S. M. I. et aux „Provinces des Pays bas; l'importance de l'entreprise fera infinement du mé„rite à V.E. et recompensera des depenses et peines qu'on a employés pendant „les années 1718 et 19 pour fortifier et augmenter les digues“ . . .

[43]) Er beglückwünſcht den Marquis del Campo wegen ſeiner Ernennung zum Gouverneur von Oſtende „qui est la porte du commerce des Pays Bas du coté de la „mer, dont les fortifications et le port exigent une attention particulière.“ 1. Jänner 1718. Hausarch.

[44]) Er werde, ſchrieb Eugen an Prié, ſein Möglichſtes thun für die Wiederherſtellung des Handels, „que je regarde comme une chose essentielle et indispensable „. . . V. E. doit consulter des gens experts, tirer d'eux les lumières necessaires „et en former un plan avec toutes les remarques pour l'envoyer à la souveraine „deliberation . . . usant toujours d'un secret convenable pour ne point exciter „la jalousie des voisins, qui ont interest d'empêcher la réussite de cette affaire „qu'ils regardent fort préjudiciable. La réparation du port et des fortifications „d'Ostende est une disposition qui doit précéder; il paroit pourtant que les Etats „de la Province ne sont guères pressés d'y concourir. Ils y sont engagés par „leur propre avantage et doivent ainsi le procurer en quittant toute animosité, „faction ou autre voie y contraire“ . . .

[45]) Eugen an Prié. Wien, 30. Dezember 1719. Hausarch.

[46]) Eugen an Prié. Wien, 17. April 1720. Hausarch.

[47]) Schulenburg ſchrieb hierüber ſchon am 6. Oktober 1709 an den Grafen Werthern: „Le Prince Eugène . . . veut que rien égale ce qui a le nom des Impe„riaux, ou tout doit plier les genoux“. . . Schulenburgs Denkwürdigkeiten. I. 470.

[48]) Eugen an Prié. Wien, 8. Mai 1720. Hausarch.

[49]) Eugen an Prié. Wien, 21. Dezember 1720. Hausarch. Er sei, erklärt Eugen „pleinement convaincu que V. E. continue pour le plus grand avantage du „commerce des Pays Bas ... Je conviens pareillement que tous les projets qu'on „a fait pour établir une compagnie, ne sont pas bons, et qu'il faut murement „examiner celuy qu'on voudra choisir, mais aussi dois je dire avec ma sincé„rité ordinaire, que la Cour et quasi tout le monde est icy et ailleurs du sen„timent que le prompt établissement d'une compagnie solide pour le dit com„merce au climat éloigné est d'une utilité et necessité indispensable, car les „puissances qui en sont jalouses, en auront moins d'ombrage qu'en le faisant „comme on le fait à la debandade, et s'ils ne sont pas en droit d'empê„cher ou n'empêchent point celuycl, ils le feront encore moins dès qu'on „l'aura établi sous l'autorité souveraine avec une certaine règle et di„rection, car il est certain qu'il n'y a que le lucrum cessans et damuum „emergens, qui les engage à le tronbler, on s'y opposer s'ils peuvent; „... l'établissement d'une compagnie bien ordounée mettra le Gouvernement „hors des soins de la direction qu'il doit présentement donner ... Tout le „monde aura les moyens d'y placer son argent et le profit se diffondera sur les „individus du pays ...les manufactures internes seront cultivées par les soins „que la Compagnie sera chargée d'en prendre, la vente et l'achapt des mar„chandises se fera à tems et bien sans que l'un cherche de prévenir ou avau„tager sur l'autre, la dépense de l'armement pour le convoy et le soutien des „établissements qu'on aura fait sous des climas éloignés sera à ses depens et „soins, si les particuliers profitent moins par les frais de la direction; ils „auront en échange plus de snreté, le souverain aura nn plus grand avantage „et en cas de besoin de l'assistance, enfin l'exemple et l'experience de nos „voisins doit nons mieux convaincre que tont le meilleur raisonnement; leur „commerce ne se seroit jamais mis uy souteun en vigueur sans l'assistance „et service d'une compagnie, la conjoncture du tems pour l'effectuer paroit „présentement plus propre que jamais, les puissances qui pourroient s'y oppo„ser sont diverties chez eux, il eu faut profiter avant qu'elles se reconnais„sent" ...

[50]) De la Merveille an Eugen. Brüſſel, 20. Mai 1722. Hausarch.

[51]) Eugen ſchreibt hierüber an den Marquis Prié am 30. November 1720: der Kaiſer habe „déclaré non seulement insuffisantes les raisons alleguées dans le „mémoire de la compagnie des Indes en Hollande pour exclure les sujets de ses „Pays Bas du commerce et de la navigation dans ces pays eloignés, mais „aussi qu'elle veut et doit soutenir les droits incontestables qui lui compè„tent par la nature, droit des gens et souveraineté envers eux qui vondroient „les troubler." Er werde dieß, fährt Eugen fort, dem holländiſchen Geſandten „communiquer dans des termes convenables en luy faisaut connaitre qn'il faut „vivre et laisser vivre" ... Hausarch.

[52]) Eugen an Prié. Wien, 6. Juni und 29. Juli 1722. Hausarch.

[53]) Eugen an Prié. Wien, 1. April 1719. Hausarch. „... V. E. doit encore „ordonner à mon regiment de Dragons de se tenir prêt à marcher au premier „ordre, et pareillement l'envoyer à la premiere requisition qne le Roy de la

„Grande Bretagne en fera, pour être transporté en Angleterre et y servir avec „les autres“ . . .

[54]) Eugen an Prié. Wien, 23. Auguſt 1721. Hausarch. „Celle-ey est pour „dire encore une fois à V. E. que S. M. et le Ministère est iey au bout de „la patience qu'on a eu jusqu' ici d'attendre le retour du courrier avec les dé„peches . . . On dit publiquement que le retardement se fait en vue d'intérest „particulier, que la predilection dans les passeports vaut annuellement 100,000 „florins et plusieurs autres choses. Je n'entre pas dans leur verité ou fausseté, „mais je sais bien que le soupçon ne sauroit être maifondé parceque V. E. le „vent bien par ses propres faits et depuis longtems“ . . .

[55]) Eugen an Prié. Wien, 17. September 1721. Hausarch.

[56]) Eugen an Prié. Wien, 2. September 1722. Hausarch. „Tous ceux qui sont „tant soit peu équitables et informés des affaires des Pays Bas, doivent couve„nir des soins que V. E. s'est donnée pour y introduire le commerce au clima „éloigné, et le porter au point avantageux où il est présentement maigré une „infinité de traverses et de difficultés qui se sont présentés en dedans et parti„eulièrement au dehors avec les puissances voisines et jalouses. Je n'ay man„qué aucune occasion pour en donner un juste témoignage à S. M. I. et au „publie. Si V. E. connoissoit la Cour et le pied qu'elle a prise depuis votre ab„sence, vous ne seriez pas surpris de ce que les cabales et intrigues peuvent son„veut au préjudice du mérite. Coelbrouk et ses adhérents en ont profité moyen„nant une protection qu'ils avoient ici au commencement et sous les auspices „de laquelle ils ont continuée à s'intriguer et ayder par tous les moyens qu'ils „ont pu trouver. Ils ont eu de la facilité non seulement par rapport aux som„mes considérables que Coelbrouk a mis dans la compagnie orientale, qu'on a „etabli icy et dont l'avantage qui en dépend en partie, est fort à coeur à quel„qu' un, mais aussi par rapport aux commissions pour des grosses sommes dont „il est chargé tant des négocians d'Angleterre que d'Anvers et particulièrement „d'Ostende; c'est par là et ses manières taciturnes qu'il a continué son crédit, „appuyé des personnes, que vous savez dans le tems que vous tardiez à envoyer „le plan de l'octroy que S. M. avait demandé. Pourtant luy et ses fauteurs ont „tort de s'attribuer le mérite de l'octroy, puisque celui de V. E. a été examiné „par le conseil suprême . . . . l'offre que Coelbrouk et ses fauteurs ont fait de „100.000 pistoles est connu et peut être le premier motif de ce qu'ils ont été „écoutés . . . . Le mérite de l'octroy gratis ne scauroit par conséquent pas re„tomber sur eux, ayant été uniquement resolu par S. M. sur les représenta„tions bien efficaces, que vous avez fait, moy, le conseil suprême et la confe„rence ministeriale.“

[57]) Art. CIII. Finalement, pour droit de reconnoissance de cet octroi que „nous avons bien voulu accorder pour établir et former cette compagnie, „elle sera obligée de nous présenter et à chacun de nos hoirs et successeurs, „un lion couronné, tenant les armes de la Compagnie, du poids de vingt „marcs d'or.“

[58]) Da Prié darauf antrug, Eugen ſolle ſich ſtatt mit ſechzig, mit hundert Aktien betheiligen, antwortete der Prinz, er wolle nicht mehr nehmen, als er wirklich zu decken

vermöge, „car l'esperance du gain n'a aucune part à la resolution qne j'ay prise.“ Eugen an Neny. Wien, 15. September 1723. Hausarch.

[59]) Eugen an Neny. Wien, 24. November 1723. Hausarch. „Je suis aussi peu „surpris de la demande que le Comte de Windischgraz a faite aux directeurs „de huit ponr cent de profit sur les cent actions, qne de la résolntion qn'il a „prise de s'en défaire. Il suffit de connoitre son génie et le dessein qn'il pent „avoir en en les prenant pour ne pas s'en étonner. J'ay tonjours été du senti„ment qn'il n'avoit souscrit pour tant d'actions que pour les débiter avec profit „et l'effet justifie que je n'ay pas mal songé. Je suis cependant curienx de sa„voir ce qu'il en fera s'il ne trouve personne qui s'en veuille charger, et s'll „fournira en ce cas au payement on bien s'il les abandonera a tant.“

[60]) Eugen an Prié. Prag, 2. und 6. Oktober 1723. Hausarch.

[61]) Eugen an den Kaiser. Prag, 28. August 1723. Hausarch.

[62]) Eugen an den Kaiser. Wien, 24. November 1723. Hausarch.

[63]) Eugen an den Kaiser. Wien, 17. Dezember 1723. Hausarch.

Sechstes Capitel.

[1]) Eugen an Prié. Wien, 12. Oktober 1718. Hausarch. „Je crois qu'il ne faut „aucunement permettre cet crreur et tacher de le supprimer autant qn'il est „possible, mais on doit aussi veiller pour qu'on ne procède pas contre les „règles et ordres prescrits par S. M. et les canons de l'Eglise, par des simples „sonpçons mal fondés et excités par des envieux ou autres; la jnridiction tem„porelle ne doit point préjudicier à la spirituelle: ces sortes des cas sont fori „mixti et la première doit s'intéresser pour soutenir la seconde lorsqn' an pré„jndice de l'état elle procède contre les droits, privilèges et justice . . . Il parolt „par une de ces pièces que M. l'Archevêqne de Malines demande à un de ces „prêtres de l'oratoire de s'expliqner sur la constitution nnigenitus, sur qnoi je „dois dire à V. E. qne l'intention de S. M. est de se tenir indifférent sur ce cha„pitre aux Pays-bas et qu'ainsy le sudit Archevêqne ne doit aucunement faire „des passages y contraires, n'étant pas convenable de prendre parti dans cette „querelle.“

[2]) Eugen an Prié. Wien, 23. November 1718. Hausarch. „V. E. est infor„mée des intentions de S. M. snr la conduite à tenir aux Pays-bas par rap„port à la constitution Unigenitus. Je vous en ay renonvellé la mémoire il y a „assez de temps: comme ccpendant ie vois que contre toute meilleure atten„te . . M. l'Archevêqne de Malines a exigé de son chapitre qn'il acceptât la „constitution . . . sons peine de censures ecclesiastiqnes, je tronve d'une neces„sité absolne de dire encore nne fois à V. E. qne je suis fort surpris de la con„duite de M. l'Archevêque et l'inattention du Gonvernement de la détourner. „On auroit pn et dû regarder comme on fait en Allemagne et ailleurs, ponr „éviter anx Pays-bas les troubles et desordres qni en sont provenns en France „et y malheurensement presagent des suites dont la communication aux Pays„bas seroit d'antant plus importante, qu'elles sont plus voisines aux hérétiques. Ponrquoi prendre partie dans une démêlé et s'exposer aux malheurs

„qu'elle entraine infsilliblement à l'exemple de ce qu'on voit en France dans le „tems qu'on peut la regarder avec une entière indifference. J'en informeray S. „M. ne doutant aucunement qu'elle se declarera sur ce pied en conformité des „premières justes et convenables instructions . . . Il n'est pas nécessaire de „publier les sentimens de S. M. à l'egard de la constitution, mais on peut les „tenir secrets."

[3]) Eugen an den Erzbiſchof von Mecheln. Wien, 4. Jänner 1719. Hausarch.

[4]) Eugen an Prié. Wien, 12. April 1721. Hausarch.

[5]) Eugen an Prié. Wien, 29. März und 7. Juni 1724 Hausarch.

[6]) Vortrag Eugens an den Kaiſer. Wien, 1. November 1724. Hausarch. Er ſchildert die „pernicieuse conséquence dont pourroient être pour la tranquillité pu„blique ces sortes de violences . . . et combien il est à craindre de l'animosité „à laquelle on voit que les esprits sont réciproquement portés, qu'il ne naisse „une dissension ouverte parmi le Clergé, à moins que l'on n'y pourvoye inces„samment par des remèdes convenables et suffisans, en obligeant un chacun „de quel Caractère ou qualité qu'il puisse être, de se conformer exactement à „la pieuse et prudente résolution de V. M. émanée sur ce sujet, par laquelle „Elle a défendu de ne poursuivre aucun qui ne s'oppose publiquement et avec „scandale à la constitution, et de redresser en conséquence tons les excés qui „pourroient avoir été commis contre cette salutaire disposition, ce qui est à „mon très humble avis le vray moyen de conserver le repos public si intéressé „dans une affaire de cette délicatesse. D'ailleurs V. M. connaitra assez ce qui „est caché sous ces nouveaux principes qne l'on cherche à introduire qui ne „peuvent avoir aucun autre objet, que d'anéantir entièrement la puissance du „Souverain et de rendre indépendante celle des Ecclésiastiques, maximes „trop dangereuses et prejudiciables à l'autorité Royale pour ne pas mériter „une sérieuse attention de la part de V. M."

[7]) Er habe, ſchreibt Eugen aus Anlaß der Ernennung eines Abtes zu Echternach, in der Provinz Luxemburg, den Würdigſten gewählt, „afin qu'il y retablisse le bon „ordre qui paroit avoir été troublé, et remets la prétendue illegitime . . . capi„tulation faite par la faction de quelqnes uns du monastère contre l'autorité „canonique des dits abbés et aboutissant à une vie plus libre, pour être ensuite „du dit avis annulé et cassé. Je veux espérer que le nouveau abbé malgré tont „ce qui s'est passé avec les religieux dn monastère, fera de son mieux pour in„troduire l'unanimité, charité, et bonne harmonie ecclésiastique et ramènera „par le bon exemple ceux qui pourroient avoir manqué..." Hofft: „de faire con„noitre que toutes mes vues consistent dans le bon ordre de l'exercice et fonction „de ma charge." Eugen an Prié. 24. Mai 1717. Hausarch.

[8]) Eugen an Prié. Wien, 19. Auguſt 1724. Hausarch. . . . . nécessité de ne rien „relacher d'un coté du respect et de la déference que les Cavaliers et gens du „pays doivent au Gouvernement, mais il faut aussi tacher de vivre avec eux en „paix et tranquillement, puisque rien n'avance plus le service qu'une harmonie „et assistence mutuelle entre le Ministre qui est à la tête des affaires et ceux qui „luy sont subordonnés" . . .

[9]) Mémoires du Marquis de Mérode-Westerloo. I. 350.

[10]) Eugen an Prié. 23. April 1718. „Le Marquis de Westerloo doit être payé „de ses gages de General de Cavallerie ... la somme ne peut pas être si grande „qu'on ne trouve un expédient d'y satisfaire“ ... Hausarch.

[11]) Eugen an Rialp. 3. Juli 1718. Hausarch. „Je ne suis aucunement d'humeur „de tolerer la coutinuation de la condnite irregulière du Marquis de Westerloo, „et je veux soutenir la subordination militaire si bien comme Président de la „guerre et Capitaine General des Pays-bas pour l'indispensable service de S. M., „n'ayant que trop regardé le mépris et hanteur qn'il en temoigne“..... Und an Prié ſchreibt der Prinz hierüber am 12. Juli 1718. Hausarch. „J'approuve la conduite „que vous avez tenu sur les irrégularités et extravagances de M. le Marquis de „Westerloo ... J'ay laissé par une consideration tont particulière en sa charge „le colonel qui avoit été mis à la place du dépossédé par la voye du fait, anquel „j'ay donné la première vacance, quoiqu'aucun Colonel ... ait le pouvoir de „casser un officier sans la formalité d'un procés. L'Empereur même reforme, „mais jamais demets nn officier sans justice de son emploi. Mais voyant qn'il „n'a aucune réciprocité pour cette consideration, il faut s'en remettre à la sub„ordination militaire que je soutiendray comme président de guerre et Gonver„neur General.“

[12]) Eugen an Prié. Wien, 13. Mai 1722. Hausarch. „Les extravagances du „Marquis de Westerloo sont ici et ailleurs si renommées, que j'ay traité ceux „qn'il a eu à mon égard avec beaucoup de mépris et an dessous de mon atteu„tion et ressentiment, que j'aurais scn prendre avec tout autre. Je crois que V. „E. doit traiter sur le même pied les irrégularités qu'il commets là bas, et ne „pas témoigner plus d'égards pour luy dans les surséances de justice au préju„dice de ses créanciers, qu'il vons en témoigne d'autant plus que des pareilles „concessions sont odieuses, sistent le cours ordinaire de la justice et ne sont „par conséquent pas trop à étendre“ ...

[13]) Eugen an Prié. Wien, 29. Jänner 1724. Hausarch.

[14]) Eugen an Prié. Wien, 18. März 1724. Hausarch.

[15]) Eugen an den Kaiſer. Wien, 18. März 1724. Hausarch. „ ... violences et „barbaries si outrées commises par le Marquis de Westerloo contre ses sujets „que le Conseil de Brabant s'est vû obligé de prendre ces pauvres gens sous la „sauvegarde de V. M. et de leur permettre de sonuer le tocsin pour pourvoir se „défendre contre la force qui leur seroit faite, ce qui seul doit plus que suffisam„ment prouver quel doit être l'excès insupportable avec lequel le Marquis de „Westerloo se conduit“ ...

[16]) An Prié ſchreibt Eugen hierüber am 5. Juli 1724. „Quant à moy, je le crois „trop au dessous de moy, et j'ay trop de mépris pour luy, ponr faire le moindre „cas de ses manvais discours et des sottises qu'il peut avoir debitées coutre moy. „Il est reconnu aussi fon de tout le monde et ma réputation, a ce que je me „flatte, est trop bien établie pour qu'un homme comme luy soit capable d'y „donner la moindre atteinte“ ... Hausarch.

[17]) Eugen an den Kaiſer. Wien, 4. Juli 1724. Hausarch.

[18]) Eugen faßt in ſeinem Vortrage vom 9. Juli 1724 die Anklage gegen Weſterloo in folgender Weiſe zuſammen: „Il y a bien longtems deja depuis qu'il se conduit

„d'une manière si scandaleuse, laquelle est devenue si insupportable depuis „quelque tems que je ne vois pius comment V. M. se puisse dispenser de luy „témoigner les justes effets de son ressentiment. La témérité qu'il a eu de s'op- „poser par voye de fait aux ordonnances de V. M. publiées en Flandre pour „l'addition des comptes, et celle qu'il a eu de plus d'animer des autres par un „esprit de sedition à se joindre à luy jusqu' à solliciter des Ministres étrangers „à y entrer . . . l'insolence avec laquelle il a osé parler du Gouvernement et la „desobéissance publique et affectée qu'il a temoigné pour tous ses ordres, non „obstant qu'il en dépend comme vassal du pays, comme Conseiller d'Etat et „comme Colonel d'un Régiment, la cruauté avec laquelle il en agit avec ses „sujets . . . et enfin la liberté qu'il s'est donné . . . de se servir des soldats de „V. M. contre toutes les ordonnances militaires non seulement à ses usages par- „ticuliers, mais aussi à l'execution de ses violences . . . sont autant des motifs, „par lesquels le Marquis s'est rendu indigne de la clémence de V. M. et qui „semblent obliger sa justice à donner un exemple dans la personne du dit We- „sterloo qui soit proportionné à ses excès et qui fasse voir qu'Elle ne laisse pas „impunis ceux qui veulent abuser de sa bénignité pour les accumuler les uns „sur les autres" . . . Hausarch.

[19]) Vortrag Eugens an den Kaiser. Wien, 9. Juli 1724. Hausarch.

[20]) Im zweiten Bande der Memoiren des Feldmarschalls Mérode-Westerloo, Seite 303—320 ist die Rechtfertigungsschrift abgedruckt, die er an die Kaiserin Elisabeth richtete und in welcher er deren Fürwort bei Karl VI. in Anspruch nahm.

[21]) Colloredo an Eugen. Mailand, 21. September 1720. Kriegsarch. „. . . Ich „weiß wahrhaftig nicht wo her es doch komme daß mit dem Feldmarschall-Lieutenant „Graf Bonneval, wo doch alle militares ihren meriten gemäß vor anderen sonderbahr „zu distinguiren und zu cultiviren gewohnet bin, noch widerum auf das neue dergestal- „ten zerfallen müsse, daß Ich Ihre Kayſ. May. zur aufrechthaltung meines von dero- „selben mir Allergnädigst imprimirten caracteris um die behörige demonstration „allerunterthänigst implorire und auch E. D. um die erforderliche justiz sehr ange- „legentlich bitte" . . .

[22]) Abgedruckt in den Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires des Fürsten de Ligne, XXVI. 35. worin übrigens der ganze Vorfall in ebenso frivoler und widerlicher, als wenig verläßlicher Weise erzählt wird.

[23]) Eugen an Neny. Wien, 13. September 1724. Hausarch. „Je suis surpris „comment Bonneval a pu songer à un accomodement aux Pays-bas, puisque je „luy ay dit bien clairement avant son départ qu'il ne doit pas s'attendre à y en „avoir, mon intention n'ayant été jamais de placer ny luy ny un autre françois „dans des pays contigus à la France, non obstant que j'ay assez bonne oplnion „de Bonneval pour croire qu'il seroit incapable de manquer à la fidelité et à ce „qu'il doit au service."

[24]) Voriges Schreiben. „Je ne suis pas surpris que Prié soit chagrin de toutes „les intrigues qui se font depuis quelque tems tant icy que là bas. Il a surtout „raison de l'être de ce que Bonneval vient de faire au sujet du prétendu discours „de M. la Marquise; je suppose que la chose n'est pas telle comme l'a dit Bon- „neval, et quand même elle le seroit, ce ne seroit que sur un fait dout toutes les

„gazettes publiques ont fait mention, et Bonneval n'en seroit pas plus excusable „de repandre des libelles si peu convenables, et d'exciter une Cour étrangère „à demander satisfaction à l'Empereur contre un de ses Ministres, ce qui ne „pourroit en aucune manière se souffrir de ceux qui sont engagés dans son „service“ . . .

[25]) Nach den im Kriegsarchive befindlichen umfassenden Berichten des Obertriegscommissärs Gruber zu Brüssel an Eugen.

[26]) Eugen an Neny. Wien, 23. September 1724. Hausarch.

[27]) Eugen an Rubi. Wien, 11. November 1724. Hausarch. „Vous ne devés pas „vous mettre en peine de ce que Bonneval a manqué à la parole d'honneur qu'il „vous avait donné, de se rendre incessamment an Spilberg suivant les ordres „de S. M., puisque vous avés pris toutes les précautions qui dépendoient de „Vous“ . . .

[28]) Eugen an Prié. Wien, 9. Dezember 1724. Hausarch. „Il est vray que Bonne„val m'a écrit la lettre dont V. E. fait mention, et il en a ecrit une antre sur „mon sujet à l'Empereur qui n'est pas moins insolente, ce qui m'a paru peu „surprenant d'un homme, qui fait voir son manvais génie dans tontes ses „actions . . . On commencera incessamment le Conseil de Guerre impartial, „anquel S. M. a consenti sur ma representation, dans lequel on examinera tont „ce qu'il a fait depuis sa sortie dn chateau d'Anvers, ce qui est entièremeut „différent de l'affaire qni vous regarde, et qnant à cette dernière on continuera „la conférencc qni a été commencée pour cela“ . . .

[29]) Eugen an Prié. Wien, 20. Dezember 1724. Hausarch.

[30]) S. Saphorin an Lord Townshend. Wien, 30. Juli 1721. State paper office. London.

[31]) S. Saphorin. Relation sur les finances et les forces de l'Empereur. 1727. State paper office. London.

[32]) Eugen an Prié. 10. Februar 1720. „Il y a bien longtems que je ne reçois „ni réponse à mes lettres, ni information sur les affaires du Gouvernement, „qnoyque les matières soyent très abondantes et le devoir d'uu Ministre qui y „préside, exige absolument d'en rendre compte à mesure qu'elles arrivent. Je „ne scaurois cacher à V. E. qne cela luy fait beaucoup de tort et cause une sur„prise universelle“ . . . Und am 2. Juli 1721 schreibt Eugen: „A dire la vérité la „chose va trop avant, et ne sauroit continuer sur ce même pied sans se prosti„tuer tout à fait. Point de réponse à nne infinité de dépêches de S. M., mes et „autres lettres; nulle information sur les affaires dn Gonvernement . . . Il me „parait pourtant que si V. E. ne veut avoir aucun égard pour ce qui la regarde „priucipalemeut, il seroit pourtant bien juste qu'on en eût au moins quelqu'uu „pour les ordres de S. M.“ . . .

[33]) Eugen an Prié. Wien, 8. Oktober 1721. Hausarch. „Je suis fort prévenu et „je sais par mol-même que les occnpations ne manqnent jamais à ceux qui sont „à la tête des affaires comme V. E. l'est dans les Pays-bas. Je trouve qn'il n'y a „pas de moyen plus propre de s'en débarasser que celuy de leur donner une „certaine règle, de faire une distribntion du tems et de n'en employer d'avan„tage à une qu'il ne fant à proportion de son importance. Cela étant, on peut

„suffire à plusieurs, particulièrement lorsqu'nn Ministre, comme il doit, se charge „seulement des principales . . . et donne la direction pour les autres aux subal„ternes, tenant la main à la prompte execution de ses ordres . . . car il est „moralement impossible qu'il puisse par luy seul tout faire, et voulant l'en„treprendre, il manquera tantôt de l'un et de l'autre côté et s'embarassera lui „même son esprit et sa santé sans servir le maître. La correspondauce n'est pas „une affaire du Ministre, il ordonne les lettres, ou depeches, les Secretaires se„lon leur respectif département les minutent sur le champ. Il n'y a que quel„ques unes qui de tems en tems penvent être de l'importance qne le Ministre les „dicte on ecrit luy même, cela arrive rarement et ne peut causer aucune „diversion aux affaires. Il y a partout des honnêtes gens qui font attention à „leur devoir et an serment qu'ils ont prêté" . . .

[34]) Eugen an die Marquiſe Prié. Wien, 5. Februar 1724. Hausarch. „. . . je luy „ay remontré le préjudice infini que le service sonffrolt par ce délay et celuy „qu'il s'en fait à luy même, je lny ay marqué qn'il n'était pas naturel qn'un „Prince restât tant de mois sans savoir ce que son Ministre fait et ce qui se „passe dans son pays, tont a été en vain, il n'ena rien chargé de sa coutume... „Je souhaite qu'il ne soit pas a la fin luy même l'instrument de sa perte. J'eu „serois fâché par l'amitié sincere que j'ay pour lny, et j'aurois du moins la con„solation envers moy, qne je l'en ay averti si souvent" . . .

[35]) Eugen an Reny. Wien, 16. Auguſt 1721. Hausarch. „C'est avec beaucoup de „chagrin que j'ay appris par votre lettre du 5. de ce mois l'accident dont M. de „Prié a été frappé, dans l'espérance qu'il en sera remis avant la réception de „celle ci et qu'il voudra prévenir les récidifs qui sont à craindre, par nn régime „de vivre et de travailler. Je luy ay ecrit et fait écrire plus d'une fois qn'un „Ministre qui est à la tete des affaires ne saurait faire les dépêches... luy même, „hormis qu'il eut quelque chose de la dernière importance; il y a partout des „honnêtes et capables gens; on doit s'en servir selon leur département et génie; „sans se détourner par ce travail de la direction qui lui appartient. Il suffit pour „l'intelligence de la Cour d'exposer le fait et les cas dont il s'agit, et de joindre „son avis avec les circonstances essentielles, sans entrer dans des raisonnemens „trop étudiés. Il n'y a point de Secrétaire qni ne soit en état de faire des pa„reilles depêches, quant elles sont bien et clairement ordonnées; la politesse est „bonne et sert d'ornement aux lettres, mais il ne faut pas que pour l'avoir, elle „occupe l'esprit d'un ministre et le détourne des affaires jonrnalières et plus „sérieuses. La régularité est l'ame de tout ce qu'on entreprend, c'est assés de „la négliger qnelqne tems pour qu'ou ne soit plus en état de la reprendre „hormis un état de violence ou diligence extraordinaire pour prévenir de ne „pas être accablé; il n'y a point de méthode meilleure que d'expedier les affai„res à mesure qu'elles viennent; cela rend l'esprit tranquille, et tout le monde „content; parlés en cette conformité à M. le Marquis de Prié par mon ordre et „assurés le que c'est principalement par la part que je prend à sa conserva„tion" . . .

[36]) Eugen an Prié. Wien, 1. April 1722. Hausarch. „C'est bien malgré moi „qne je dois dire à V. E. que l'administration du Gouvernement des Pays-bas

„ne scauroit continuer sur le pied de nulle Correspondance avec la Cour, d'une „lenteur extrême dans l'expédition des affaires et des plaintes universelles à ce „sujet tant des étrangers que d'ici et des gens du pais. Il ne suffit pas de faire „les affaires mais il faut que cela soit à tems . . . Je me suis jusqu' ici fait un „plaisir d'excuser toutes ces irrégularités sur l'espérance que V. E. m'a donné „d'y remédier, mais voyant qu'au lieu de ce changement il va de mal au pis, „de sorte que j'avoue franchement qu'il ne me convient plus de me charger de „reproches pareilles, je remets à la prudence de V. E. si une conduite de cette „nature est le chemin de parvenir à ce que vous désirez, et si au lieu de vous „faire du mérite, vous ne perdez pas pour vous et pour la famille celui que „vous vous êtes acquis" . . .

[37]) Eugen an Neny. Wien, 22. Dezember 1723. Hausarch. „Je souhaiterois qu'il „ne voulut pas effacer le souvenir des services importants qu'il a rendus en tant „d'occasions par sa lenteur . . . qui veritablement est intolérable, mais je vous „avoue que quand je reflechis que son procédé est toujours le même à cet égard „sans qu'il fasse la moindre attention à tant de remonstrances que je luy ay „faites, je commence aussi à m'en lasser, puisque si M. le Marquis ne veut pas „mieux ménager sa réputation qui n'est pas peu blessée par les reproches que „le public fait contre sa lenteur qu'il attribue souvent à d'autres vues, en quoy „cependant je suis persuadé qu'on luy fait tort, il devroit du moins considérer „que la mienne est egalement interessée dans ces reproches, ainsi que l'on peut „dire, ou que je ne devrois pas la souffrir, ou que je ne scais pas gouverner „le pays avec l'ordre qui seroit nécessaire. En effet plus que je songe à la „conduite de M. le Marquis, moins je m'y trouve et moins je comprens le motif „qu'il peut avoir d'en agir ainsi" . . .

[38]) Eugen an Prié. 8. Februar 1718. „. . . le conseil suprême de Flandre se „tient dans des bornes de modération et de modestie."

[39]) Eugen an Prié. Wien, 17. September 1722. Hausarch. „Il se peut que le „Conseil suprême des Pays Bas cherche d'étendre son autorité. Cela est fort „naturel pendant qu'il voit la manière despotique avec laquelle les Vicerois de „Naples et de Sicile et le Gouverneur de Milan sont traités" . . .

[40]) Eugen an Neny. Wien, 31. Jänner 1725. Hausarch.

[41]) Eugen an Neny. Wien, 10. Juni 1724. Hausarch.

[42]) Eugen an Prié. Wien, 20. September 1724. Hausarch.

[43]) Eugen an Prié. Wien, 22. November 1724. Hausarch.

[44]) Eugen an Prié. Wien, 9., 13., 16. Dezember 1724. Hausarch.

[45]) Eugen an Neny. Wien, 10. Jänner 1725. Hausarch.

[46]) Sie ist vom 8. Jänner 1726 datirt, ist in spanischer Sprache abgefaßt und befindet sich im Hausarch.

[47]) Bergmann. Pflege der Numismatik in Oesterreich. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. XIX. 82.

[48]) S. Saphorins Bericht vom 12. September 1719. State paper office. London. „L'impératrice mère entre par rapport aux Pays-bas dans le systeme contre le „Prince, parcequ'Elle a toujours en vue d'en procurer le Gouvernement à l'ainée „des Archiduchesses Léopoldines" . . .

[49]) Eugen an Reny. Wien, 27. Jänner 1725. Hausarch.

[50]) Eugen an Reny. Wien, 30. Dezember 1724. Hausarch. „. . . je crois de „m'être mis par là en état de servir plus utilement."

Siebentes Capitel.

[1]) Conferenzprotokoll vom 20. April 1722. Hausarch.

[2]) Conferenzprotokoll vom 13. Jänner 1724. Hausarch.

[3]) Bartenſteins Manuſcript. Hofbibliothek.

[4]) Coxe. Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon. III. 101.

[5]) Es befindet ſich im Originale, jedoch undatirt, im Hausarchive und lautet: „Mon „chere Prince. Wan der Sinzendorf E. L. noch nicht ehe geſehen, gib ich da ihnen „nachricht von ein curiosen aber zugleich daklich und wichtigen casus. Vndt ehe ich „darauf komb, werden E. L. auf diſen intercepto was mit NB. gezeichnet ſehen, das ein „ney convertirter holendter, deſſen namen in brif vbl geſchriben vndt Ripperda (wel- „chen E. L. noch alſ deputirten bey den arméen in niderlandt werden kant haben) ſoll „vill bey den duc danjou geldten vndt in wichtigen comissionen ſoll in gehaimb vndt „vnverhoft in moſcau geſchickt worden ſein, diſ hab ich heint E. L. ſagen wollen vndt „vergeſſen; izt auf den abendt aber hat mich der Sinzendorff auf den dranmb gebracht „dan er mir geſagt das ſich ein frembder in gehaimb bey ihn angemeldt vndt diſ ſey eben „diſer riperda von duc danjou mit vollmacht (welche er auch gleich original den sin- „zendorff vorgezeigt) geſchickt, vmb ia moglich ſich aparte mit mir zu vergleichen vndt „wirdt E. L. der ſinzendorff weyter berichten was in diſen erſten discurs vorgangen ſey, „wo ich ihme befohlen E. L. gleich alles zu communiciren in obacht zu nemen, welcher ſo „vnachtſamb oder wohl malicios geweſen vndt ſein rechten namen ohn verſtellung bey „den Thor abgeben hat, alſo es wohl die frembde minister ſchon auch wiſſen werdten. „Diſ iſt der casus, welchen E. L. gleich hab berichten wollen vndt mir lib ſein werdt ehiſt „dayber mit E. L. zu redten; wie den morgen fruh werdt E. L. erindern laſſen ob ich „auf odter zu hauſ ſein werdte; die materia iſt ſehr haklich important vndt jaloux vndt „wirdt ſich mundlich vill redten vndt mehr betrachten vndt consideriren laſſen, alſo „mich izt weyter nicht extendir, et je vous embrasse de tout mon coeur estant „toujours votre Carl.

[6]) Coxe. History of Austria. II. 82. (Nach S. Saphorins Berichten).

[7]) Referat über die Schlußhandlung mit el duque de Ripperda. Vom 13. und 15. April 1725. Von der Hand des Hofrathes von Buol. Hausarch.

[8]) Conferenzprotokoll vom 18. April 1725. Hausarch.

[9]) Protokollsauszüge über die Verhandlungen Sinzendorffs mit Ripperda am 21. April 1725 zu Hernals. Hausarch.

[10]) Eugen an Kaiſer Joſeph. 2. Oktober 1705. Kriegsarch. Schon am 24. Juli desſelben Jahres ſchrieb Eugen über Saint Saphorin an den Kaiſer: „Ich khan Ihme „das gezaignuß geben, daß Er bis dato Einen ſehr ruemwürdigen Eyſer bezaiget, auch „vill ſtattliche dienſte praestiret: dannenhero dero Kayſerlichen gnadens Erkandtlichkeith „ſich wohl würdig gemacht habe."

[11]) Eine Denkſchrift desſelben sur la flotte du Danube vom Jahre 1717 befindet ſich im Kriegsarch.

[12]) Der Vertrag ſelbſt iſt mir nicht zu Geſicht gekommen, wohl aber habe ich die Gewißheit von ſeinem Abſchluſſe, ſo wie deſſen Inhalt in ſeinen wichtigeren Beſtimmungen aus dem Bartenſtein'ſchen Manuſcripte und der Correſpondenz Eugens entnommen. Die Ratifikationen wurden am 29. Auguſt 1725 bei Eugen in Gegenwart des Prinzen, dann der Grafen Sinzendorff, Starhemberg, Windiſchgrätz und Schönborn, endlich Ripperda's ſelbſt ausgewechſelt.

[13]) Conferenzprotokoll vom 27. Jänner 1726. Hausarch. „will es ohnumgänglich ſein, „daß man ſo viel möglich iſt, ein totum aus E. kayſ. und Cath. May. weithläufig und „herrlichen Monarchie mache, mithin nach dereſelben ſchon vorhin gefaßten Entſchluß „man wochentlich mit dem ſpaniſch und Niederl. Rath zuſammen komme, eines theils „von denſelben vernemme, wie der Zuſtand der dortigen fundorum cameralium be„ſchaffen ſey, was für arbitria verträglich wären und gewonnen werden könten, anbey „alß pro regula infallibili geſetzet werde, daß alle unnöthige Ausgaben abgeſtellet, alle „unwirthſchaften ſowohl beym Civili alß militari vermeydet und endlichen alles ange„wendet werde, was zu Auslangung in der gegenwärtigen Crysi einigermaßen verträg„lich ſeyn könte."

Der Kaiſer bemerkte eigenhändig hiezu: „Placet in toto wie die Deputation wohl „einrathet, und iſt unumgänglich mit ernſt die anſtalt zu machen, um ſich in rechte Ver„faſung zu ſetzen, zu welchen vorderiſt eine Deputation anfänglich in der Statt, wo der„ſelben aus mein Befehl der Vortrag der Nothwendigkeit zu thuen, und nacher vor Mir „wegen der hieſigen Landen zu halten, der Kriegsrath ſein Entwurf ohne Zeitverluſt ver„faſſen; alsdann wochentlich und ſo oft nöthig ſo wohl mit den Deputationen als auch „Conferenzien mit den ſpaniſch und Niederl. Räthen vor mir, oder da ich nicht zeit in „der Statt continuirlich gehalten und allerſeits mit Ernſt zu dieſen End gearbeithet und „beygetragen werde."

[14]) Conferenzprotokoll vom 11. Februar 1727. Hausarch.

[15]) Der Hofkriegsrath an Eugen. Wien, 7. Oktober 1716. Kriegsarch. „Fürſt „Trautſon hat hierbei in Vortrag gebracht, daß der Czariſche Reſident auf die endigung „der von ſeinem Principalen anerbotenen defensiv Allianz ſehr eifrig antragen thete, „worauf einſtimmig befunden, daß ſolches bindnus auf alle weiſ abzulehnen und zu ver„hindern ſeye, indem ſie derzeit nicht nöthig, der Czar wie die exempel vor Augen „liegen, ſeinen Bundesgenoſſen ſehr beſchwerlich falle, in dem Römiſchen Reich und in„ſonderheit den Meklenburgiſchen viel ungebühr begehe, deſſen nechere nachbarſchaft ab„ſonderlich respectu ſeines in oriente ob rationem Religionis habende genoſſen an„fangs gar zu bedenklich, auch ſolcher unter den ſchein ſothaner allianz vill ohnange„nehme demarches machen und entlich bey der Friedenshandlung ſelbſt ſchädliche hin„dernuſſe zuziehen dörfite" . . .

[16]) Eugen an den Hofkriegsrath. 16. Oktober 1716. Kriegsarch. „betreffend die „Allianz mit dem Czar bin ich eben der meinung das eine bloße defensiv allianz pro „hic et nunc keinen Theill verträglich, mithin abzulehnen ſeye, wann er aber zu einer „offensiven zu bringen wäre, glaubte daß ſolche auf alle weiß verträglich und gar nicht „zu entſchlagen, dann einmahl gewiß daß die Ottomaniſche Pforten zu der bevor„ſtehenden Campagne allmögliche kräfften anſpannen, von der Venetianiſchen Diver„ſion, wie leider die erfahrenheit ſattſamb zu erkennen gibet, wenig beſſeres zu hoffen, „das Königreich Pohlen mit innerliche Unruhen zertheillet, ihme ſelbſten nicht gewachßen

„und alſo die ganze ottomaniſche Kriegsmacht auf J. M. allein fallen wirb . . . und da „vermuthlich bey ſo geſtalten dingen der Moskovitiſche hoff die convenienz der offensiv-„allianz erkennen dörffte, wird man die bedingnüſſe von ſaithen J. M. umb ſo leichter „nach den interessen einleiten, die vermeinte garantie der eroberten ſchwediſchen Län-„der ablehnen und die übrigen beſorgenden gefährlichkeiten behutſamb abſaſſen können"...

[17]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 14. September 1716. Hausarch. Ganz eigenhändig. „Wegen des Zaars bin ich vollig E. L. ihrer mainung, daß vorberiſt ehenber alle „extrema zu tentiren alſ zuzulaſſen daß er authoritet vnbt Fuſ in den teutſchen Boden „ſaſſe, wie dan auch ſchon die notig ſcharffe rescripta an ihn vnbt auch an die craiſaus-„ſchreibende Fürſten gangen ſein vmb ihn darin zu hinbern."

[18]) Hierüber findet ſich ein unbatirtes, eigenhänbiges Schreiben des Kaiſers an Eugen im Hausarchive. Es lautet: „Mon très chere Prince. la scena è scoperta „vnbt vnſer gefangener iſt oſenbahr, izt gleich hat ſich der zaariſche resident bey mir an-„ſagen laſſen vnbt mir gemeldt preter propter haec formalia, das da er nemblich von „ſein herrn anhero zuruck komen, er auch abſonberlich befehlt worbten ſich von des Zaro-„wiz aufenthalt zu informiren, alſ der wohl glaubte das er Zarowiz ſich in meinen lan-„den wurbt salvirt haben, abſonberlich ba wür ſo nah befreunbt weren vnbt ſo er resi-„dent waſ grunblichſ erfahren kunt, alſban mir diſen beyliegenben brif zu Vbergeben. er „hat aber lang nichts erfahren konen, alſo das er gahr meine ministros befragt, welche „ſich auch vnwiſſenb gezaigt hatten, alſo er auch curir aufgeſchickt, deren einer enblich „ben Zarowiz zu Ernberg erforſcht, das er dort von mir auf vnbt frey auf gehalten „werbte, vnbt ſo gahr ber kurir ſelbſt ihn erſehen vnbt kennt hatte, alſo er notig gefunben „mir diſen brif zu geben vnbt namen ſeines herrn bie auflifrung an den residenten „ſelbſt, boch mit beklaytung einiger meiner oficir zu begehren vnbt baburch Vnſer freunb-„ſchafft mehr zu feſtigen mit ein gewohnlichen compliment. Ich hab nichts geantwort „alſ das ich die nachricht die mir ber Zaar von diſen casu gebte, estimir, das ich mich „beſſer erforſchen vnbt weyter auf den brif erſehen, was zu thun vnbt zu antworten ſein „wurbt. Daſ bericht E. L. vnbt glaub werbt ein balde wayter deliberacion notig ſein. „je vous embrasse de tout mon coeur et je suis tout votre Carl.
„het balbt vergeſſen heunt habe ich auch die expedicion vor bie weyter abrayß des Za-„rowiz bekomen, alſo erwahrt E. L. mainung, ob ſelbe fortzugehen obter bis auf weyter „deliberacion aufzuhalten." Und am 18. September 1717 ſchreibt Karl dem Prinzen eigenhändig: „Was ſonſt berweil mit den Zaar wegen des Zaarewitz passirt werbten „E. L. ſchon wiſſen, nemblich daß er wiber ein ſeinigen geheimen Rath anhero geſchickt „vnbt bezaigt daß er weiſ daß ſein Sohn in Tyrol wahre vnbt von bort ſey auf Neapl „geführt worden, alſo er ihn zuruck begehr vnbt ſein in ſelben brief einige ſtarke termini „geweſen, vber welchs man gemaint nicht mehr bie Sach zu verſchweigen ſondern zu be-„kennen daß er bort ſey, daß man auch nicht darwiber war den geheimen rath mit den „Zaarowitz reden zu laſſen, zu ſehen ob er ihn bereden kann ſich wider zu den Vatter zu „verfügen, welchs ich gar gehrn ſehen wurbe, aber dabey klahr bedayt, daß da ſich der „Prinz in meine hanbt geworffen, ich nie zugeben wurbt, daß ihn gewalt geſchehete, noch „ich ihn wurbt zwingen konen zu ſein Vatter zu gehen, wan er nicht freywillig wolt, „vnbt alſo ſteht noch biſe ſach vnbt iſt zu erwarten waſ ber minister werbt mit ihm ge-„richt haben vnbt alſbann weyter zu ſehen was der Zaar vor mesuren nemmen werbt, „obwohlen ich glaub er izt mehr alſ zweymahl benken werbt widter mich ein feinbſelig-

„keit anzufangen, absonderlich da vns Gott wider den Erbfeindt so gesegnet hat.“ Hausarch.

[19]) Ce Senateur avait ordre de proposer à S. M. I. et Cathol. de vouloir accéder à un concert à former contre le Czar, dont le pouvoir enorme le met en etat de troubler le repos de l'Europe, et celny des membres de l'Empire Germanique . . . Memoire im Kriegsarch.

[20]) Eugen an Czar Peter. Wien, 6. März 1720. Kriegsarch.

[21]) Conferenzprotokoll vom 23. Jänner und 23. Februar 1720. Wenn der Czar einen Gesandten schicken wolle, „excipiatur Tolstoy, ob ejus errores et excessus.“ Rabutins Berichte an Eugen über Rußlands innere Verhältnisse, den Hof, die Streitkräfte, die Marine u. s. w. sind von großem Interesse. Sie befinden sich im Kriegsarchive. „Kronstadt sei,“ so schreibt er am 31. August 1726, „mit solchen Besestigungs„werken und unglaublicher Menge von Stucken, die von allen Seiten den Zugang be„streichen, versorget, daß ein Feind kaum auf einige Art jemahlen beykommen könne, mit„hin die russische Flotte allzeit in diesem Porto die sicherste Bedeckung gegen jeden Ver„such haben möge.“

[22]) Foscarini. Storia arcana 150.

[23]) Conferenzprotokoll vom 19. März 1726. Hausarch.

[24]) J. B. de Orendayn an Eugen. Madrid, 17. Mai 1726. Hausarch. „Acava el „Rey mi amo de separar de todos sus empleos al Duque de Ripperda, hauiendo „tenido por conveniente S. M. admitir a este Ministro la demision que propuso „de ellos; y se ha dignado su Real infinita piedad de poner a mi cuydado el „encargo de la expedicion de quanto sea relativo à los tratados de Paz, Alianza „y comercio concluydos con el S. Imperador, y a la correspondencia con esa „Corte; y honradome yo venignamente por S. M. de una confianza tan de su „real servicio, no puedo menos de dar principio a esta mi fortuna con el paso „de romper mi silencio, y atreverme a dirigir a V. A. estas mis revereutes lineas „y esforzar mis expresiones para poter significar a V. A. el profundo respeto „con que admiro y venero su importe persona. Las grandes e incomparables „acciones de V. A. le han hecho de justicia el objeto de la admiracion de los „hombres y el honor de nuestro siglo; pero la conclusion dichosa de la paz „entre sus Mag. Catholica, y Imp., a que tanto concurrio V. A., a dado un „maior realce a sus glorias para que en España sea mas distintamente apla„cidido su nombre; y saviendo yo por el manejo que desde el principio de este „negocio, me concediò la piedad del Rey en la expedicion de lo que se ofreciò para „concluirlo, la aplicacion con que se interesaua V. A. en el progreso y perfeccion „de la grande importancia de esta paz, conceni desde entonces a V. A. una tan sina„lada y reverente atencion, que contenida hasta a qui en mi silencio porque el „sistema y combinacion de las cosas no me permitia mayor livertad, se explica oy „a V. A. con tanto mayor gusto quanta a sido la necesidad con que a estado repri„mida en mi consideracion; y siendo el unico objeto de todas las mias el maior „servicio y gloria de mi Amo el Rey, y biendo esta tan augurada en la rice„proca union y amistad con el Imperador, es consignente que ponga yo todo „mi estudio en obsequiar a V. A. y merecer a su bondad el concepto de que „ninguno se desvelarà mas que yo en la execucion de las ordenes que S. M. se

„siruiere darme para el complimiento de los mismos tratados, y como esta mi „disposicion y animo es la que unicamente puede proporcionarme la acepta„tacion de V. A. que tanto deseo grangear, me prevalgo de esta sincera decla„racion de mis sentimientos para que tenga a bien V. A. esta mi primera reve„rente expression de mi respeto y se incline V. A. à darse por servido de mi „obsequio“ . . .

[25]) Eugen an Königsegg. Wien, 3. Juli 1726. Hausarch.

[26]) Eugen an den Marquis de la Paz. Wien, 10. Juni 1726. Hausarch. „Non „potea sciegliere S. M. soggietto più degno, nè a me potea giungere nuova più „grata, assicurandola che l'ho sentita con tutto quel piacere che corrisponde „alla singolar stima che professo al di lei gran merito, che mi è noto dal testimo„nio di diuerse relationi, che ne ho hauuto, e tanto più ne godo perchè spero „che riuscirà questa scielta di non poco uantaggio agli interessi di S. M. Cat. „i quali cousidero uniti in tutto con quei di S. M. Ces., ne dubito che hauendo „hauuto V. S. Ill. tanta parte nello stabilimento di questa felicissima unione „fra i nostri Sovrani, procurerà sempre conservarla, anzi stringerla vie più, „conforme mi farò debito di procurarlo anch' io del canto mio. affinchè resti „indissolubile fra loro l'amicizia, tanto necessaria al ben commune della „Christianità. quanto utile e gloriosa a questi gran Principi, e vedrà V. S. Ill. „dagli effetti, con quanta sincerità è portata la Maestà dell'Imperador per tutto „quello riguarda l'interessi del Rè suo Signore“ . . .

[27]) Conferenzprotokoll vom 5. Dezember 1726. Hausarch.

[28]) Bartenſteiniſches Manuſcript. Hofbibliothek.

[29]) Dem Conferenzprotokolle vom 7. November 1726 fügte der Kaiſer die eigenhändige Bemerkung bei: „Wegen Gibraltar beyrucken, daß wie Ich es kenne die gantze „Macht vnd Armee alſo absorbiren werdt, daß ſonſt gegen keinen anderen Orth eine „nöthige Operation werdt können gemacht werden, man ſich enerviren werdt vnd je„doch ſehr zu zweiflen ob endlich der endzweck werdt erlangt werden“ . . .

[30]) Conferenzprotokoll vom 23. Mai 1726. Hausarch.

Achtes Capitel.

[1]) Friedrich Wilhelm an Eugen. Berlin, 4. Juli 1713. Kriegsarch. „Ich zweifle „auch nicht E. L. werden durch mein voriges Schreiben von der Opinion, die ſie zu „haben bezeigen, ob hätten Meine in dem Erzſtift Cöln geſtandene Trouppen die Subsi„stenz darauß nach Willkühr bezogen, nunmehr desabusiret ſeyn; geſtalt Mir denn „durch ſolche Imputation gewiß gros tort geſchiehet und Ich nicht hoffen will, daß E. „L. Mich und Meine trouppen mit dergleichen ungegründeten Imputationen ferner „belegen werden“ . . .

[2]) Eugen an Schönborn. 10. Juli 1713. Kriegsarch. „ . . . daß Ew. Exc. dasienige „abermahlen nacher Berlin communiciren werden, was Ich an dieſelbe geſchrieben, „gleich ſie in ihren eigenhändigen Posteripto melden, dauor bin Ich ihnen keineswegs „obligiret, da ſie aus der anliegenden Copie mit mehreren zu erſehen belieben, wie ſehr „der König meine von Ew. Exc. ihme comunicirte Extractſchreiben, vom 2., 5. und „9. passato Empfunden und was Er in ziemblich anzüglichen terminis an mich deſſent-

„wegen geſchrieben hat .... Ich kann ihme deſſen gar nicht verdenkhen, ſondern muß „mich mehrers verwundern, wan Ein Minister dem anderen in ſachen vertraulich ſchrei„bet und ſeine Sentiments eröffnet, daß man es an frembde Höffe vollkhommen com„municiren thue, alß welches, wann es auch geſchiehet, ſonſten auf eine gewiſſe Maß „und Ziehl zu geſchehen pfleget“ ...

[3]) Eugen an den König von Preußen. 10. Juli 1713. Kriegsarch.

[4]) Conferenzprotokoll vom 4. September 1720. Hausarch.

[5]) Die beſten Aufklärungen über Klement ſind enthalten in Karl von Webers „Aus vier Jahrhunderten,“ S. 166—241. Seine Schriften wurden von Fiedler veröffentlicht und füllen den XVII. Band der von der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebenen Fontes rerum Austriacarum.“

[6]) Abgedruckt bei Weber. S. 213.

[7]) „Mort Dieu, je ne suis pas homme à agir autrement qu'à la tête d'une „armée par ordre de l'Empereur“... Schreiben Flemmings vom 19. Dezember 1718. Weber. S. 214.

[8]) Conferenzprotokoll vom 13. Jänner 1719. Hausarch.

[9]) Conferenzprotokoll vom 22. März 1719. Hausarch.

[10]) Conferenzprotokoll vom 27. Jänner und 23. Mai 1722. Hausarch.

[11]) Conferenzprotokoll. Hausarch.

[12]) Herzog Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern an Eugen. 17. Dezember 1723. Kriegsarch. „ ... l'attachement que j'ai pour vôtre personne ne me per„met pas de vous dissimuler plus longtems qu'on est à Hannvre dans l'opinion „que V. A. écnutoit peut être trop sur les différends dans l'Empire ceux dont „ils s'y persuadent qui ne veulent aucun bien au Roy et qui par consequant ne „manqueront pas de faire tous leurs efforts pour lui donner des idées peu favo„rables des droits de S. M. Britannique en qualité d'Electeur et même point as„sez fondées dans les constitutions de l'Empire. Je n'ai à la verité pas manqué „de leur opposer les justes et droites idées que je vous connoissois tant sur ce „qu'on devoit à l'Empereur que sur ce qui convenoit aux Etats de l'Empire“...

[13]) Eugen an den Herzog Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern. Wien, 29. Dezember 1723. Kriegsarch. „ ... Mir iſt aus E. L. vom 17. dieſes ... leydt zu ver„nehmen, das man an den bewußten hoff von mir eine ſo ungleiche meinung führen „mag, umb ſo mehr alß denenjenigen ſo mich ſonſten khennen, wohl wiſſend iſt, daß ich „zu aller zeit und gelegenheit in meinen Thun und Laſſen ohne passion und einſeitig„keit zu handlen und fürzugehen gewohnt bin, und gleichwie ich auf diſe weiſ jederzeit „nichts anders als die Beförderung des A. h. und des publici dienſt haubtſachlich vor „Augen habe, alſo laſſe mich auch durch intriguen und hofcabalen von dieſem prin„cipio niemahlen abwendig oder irr machen. E. L. iſt vorhin bekandt, was deroſelben „wegen der ſo nöthig alß heylſamben freuntſchaftserneurung und harmonie gemeldt, „und das ich hierunter meines orths angewendet, was nur von mir und meinen einflüſſen „in ſachen hat abhangen können, das aber deſſen ungeachtet der bisher abgezilte effect „nicht zu erreichen möglich geweſen, iſt um ſo mehr zu bethauern, als von der darunter „waltenden angelegenheit die gemeinſchaftliche wohlfahrt allerdings dependiret“ ...

[14]) Seckendorff an Eugen. Leipzig, 25. April 1723. Kriegsarch. „ ... Gewiß iſt „daß man von Trouppen an Schönheit, proprietet und Ordnung in der Welt derglei-

„chen nicht ſehen kann, und obwohl in exerciren, handgriffen, marchiren und dergleichen viel gezwungenes und affectirtes mit unterlauft, ſo ſind doch ſo viel nüzliche und „ordentliche ſachen die zum handwerk ſelbſt gehören, mit dabey, daß man überhaupt ſagen „muß daß nicht das Geringſte bey der Armée und den Truppen abgebet . . . Ihre zaht „iſt gegen 70.000 Mann und kein Regiment das nicht über 100 Mann comptet, das „zeughaus iſt mit Belagerungs und Feldartillerie überflüſſig verſehen, daß nichts als „die Pferde mangeln ſelbe zu beſpannen, und iſt ein ſolcher Vorrath von Pulver, Kugeln „und Bomben vorhanden, als wenn ein würklicher Krieg in der Nähe, wie man dann „in Berlin und gantz Brandenburgiſchen ſo viel mouvements ſiehet, als in Wien geweſen, wie man im letzten Türken Krieg begriffen war. Dieſes alles nun dirigiret „der König einzig und allein und arbeitet anbey in publicis, privat, haußhaltung und „domainen affairen mit ſolchen ernſt daß auch kein Thaler ausgegeben wird, ſo von „ihm nicht unterzeichnet. Wer es nicht ſieht kann es nicht glauben, daß Ein Menſch in „der Welt von waß Verſtand Er auch iſt, ſo viel differente ſachen in ein tag expediren „und ſelbſt thun könte als man bey dieſen König täglich expediren ſieht, dazu Er den „morgen früh von 3 Uhr bis gegen 10 Uhr verwendet, dann aber mit militar exercitien „den Reſt des Tages in Berlin zubringet" . . .

[15]) In welch hohem Grade dieſe Abneigung den Prinzen beherrſchte, zeigt folgendes Schreiben an Seckendorff vom 17. Auguſt 1729. Hausarch. „. . . die bey denen Han„nover und Heſſiſchen Muſterungen vorgefallenen Avanturen ſehen meines Erachtens „einen ordentlichen Schauſpiel gleich und haben Ew. Exc. ſowohl als ich den König als „damaligen Churprinzen von Hannover bey der Armée in Brabant geſehen, um zu „wiſſen, was wir von dergleichen rodomontaden zu glauben haben. Den König von „Preußen haben ſie aber, ſo ſie es dienſam finden, gelegentlich nebſt Vermeldung meines „respects lachender in discurs beyzubringen, daß er an allen denen mit dergleichen „Muſterungen in der Welt geſpiett werdenden Comoedien den größten Antheit habe, „denn da er ſeine Armée in der Geſchwünd- und Geſchicklichkeit des Exercirens und „allen anderen zum Anſehen der Trouppen dienſamen Vorkehrungen in einen ſo vor„trefflichen ſtand geſezet, die andere es ihme gleichfalls gleich zu thun ſuchen, wiewohl „ſie den Vernehmen nach noch weit entfernt wären weder in einen noch den andern es „Ihme gleich zu thun" . . .

[16]) Eugen an Seckendorff. Wien, 8. Mai 1723. Hausarch. „. . . Ich vernehme „wohl ganz gerne, daß Sie zu Leipzig glücklich angelangt und von des Königs in Preußen „May. ganz gnädig empfangen worden . . . mich wundert in geringſten nicht, daß die „alldaſigen trouppen in einem ſchönen und wohl geübten ſtandt ſich befinden, zumahlen „bey fürwehrenden Frieden, richtiger bezahlung, continuirlichen exerciren und des „Königs ſorgſamber obſicht es wohl nicht anders ſeyn kann, da hingegen die beſchaffen„heit ganz anderſt, wann ein krieg zu führen und die trouppen außer Landts und Königl. „obſicht ihre feldtdienſt zu leiſten und die nothwendiger dingen daraus folgende gefahr, „ungemach und beſchwerlichkeiten außzuſtehen und zu erleyden haben. Ich werde ohn„ermanglen Ihro Kayſ. May. die Reichsſtändiſche billige bezeugung, welche der König „meinem Herrn Feldtmarſchall Lieutenant gemacht hat, allerunterthänigſt beyzubringen, „indeſſen kann aber Ich wohl verſichern, daß man dißorths nichts anderes in abſehen habe, „alß die aufrechthaltung deren Reichsgeſätzen und die gute harmonie zwiſchen Haubt „und Gliedern; damit aber diſe erhalten oder vielmehr wieder eingeführt werde, ſo iſt es

„nicht genug daß mit worthen viel contestirt und im werk daß widrige bezeugt werde, „umb ſo mehr alß man von kayſ. ſeithen aufrichtig und ohnpartheyiſch bis anhero fürgangen iſt „und fernersbin verfahren wird. Mich wird freuen, den Herrn Grafen bey bevorſtehen„der ankunft J. M. des Kayſers zu Prag zu ſehen, und das nehere mündlich zu reden“...

[17]) Eugen an den Prinzen von Bevern. Wien, 10. März 1723. Kriegsarch. „... L'exercice des Trouppes de Prusse m'est connu, il a toujours eu quelque „chose d'affecté et doit à ce qu'on m'a dit en cela encor avoir été augmenté du „depuis, il n'est pas surprenant que des grands corps bien nourris et sans fati„gues soient lestes pour un jour de parade; les vües que Mr. le Prince d'Anhalt „peut avoir en ce detailler la force des armées et de l'argent de son maître ne „scanroient être inconnues, l'une et l'autre sont fort bons aux cas de besoin sans „que cela fasse impression à ceux qui tiennent le chemin de la justice et se „trouvent en devoir de le soutenir par des voyes légitimes. Je lui suis bien ob„ligé des sentimens de bonté et d'amitié qu'il veut bien conserver pour moy“...

[18]) Eugen an Seckendorff. Wien, 14. Juli 1725. Hausarch. Förſter. II. 46.

[19]) Eugen an Rabutin. Wien, 22. Juli 1725. Kriegsarch.

[20]) Eugen an Seckendorff. 26. Jänner 1724. Hausarch. Auch bei Förſter. II. Urkunden. 6.

[21]) Der König von Preußen an Eugen. Berlin, 3. Juni 1724. Kriegsarch.

[22]) Seckendorff an Eugen. Töplitz, 9. Juni 1724. Kriegsarch. Abgedruckt bei Förſter II. Urkunden. 6.

[23]) Eugen an Seckendorff. 2. Oktober 1724. Kriegsarch. Förſter. 14.

[24]) Eugen an Seckendorff. 10. März 1725. Hausarch. Förſter. 22.

[25]) König Friedrich Wilhelm I. an Eugen. Bertin, 14. Mai 1725. Kriegsarch. „... Ich habe längſt verlanget E. L. womit ein Plaisir zu machen, damit Sie meiner „nicht gar vergeſſen, Ich Ihro auch zeigen mögte, wie ſehr Ich Sie considerire und „weilen mir berichtet worden, daß E. L. in dero Stall und Menagerie zu Wien ein „Collection von allerhandt Pferden und wilden Thieren machen, ſo hoffe Ich es wer„den E. L. Mir nicht ungütig deuten, wenn Ich die Freyheit nehme, Ihr einen Zug „Preuſſiſcher Pferde ſambt einigen daſelbſt im Lande fallenden Witden Thieren zu prae„sentiren. Ich habe zu deren Überbringung Ordre gegeben und mögte wünſchen, daß „Ich Gelegenheit hätte, in importanteren Occasionen zu weiſen, wie ſehr Ich E. L. „ergeben bin, und wie ſehnlich Ich wünſche, daß E. L. belieben wolten, bei J. M., der „Ich gewiß nach allen meinen Vermögen devoniret bin, Mich in gutem Concept und „Meinung zu erhalten. Ich glaube auch ein ſolches von höchſt erwehnter Ihro Kayſ. „May. gerechteſten Gemüth umb ſo viel mehr Mir promittiren zu können, weil ich ver„ſichert bin, die ganze Zeit meiner bisherigen Regierung keinen Pas, ſo Ihro in dem „geringſten mißfallen könte, gethan zu haben, dergleichen Ich auch ferner nicht zu thun „mich ſchon vorſehen werde, und dagegen nichts mehr verlange als daß nur in den Pro„zeßſachen, mit welchen man mich bey dem Reichshofrath ohnabläßig fatiguiret, nicht ſo gar „hart mit mir verfahren werden möge, wie eine Zeit her geſchiehet. Ich weiß wohl, daß „ſolche Processſachen eigentlich zu E. L. hohen function und bey Ihro Kayſ. May. „habenden verrichtungen nicht gehören, werde mich auch an denen Orthen, woſelbſt es „ſeyn muß, deßhalb abſonderlich zu melden nicht ermanglen, bin aber doch persuadiret, „daß Ich gedeylichen effect davon zu verſpüren nicht ermanglen werde, wann E. L. an

„dero hohen Orth Mein Freund deßhalb ſeyn und ſolche Meine Prozeß Sachen Sich „auch nur nach Recht und Billigkeit recommendirt ſeyn laſſen wollen. E. L. können „hingegen ſich alles wieder von mir promittiren, was Ich vor das Interesse und den „Dienſt Ihrer Kayſ. May. thun kann.“ . . .

[26]) Eugen an Rabutin. Wien, 2. Juni 1725. Kriegsarch. . . . . „nachdeme aber „niehmahlen presenten anzunehmen pflege, ſo wäre mir wohl ſehr lieb, wann von ſo- „thanen Zuge dispensiret ſeyn könte . . . und wenn es endlich auf die Thiere allein „ankommt, ſolche noch acceptiren wolte, obſchon mit derley gezeug überflüſſig und der- „geſtalt verſehen bin, daß in meiner menagerie zur Unterbringung faſt kein Plaz mehr „übrig iſt.“ Er ſolle „daher wenigſtens die Abſchickung des Zugs, wann es füglich ge- „ſchehen könnte, mit guter Manier ablehnen.“ . . .

[27]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 1. Juni 1725. Kriegsarch. „Aus „Handen Ew. Kön. May. hier anweſenden Geſandten von Brand habe dero gnädigſtes „. . . . . mit gezümender veneration empfangen und ob den inhalt ſowohl alß deſſen „mündlichen Vortrag entnehmen, mit was gütigen expressionen dieſelben für mich „einen Zug preuſſiſcher Pferde nebſt einigen wilden Thieren zu destiniren ſich beifallen „laſſen. Wie nun Ew. Kön. May. dafür ganz gehorſamſt verbündlichſten Dankh vordrist „erſtatte, alſo bitte zugleich und erhoffe, dieſelbe werden mir nicht in ungnaden ver- „merkhen, wann ich den gnädigſten Willen dermahlen für das werkh ſelbſten nehme und „venerire, um ſo mehr alß ich nicht nur mit Pferden zulänglich bereits verſehen, ſon- „dern auch an frembden Thieren und Vöglen dergeſtalten eingerichtet bin, das zu derley „unterbringung in meiner menagerie faſt keinen Raum und platz übrig habe . . . mir „iſt genug und mein Vergnügen in deme vollkommen erfüllet, wan Ew. Kön. May. „von meiner devot wahren dienſtbegürde dergeſtalt persuadirt ſeynd, gleichwie ich „nichts mehrer wünſche, alß ſolche mit viller werkthätigkeit üben, folgbahr auch zu ein- „leith- und cultivirung guten Vernehmens in allen was von mir abhangen mag, auch „beforderlich anwenden zu können, allemaſſen und wann Ew. Kön. May. dero hohen „Ortes beyzutreten geruhen mögen, es an gedeylichen effect um ſo weniger Erwinden „wirdet, alß Ihr Kayſ. May. A. h. intention haubtſächlichen iſt, die ſo nöttig als aller- „ſeiths heylſambe ruhe und eunigkeit ſo viel möglich bey und aufrecht zu erhalten.“ . . . .

[28]) Rabutin an Eugen. Berlin, 4. Juli 1725. Kriegsarch.

[29]) Stenzel. Geſchichte des preußiſchen Staates. III. 539.

[30]) Seckendorff an Eugen. Leipzig, 5. Jänner 1724. Kriegsarch.

[31]) So hatte der Miniſter von Zigen allein zweitauſend Pfund Sterling als Preis ſeiner Mitwirkung erhalten. Förſter. Friedrich Wilhelm II. 68.

[32]) Eugen an den Kaiſer. Mühlberg, 29. September 1713. Kriegsarch. „Grumb- „kow wehre ſein tag Ein Narr geweſen; Ich beſorgete aber wan Er ſich nit änderte, daß „Ihme einsmals Ein groſſes Unglükh zuſtoſſen werde, vndt vor ihme ſchadt ſeye, weillen „Er vernunfft habe vndt tüchtig zu dienen wehre.“

[33]) Eugen an Seckendorff. Wien, 26. Oktober 1726. Hausarch. Förſter. II. 174.

[34]) Ein wegen ſeiner blinden Parteilichkeit gegen Oeſterreich bekannter Autor, Fr. Förſter, ſagt in ſeiner Geſchichte Friedrich Wilhelms I. S. 85. „Obwohl man aber in Wien „nicht die mindeſte Anſtalt machte, mit Churpfalz neue Verhandlungen anzuknüpfen“. . . . . Die Sendung des Grafen Stephan Kinsky, welche Herr Förſter freilich ignorirt, obgleich in den von ihm abgedruckten Urkunden, III. 330 davon die Rede iſt, ſo wie die

Einſicht in die betreffenden Akten müſſen Jeden, der ſich nicht abſichtlich der Wahrheit verſchließt, eines Beſſern belehren.

[35]) Stephan Kinsly an Eugen. 15. Februar 1727. Kriegsarch.

[36]) Stephan Kinsly an Eugen. 4. Februar 1727. Kriegsarch.

[37]) Bartenſteins Manuſcript. Hofbibliothek.

Neuntes Capitel.

[1]) Eugen an Königsegg. 24. Dezember 1727. „V. E. ne doit pas faire mention „ni dans ses lettres à Mr. le Chancelier, ni dans ses relations qu'Elle luy „adresse, qu'Elle en a fait une séparée à S. M. ou à moy, vu qu'on ne scauroit „se dispenser dans ce cas de la leur communiquer. Ils n'en ont vu aucune, ne „les ayant montré qu'a l'Empereur seul.“ . . . . .

[2]) Ueber Bartenſtein ſprechen ſich Foscarini in der storia arcana, S. 139., dann Coxe in der history of Austria II. 161., wenn gleich in nicht völlig gerechter Weiſe aus. In ſeiner Finalrelation vom J. 1736 ſagt Foscarini über Bartenſtein: „Il suo „forte è la corrispondenza alemanna, non senza accopiamento di critica, „avendo egli fatti buoni studj in Strasburgo. Venuto in Vienna trovò impiego „alla camera e di là passò al Ministero politico sino a salire al grado di primo „segretario, il qual uffizio, sebbene sia di mera esecuzione, pure il credito dell' „uomo assistito della grazia dell'Imperator lo rileva oltre l'usato. Quindi „avviene che la di lui casa sia ripiena di Signori, e da poco in qua li stessi „Ministri forestieri di seconda sfera hanno cominciato di frequentarlo per „disperazione di poter altrimenti riuscire nei loro negozj. Quasi tutti gli scritti „publici dati in luce in quest'ultima guerra vengono dalla sua mano, e vi si „discuopre un genio versatile, ma insieme acre e puntiglioso. Di fatto le ma„niere di lui non sono delle più soavi, e chi lo maneggia trovalo un poco forte „nelle espressioni, inflessibile poi di opinione e vivace nei partiti. Posso ben „dire essere egli stato uno di que'pochissimi, i quali o seppero dissimulare „più degl'altri la consternazione dell'animo, o reggere con vera intrepidezza „alle replicate avversità . . Stando pur le cose all'estremo, non diè segno „veruno che gli fosse mancato il cuore, ma sempre volgeva per mente progetti „o immaginava vicina l'assistenza d'un Principe o dell'altro. Per la qual via „è verisimile, che si accrescesse la benevolenza di Cesare, essendo naturale di „mettere affetto in quelle persone che si confortano contra le sciagure e ci „additano i mezzi da liberarsene. Oltrachè, appartenendo ad esso il tutelare i „dritti Imperiali nelle controversie che accadono in punto di ragione, egli „ci si impiegava con solerzia infinita, blandendo così l'animo di Cesare „e de suoi Ministri.“

[3]) Eugen an König Karl. Mühlberg, 7. Auguſt 1711. Kriegsarch.

[4]) Foscarini. Storia arcana. 133. Pöllnitz. Mémoires. 316.

[5]) Eugen an Königsegg. 3. September 1726. Hausarch.

[6]) Eugen an Walef. 1. Jänner 1727. Hausarch. „Il est sûr que l'avenglement „des deux nations maritimes, l'animosité des ministres qui sont à la tête des „affaires en Angleterre, la dependance absolue des Hollandais de ce même

„ministère, et une influence presque égale qu'ils ont sur ceux de la France, „enfin les preparatifs de guerre plus que grandes que les trois nations font avec „tant de publicité, sont autant des raisons qui ne laissent presque plus lieu „d'en douter . . . non obstant que l'on continue en France à vouloir nous „amuser par des protestations du désir qu'auroit ce Roy de conserver la tran„quillité publique" . . . .

[7]) Conferenzprotokoll vom 5. Dezember 1726.

[8]) Im April 1727 schreibt Eugen an Königsegg: „A l'égard du Prétendant, tout . . . „ne s'entend que dans le cas que la guerre commence actuellement, l'Empereur „ne pouvant pas donner les mains sans cela à aucune entreprise en faveur de „ce Prince; si on en vient cependant ce n'est pas une affaire à negliger et le „rétablissement de ce Prince seroit un coup décisif dans ces circonstances et quand „même il ne pourroit pas s'y maintenir, ce seroit toujours un point trés impor„tant si on pouvoit reussir à faire une diversion en Angleterre" . . . . . Hausarch.

[9]) Eugen an Königsegg. Febr. 1727. Hausarch. „Je ne laisse pas de concevoir „plusieurs difficultés qui se presenteront à l'execution de ce projet, tant du „côté des Moscovites par leur éloignement et par la difficulté qu'ils auroient „de passer le Sund, surtout s'il se trouve, comme il n'y a pas à douter, une „flotte angloise dans la Baltique, que du notre à cause du manque des vaisseaux „aux Psys Bas et de la difficulté que nous aurions d'en avoir, comme aussi de „la superiorité de troupes que les alliés du parti opposé auront de ce coté là, „ et finalement pour le grand nombre des vaisseaux que les anglais feront croiser „dans la manche et vers l'Espagne et l'Ecosse. Toute fois la chose mérite à mon „avis une attention bien sérieuse, et ce seroit un coup décisif si on pourroit „parvenir à porter la guerre dans le continent de l'Angleterre où etant une „fois porté, les Esprits des deux partis, pour peu que celuy du Prétendant soit „assisté, la feront durer assez longtems, et on en auroit toujours cet avantage, „que quand même l'entreprise en faveur du Prétandant manqueroit, l'Angle„terre s'affaibliroit d'une telle manière par cette guerre intericure, qu'Elle ne „seroit gneres plus en état d'inquieter les autres, et que le Roy d'apresent au„roit assez à faire de songer à sa propre conservation".

[10]) Eine gewissenhafte Prüfung der in großer Anzahl vorhandenen Dokumente weckt die Ueberzeugung, in welch falschem Lichte alle diese Vorgänge in den verschiedenen Werken desjenigen Schriftstellers dargestellt sind, welcher sich am meisten darüber verbreitet. Es ist dieß Coxe, der in seiner History of the house of Austria, den Memoirs of the Kings of Spain, den Memoirs of Robert Walpole und of Horatio Lord Walpole den Kaiser als denjenigen hinstellt, dem es um den Angriff zu thun war. Durch die Wiener Verträge bezweckte der Kaiser nichts mehr als den Schutz der Ostendischen Compagnie, während die Allianz zu Herrenhausen im eigentlichen Sinne des Wortes ein Angriffsbündniß war.

[11]) Penterriedter schreibt hierüber an den Prinzen am 19. Mai 1728: „Mr. le Car„dinal ne me parle jamais de V. A. qu'avec des expressions les plus distinguées, „comptant toujours pour une des plus grandes satisfactions de sa vie de vous „avoir connu et vu personellement pendant la campagne de Provence où il se „loue infiniment de vos bontés pour luy" . . . . .

[12]) Conferenzprotokoll vom 7. März 1727. Hausarch.

[13]) „Werdt die Conferenz sehr wohl thuen, wie ihr ohnedem nach ihrer Pflicht vndt „eyser erlaubt ist, auch über diesen punct vorzustellen was sie ihren Pflichten nach mein „dienst zum besten finden werdt vndt anbey all umstandt auch der Ehr vndt decoro neben „der moglich odter vnmoglichkeit in allen wohl vberlegen vndt darnach frey ihr meinung „eresnen“... Ganz eigenhändig. Hausarch.

[14]) Conferenzprotokoll vom 25. März 1727. Hausarch.

[15]) Conferenzprotokoll vom 3. April 1727. Hausarch. Und am 20. Juni beglückwünscht der Marquis de la Paz den Prinzen Eugen »por la feliz conclusion del ne„goziado preliminar que celebramos asegurado. V. A. con su admirable pre„tencion ha comprehendido desde luego y manifestado lo que importava „galantear la paz, y la ha facilitado con los preparativos de la guerra, que „con tanto vigor se han promouido por parte del Sm. Emperador come „si muy agenos y distantes nos hallaremos de los temperamentos que „pudieran euitarle, uerificandose mas que nunca la segura maxima de, „preparate a la guerra, si deseas la paz .... Nada ignora el Rey del ardor „con que V. A. ha apoiado los discursos del Duqne de Bournonville en las „Conferenzias que se han tenido en concurso de los Ministros de Francia y „de Hollanda, y la eficazia con que V. A. ha sostenido la razon de los „derechos y pretenciones de S. M. y no deuo callar que su real gratitud es „grande, y que el Rey se harà un particular agradable estudio de significarla „y comprobarla a V. A. cuyas agradecidos expresiones por lo que antece„dentemente explique a V. A. de su real orden, han sido muy gratas y accep„tas a S. M.«...

[16]) Eugen an Königsegg. Wien, 12. Juni 1727. Hausarch. „Pour avoir une „paix solide et convenable aux intérèts des deux Cours, elles doivent se mon„trer plus amis que jamais pour y parvenir. S. M. apprend avec plaisir les sen„timens du Roy et de la Reine à l'égard de cette union.... Elle peut assurer „très fortement l'un et l'autre que loing que l'Empereur se departisse jamais de „cette union, il ne negligera rien de son coté pour la conserver et la rendre „plus étroite. La manière dont on a agi icy pendant le cours de la négociation „qui a précédé la signature des préliminaires doit en avoir été une preuve „convaincante à S. M. Catholique, tandis que l'Empereur s'est montré peu diffi„cile en ce qui regardait luy même, et qu'il s'est déclaré si généreusement pour „l'amour de paix à la suspension de la Compagnie. Si cette fermeté qne l'on a „témoigné jusques icy de part et d'autre a été si necessaire, elle le devient bien „plus encore à l'avenir, n'y ayant pas à douter, que les Allés dn parti opposé, „surtout l'Angleterre, ne fassent tous les efforts possibles pour tacher de séparer „les deux Cours durant l'intervalle du Congrès, dans l'espérance de parvenir „par là au but qu'ils voudront leur imposer.... Le Roy comprendra que plus „qu'on a taché de l'autre coté de le separer d'avec l'Empereur, plus il est de la „dignité des deux si grands Princes, de leur honneur et intérêt de se rester in„violablement attachés l'un à l'autre et de maintenir dans toute sa plus grande „rigueur leur union, soit que les négociations produisent la paix, ou que l'on „vienne aux armes pour se la procurer'.

[17]) Eugen an Königsegg. Wien, 18. September 1728. Hausarch. „S. M. l'Em„pereur est bien aise que Mr. le Marquis de la Paz continue dans son zêle pour „l'union des deux Cours, comme cette union est en partie son ouvrage, et la base de „la fortune qu'il a faite, il est a presumer qu'il sera porté plus que tout autre à „la maintenir. Il seroit seulement à souhaiter qu'il eut plus de fermeté et V. E. „ne doit pas negliger de la luy imprimer, puisque foible comme il est, son „assistence seroit de peu de secours, si jamais par une resolution imprevue les „choses commençoient à prendre une autre face. Il faut cependant tout faire „pour le conserver dans des bonnes intentions et pour l'insinuer de plus en „plus près de la Reine.... Soll ihn ſtützen »le Marquis de la Paz n'étant pas „l'homme pour soutenir seul la machine et pour découvrir et faire tête aux in„trigues des malintentionnés«...,

[18]) Eugen ſchreibt hierüber an Walef am 23. April 1727. Hausarch. „L'avenglement „de ces gens (des Anglais) est inconcevable, ils agissent avec un emportement „sans bornes et dans l'excès de leur rage il n'y a pas extremité à la quelle on „ne doive s'attendre de leur part, rien n'etant capable de les tenir. On les voit „sacrifier d'un côté tous les interêts de leur maître et de leur nation, et d'un „autre côté ils prennent des mesures si mal concertées, qu'aprés avoir prodigués „jusqu'ici des sommes incroyables, ils n'ont pas été assez habiles d'empecher „le retour de la flotte, qui a fait néanmoins, comme on scait, leur grand objet. „La providence parait l'avoir sauvée d'entre leurs mains, et ce n'est pas la „moindre marque que la justice est du côté de l'Empereur et du Roy, de voir „que tous les mauvais desseins des Ministres Anglais ont en jusques aprésent un „effet si peu proportionné à l'idée qu'ils s'en étoient formée«....

[19]) Eugen an Königsegg, 4. Auguſt 1727. Hausarch.

[20]) Am 31. Auguſt 1728, alſo nach dreijährigem Beſtehen der Allianz hatte der Banquier Belza dem Kaiſerhofe in Allem 1.950.000 Gulden an Subſidien bezahlt. Es fehlten alſo noch 1.050.000 Gulden von der Summe, welche für das erſte Jahr fällig war. Spanien hatte aber ſogar noch eine halbe Million weniger entrichtet, wenigſtens verſicherte Belza dieſelbe einſtweilen aus Eigenem vorgeſchoſſen zu haben (Eugen an Königsegg, 31. Auguſt 1728. Hausarch.). Hieraus ergibt ſich klar, was von Coxe's Darſtellung dieſer Verhältniſſe und der von ihm behaupteten „insatiable avidity of the „Court of Vienna“ zu halten ſei.

[21]) Eugen an Königsegg, 18. September 1728. Hausarch. „Tant que l'on suit „les principes que l'on y suit presentement il n'y aura ni ordre ni regle dans le „Gouvernement, les confusions s'augmenteront, le crédit du Roy tombera au „dehors comme il est tombé au dedans et il sera toujours sans argent tant qu'il „sera permis de le voler impunement. Il faut de la sévérité dans de certains „cas au Prince qui gouverne. Son authorité s'avilit s'il ne fait pas se faire obeir, „et s'il laisse impunis des desordres publics, et rien ne peut alors la retablir que „de certains exemples qu'il faut scavoir statuer en son tems et à propos. De la „manière que les finances sont administrées, le Roy se trouvera dans la necessité, „s'il avait vingt Indes à luy, et ce qui arrive au Roy, arrivera à tout autre „Prince, s'il n'a pas luy même une certaine économie et régime en tête. Il est „cependant inconcevable que le Roy puisse être si endetté après que la flotille

„est revenne... Cette mauvaise administration des finances, le manquement „des choses necessaires au siège de Gibraltar, le payement irregulier des troupes „du Roy, de la Cour et de tous les dicastères, celuy de nos subsides, l'interêt „que la Reyne a en son particulier de les continuer pour mettre l'Empereur en „état d'assister ses enfans, la haine de la nation contre Patigno, son credit perdu „près de tous les négocians et le peu d'apparence qu'il puisse établir celuy du „Roy, sont autant de raisons qui peuvent être insinuées contre luy soit par V. E. soit „par ceux qu'elle trouvera à propos d'y employer. La Reine ne scaurait manquer „d'en reconnaître l'importance, et en Princesse habile elle doit aussi comprendre „qu'il est impossible que les affaires puissent subsister sur le pied d'inactivité „où elles sont presentement, et qu'il faut de necessité de deux choses l'une, ou „qu'Elle engage le Roy, si sa santé luy permet, de vacquer aux affaires, de les „terminer avec plus de promptitude, ou qu'Elle se fasse donner une plus grande „authorité pour y travailler Elle seule, et prendre les resolutions en conformité „de ce qu'Elle croira convenir. — A l'entreprise contre Gibraltar il fallait une „flotte supérieure à celle des Anglais, une armée de terre bien plus grande, des „dispositions mieux reglées et un tout autre chef; et encore auroit-ce été une „entreprise bien dangereuse et pénible, si tout ce que je viens de dire, y avoit „été. J'ay eu assez d'occasions autrefois de connoitre le Comte de las Torres, „qui est à la verité brave de sa personne, mais cette qualité ne suffit pas seule „en qui commande des armées, y ayant bien de la différence entre être bon „officier subalterne sous les ordres d'un autre et entre commander soy même, „et je conclus avec V. E. qu'il n'y avoit rien de si heureux que la signature des „preliminaires pour sauver l'honneur du Roy dans cette entreprise, et que „Torres n'étoit pas l'homme auquel il falloit la confier, cette expedition ayant „été peut être la seule d'importance où il a servi en chef. Il a d'ailleurs ni la „conduite ni la manière qu'il faut si necessairement à un chef d'armée pour se „faire respecter de ses subalternes, sans quoy il ne peut jamais avoir ni ordre ni „subordination dans un corps. — La conduite de Mr. de las Torres n'empeche „pas néanmoins que ceux qui ont manqué envers luy, ne soient punissables, et „qu'en chatiant quelques uns parmi eux, on auroit bien fait pour prévenir par „un tel exemple qu'il ne se fasse plus à l'avenir de ces sortes des factions dans „les armées du Roy, qui pourroient produire un jour des effets fort dan-„gereux"...

[22]) Eugen an Königsegg. 24. Dezember 1727. Hausarch.

[23]) Voriges Schreiben.

[24]) Eugen an Königsegg, 9. Juli 1728. Hausarch.

[25]) Eugen an Königsegg. Vom 8. August 1728 datirt, jedoch erst am 31. August 1728 abgesendet. Hausarch. „Bournonville m'écrit... sur l'harmonie qu'il y auroit „entre la Reyne et le Prince des Asturies, disant que le Prince avoit été receu „à son retour au palais avec touttes les demonstrations de tendresse de la part „du Roy et de la Reyne, que cette Princesse luy témoignoit plus d'affection „qu'à ses propres enfants, que de son coté il avoit toutte la confiance possible „en elle, que c'étoit un charme (pour me servir de son expression) que leur union. „Il seroit à souhaiter qu'elle fut aussi réelle que Bournonville le marque, et

„pour peu que la Reyne reflechisse sur ses interets et sur ceux de ses enfants, „elle connaitra que rien ne luy importe tant que de se gagner l'amitié de ce „Prince et de s'attacher insensiblement ses favoris et les personnes qui vray-„semblalement auront le plus à dire à un changement du Gouvernement, car „quelque apparence de meilleure santé que le Roy a présentement, ce Prince „est sujet à des accidens si violens que d'un jour à l'autre il peut arriver un „malheur imprévu avec sa vie, et quand même il n'y auroit rien à craindre „de ce côté la, ses égaremens d'esprit deviennent si fréquens depuis quelque „tems, et si continues, qu'il y a tout lieu d'apprehender qu'oubliant le serment „qu'il a fait, l'envie le reprendra tout d'un coup, ou de se retirer à la sourdine, „ou d'abdiquer une seconde fois lorsque la Reyne y songera le moins, et il „faudra voir ensuite si le Prince des Asturies sera plus exact à garder le sien, „si tant est qu'il a promis à cette Princesse de ne pas accepter la Couronne, quand „même le Père voudroit la luy renoncer, particularité dont Bournonville n'a „rien touché dans sa lettre. Peut être même que les Etats l'obligeroient en ce cas „à l'accepter sous pretexte du bien publique, ou que lassés du Gouvernement „et des longues indispositions du Roy, ils le proclameront régent durant la vie „de son Père, si jamais ils remarquent qu'il n'y a plus de retour pour l'entier „retablissement de ce Prince, étant naturel que la nation doit souffrir avec peine „de se voir gouvernée par un Roy reconnu stupide et d'une Reine qui n'a „montrée jusque icy que du mépris pour les naturels du pays, qui n'est pas „mère du Prince successeur et qui passe de sacrifier les interets de la Monarchie „aux siens et à ceux de ses enfans. — Le concours extraordinaire des Grands „au retour du Prince des Asturies au palais, leur assiduité à luy faire la Cour, „et la joye que le public a fait paraitre en le revoyant, sont autant des marques „de leur desir de le voir à la tête du Gouvernement, qui augmentera à me-„sure qu'il approchera de l'âge de Majorité par l'opinion que ceux de la nation „ont de son peu d'affection pour les etrangers, et par l'esperance d'avoir sous „luy plus de part qu'ils n'en ont àpresent aux affaires. Dans ces circonstances „la Reyne devoit un peu plus reflechir sur la situation delicate où elle se trouve, „et au lieu de s'endormir sur la sureté apparante que les Patigno luy font „trouver dans les sermens du Roy et la timidité naturelle du Prince des As-„turies, caractère que l'age et les insinuations des personnes qui l'approchent „peuvent changer; elle devroit songer aux suites dangereuses qu'une revolution „imprévue et tout changement fait à son insçu produiront pour elle, et s'attacher „uniquement à se gagner le Prince, à se faire une partie considerable parmi les „Grands, à témoigner plus des égards à la nation, à faire des reglemens capables „à remedier aux desordres presens de la Monarchie, et à cesser surtout de sou-„tenir ceux que le public y regarde comme les instrumens et les autheurs de „ces desordres... dès que vous réussirez Monsieur, à faire comprendre à la „Reyne que son interest propre exige qu'elle s'unisse étroitement avec le Prince, „il vous sera aisé de la convaincre qu'il importe à elle même que ce Prince „prenne de l'affection pour S. M., personne n'étant plus interessé que la Reyne „au maintien de l'amitié des deux Cours. Le pas qu'elle vient de faire en ad-„mettant le Prince à la depêche est déjà un acheminement à leur meilleure

„intelligence... L'amitié une fois établie entre la Reyne et le Prince, il y aura „plus de tranquillité à esperer daus l'intérieur de la Monarchie durant la vie du „Roy regnant. La Reyne n'aura point de revers facheux à craindre en cas de „changement, elle pourra même s'attendre de conserver alors une partie de son „authorité, si elle s'applique surtout à s'attacher les personnes les mieux vües „du Prince, et à se gagner des àpresent ceux qui suivant les apparances entre„ront alors dans le Ministère“...

[26]) Voriges Schreiben.

[27]) Voriges Schreiben. „...Quant à Patigno, V. E. agira ouvertement et sans „reserve auprès de la Reyne, important trop à S. M. de faire eloigner un homme, „sur la parole duquel il n'y a pas le moindre fond a faire et qui rempli de mau„vaise volonté negligeroit apparemment aucune occasion pour la communiquer „à la Reyne, si jamais il la voyait chancellante dans son amitié envers l'Empe„reur. S. M. approuve à cet effet que V. E. a pris le parti d'ecrire à la Reyne „la lettre dont vous m'avés envoyé la copie, qui est effectivement bien forte, „mais elle n'en est pas moins bien conçüe et il faut bieu le presser avec plus „de vigueur après que tontes les demonstrations amicables qui luy ont été faites „à ce sujet ont produit si peu d'effet jusqu'icy“...

[28]) Königsegg an Eugen. Madrid, 28. November 1728. Hausarch.

[29]) Coxe. Memoirs of the Kings of Spain. III. 189.

[30]) Coxe. History of Austria. II. 92.

[31]) Eugen an Königsegg. 4. Auguſt 1727. Hausarch. „Le père Clarke, tont „amy qu'il est naturellement du Prétendant comme Irlandois et prêtre, „aurolt dû compreudre, s'il est homme d'esprit, qu'il n'y avoit rien a faire dans „cette conjoncture pour ce Prince... cela est si vray à mon avis que je suis du „sentiment que le Prétendant a été fort mal conseillé d'être parti de Boulogne „sur la nouvelle de la mort du Roy George dans l'espérance que se montrant „quelque part dans le voisinage de l'Augleterre, il pourroit y arriver des revo„lutions à son avantage, espérance dont il verra difficillement les effets dans la „situation presente des affaires de ce Royaume“...

[32]) Eugen an Königsegg. Wien, den 24. Dezember 1727. Hausarch.

[33]) Eugen an Königsegg. 8. (31) Auguſt 1728. Hausarch.

[34]) Eugen an Königsegg. Wien, 3. November 1728. Hausarch. Der Kaiſer wünſche zu „ménager la Reyne et d'eviter tout ce qui pourroit luy donner de l'ombrage... „S. M. desirant d'être toujours bien avec cette Princesse, connoissant bien „que c'est de sa seule fermete que dépend dans l'état présent de l'Espagne „le maintien de l'union de cette Cour, et qu'il en serait fait si jnmais elle „se rend aux insinuations dangereuses de Patigno, qu'elle n'ecoute déjà que „trop, et aux intrigues secretes des Alliées de Hannovre qui n'epargneront „ni offres ni promesses pour la détacher de l'Empereur. Dans une situa„tion aussi delicate V. E. doit redoubler tonte sa vigilance et attention „pour veiller à tont ce qui se passe de plus caché et pour empecher sur„tout que la mefiance que l'on a scu luy inspirer contre l'Empereur et vous „même ne s'empare pas non plus de son esprit, puisque du caractère dont elle „est, vous ne craignez pas sans raison que sa vanité la pourroit déterminer

„dans un Instant à une résolutioa qni reaverserolt tout d'un coup le sistême „de notre alliance, dont elle seroit peut être la première à se repentir. Il est „cepcndant plus aisé de prevoir le danger que de trouver le moyen de le pre„venir. Si la Reyne n'agissoit que sur des principes de moderation et que sur „ces principes elle mesuroit les interets de l'Espagne et les siens, une telle reso„lution ne seroit pas à apprehender, mais il semble que l'état violant où elle se „trouve par la constitution du Roy, au lieu de la rendre plus circonspecte, la „rend plus emportée, et qn'uniquemeat llvrée à ses vues ambitieuses, elle ne „songe qu'à ce qui peut flatter sa passion sans songer si les circonstances du „tems permettent d'y penser. Il est bien dangereux d'avoir à faire à un carac„tère aussi soupçonneux et aussi difficlle à coateater qne l'est la Reyne depuis „quelque temps, et il ne faut pas moins que l'habileté de V. E. pour scavoir la „contenir malgré ses soupçous dans uae jnste moderation et dans des bonues „iatentions envers S. M. saas augmeater ni dimiauer ses esperaaces sur l'affaire „principale, ... conduite à la verité bien difficile mais absolument necessaire, „S. M. ne pouvant ni voulant se déterminer ni snr la déclaration finale qu'elle „demande, ni sur aucun autre pas à faire à cet égard“...

[35]) Eugen an Königsegg. Wien, den 19. Dezember 1728. „La matière étant „trop delicate pour que V. E. puisse prendre quelque chose sur soy, et pour ne „rien prendre non plus sur moy, j'ay declaré et à Sa Majesté, et dans la Con„ference, que ue voulant pas me meler de la reponse à faire au Marquis de la Paz „je suppliois Sa Majesté qu'elle fut examinée dans la Coafereace et couchée „par le referendaire qui y assiste, et que la minute de cette reponse fut jointe „à la Consulte de la Conference pour être ou approuvée, ou changée par Sa „Majesté, ce qui est aussi la cause qu'elle est en Fraaçois, non obstant que je „suis accutumé de me servir autrement de la langue Italienne dans les lettres „que de tems en tems j'écris au Marquis, et comme par cette même occasion je „luy en écris une autre en reponse à sa première et pour accompagner celle de „Sa Majesté l'Imperatrice à la Reyne, je luy marque que je luy avois ecrit en „françois sur la matière en qucstion, à cause que tout ce qui s'étoit ecrit pre„cedemment sur cette matière l'avoit été en cette langue. V. E. conuaitra en „lisant la copie dc cette ma réponse, avec quelle delicatesse et precaution „elle est coaçue, et qu'en même tems que Sa Majesté assure le Roy de son „desir de maiutenir la presente union et de remplir les engagemens que de „Son coté Elle a pris par les Traittes, Elle evite d'ea prendre des nouveaux „voulant avoir absolument la maiu libre avec Son archiduchesse taat que le „tems n'existera pas de la marier“...

[36]) Eugen an den Marquis de la Paz. Wien, den 19. Dezember 1728. Hausarch. Er antwortet ihm im Auftrage des Kaisers: » — Que jusqu'ici S. M. I. u'avoit „jamais maaqué aux engagements une fois contractés; qu'Elle accompliroit de »même à l'avenir avec la plus scrupuleuse atteation tous les traités et conven»tions qui la lioient avec l'Espagne, qu'Elle étoit charmée de tronver les „mêmes dispositions dans leurs Majestés Cath. et qu'Elle esperoit que sa der»niere déclaration, de ue vouloir pas, quelqu'instauce qu'on luy ea ait fait, et »quelque avaatage qu'on luy ait offert, se departir des interets de l'Empereur,

»ni signer nucnn traité de pacification sans que ses interets fussent débattus »et decidés an Congrés selon les règles de l'eqnité convaincra leurs Majestés »Cath. de la droiture de ses intentions ... V. E. n'anra pas de la peine à croire »qu'un pas semblable doit avoir attiré bien de la peine à S. M. I. même du temps »que sa lettre fut ecrite, Elle auroit pn scavoir que cette Cour ne pretendait »pas engager l'Espagne aux sacrifices que l'on snppose d'en être exigés. Il »paroit donc qn'il est de l'interêt commun des deux Conronnes de ne rien pré»cipiter, surtout dans une affaire telle qu'est le mariage de S. A. I. l'arcbidn»chesse ainée: étsnt constant qne se vouloir bater trop dans une matiére de »cette valeur peut devenir nnisible aux venes mêmes qn'on se propose .... »V. E. n'ignore pas qne presqne tontes les pnissances de l'Europe se sont dé»clarées contre le mariage en qnestion, et parmi les Princes de l'Empire ceux »mêmes qni d'ailleurs paroissent les mieux intentionnés ne penvent pas cacher »l'ombrage, qni leur en revient. Il est bien vray qne Mr. le Duc de Bournon»ville s'étoit flatté de detacher la France des venes qne les Anglais pourroieut »y avoir: mais il y a si peu reussi, que sur ses instances reiterées Mr. le Car»dinal de Fleury a declaré positivement qu'il ne scanroit aller plus loin sans »communiqner l'affaire aux alliés de la France; ce qui selon tontes les appa»rences humaines entraineroit des resolutions peu favorables aux interets du »Serenissime Infant Don Carlos. L'age de la Serenissime Archiduchesse Marie »Therese n'est pas encore comme l'on suppose, propre an mariage, la nubilité »se manifestant plus tard en ce pays ci qn'en Espagne, et l'on ne trouvera »guères d'exemples de ces mariages prématurés en Allemagne, ou quand même »il s'y en tronveroit, l'experience aura fait connaitre que les suites en ont »quasi tonjonrs été fnnestes et d'ailleurs la constitution de l'Archidnchesse est »trop delicate, pour en venir sitôt à la conclusion. Il pent donc d'ici au temps »de sa nnbilité arriver des cbangements, soit dans le domestique de S. M. I., »soit daus la famille Royale de l'Espagne, soit dans le reste des affaires de »l'Europe qui renverseroient toutes les idées et tont le systeme dont on pour»roit convenir à l'heure qu'il est. — Cette seule reflexion suffira, comme j'es»pere, pour faire connaitre à V. E. les justes motifs qui engagent S. M. I. à »vouloir plus longtemps conserver les mains libres à l'égard dn mariage de »l'Archiducbesse ainée comme Elle les a àprésent, sans altérer néantmoins ce que »les traités et conventions déjà conclus disposent. Differents accidents impre»vus, et aux quels nulle prudence humaine ne scaurait remedier, penvent rendre »infructueuse la declaration, qn'on demande. Seroit-il convenable de se bater »à exposer la senreté de tant de Royaumes, les biens et la vie de tant de fideles »sujets pour un cas, qui ne peut pas encore exister, et qu'il est même incertain »s'il pourra exister jamais. — V. E. scait ce qn'il fandroit ponr sontenir une »telle cause presque contre tout le reste de l'Europe, et comme le fardeau que »ponr le bien commun des affaires l'Espagne auroit actuellement à porter, »quoiqne beaucoup moindre à celuy qui est tombée à mon tres Auguste Maître »en partage, luy a parn si onereux, on ne devroit pas, ce me semble, se presser »à se charger sans necessité et sans ntilité presente d'nn autre qni fut sans »comparaison plus rude, et qui dans son execntion pourroit rencontrer des

„plus grandes difficultés. Enfin on scait combien les alliés communs se plaignent „déjà du retardement des subsides, qui leur ont été promis, non obstant que „S. M. I. ait auancé du sien des sommes considerables, et que ses Pays here„ditaires se trouvent surchargés par une augmentation des troupes de 35 à 40 „mille hommes, et par les autres dépenses que l'on a eu à soutenir ici au delà „de la proportion. ..... Voici Monsieur, en abrégé une partie des impor„tantes raisons qui necessitoient pour ainsi dire S. M. I., quelqne envie „qu'Elle ait à complaire dans toutes ces occurences, autant qu'il dependra „d'Elle, à leurs Majestés Cath. à ne pas aller dès àpresent aussi loin, que de „votre coté ou souhaite. Il seroit superflu de m'y entendre d'avantage, puisque „sans cela l'affaire dont il s'agit, n'est pas d'une nature à pouvoir se traitter à „la hâte, et sans se communiquer préalablement de bouche les refléxions et les „éclaircissements qui y ont de rapport. — Du reste leurs Majestés Cath. peuvent „se reposer entièrement sur l'inebranlable fermeté de l'Empereur a accomplir „en bon et fidel allié tout ce à quoy il s'est engagé. L'heureuse union qui sub„siste entre les deux Monarques, ne sera certainement pas interrompue de notre „coté et on a d'autant plus lieu de compter sur sa durée que la piété de leurs „Majestés Cath. ne laisse aucun doute, que leurs sentiments ne soient conformes „à ceux de S. M. I. — En mon particulier je m'emploierai toujours avec tout „le zele que V. E. me connoit, pour qne cette même union fut affermie et res„serrée de plus en plus, connaissant l'avantage qui en revient aux deux Cou„ronnes. V. E. aura dans l'exercice de son Ministère des fréquentes occasions „de n'y contribuer pas moins de sa part, et ce seroit faire tort à sa droiture, „que d'avoir le moindre scrupule, qu'Elle ne le fasse. Je suis avec touts les „sentiments qui sont dens à son mérite et a sa grande capacité, Monsieur“ . . .

[37]) Der Marquis de la Paz an Eugen. 7. April und 24. Juni 1729. Hausarch.

[38]) Eugen an Königsegg. 1. Juni 1729. Hausarch. . . „du génie dont la Reyne „est, il n'y a aucun doute qu'elle ne soit en négociation secrete avec la France „et l'Angleterre, pour faire son traité particulier à l'exclusion et au prejudice „de S. M. Tous les avis même le portent et ils ne varient que sur les conditions „que la Reyne doit avoir proposé ou qu'on lny a proposé d'autre part. Une „conduite aussi irreguliere est une contravention manifeste aux traittés de S. M. „avec l'Espagne au dessus de tant des autres dont S. M. pourroit se plaindre „par le manque des subsides et l'inéxecution de plusieurs articles qui sont „restés jusques ici sans effet. Il paroit même par le procédé de la Reyne qu'elle „ne fait aucun mistère de la resolution dans la quelle elle est de rompre l'ami„tié avec cette Cour, ses ministres à Paris agissent avec le Baron de Fonseca „avec la même froideur ou du moins avec le même secret, avec lequel on en „agit envers V. E. et quoyque l'Empereur auroit des justes motifs par là d'en „agir de même avec l'Espagne et de tacher de faire son traitté à part avec les „Alliés du parti opposé, toute fois pour mettre cette Couronne entierement „dans son tort et pour sauver en même tems les apparences, S. M. a resolue „que sans aucune aigreur ou animosité, et en forme même de la confidence qui „regnoit ci devant entre les deux Cours vous vous expliquiez aimablement sur „le pied et de la manière qui vous a été prescrite par la depeche de la Cour . .“

[39]) Conferenzprotokoll vom 8. Mai 1729. Hausarch.

[40]) Eugen an Königsegg. 31. Auguſt 1729. Hausarch.

[41]) Eugen an Königsegg. 14. Sept. 1729. Hausarch.

[42]) Eugen an Seckendorff. Wien, 21. Dezember 1729. Hausarch.

[43]) Conferenzprotokoll vom 20. Dezember 1729. Hausarch.

[44]) Eugen an Königsegg. 4. Jänner, 11. Febr., 18. März, 22. April und 24. Mai 1730. Hausarch.

[45]) Bartenſteins Manuſcript. Hofbibliothek.

Zehntes Capitel.

[1]) Graf Rabutin an Eugen. St. Petersburg, 4. Jänner 1727. Kriegsarch. Und am 1. März 1727 ſchreibt Rabutin dem Prinzen: „leur chef a le caractère de Géné„ral d'artillerie, il ne s'agira que d'avoir dans le commencement des certaines „petites attentions pour enx, il fandra quelque fois même de l'indulgence, la „régularité n'étant ni bien imprimée dans l'esprit des officiers russes; si ceux „là repondroient par leur habileté à la bonté, à l'obéissance et à un certain don „naturel de soutenir des fatigues comme le soldat, le secours seroit d'autant „plus considérable"... Und am 23. März 1727 fügt Rabutin hinzu: „Si ces troupes „manqnent, ce ne sera que la faute des officiers. Le peu de paye qn'ils reçoivent, „la necessité de servir malgrè eux, et l'indifférence qu'ils ont ponr le point d'hon„neur . . . avilit beaucnp ces gens et les rend insensibles à une certaine déli„catesse qui est si nécessaire à un officier . . . Les armes en général sont bonnes, „et d'nn calibre égal. Quant à l'habillement, ils seront tous bien vêtus et ils „tâchent d'imiter même à cet égard une régularité reçue dans les autres trouppes. „L'obéissance et la facilité de soutenir tontes les fatigues, sans se plaindre, est „naturelle au soldat russe, avec cela les officiers étrangers les plus entendns qui „servent bien des années dans ces pays nons assurent qn'il fait bien son devoir, „pourven qu'il soit bien mené . . . Lacy est un homme doux; très raisonnable „et qui a beaucoup de réputation icy. Le Monarqne défunt qui se connoissoit „bien en caractères, l'emploioit dans les expéditions les plns difficiles, et je crois „qu'il conviendra mieux qne tout autre". . . Kriegsarch.

[2]) Eugen an Rabutin. Wien, 9. April 1727. Kriegsarch. . . . „il convient en „toute manière d'éviter que le Commandement ne soit donné à un Général „bizarre et peu traitable. Cette seule circonstance suffiroit pour rendre inutile „tout le fruit que l'on espère de tirer en cas de besoin de ce seconrs, à cause „des contradictions qui pourroient snrvenir entre le Général Moscovite et le „nôtre qui naturellement devroit avoir le commandement sur l'autre lorsqne „ledit Corps viendra se joindre à nos troupes. C'est nu point sur leqnel vons „ne sauriez être assez attentif" . . .

[3]) Menſchikow an Eugen. S. Petersburg, 17. Juni 1727. Kriegsarch. „Gleichwie „E. L. jederzeit eine beſondere Freundtſchaft und Wohlwollen gegen uns ſpüren zu laſſen „gütigſt haben belieben wolleu, ſo können wir nicht umhin, E. L. ſchuldigſt part zu „geben, daß J. Kayſ. M. unſer Allergnädigſter Kayſer und Herr mit unſerer älteſten „Prinzeſſin in ein Eheverlobung Allergnädigſt zu treten haben geruhen wollen" . . .

[4]) Rabutin an Eugen. St. Petersburg, 20. Juni und 19. Aug. 1727. Kriegsarch.

[5]) Eugen an Rabutin. Wien, 17. Sept. 1727. Kriegsarch. . . „mais il est diffi-„cile de changer de certains génies“ . . .

[6]) Eugen an Rabutin. Wien, 30. Aug. 1727. Kriegsarch. . . „le sort du Duc est „à plaindre, les services qu'il a rendus et ceux qu'il pourra encore rendre sont „d'une nature qu'ils méritent bien que l'on s'employe pour luy, et vous pouvez „l'assurer que l'intention de S. M. est nucunément de l'abandonner, mais „anssi doit-il se conduire d'une manière qu'il ne donne pas occasion à ses „ennemis de censurer ses actions et de dire que sa présence est contraire an „repos de l'Etat, et qu'elle ne sert qne pour former et affermir les factions. Je „ne scais si pendant la vie de la Czarine sa conduite a toujours été telle qu'elle „le devoit être par rapport à la succession, je vous avoue même qne je n'ay „pas pn m'empêcher non obstant ses protestations de le soupçonner à cet „égard“ . . .

[7]) Eugen an den kaiſ. Geſandtſchaftsſecretär Carame in St. Petersburg. Wien, 4. Oktober 1727. Kriegsarch.

[8]) Eugen an Wratislaw. Graz, 1. Juli und 29. Aug. 1728. Kriegsarch.

[9]) Eugen an Wratislaw. Wien, 26. Jänner 1729. Kriegsarch.

[10]) Eugen an Wratislaw. Wien, 4. Dezember 1728. Kriegsarch. „Das vor mich „destinirt ſeyn ſollende praesent belieben Sie auf alle weis zu decliniren, indem ich „nicht gewohnt bin von Jemand Anderen als Meinen Herrn was anzunehmen“.

[11]) Eugen an Wratislaw. Wien, 26. März 1729. Kriegsarch. „Das Hauptweſen kommt „darauf an wie man den Czar zu einer ſeiner Geſundheit anſtändigen Lebensweiſe an-„leite, die nach der Ukraine oder anderwärts vorhabende Reiſe verhindere, die nach Peters-„burg befördere und wo möglich ſehe, damit die das Militare und die Marine betref-„ſende Sachen in leidentlichen Standt erhalten werden, bis der Czar zu den Jahren „kommt daß er ſein Interesse ſelbſt begreifen und die demſelben anſtändige Fürkehrung „machen könne“. . . .

[12]) Voriges Schreiben.

[13]) Eugen an Wratislaw. Wien, 5. April 1730. Kriegsarch.

[14]) Wratislaw an Eugen. Moskau, 17. Auguſt 1730. Kriegsarch.

[15]) Eugen an Wratislaw. Wien, 11. Oktober 1730. Kriegsarch.

[16]) Wratislaw an Eugen. Wien, 6. November 1730. Kriegsarch.

[17]) Graf Traun an Eugen. Meſſina, 13. November 1730. Kriegsarch.

[18]) Eugen an Traun. Wien, 4. April 1731. Kriegsarch.

[19]) Graf Wurmbrand an Eugen. Berlin, 26. Juni 1727. Kriegsarch. . . . „Es „ſind gefährliche Dinge zwiſchen den hieſigen Hof und den König von England obhanden „geweſen, wovon der General Grumbkow geſtern den Grafen Seckendorff Meldung „gethan und wäre die reconciliation der beiden Höfe unausbleiblich geweſen. Der „Fürſt von Anhalt, welcher gut kayſerlich iſt, gebrauchte ſich der Worte: Abermals ein „öſterreichiſches Miracul“. . . .

[20]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 24. Mai 1727. Hausarch. „Der Fürſt von „Deſſau soutenirt gegenwärtig das Kayſ. Interesse nachdrücklich, aber hat mir anbe-„fohlen, E. D. positive zu verſichern, daß der König nimmermehr Partey mit dem „Kayſer nehmen wurde, wan man ihm nicht etwas reelles gebe, denn ſeine Liebe zum Geld

„wäre der ganzen Welt bekannt und die Verſprechen aufs zukünftige, ſonderlich was „man mit denen Waffen erſt anderen abnehmen ſollte, wurden ihn niemahlen genug „persuadiren, zumal das Ministerium ihn in der ſteten Furcht unterhielte, daß wenn „es doch wieder zum Frieden käme, er alles Eroberte müße wiederhergeben“. . .

Eugen antwortet hierauf am 7. Juni 1727: . . „Des Fürſten von Anhalt Deſſau „Liebden wollen Sie nebſt verſicherung meiner unverenderlicher wahrer Freundſchaft und „Ergebenheit in meinem Nahmen vor die durch Ew. Exc. mir gemachte vertrauliche „Eröfnung danken und ihme melden, daß Niemand anders alſ der Kayſer davon werde „unterrichtet ſeyn und daß bey Kayſ. May. dieſes neue Kennzeichen ſeines patriotiſchen „Eyfers die vor den Herrn Fürſten ſchon tragende beſondere Zuneigung nicht wenig „vermehren werde, in der Zuverſicht, daß er jederzeit bey ſo ruhmlichen Gedanken behar„ren und ſeines villvermögenden orths alles anwenden werde umb auch den König auf „den rechten Weeg zu erhalten und die vorſeyende genaue verbündnus zwiſchen beeden „Höfen zu beförderen“. Kriegsarch.

[21]) Seckendorff an Eugen. Altenburg, 19. Jänner 1727. Abgedr. Förſter. III. 329.

[22]) Seckendorff an Eugen. Potsdam, 11. November 1727. Hausarch.

[23]) Eugen an Seckendorff. Wien, 17. September 1727. Hausarch. . . . „gewiß iſt „daß der Kayſer alles thue ſo bey Ihme ſtehet Se. Kön. May. hierin (wegen Berg) „ſowohl als in allen anderen thunlichen Sachen zu vergnügen, ſo meines Erachtens bey„derſeits Interesse ſo nothig als nuzlich iſt“. . .

[24]) Es geſchah dieß hauptſächlich, um einen Wunſch des Kronprinzen Friedrich zu erfüllen. „Er hat mir verſchiedene Mahle nicht undeutlich zu verſtehen gegeben“, ſchreibt Seckendorff am 9. September 1727 an Eugen, „wie vor Ihme keine größere Freude „ſeyn kunte, alß wan man dem König ſpaniſche und italieniſche beſcheeler zu denen „Preußiſchen Studereyen kunte machen haben, weilen er ſolche zu kaufen viel zu „karg“ . . . .

[25]) Seckendorff an Eugen. 26. Juni 1727. Hausarch.

[26]) Eugen an Seckendorff. Wien, 22. Dezember 1728. Hausarch.

[27]) Eugen an Seckendorff. Graz, 5. Auguſt 1728. Hausarch. . , . „Die Allianz „muß aber zwiſchen beyden Häußern Oeſterreich und Brandenburg auf ewig geſchloſſen „und ſo eingericht werden, daß kein Theil jemahls davon abweichen könne und ſo es „geſchiehet, der andere an nichts mehr gebunden ſeye was in dem Allianztractat enthal„ten iſt. Beide Theile finden dabey ihre Sicherheit und Nuzen und können Sie J. M. „den König wohl begreiffen machen, daß wenn hinführo Oeſterreich, Brandenburg und „Moscau zuſammenhalten und in allen Vorfallenheiten vor einen Mann ſtehen, auch ein „Hof dem andern alles dasjenige, ſo er von den vorſeyenden Intriguen erfähret, getreu„lich eröffnet, Sie gar wohl im Stand ſein werden, mit zuſammen geſetzten Kräfften „allen denen die Spize zu biethen, die eine ſolche Allianz mit ſcheelen Augen anſehen „werden, beſonders ſo Sachßen, wie ich hoffe, mit der Zeit darzu kommt“. . . .

[28]) Nicht Ilgen, wie Förſter und Stenzel glauben, ſondern der König ſelbſt hatte die Sache ſo ſehr in die Länge gezogen, weil er zuvor noch ſehen wollte, was denn eigentlich England für ihn zu thun ſich herbeilaſſen werde. „Der alte auf der Grube gehende „von Ilgen“, ſchreibt Seckendorff am 29. Mai 1728 an Eugen, „iſt nun begieriger als „jemahlen mit der Kayſ. Allianz ſeinen Lebenslauff zu beſchließen.“ Und am 15. Juni 1728 berichtet er: „Ilgen iſt noch beſtändig gut kayſerlich und mehr als jemahlen“. . .

Deßhalb bedauert Eugen in ſeinem Schreiben an Seckendorff vom 18. Dezember 1728 Ilgens Tod, weil dadurch der Abſchluß des Vertrages neuerdings verzögert werde.

[29]) Hierüber ſchreibt Eugen am 19. März 1729 an Seckendorff: „Weit größere „Vorſicht (als mit dem Kronprinzen) iſt mit der Königin nöthig und derſelben trotz ihres „Schönthuns nicht ſo leicht zu glauben, da man weiß wie ſehr ſie für ihr Hauß portiret, „wie ſie den König von Kayſ. M. ab und zu England zu ziehen geſucht, und die dißfalls „habende passion ſo weit gegangen, denſelben mit fälſchlich fingirten Briefen zu hinter„gehen. Da nun von einer ſolchen zu Extremiteten ſchreitenden Frauen Handlung „Alles zu vermuthen, kann nicht behutſamb genug vorgegangen werden, obgleich auch „auf der anderen Seithen ſo heftige Gemüther am leichteſten zu wenden, insbeſondere „Franen, welche ſelten die bey Männern ſich findende Beſtändigkeit haben“. . .

[30]) Eugen an Seckendorff. Wien 19. Febr. 1729. Hausarch.

[31]) Eugen an Seckendorff. 20. Sept. 1727. Hausarch. . . „wäre ſehr gutt wenn „Sie auf eine gewiſſe Weiſ auch bei der Königin und Cbronprinzen, zuvorderiſt aber „bey dem Letzteren wohl ſtehen könten, und thun Sie gar vernünftig daß Sie ſuchen „ſich bey Ihme zu insinuiren und Ihme nach und nach gute principia beyzubringen, „alles jedoch auf anſtändige Arth, und werden Sie wiſſen die gehörige Vorſichtigkeit zu „gebrauchen, ohne ſich zu weith, beſonders bey der Königin heraußzulaſſen“. . .

[32]) Eugen an Seckendorff. 26. September 1727. Hausarch.

[33]) Seckendorff an Eugen. Wuſterhauſen, 14. Sept. 1728. Hausarch. „Des Königs „Unzufriedenheit über den Cronprinzen und der Cronprinzeſſin Mißvergnügen über den „Königl. Herrn Vater nimmt täglich zu, indeme der König über öffentlicher Taffel ſich „nicht entbricht, ſolche Titul dem Cronprinzen zu geben, die auch der geringſte Mann „ſeinen Sohn beyzulegen billig bedenken trägt“. . .

[34]) Seckendorff an Eugen. Wuſterhauſen, 12. Oktober 1728. Hausarch. . . „Nach „Inhalt E. D. Befehl von 26. Sept. menagire des Cronprinzens Gnad und Affection „auf alle Weiße und da ich dieſe Woche ſo glücklich geweſen und Ihn wiederum mit ſei„nen Herrn Vater außgeſöhnet, ſo kann ich nicht genugſam rühmen wie gnädig dieſes „von ihme und der Königinn durch Wortte erkannt wird“. . .

[35]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 4. Februar 1729. Hausarch.

[36]) Seckendorff an Eugen. Potsdam, 5. März 1729. Hausarch.

[37]) Seckendorff an Eugen. 22. Auguſt 1729. Hausarch. „Ich ſuche nun auf ſein „Begehren zu contribuiren, daß ihn der König zum Oberſten macht, wo er eine eigene „Tafel zu halten hat und da er von mir Tokayer zu kaufen verlangte, habe ihm hundert „Bonteillen verehrt“. . .

[38]) Stenzel. III. 568.

[39]) Seckendorff an Eugen. 19. Juli 1729. Hausarch.

[40]) Eugen an Seckendorff. 27. Juli 1729. Hausarch. Dem Könige ſelbſt ſchrieb Eugen in gleichem Sinne. Friedrich Wilhelm antwortete darauf dem Grafen Seckendorff: „Seind Sie ſo gut und machen dem Printzen meine große Dankſagung und ver„ſichern Sie ihm daß ich keine Unruhe machen will in Röm. Reich, und will mir mit „Sie amicablement vertragen, ſo weit meine Ehre es leidet die ich lieber habe als „Leben und Guth, aber ich habe dazu keine Hofnung, denn mit die Hannoveraner ſo „plump ſind daß keine raison mit den Leuten iſt biß Sie einmahl zur raison geſetzt „worden. Se. Kayſ. M. ſoll feſt persuadirt ſeyn von mir, daß ich ſtets und mein lebtag

„an daß hauß Oeſterreich und deſſen Succession ſeſte und unverruckt dabey halten und „gutes und ſchlimmes mit ausſtehen, und ich verſichert bin daß ich nichts anderes thne „alß Gott gefällige Justitz, dann dieſes Hauß unſer Haupt iſt und gebet Gott was „Gottes iſt und dem Kayßer was des Kayßers iſt, alſo bin ich verbunden mit meinen „Gewißen bey dem Hauße feſtzuhalten, Sie können nit expressiones genug finden, „Se. Kayſ. M. es zu asseuriren, indeſſen verlaſſe mich ſeſte auf Ihre assistenz, der „ich beſtändig biß ins Grab verharren werde". F. Wilhelm.

[41]) Eugen an Seckendorff. Wien, 10. und 17. Auguſt 1729. Hausarch.

[42]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 20. Aug. 1729. Hausarch.

[43]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 13. Auguſt 1729. Hausarch.

[44]) Eugen an Seckendorff. Wien, 31. Auguſt 1729. Hausarch.

[45]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 3. Septemb. 1729. Hausarch.

[46]) Eugen an Seckendorff. Wien, 7. Sept. 1729. Hausarch. „Ob nun bey ſo be„ſchaffenen Umſtänden, nachdeme der König ein ſo großes Geſchrey von ſich nehmen „wollender Satisfaction, falls Hannover zu vorläufiger Loslaſſung ſeiner angehaltenen „Soldaten in der Güte ſich nicht bequemen will, aller Orten gemacht, auf die Art, wie „es nach Dero Schreiben ſcheinet, mit Ehren davon kommen könne, ſolches laſſe ich „dahin geſtellet ſein . . . Und gehet zwar der ganze Handel ihme allein an, mithin auch „die protistution, ſo Er ſich andurch zuziehet, ſich allein beyzumeſſen" . . . Und am 10. September 1729 ſchrieb der Prinz an Seckendorff: „Ew. Exc. ſeind übrigens ganz „wohl daran daß des Königs bey dieſer begebenheit erzeigte conduite denſelben mehrers „kennen mache, und daß im Vertrauen zu melden auf dergleichen Herren, die ſich von „einem Tag zum andern ändern, ſo vieler Staat niemahlen zu machen ſeye. Ich wünſche „übrigens daß Preußen bey dieſer Mediation ſein Conto ſo gut als Engelland fände. „Wie aber die Sachen auch ablaufen, ſo kann der ſchaden, den der König an ſeiner repu„tation gezogen, ſo leicht nicht mehr erſetzet werden". . Hausarch.

[47]) . . . „hier aber alsdann Sauerkraut zu eſſen, würde ſich nicht reimen"... Seckendorff an Eugen. 1. Dezember 1728. Hausarch.

[48]) Seckendorff an Eugen. 3. Dezember 1729. Hausarch. „ . . . In höchſten Ver„trauen muß E. D. Nachricht geben, daß geſtern Morgen der König den Kronprinzen „bey den Haaren herum gezogen, weil er wahrgenommen daß er nicht geſäubert und ge„kampelt war. Weil nun der Kronprinz endlich entloffen und das den Oberſtlieutenant „Rochan, der ihm zugegeben iſt, mit Thränen in Augen geklaget, ſo hat Rochan auf „mein Anrathen ſich entſchloſſen, den König Vorſtellungen darüber zu machen". . . . .

[49]) Engliſcher Geſandtſchaftsbericht vom 5. April 1730. Raumers Beiträge. III. 503.

[50]) Eugen an Seckendorff. 9. April 1730. Hausarch.

[51]) Grumbkow an Seckendorff. 9. April 1730. Hausarch. „Hotham est le plus „hardi et le plus Intrepide des hommes, et j'ay dit au Roy que si vous avies „tenu cette conduite, on vous auroit jeté par les fenêtres. Le pauvre Roy est „dans les plus grandes angoisses, trahi, il l'avoue, et par sa famille et par les „Ministres". . . .

[52]) Conferenzprotokoll vom 20. Dezember 1729. Hausarch.

[53]) Schreiben Schulenburgs vom 1. Dezember 1708. Hausarch. „Le roi de „Pologne qui avoit toujours logé chez le Prince Eugène, l'accompagna en cette „marche et fut toujours avec lui en carosse".

[54]) Eugen an Sinzendorff. Vor Tournay, 2. Auguſt 1709. Kriegsarch. „Quant „au roi Auguste je suis fort de l'opinion de V. E. qu'il vaudroit beaucoup mieux „pour nous que cela n'arrive pas; j'en ay parlé fortement à Wackerbart, mais „je le crois inutile, leur parti est pris selon les apparences, il fait déjà „camper la Cavallerie.“ Am 7. Auguſt ſchreibt Eugen an Sinzendorff: Le roi „Auguste marchera sans doute et rien ne le pourra plus retenir“. Und ſechs Tage ſpäter, am 13. Auguſt 1709, kündigt der König dem Prinzen ſeine Abſicht an, ſich wieder nach Polen zu begeben.

[55]) Conferenzprotokoll vom 22. Mai 1716. Hausarch. „da bevorab eben im König- „reich Pohlen iederzeit der Anfang aller bißheriger rebellionen zuſammen iſt geſchmittet „wordten“.

[56]) Conferenzprotokoll vom 12. März 1726. Hausarch.

[57]) Conferenzprotokoll vom 20. September 1728. Hausarch.

[58]) Rakoczy an den König von Polen. Rodoſto, 5. September 1729. Hausarch. Abſchrift.

[59]) Graf Manteuffel an den Grafen Wackerbarth. Dresden, 15. Nov. 1729. Hausarchiv.

[60]) Wackerbarth an Manteuffel. Wien, 16. Nov. 1729. Hausarch.

[61]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 4. Nov. 1729. Hausarch.

[62]) Eugen an Seckendorff. 7. Dezember 1729. Hausarch. Er wundere ſich, fügte Eugen hinzu, wie Seckendorff „als ein geſcheidter Miniſter und General“ den Fabeln des Vigouroux von Bonnevals und Orliks Anſchlägen ſo leicht habe Glauben beimeſſen können. Eben ſo wenig glaubte der Prinz, daß, wie Vigouroux verſicherte, kaiſerliche Generale und Offizlere mit Rakoczy in geheimer Correſpondenz ſtänden, „als ich die „ganze Generalität gar wohl kenne und nach genauer Überlegung nicht weiß, auf welchen „davon ein Verdacht zu faſſen wäre“. Die Anordnung, Vigouroux auf ſeiner Rückkehr durch Schleſien gefangen zu nehmen, wurde aus Rückſicht auf den König von Polen widerrufen. Eugen an Seckendorff. 4. December 1729. Hausarch.

[63]) Eine ausführliche Darſtellung dieſer Vorfälle enthält Seckendorffs Lebensbeſchreibung. IV. 23—50. Die betreffenden Aktenſtücke ſind im Anhange desſelben Bandes abgedruckt.

[64]) Eugen an Seckendorff. 13. Mai 1730. Hausarch.

[65]) Eugen an Seckendorff. Wien, 7. Februar 1730. Hausarch.

[66]) Seckendorffs „geheime aber getreueſte Relation von der Beſchaffenheit verſchie- „dener Chur- und fürſtlicher Höfe.“ Ohne Datum. Hausarch.

[67]) Eugen an Seckendorff. Wien, 20. Sept. 1730. Hausarch.

[68]) Seckendorff fügt dieſen Worten die Bemerkung bei, „welches Obriſtlieutenant „Rochau als eine marque eines noblen Gemüthes auslegte“ . . .

[69]) Seckendorff an Eugen. 9. September 1730. Hausarch.

[70]) Eugen an Seckendorff. Wien, 20. Sept. 1730. Hausarch. Es ſei des Kaiſers „Meynung und Befehl, daß ſie in der zwiſchen dem König und dem Chronprintzen ent- „ſtandenen ſach ſehr behutſamb und vernünſtig ſich auffühlren, und damit es zu keinen „weitheren extremiteten komme, waſſer in das Feuer zu gieſſen, ſo viel auch möglich „dem Printzen beyzuſtehen und zu helffen haben“ . . .

[71]) Eugen an Seckendorff. 7. Oktober 1730. Hausarch.

[73]) Seckendorff an Eugen. 9. Oktober 1730. Hausarch. „wie ich den überhaupt „wegen des Cronprinzen ſehr falſchen, verborgenen und heimtückiſchen Gemüth wenig „Hofnung zu einer Beſtandigkeit vor die kayſ. Allianz in Zukunft habe."

[74]) Außer Eugen waren noch Bartenſtein, der Verfaſſer des Schreibens, und Eugens Geheimſecretär Koch im Vertrauen.

[74]) Eugen an Seckendorff. 31. Oktober 1730. Hausarch. „Eine ſo groſe unerkännt- „lichkeit könnte nun freylich bey keinem anderen als einen ſo übel beſchaffenen Gemüth, „wie Sie den Cronprinz beſchreiben, Plaz finden, und wiewohlen nach dem bisherigen „Verlauf nichts anders von Ihm zu vermuthen, alß daß er durch die Königin mit lauter „franzöſiſchen und Engliſchen, den Kayſerlichen Intereſſe zuwiderlaufenden principiis „praeoccupiret ſeye, und allem Anſehen nach ſo lange dabey bleiben werde, bevor Er „nicht alle Hoffnung zu denen Engliſchen heyrathen vor ſeine Schweſter verlohren, ſo „hält doch dieſes Se. kayſ. May. nicht ab, auf denen Ew. Exc. durch mich ertheilten „Befehlen zu beharren, als die doch auf ein oder andere Weiſ ſich endigen muß, und es „folglich beſſer iſt daß Kayſ. May. als jemand anders den Verdienſt davon haben, nach- „dem beſonders Ew. Exc. melden daß die Königin ſammt den ganzen preußiſchen Mini- „ſterium der Meynung ſeyn, und man es auch in England nach des Kinsky letzten Be- „richt zu ſeyn ſcheint, daß der Kaiſer der einzige wäre, der in das Mittel zu treten und „den Cronprinzen mit den König auszuſöhnen vermöge, während ſonſt die übelgeſinn- „ten überall ausſtreuen, daß dem Kaiſer dieſe Verdrüßlichkeit ein Freud und er unter „der Hand den König zu der Schärfe angerathen hätte ... wo hingegen, wenn auch „kein Dank bey dem Cronprinzen zu erwarten wäre und dieſer ein noch ſo böſes Gemüth „hätte, Er dennoch durch die ihme in ſeiner dermahligen noth widerfahrende hülfe über- „wieſen werden müſſe, daß von der kayſ. Hand und beyſtand Er weit mehrers als von „der Königin und England anzuhoffen, und wan Allerhöchſt dieſelbe ſo wenig Neigung „als man bishero Ihme glauben machen wolle, in der That vor Ihm hätten, ſie ſich „ſeiner nicht ſo nachdruckſam wurden angenommen haben ... ohnedem iſt auch derſelbe „bey ſehr jungen Jahren noch, mithin es auch an der zeit noch ſein dürffte, auf andere „Wege denſelben zu bringen, und wird vermuthlich das dermahlige Exempel zur War- „nung Ihm dienen, ſich mehr als zuvor nach des Königs Willen zu fügen. Allenfalls „dürfte auch des Grumkau dem König an Handen gegebene Anſchlag ſo übel nicht ſeyn, „vor Aufhebung des Arreſts den Prinzen anzuhalten, daß er mittelſt cörperlichen Eydes „und durch ein eigenhändig auszufertigendes Inſtrument ſich verbinde, des Königs Be- „fehl fürohin ſich gehorſam zu erweiſen, und weder gegen ſeinen Willen was vorzuneh- „men, noch auf eine anderwärtige Entweichung zu gedenken, widrigen Fall Er ſich des „Erbrechts von nun an vor verluſtig erklärte ... wodurch dem Cronprinzen die Hände „ſo mehrers gebunden wären, bis Er durch überkommung mehrerer Jahre auch mehrere „Vernunft und Einſicht überkommet und ſo wohl die Nothwendigkeit in beſſerer Ver- „ſtändniß mit dem König zu ſtehen alß den aus Kayſ. May. Freundſchaft ihme und ſei- „nem Hauß zu wachſenden Nutzen erkennet ... Des Königs Fragepunkten ſeyndt ſehr „ſcharf geſetzet, vom Cronprintzen aber ziemlich beſcheiden und mit kurtz gefaßten Wor- „ten auf eben die Art wie es der König gewohnt iſt, beantwortet worden" ...

[75]) Seckendorff an Eugen. 31. Oktober und 3. November 1730. Hausarch.

[76]) Seckendorff ſchrieb hierüber noch vor der Vollziehung des Urtheils an Eugen: „Ich hoffe aber zu Gott der König werde in Anſehung des achtzigjährigen Großvaters

„Feldmarſchall von Wartensleben das Leben dem Katte ſchenken als warumb Ich eben„fallß dieſen Morgen Ihm ſchriftlich erſuchet.“ Eugen bemerkt am 17. November hierüber an Seckendorff: „Mir iſt übrigens vor des Königs reputation leyd, daß das Todts „Urtheil an den Lieutenant Katte und beſonders unter des Cronprinzen Augen vollzogen „worden, allein iſt zu diſer ſchon geſchehenen Sach nichts mehr zu reden, wohl aber zu „beſorgen, das ſo großes recht zu deſſen Condemnirung der König auch gehabt haben „mag, die übelgeſinnte es aller Orten beſonders in England zu des Königs nachklag „ausſtreuen werden.“ Am 9. Dezember 1730 aber ſchrieb der Prinz über denſelben Gegenſtand an Seckendorff: „ . . . Was die execution von Katte anbelangt, erſehe ich „daß ſelber etliche ſchriftliche Puncten dem Cronprinzen vor ſeinen Tod zuſtellen laſſen, „darinnen er Ihme unter andern angerathen habe, den König fürohin gehorſamb zu ſein „und durch die ſchmeichler nicht allzuviel ſich einnehmen zu laſſen, welches letztere ein „zeichen iſt, daß Katte ſich ſelbſten ſchuldig müſſe erkennet haben, unerlaubte Rathſchläg „gegen den dem König ſchuldigen gehorſam denſelben gegeben zu haben. Und da ſie anbey „melden, daß die vota zwiſchen der Todesſtraff und der ewigen Gefängnus in dem „Kriegsrecht getheilet geweſen und des Königs May. zum öftern ſich verleuthen lieſſe, in „ihrem gewiſſen ganz ruhig über des Katte Todt als eines mit frembden geſandten und „unzuläſſigen intriguen ſich eingelaſſenen, des Laſters der beleydigten Majeſtät ſich „ſchuldig gemacht habenden Mannes zu ſeyn, ſo wußte ich bey ſo beſchaffenen umbſtän„den nicht, ob nicht das Beſte wäre, nachdeme doch die ſachen nicht mehr abzuändern, „und an villen Orthen dieſelbe ganz anders als ſie in ſich iſt, und zware auf eine ſehr „gehäſſige weiſ ausgeſtreuet wird, das der König eine aus denen actis gezogene facti „speciem ſambt den Kriegsrecht ſelbſt publicq mache, diejenige umbſtände jedoch, die „den Cronprinzen betreffen und etwa ſonſten zu verſchweigen ſein durften, daraus laſſe, „umb ſolchergeſtalten vor dem ungleich prevenirten publico zu weiſen, das Er nicht „aus ungerechter übereylung, ſondern mit fueg und billichkeit das urtheil vollziehen laſſen, „welcher Meinung dann auch Kayſ. May. ſelbſten ſeynd, und können ſie dieſen zu des „Königs reputation unentbehrlich mir dunkenden passum, wo ſie es anſtändig finden, „entweder dem König ſelbſt oder anderer dienſamer Orthen insinuiren, wie ich dann „meines orths ganz kein bedencken habe, daß ſie in meinen Namen des Königs May. „darvon ſprechen, mit den Beyſatz, wie ich hoffte, Se. Königl. May. wurden die gnä„digſte meinung von mir haben, das mich nichts anders als die wahre lieb, devotion „und respect, ſo vor dieſelbe ich trage, hiezu veranlaſſet, nachdeme ich ganz zuverläſſig „wußte, wie verkleinerlich an außwärtigen höffen von denen übelgeſinnten davon ge„ſprochen werde, und werden ſie übrigens zu Kayſ. May. und meiner geheimen Nach„richt das Kriegsrecht ſammt einen Extract deſſen, was eigentlich wider den Catt und „Cronprinzen herauskommen, an mich einſchickhen. Inzwiſchen kan freylich die in des „Cronprinzen Augen geſchehene Execution noch harte Arth, womit in ſeiner Gefängnus „dieſem begegnet worden, kein allzu gutes Geblut zwiſchen Vater und Sohn machen, „ſcheinet auch gar nicht daß des Königs gegen ihn gefaßter Haß abgenommen habe, „müſſen ſie demnach auf die aus Kayſ. May. Befehl Ihnen bereits erinnerte Weiſe mit „vieler Behutſamkeit vor das künftige umgehen, wo Sie vor den Cronprinzen das Wort „bey dem König ſprechen, und die Zeit abwarten, bis ſie durch deſſen beſſere Aufführung „Gelegenheit überkommen, eine gute Impression vor demſelben nach und nach ihm bei„zubringen, und iſt daher ſo übel nicht, daß der Crouprinz nicht ſogleich unter das Ge-

„ſicht demſelben komme, bis des Königs erſte Hitze abgenommen und derſelbe das Ver„gangene zu vergeſſen anfange, wo ſonſt gar leicht neue Verdrießlichkeiten hervorbrechen „dörften. Auch muß ich geſtehen, daß die Art, womit über des Katte execution der „König in Preuſſen mit denen in dero Schreiben benannten zwey Generalen, vornehm„lich aber dem Schwerin geredet, etwas ſcharf geweſen, wiewohlen er ganz Recht hat „und Niemand demſelben verdencken kann, daß er ſich mit Gut oder ſchlimmen Ruhe „und Friede in ſeinem Hauſe verſchaffen will“ . . .

[77]) Eugen an Seckendorff. 31. Oktober 1730. Hausarch.

[78]) Eugen an Seckendorff. 17. November 1730. Hausarch.

[79]) Eugen an Seckendorff. 31. Oktober 1730. Hausarch.

[80]) Eugen an Seckendorff. 17. Nov. 1730. Hausarch.

[81]) Eugen an Seckendorff. 2. Nov. 1730. Hausarch.

Eilftes Capitel.

[1]) Eugen an den Grafen Philipp Kinsky. Graz, 29. Auguſt 1728. Hausarch.

[2]) Eugen an Philipp Kinsky. 8. Febr. 1729. Hausarch.

[3]) Foscarini. Storia arcana. 199. 203.

[4]) Kinsky's Berichte an Eugen. Hausarch.

[5]) Eugen an Kinsky, Wien, 2. Mai 1729. Hausarch.

[6]) Eugen an Kinsky. Wien, 23. Mai 1729. Hausarch.

[7]) Eugen an Kinsky. 22. Dezember 1728. Hausarch.

[8]) Eugen an Kinsky. 16. und 20. Juli 1729. Hausarch. „Sa Majesté ne voulant „ni ne pouvant se détacher d'un allié qui continue de témoigner de son côté „tant de fermeté que le Roy de Prusse.“

[9]) Eugen an Kinsky. 24. Auguſt 1729. „Sa Majesté ne voulant ni ne pouvant „traiter avec l'Angleterre sans l'intervention du Roy de Prusse.“

[10]) Eugen an Kinsky. 25. Sept. 1729. Hausarch. „Vous comprendrez de vous „même le peu de fondement que vous aviez de vous mocquer de son envoy, „ne voulant rien vous dire d'ailleurs de ce que vous auriez dû pourtant consi„dérer le plus, qui est la soumission et l'obéissance que tout Ministre doit aveu„glément aux voloutés et ordres de son maître, et qu'en les suivant, il se met „en seureté de n'avoir pas à répondre des événemens qui en peuvent naître. „J'espère, Monsieur, que cet exemple vous servira de règle à mieux modérer à „l'avenir vos passions et à les sacrifier toutes au bien du service dans toutes les „occasions qui peuvent le regarder“ . . .

[11]) Näheres über Waldegrave in Coxe's Memoirs of Robert Walpole. I. 347—350.

[12]) Eugen an Kinsky. 25. Februar 1730. „S. M. m'ordonne de vous répondre „que vous disiez à l'homme qui s'est offert d'avancer l'argent que l'on est con„tent de l'interêt de 4½ pour cent, que tant pour le payement régulier des in„terests que de celuy du capital on luy donnera toutes les seuretés qu'il pourra „raisonnablement demander, soit sur les revennes ou les Etats de quelque pro„vince, ou bien sur l'hypothèque de l'argent vif, les Hollandois s'étant trouvés „fort bien de l'une et de l'autre de ces hypothèques, et que si à ces conditions il „veut avancer les 300.000 guinées, que l'on est prêt à les recevoir, mais que

„pour des bijoux l'Empereur ne sauroit se déterminer d'en donner, croyant que „sa parole sacrée et l'hypothèque qu'on luy offre, peut et doit luy suffire, puis„que certainement on y trouvera la même seureté que sur des bijoux“ . . .

[13]) Eugen an Kinsky. Wien, 11. März 1730. Hausarch.

[14]) Lord Waldegrave an Lord Townshend. Wien, 18. März 1730. Coxe. History of Austria. II. 99.

[15]) Coxe. Memoirs of Robert Walpole. I. 351.

[16]) Conferenzprotokoll vom 29. August 1730. Hausarch.

[17]) Conferenzprotokoll vom 21. September 1730. Hausarch.

[18]) Conferenzprotokoll vom 31. Oktober 1730. Hausarch. Der Kaiser bemerkte hiezu eigenhändig: „Quoad hoc primum et principale membrum hat die Conferentz „alles pro et contra wohl überiegt vndt ausgeführt, absonderlich was gefährliche Fol„gen die spanische Guarnisonen nach sich ziehen können, in bedenken, daß man sich so „beständig vndt standthafft darüber erklärt, auch es also dem Reich vorgestellt, neben die„sen des Robinson schrifft so auf Schrauffen gesezt, so viel auch nicht dazu gehörige „Ding pro antecedenti vorgesezt, auch die Guarantirung so auf schrauffen gesezt daß „der woite argwöhnisch sein, noch wohl an der bona fide zweiflen könte vndt wenigst „mit gröster praecantion vndt Vorsicht zu gehen vndt vor allen die unbeschränkte gua„rantie vor denen von ihme gesezten puncten zu versichern“ . . .

[19]) Conferenzprotokoll vom 4. Jänner 1731. Hausarch. Eine erschöpfende Darstellung dieser Verhandlungen, freilich ganz im englischen Sinne gehalten, findet sich in Robinsons Berichten an Lord Harrington vom 16. Jänner 1731, an Horace Walpole vom 3. Februar, an Harrington vom 8. und 20. März, an Lord Chesterfield vom 11. April 1731. Abgedruckt sind sie in Coxe's Memoirs of Robert Walpole. III. 49—103.

[20]) Conferenzprotokoll vom 20. Jänner 1731. Hausarch. . . . „Tertio hat er bey „den Articulo secreto, wo von der exclusion eines aus den Haus Bourbon ent„sprossenen Printzen geredet wird, auch von den preußischen Cronprintzen eine Anregung „gethan, worüber aber erwiediget worden, daß zwar kein Bedencken getragen wurde, „ihme die theureste Versicherungen, daß nichts an der sach und nie daran gedacht worden „wäre, zu ertheilen, hingegen die diesetwegen sich auszubingen vermeinende exclusion „ohne allen nutzen nur beederseiths eine gehässigkeit auf den Hals ziehen wurde“ . . .

[21]) Conferenzprotokoll vom 26. Febr. 1731.

[22]) Walpole an Eugen. Hamptoncourt, 18. Juni 1731. Hausarch. „Je me croi„rois inexcusable si je ne profitois pas de la première occasion qui se présente „pour avoir l'honneur de témoigner à V. A. S. le plaisir et le contentement „que je ressens de l'heureuse conclusion du dernier traité entre S. M. I. et le „Roi mon Maître“.

„Je me croirois aussi conpable de la plus grande injustice si je diferois un „seul moment à vous en témoigner ma reconnoissance, et à vous féliciter du „succès d'un si grand et si désirable ouvrage, puisque personne n'ignore que „V. A. S. y a eu la principale part“.

„C'est un bonheur general par toute l'Europe que les nuages qui ont si „longtemps menacé le repos et la tranquillité publique, se trouvent dispersés „par la vue d'une pacification générale, et j'en ressens certainement un très

„sensible plaisir, mais le renouvellement et le rétablissement de l'ancienne „amitié et union entre l'Empereur et le Roi de la Grande-Bretagne est un „bonheur particulier dont je supplie V. A. S. de vouloir bien me permettre de „la feliciter d'une manière plus particuliére et d'assurer en même tems que je „ne souhaite rien avec tant d'ardeur que de voir cultiver cette amitié et union „avec tout le soin, l'attention et la sincérité que requièrent l'honneur et l'intérêt „réciproque des deux nations. C'est à quoi je travaillerai constamment de tout „mon pouvoir et avec une aplication sans relache, persuadé que V. A. S. con„conrra puissamment à rendre à tous égards entière, parfaite et durable entre „l'Empereur et le Roi mon maître cette réconciliacion que vous avez si heuren„sement commencé et accompli" . . . .

Harrington an Eugen. Hamptoncourt, 18. Juni 1731. Hausarch. Il y a long„temps que j'ay ambitionné l'honneur de témoigner à V. A. S. la vénération „et le respect particulier que j'ay toujours eu pour Sa personne, et c'est avec „le plus grand plaisir du monde que je le fais présentement à l'occasion de la „féliciter sur le rétablissement de l'union et de l'amitié entre nos Augustes „maîtres, et sur le renouvellement de l'ancien systeme des affaires si naturel „et si avantageux à tous les deux aussi bien que si necessaire au repos et à „l'équilibre de l'Europe. La grande part que V. A. S. a eue à conduire ce „glorieux ouvrage jusque au point où il est, nous fait espérer qu'il se perfec„tionnera de plus en plus tous les jours, comme ne doutant point que les mêmes „motifs pour le bien général qui l'ont portée à employer son influence et son „crédit pour en poser un si bon fondement, l'engageront à poursuivre „les mêmes moyens pour le rendre parfait et durable. Permettés moy de vous „assurer, Monsieur, à cette occasion de la haute estime et des égards particu„liers que le Roy a pour votre personne, comme aussi que S. M. compte „entièrement sur votre amitié dont Elle a reçu des marques les plus essentielles „pendant le cours de cette négociation, et pour laquelle elle aura toujours „une juste reconnaissance. Le Roy n'a pu voir sans beaucoup de plaisir dans „les relations de son Ministre qui est à la Cour de Vienne, les preuves les plus „convaincantes non seulement de la bonne foy de S. M. I. et C. et de son atta„chement à ses engagemens (dont il n'a jamais eu le moindre doute), mais „aussi de l'amitié et de la générosité avec laquelle Elle a constamment rejetté „des avances et des offres très flatteuses, faites par la Cour d'Espagne pour „séparer S. M. I. et C. d'avec le Roy, ou du moins pour ajuster ses affaires à la „Cour de Vienne sans l'interposition du Roy, d'une manière à en pouvoir „prendre pretexte d'alléguer qu'elle n'etoit plus dans l'obligation de remplir „ses engagements pris par le traité de Seville envers S. M. Ce procédé de S. „M. I. et C. rencontrera tous les justes retours de bonne foy et d'amitié de „la part du Roy, qui n'a rien plus sincèrement à coeur que de cultiver l'union la „plus étroite avec l'Empereur, dont il regarde les intérêts comme inséparables „des siens. M Robinson aura l'honneur de rendre à V. A. S. un compte de tout „ce qui s'est fait par le Ministre du Roy à la Cour d'Espagne, et des raisons qui „ont porté ce Ministre à consentir à la déclaration qui y a été signée en dernier „lieu. Il n'y a personne au monde qui connaisse mieux que V. A. S. l'humeur

„obstinée et capricieuse de cette Cour là, ni qui soit mieux persuadée de la „necessité où l'on est souvent, afin d'y négocier avec quelque succès, de céder „en des choses qui ne sont pas absolument essentielles, aux irrégularités de „cette humeur, comme le Ministre du Roy a été obligé de faire par rapport à „la dite déclaration“ . . . .

[23]) Bartenſteins Manuſcript. Hofbibliothek.

[24]) Graf Friedrich Harrach an Eugen. Regensburg, 15. Febr. 1730. Hausarch.

[25]) Zahlreiche Berichte Harrachs an Eugen über dieſen Gegenſtand. Hausarch.

[26]) Eugen an Prié. 24. Aug. 1718. Hausarch. „Le secrèt est l'âme du Conseil „et doit être observé selon la rigueur du serment que les personnes qui y „assistent ont prêtés“.

[27]) Conferenzprotokoll vom 28. April 1730. Hausarch.

[28]) Conferenzprotokoll vom 30. Juli 1730. Hausarch.

[29]) Voriges Conferenzprotokoll.

[30]) Conferenzprotokoll vom 19. Auguſt 1731. Hausarch.

[31]) Conferenzprotokoll vom 22. Sept. 1731. Hausarch.

[32]) Conferenzprotokoll vom 19. März 1731. Hausarch.

[33]) Memoires du Duc de S. Simon. XIX. 2. 265.

[34]) Eugen an Königsegg. Wien, 4. Aug. 1727. Hausarch. „il a la tête un peu „angloise et parle assez librement“ . . . ,

[35]) Eugen an Königsegg. 27. Sept. 1729. Hausarch.

[36]) Sie befindet ſich im kaiſ. Kriegsarch.

[37]) Conferenzprotokoll vom 19. März 1731. Hausarch.

[38]) Conferenzprotokoll vom 28. Mai 1731. Hausarch.

[39]) Conferenzprotokoll vom 10. Juni 1731. Hausarch.

Zwölftes Capitel.

[1]) Eugen an Perlas. Vor Temeswar. 15 Sept. 1716. Hausarch.

[2]) Eugen an Perlas. Vor Temesvar. 18. Sept. 1716. Hausarch.

[3]) Er habe den Grafen Colloredo, ſchreibt der Kaiſer am 18. Jänner 1719 dem Feldmarſchall Grafen Daun „in gnädigſter anſehung ſeiner Unß und Unſerem Erzhauß „in villfältigen ſehr importirlichen geſchäfften von vielen Jahren her, ſonderheitlich aber „bey der lezthin aufgehabten Landshauptmannſchaft in Mähren erwieſenen anſehentlichen „und erſprießlichen dienſten, jedesmahlen bezeigter ſtattlicher vernunfft und geſchicklichkeit „auch ſonſten beſitzenden rühmlichen eigenſchafften und beywohnenden vortrefflichen Er„fahrenheit“ zum Statthalter in Mailand ernannt. Kriegsarch.

[4]) Muratori nennt ihn „Cavaliere dotato di singolar gentilezza e probità“.

[5]) Conferenzprotokoll vom 3. Jänner 1715. Hausarch.

[6]) Conferenzprotokoll vom 16. Oktober 1716. . . . „weilen zwey Köpf oder Instan„zien, das iſt die separatio des militaris von dem Guverno Politico in weit entlege„nen Ländern groſſe Confusion verurſacht“.

[7]) Eugen an Colloredo. 1. und 11. November 1721. Kriegsarch.

[8]) Wratislaw an König Karl III. Wien, 2. Mai 1707. Correſp. S. 40.

[9]) Voriges Schreiben.

[10]) König Karl an Wratislaw. Barcelona, 8. Novbr. 1707. Corresp. S. 55.

[11]) „ . . . es iſt dieſer Mann", ſchrieb Eugen von ihm, „von einer Eygenſinnigkeit, „daß es unmöglich iſt mit ihm auszukommen, und thuet er was er will ohne ſich an des „Kayſers Befehl mehrers als ihm gelegen iſt, zu binden". Eugen an Daun. Wien, 27. Jänner 1727. Kriegsarch.

[12]) Zwiſchen ihm und Altban bekleidete durch kurze Zeit der frühere Vicekönig von Sicilien, Joachim Portocarrero Graf von Palma die Stelle eines Vicekönigs von Neapel.

[13]) Daun an Eugen. Mailand, 4. Jänner 1727. Kriegsarch.

[14]) Eugen an Daun. Wien, 11. Jänner 1727. Kriegsarch.

[15]) Eugen an Daun. Wien, 17. und 22. Jänner 1727. Kriegsarch.

[16]) Daun an Eugen. Mailand, 8. Febr. 1727. Kriegsarch.

[17]) Daun an Eugen. Mailand, 15. März 1727. Kriegsarch.

[18]) Mercy an Eugen. Mailand, 27. Juni und 8. Juli 1730 Kriegsarch.

[19]) Harrach an Eugen. Neapel, 7. Februar, 17. März, 7. April, 12. Mai 1730. Kriegsarch.

[20]) Eugen an Harrach. Wien, 22. April 1730. Kriegsarch.

[21]) Eugen an Zumjungen. Wien, 3. September 1721. Kriegsarch.

[22]) Zumjungen an Eugen. Palermo, 3. März 1722. Kriegsarch. Der Marquis von Almenara ſei, ſchreibt er, des Kaiſers Dienſt zu befördern, „voll Eyfers und guten Wil„lens, allein es ſeynd ihme die Händ zu ſehr gebunden, maſſen wan ein gut gefaßte „resolution in das Werck geſetzt werden ſoll, die Herren Ministri mit ihren den her„gebrachten Gebrauch nach villfältigen Consulten Ihn oftmahl irr machen, wodurch viel „Zeit verlohren und wenig oder nichts bewerkſtelligt wird" . . .

[23]) Guido Starhembergs Leben. S. 696.

[24]) Graf Leopold Herberſtein an Eugen. Wien, 20. Auguſt 1710. Kriegsarch.

[25]) Graf Traun an Eugen. Meſſina, 8. November 1727. Kriegsarch.

[26]) Traun nennt den Sicilianer „di suo naturale invidioso, avido, di poca fede, „pigno nel travaglio, di spirito vivo, ma tutto inclinato al male e a fraudare il „prossimo, senza commercio per ragione della gran diffidenza che ha e della „poca fede nel contrattare, per altro molto timido e poltrone" . . . .

[27]) Mit Schreiben vom 24. November 1727 theilte Graf Traun dem Prinzen Eugen eine Abſchrift ſeines an den Marquis von Rialp abgeſendeten Berichtes mit.

[28]) Eugen an Traun. Wien, 13. Dezember 1727. Kriegsarch.

[29]) Eugen an Traun. Wien, 18. Jänner 1728. Kriegsarch.

[30]) Traun an Eugen. Wien, 12 April 1728. . . . „il tutto consiste a ben rego„lare i primi principj e andare con tutta sicurezza per non far spendere invano „il denari del padrone. Vero è che al principio . . . Wallis istesso ha visitato „le miniere e lasciando poi le incombenze a me . . . lo vedrà mal volontieri „e in luogo di darmi ogni assistenza, mi renderà ogni cosa difficile e penosa, „che qui in tutto succede, e porta con se l'aria del paëse, mentre anche i fores„tieri, havendola per qualche tempo respirata, cadino in questo diffetto. Il „Vicerè ancora e tutto il ministero di questo regno approvano poco questa in„trapresa, da ciò appare che da tutte parti si riscontreranno mille difficoltà „per executare l'intenzione del Sovrano" . . .

[31]) Der Kaiſer an den Cardinal Althan. Laxenburg, 16. Juni 1728. Kriegsarch.

[32]) Eugen an Quiros. Graz, 26. Aug. 1728. Kriegsarch.

[33]) Eugen an Wallis. Graz, 30. September 1728. Kriegsarch.

[34]) Saſtago an Eugen. Meſſina, 1. Oktober 1728. Kriegsarch.

[35]) Eugen an Quiros. Wien, 6. November 1728. Kriegsarch. Er lobt den Eifer des Vicekönigs „pour redresser la confusion et le desordre où les affaires se „trouvent en ce pays-là, et le soin qu'il prend pour mettre la justice sur un „autre pied, n'est certainement pas le point le moins important. Ce Ministre me „donne d'ailleurs tant d'assurances de celuy qu'il prendra pour l'entretien „des troupes que j'espère qu'elles seront payées beaucoup plus regulièrement“.

[36]) Eugen an Saſtago. Wien, 10. November 1728. Kriegsarch.

[37]) Eugen an Quiros. Wien, 13. Juli 1729. Kriegsarch.

[38]) Eugen an Saſtago. 1. Juni 1729. Kriegsarch. „Il seroit à soubaiter pour le „bien publique que l'on put porter la Cour de Rome à se prêter à la restriction „qu'on luy demande,étant sûr que la trop grande extension des asiles et l'abus „que le Clergé en fait, est une des raisons principales des desordres et scandales „qui se commettent, ponvant assurer V. E. que jusque dans nos pays d'icy il s'est „glissé tant parmi les troupes que parmi le peuple des crimes entièrement con„traires an génie de la nation et dont on n'avait pas même des exemples dans „les temps passés, de sorte que pour y remédier S. M. n'a pas trouvé de voie „plus efficace et sûre que celle de l'ordonnance publiée en dernier lieu sur la „restriction des asiles, qui s'observe actuellement dans ce pays ci“ . . .

[39]) Eugen an Saſtago. 9. April 1729. Kriegsarch.

[40]) Saſtago an Eugen. 9. Juli 1729. Kriegsarch.

[41]) Eugen an Saſtago. 10. Auguſt 1729. Kriegsarch. Er halte, ſchreibt er, „une „telle Compagnie convenable à tous égards au service, au bien des habitans et „au commerce du pays, qui a plus que besoin d'une telle ressource pour se „remettre, aussi cette gloire semble-t-elle avoir été réservée à l'heureux gou„vernement de V. E. et sera tonjours plus de motif de s'applaudir du choix qne „S. M. a fait d'un Viceroy de tant de zèle et de probité“ . .

[42]) Eugen an den Marcheſe Roma. Wien, 22. Febr. 1730. Kriegsarch.

[43]) Eugen an den Kaiſer. Wien, 8. Juli 1730. Kriegsarch.

[44]) Eugen an Wallis. Wien, 6. September 1730. Kriegsarch. „Es kann zu Kayſ. „Maj. Dienſt nichts mehr beytragen, als wenn Sie Ihrerſeiths die Ihnen ſchrifft- und „mündlich auf das nachdruckſamſte eingebundene subordinationsmäßige gute Einver„ſtändnus mit dem Vicekönig pflegen, Ihre Meynung Ihme jederzeit offenherzig entdecken, „ohne deſſen Vorwiſſen und Einwilligung aber nichts für ſich unternehmen . . . da Ew. „Exc. wohl wiſſen, daß Sie als commandirender General von ſelben als zeitlichen Vice„könig abhangen. Bei dieſer Gelegenheit kann Ihnen, ſo ungeneigt ich auch bin, was „unangenehmes Ihnen zu ſchreiben, nicht bergen, welcher geſtalten ſeit Ihrer Dahinkunft „verſchiedene nicht geringe Beſchwerden gegen dieſelbe eingeloffen, wie verächtlich Sie in „Reden von denen daſigen Inwohnern ſprechen, wie hart Sie mit denen Officieren um„gehen und wie wenige lieb, um nichts mehrers zu ſagen, von beeden haben . . . Ew. „Exc. aber davon zu warnen um ſo nöthiger erachte, je mehrers dem kayſ. Dienſt daran „gelegen, die affection des Volkes beyzubehalten und die Truppen bey guten Muth

„und Willen zu erhalten, ohne welchen ein commandirender General weit mehreren be„ſchwerlich- und verläßlichkeiten bey einen ausbrechenden Krieg unterworfen, des Herren „Dienſt aber nicht ſo gut alß wo Alles zufrieden und einig iſt, beſorget wird“ . . .

[45]) Saſtago an Eugen. 1. und 5. November; Quiros an Eugen, 5. November; Wallis an Eugen, 22. November; Eugen an Wallis und Saſtago, 23. Dezember 1730. Kriegsarch.

[46]) Eugen an Saſtago. 21 Juli 1731. Kriegsarch.

[47]) Conferenzprotokoll vom 31. Mai 1731. Hausarch. Der Kaiſer fügte eigenhändig die Worte bei: „placet in toto daß es in loco den Daun zu überlaſſen daß er die An„zahl der trouppen einricht daß derſelben reputation vndt glorie vor allen vorgeſehen „werdt“ . . .

[48]) Daun an Eugen. Mailand, 25. April 1731. Kriegsarch. „Der hier anweſende „Agent der Republique Genua hinterbringt daß dieſelbe an Kayſ. Maj. recurrirt, umb „Ihre einige Truppen zu reducirung der Inſel Corsica gnädigſt angedeihen zu laſſen. „ . . . Nachdem die Motive, ſo gedachte Inſul das Gewöhr zu ergreiffen veranlaſſet, nit „ohne ſeine fundirte beſchwärnuſſe ſeyn dörfften, indem wie hart gedachte Republique „auch mit Final di Spagna, Sant Remo und Vintimiglia verfahre, E. D. ohnhin „bekannt, ſo iſt nit zu zweiflen, Kayſ. M. werden Dero Clemenz in ſolchen fahl auch „den armen Volke dahin allermildeſt zufließen laſſen, damit ſolches nit vollends unter„drückt, ſondern in ihren privilegien ungekränkt erhalten und ihnen die billige Justiz „verſchaffet werde, geſtalten dann auch zu vermuthen, daß wenn ſolches die Allerhöchſte „Handeinlegung oder daß kayſ. Truppen ſich dahin bewegen, vernehmen, man davon „lezteren imbarco nit abwarten, ſondern das Gewöhr von ſelbſt niederlegen und ſich „remittiren werde“ . . .

[49]) Hienach iſt denn auch die völlig einſeitige Schilderung dieſer Vorgänge in dem ſonſt ſo intereſſanten Buche von Gregorovius über Corſica S. 62 zu berichtigen.

[50]) Saint-Saphorin ſagt über ihn in ſeinem Berichte an die britiſche Regierung vom Jahre 1727: „Le Prince Frédéric de Wurttemberg n'a que la réputation d'être „un courtisan très assidu et très souple“ . . .

[51]) Ueber ihn ſchreibt Saint-Saphorin: . . . „Le Prince Louis de Wurttemberg, „General d'Artillerie, n'a pas encore une grande expérience, mais il est homme „de génie, très brave et tres entendu dans son métier.“ Und Schulenburg ſagt von ihm: „il se possède extrêmement, il est fort aimé et valeureux“ . . . Denkwürdigkeiten. II. 201.

[52]) Daun an Eugen. Mailand, 4. Juli 1731. Kriegsarch.

[53]) Eugen an Daun. 24. November 1731. Kriegsarch.

[54]) De Vins hatte überhaupt wenig Glück auf Corſica. Als er zu Girolata ein franzöſiſches Schiff, welches den Inſurgenten Pulver und andere Kriegsvorräthe zuführte, nach dreiſtündigem Gefechte wegnahm, da befahl Graf Daun, welcher befürchtete, daß daraus ein Zwieſpalt mit Frankreich entſtehen könne, ihn verhaftet über Genua nach Mailand zu bringen. (Daun an Eugen. 12. April 1732). Eugen aber mißbilligte dieſe Behandlung des Oberſten de Vins und ließ ihn in Freiheit ſetzen. Denn er habe Recht daran gethan, ſich eines Schiffes zu bemächtigen, welches, obgleich unter franzöſiſcher Flagge ſegelnd, durch die Zufuhr zu Gunſten der Feinde ſelbſt ein feindliches geworden ſei. (Eugen an Prinz Ludwig von Württemberg, 3. Mai 1732.) Und an Daun ſchreibt

Eugen an demſelben Tage: „Dem Oberſten de Vins iſt nicht zu verdenken, des fran-„zöſiſchen Schiffs ſich bemächtigt zu haben, nachdem gewiß iſt, daß wo eines Freundes „Schiff meinen Feind succurs bringet, ſolches nach der raison de guerre unwiderſprech-„lich kann hinweckhgenohmen werden; ſehe demnach nicht was ihme de Vins hiebey zu „reprochiren ſeye. Nöthig iſt aber eine recht gründliche facti speciem davon einzuholen, „damit man in den Fall franzöſiſcher Seits was daryber geſagt wurde, daſſelbe gehörig „widerlegen möge".

[55]) Eugen an Daun. Wien, 22. Dezember 1731. Kriegsarch.

[56]) Daun an Eugen. Mailand, 5. Jänner 1732. Kriegsarch.

[57]) Eugen an Daun. Wien, 16. Februar 1732. Kriegsarch.

[58]) Eugen an Daun. Wien, 20. Februar 1732. Kriegsarch.

[59]) Eugen an Ludwig von Württemberg. Wien, 1. März 1732. Kriegsarch. „Ce sera „à présent à V. A. à voir de quelle manière Elle pourra en venir à bont, sans „hazarder la réputation des troupes, ni les exposer à des dangers dans un pays „aussi rempli de défilés et de montagnes, l'expérience ayant fait voir jusqu'icy „que l'expédition est plus difficile que l'on n'avoit cru an commencement. La „conduite que je connois à V. A. me donne cependant lieu d'espérer que le „tout ira bien, le souhaitant d'autant plus qu'Elle aura à son corps plusieurs „volontaires pour être témoins de ce qui y passera. Le Roy de Prusse envoye „entre antres douze officiers, et comme V. A. ne scauroit ignorer la bonne in-„telligence qui subsiste entre les deux Cours, j'ay cru devoir l'en informer pré-„alablement afin qu'Elle distingne en toute occasion les officiers prussiens de-„vant ceux des autres Princes qui pourroient s'y trouver" . . .

[60]) Daun an Eugen. Mailand, 5. März 1732. Kriegsarch.

[61]) Conferenzprotokoll vom 11. März 1732. Hausarch.

[62]) Eigenhändiger Zuſatz des Kaiſers . . . „Diſ aprobir vndt ehiſt an Dann abzu-„ſchicken vndt einzubindten die republic zu treiben daß nicht in zwey oder drey monath „ſondern ehiſt ſuch zum Vergleich zu kommen, auch weiters mir von der Conferenz ein-„zurathen, was ſowohl militarisch als politice zu thun, damit die trouppen nicht expo-„nirt, daß werdt geendt vndt vorderiſt Mayland vndt mein vbrige Walliſchlandten „bey dieſen Umſtandten nicht ohne genugſahmen trouppen gelaſſen werdten" . . .

[63]) Prinz Ludwig von Württemberg an Eugen. Calvi, 20. April 1732. Kriegsarch. „. . . qu'ils ne rendroient jamais les armes et qu'ils se feroient gloire à se lais-„ser ensevelir sous leurs ruines par les armes de S. M. I. Tous les autres endroits „ont témoigné beaucoup de respects pour les armes de S. M. I., mais disant „mille infamies contre la république."

[64]) Prinz Ludwig von Württemberg an Eugen. 26. April 1732. Kriegsarch.

[65]) Prinz Ludwig an Eugen. Campoloro, 29. Mai 1732. Kriegsarch. „. . . les „Corses dont la malice et mechanceté est inouie." An einer andern Stelle ſagt er: die Corſen hätten „pas mérité un si doux châtiment pour leurs méchancetés „inouies qu'ils ont exercées" . . . Und am 10. Juni ſchreibt er aus Baſtia an Eugen: „Ce n'est pas un peuple comme d'autres avec lequel on peut entrer en matière „de les écouter, car il n'y auroit d'abord plus de bornes avec eux, mais il faut leur „donner un reglement juste et leur dire, vollà comme à l'avenir on vous gou-„vernera, et comme vous devés vous conduire, et les tenir sous une grande

„rigueur, laquelle ils demandent eux-mêmes, chacun par crainte de son voi-„sin“ . . , Man vergleiche damit die Angabe Spöris, der in seiner Geschichte Corsica's S. 93 sagt: „Der Prinz von Würtemberg wurde vor Freude entzückt, daß er eine ganze „Nation beglücken und Frieden geben könne“. . .

[66]) Eugen an Prinz Ludwig. Wien, 21. Mai 1732. Kriegsarch. Niemals werde die Republik „pouvoir faire fond sur l'obéissance de ces gens s'ils ne sont son-„mis que par la force, étant très certain qu'à la première occasion ils repren-„dront les armes dès qu'ils verront l'Empereur engagé en quelque guerre, et „hors d'Etat par conséquent de donner des secours à la république, au lieu que „si on les fait rentrer de bonne grace dans leur devoir, en promettant sous la „garantie de S. M. I. le redressement des griefs, il est à espérer que moyennant „une bonne conduite la répnblique pourra ramener insensiblement les esprits „et oster ce levain de mécontentement qu'a causé tous les embarras d'aprésent.“

[67]) Daun an Eugen. Mailand, 14 Juni 1732. Kriegsarch.

[68]) Pallavicini an Eugen. Prag, 24. Juni 1732. Kriegsarch.

[69]) Conferenzprotokoll vom 29 Juni und 16. August 1732. Hausarch.

[70]) Boerio an Eugen. Venedig, 8. Oktober 1732. Kriegsarch. „Tuttoche agogni „ancora l'onore delle risposte dell' A. V. S. al foglio che con altra carta di pro-„getto le umigliai sino de 23 Agosto superiore, non può il zelo, di cui son af-„fatto penetrato per la gloria e buon servizio dell' Ang. Cesare e dell' A. V. S. „parimente dispensarsi di farle con tanto di verità che secretezza, noto in ri-„stretto quanto mi si scrive dalla nazione Corsa per ultimo. Eccolo qui sotto „trascritto.

„Noi alziamo tutta la nostra speranza d'essere ricevuti da S. M. C. C. per „sudditi, ovvero dal Ser. S. Principe Eugenio di Savoia. Tanto più ci lusin-„ghiamo di tale felicità, quanto più scorgiamo la M. S. propensa ed impegnata „in sostenere la garantia fattacene nella pace convenuta, così poco per altro „osservata, e così scandalosamente abusata ed oltreggiata da' Genovesi. Questi „per sovracara di loro nequizia, demenzia ed impostura non cessano d'anga-„riarci ed imprigionnare ed esiliare molti soggetti nostri si laici che religiosi, „affatto innocenti, da' quali alcuni sene passano costl per esporre a lei non „che l proprj loro, che li gravami troppo pesanti e crudeli che la republica, „ora più di mai rabbiosa, fa soffrire a nol tutti. Adnnque dice la Corsica tutta „(nè io la disdico) la pace fattasi sotto l'autorità e garantia dell'Invitissimo Im-„peratore non avrà altro prodotto ne'Genovesi che l'impunità d'offenderci? Ed „a nol Corsi togliarà la libertà di vindicarci, sol perchè veneriamo perfetta-„mente la Cesarea volontà e sicurtà. Questo si enorme crime Genovese, il dirit-„to incontrastabile dell'Angustissima Casa d'Austria sopra la Corsica, e l'accla-„mazione nostra universale legittimanno ed autorizanno onninamente la con-„quista ed il possesso di questo regno per la M. S. I. e pur anchè per la persona „e casa del Ser. Principe Eugenio, qualora S. M. I. lo consenta, siccome al-„tra volta ce ne siamo più ampiamente spiegati.“

„La liberazione de'Capi e di tanti altri nostri carcerati in Genova, in quest' „isola, ed esigliati fuor'd'essa: la riparazione degl'oltraggi, la reintegrazione „de'danni fattici dopo la pace e l'esecnzione di tutte le convenzioni non si veg-

„gono finora effettuate. Ce n'impatientiamo perciò sino ormai alla disperazione. „Il mondo tutto ne sta a spettacolo e con stupore. e la giustizia oggimai troppo „se ne scuote e se ne risente? ... In questa procella trovaremo la nostra ta„vola di salvezza ... Non ci scargeranno l'arme giacchè coraggio e giustizia „c'abbandano. Tutto metteremmo in cimento, quando da Lei non ne siamo „rallegrati co'riscontri dell'Imperali protezzione o padronanza ... Eccolo, Ser. „Principe, quanto mi fa sapere in sostanza. Io non oso farne prognostici. Gli „auguro felici e tranquilli: ma assicuro di tutta la riuscita il voto fattoci d'avere „in sovrano unicamente e prima che ogn'altro lo sia, l'Aug. Cesare o l'A. V. S.“

Dreizehntes Capitel.

[1]) Am 27. Jäuner 1731 ſchreibt Eugen an Seckendorff: „dieſer Plan ſei voller „Gift und ohne Anſtand dahin vermeint, den König von Preußen, wo er mit bineiu„ginge, per indirectum von Kayſ. M. abzuzieben und unter den Vorwand von fremb„der Gewalt das Reich zu vertheidigen. Eine ſo groſſe Macht zuſammenzuziehen, die „vor das gegenwärtige die kayſ. Autoritaet in dem Reich ſambt deſſen ſchwächeren ſtän„den vollends unterdruckben und die daran Theil habende mächtigere Elite, gleichſam an „die Seite ſetzen wurde, vor das künftige aber dieſelbe in den Stand ſetzte, die bay„riſche und ſächſiſche Abſichten auf Theilung der öſterreichiſchen Erblande deſto ſicherer „auszuführen“ ...

[2]) Seckendorff an Eugen. 8. Jäuner 1731. Hausarch. „So energiſch ſei dieſe Antwort,“ ſagte Seckendorff dem Könige, „daß ſelbſt der verſtorbene Hofcanzler Seyler „nicht nachdrucklicher ſeine Gedanken hette auſſetzen können.“

[3]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 27. Jänner 1731. Hausarch. Noch im Septemder 1731 ſchrieb der König auf einen Bericht, welchen ihm Mardeſeld in dieſer Sache erſtattete, eigenhändig die Worte: „Schon gut, mein älteſter Sohn ſoll renunciren „und ruſſiſcher Kayſer ſeyn, der andere König in Preußen. Sollen hierauf arbeiten, alles „aufs geheimſte tractiren, auch Lewolde nichts ſagen.“

[4]) In einem Briefe Friedrichs an Grumbkow, der in Seckendorffs Leben, III. 250 abgedruckt iſt, erklärte Friedrich ſich nicht wider die Heirath mit der Prinzeſſin von Mecklenburg, freilich unter dem Vorbehalte, daß ſie ihm ein Heirathsgut von zwei bis drei Millionen Rubel mitbringe und auf ihre Rechte auf den ruſſiſchen Thron verzichte.

[5]) Eugen an Seckendorff. Wien, 27. Dezember 1730. Hausarch.

[6]) Eugen an Seckendorff. Wien, 23. Februar 1731. Hausarch.

[7]) Die Erklärung, vom 11. April 1731 datirt, iſt bei Förſter III. 21 — 23 abgedruckt.

[8]) Eugen an Seckendorff. 12. Mai 1731. Hausarch. Abgedruckt bei Förſter. III. 27.

[9]) Seckendorff an Eugen, Berlin, 19. Auguſt 1731. Hausarch. Der Kronprinz hat mir „in Beyſeyn des Generals Ginckels zu melden befohlen, daß Er Chronprinz E. „Hochſ. D. Freundſchafft und die von ſelbiger herrührende häufige Vorſchrifften bey dem „König zwar nicht verdienet, Er verſicherte aber durch mich, daß er ſolche in Ewigkeit „nicht wolte in Vergeßenheit ſtellen, hingegen bäthe Er Ew. Hochſ. D. mögten die biß„hero vielleicht nicht ohne Grund gegen Ihn gefaßte üble opinion wegen ſeiner Con„duite fahren laſſen; Er wolte hoffentlich in Zukunft in den Augen Ihro Kayſ. M. und

„den ganzen teutſchen Vaterland darthun, daß ein junger teutſcher Fürſt zwar irren „könnte, aber doch durch gute vernünfftige Vorſtellungen mit der Zeit wiederum begriffe, „daß außer der Freundſchaft vor Ihro Kayſ. M. keine ruhe noch ſicherheit in der Ver„bindung mit ausländiſchen potenzien zu hoffen. Ich bin der ohnvorgreifflichen Mey„nung wenn E. Hochf. D. ſich die Mühe geben, und dem Chronprinzen zu ſeiner ſo „glücklichen Veränderung gratuliren, ſich auf mein in ſeinem Nahmen gemachtes Com„pliment beziehen und Ihn zum Gehorſam, Liebe, Ergebenheit und Vertrauen gegen „den König anmahnen wolten, es würde bey dem König und Kronprinzen von guter „Wirkung ſeyn“ . . .

[10]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 30. November 1731. Hausarch. „Gegen ſeine „altiſte Prinzeſſin Schweſter hat ſich der Chronprinz herausgelaſſen, daß er ſich lieber „wolte in Stücken zerbauet ſehen, als Eine Engliſche Prinzeſſinn heyrathen, weil Eng„land ſo falſch und betrugeriſch mit Ihme und der Prinzeſſin umgangen, daß Ihme „nun Alles was Engliſch heiße, verhaßt wäre“ . . .

[11]) Seckendorff an Eugen, Berlin, 9. Auguſt 1731. Hausarch.

[12]) Seckendorff an Eugen. Altenburg, 11. Oktober 1731. Hausarch. „man müßte „Weiber auf politique nehmen, wenn man ſein eigener Herr würde, könnte man ſie „ſchon plantiren“ . . .

[13]) Eugen an Seckendorff. Wien, 19. Februar 1732. Hausarch.

[14]) Eugen an Seckendorff. Wien. 27. Februar 1732. Hausarch.

[15]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 29. Februar 1732. Hausarch.

[16]) So heißt es in dem Vortrage Eugens und Starhembergs an den Kaiſer vom 17. Oktober 1732: „Mit denen vor den Cronprintzen über die jährlich verwilligte Summ „außerordentlich ausgelegten Geldern hat es nach des Seckendorffs Bericht die Beſchaf„ſenheit, daß Gotter dieſelben zur anwerbung großer leuten angewendet, der Cronprintz „von ſeinen Vattern daß geld dafür empfangen, hingegen verthan, mithin Graf Secken„dorff beſorgt haben ſolle, daß neue Zwiſtigkeiten zwiſchen Vatter und Sohn entſtehen „möchten; Welchemnach er das Geld um die Sach zu vertuſchen hergegeben hat. Nun „iſt kein Anſtand daß hieran nicht übel vom Grafen Seckendorff beſchehen ſeye, zumahlen „die jährlich dem Cronprintzen gewidmete Summ umb mehr nicht als 810 ducaten über„ſtiegen worden.“

[17]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 3. Jänner 1733. Hausarch.

[18]) Eugen an den Kronprinzen von Preußen. Karlsbad, 4. Juli 1732. Kriegsarch. „Je repons en même tems aux deux lettres que V. A. R. a vnuln m'ecrire „le 9 et 21 du mnis passé, le détour que la première a faitte par Vienne, „m'ayant privé de l'honneur de luy témoigner plutôt à quel point je suis „sensible à celle qu'elle m'a faitte. J'ay déjà mandé à M. de Brand que les „recrues levées en Hongrie pour le régiment de V. A. R. passeroient sans „difficulté par les états de l'Empereur, et M. le Baron de Wilich tronvera „tonte l'assistance qu'il pnurra désirer pnur en lever des autres. C'est la moin„dre marque que puisse demander V. A. R. à S. M. I. et à mon devouement „ponr sa personne et pour toute sa maison Rnyale. Elle en recevra des plus „cnnvaincantes dans toutes les occasions nú Elle vnudra s'en prévalnir, et en „les fournissant V. A. R. fera un plaisir infini à S. M. I. et à moy une grâce „dont je luy aurny une obligation très parfaitte“ . . .

[19]) Eugen an Philipp Kinsky. 27. Oktober 1731. Hausarch.

[20]) Eugen an Philipp Kinsky. 9. Jänner 1732. Hausarch. „Il est constant que „l'Empereur ne peut que se louer infiniment de la conduite du Roy de Prusse „qui n'a pas peu contribué par sa fermeté à ramener les choses où elles sont „présentement et qui ne cesse de donner en toute occasion les marques les plus „convaincantes de la sincérité de son attachement aux interests de S. M. I. et „de Son auguste maison, s'étant employé entre autres à préparer au consente„ment à la garantie de la sanction pragmatique les Etats de l'Empire qui sont „en liaison avec luy, avec une chaleur qui n'auroit pû être plus grande s'il s'étoit „agi de l'affaire la plus importante à luy même et à sa succession, le votum que „ses Ministres ont donné à cette occasion à Ratisboune, faisant voir clairement „l'empressement avec lequel il s'y est donné . . . L'Empereur ne désire rien de „plus que de pouvoir contribuer à une meilleure intelligence entre les deux „Cours d'Angleterre et de Prusse, à laquelle Elle s'employera fidèlement et en „amy commun dès que de la part de la Cour d'Angleterre on voudra, à vous „parler confidemment, se rendre plus à la raison que l'on a fait jusques à pré„sent dans l'affaire de Meklenbourg, dans laquelle le Roy de Prusse s'est décla„ré d'une manière si généreuse que sans manquer à la justice la plus évidente „et à ce que prescrivent les constitutions de l'Empire, on ne sauroit en exiger „davantage de luy" . . .

[21]) Eugen an Seckendorff. Wien, 3. Mai 1732. Hausarch.

[22]) Eugen an Seckendorff. Wien, 16. und 30. April 1732. Hausarch. Abgedruckt bei Förster. III. 101. 105. Obwohl er selbst diese Briefe mittheilt, so verschweigt doch Förster in seiner Darstellung völlig die wahre Ursache, warum man am Kaiserhofe den Besuch des Königs nicht wünschte. Noch unbegreiflicher ist das Mißverstehen des Ausdruckes, „daß der Kaiser dem Könige die Hand nicht geben könne." Es ist klar, daß darunter nicht, wie Förster meint und des weiteren ausspinnt, verstanden wurde, der Kaiser habe sich geweigert dem Könige seine Hand zu reichen. Man weiß ja, daß er ihn mit Herzlichkeit umarmte. Es bedeutet vielmehr nichts anderes, als daß der Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reiches dem Könige als Kurfürsten nicht den Platz zur Rechten und mit demselben gewissermaßen den Vorrang einräumen zu können glaubte. Auch Eugen stimmte dafür, daß dem Könige zwar größere Ehre als einem Kurfürsten zu erweisen sei, doch solle ihm völlige Gleichheit mit dem Kaiser nicht zugestanden werden. Conferenzprotokoll vom 9. Juli 1732. Hausarch.

[23]) Grumbkow an Seckendorff. 17. Mai 1732. Hausarch. „. . . Si vous ne reus„sissez pas à Copenhague, comptez que tout celu fera impression. Mais si vous „reveuez victorieux, il sera plus fort Imperialiste que jamais. L'autre jour „à la chasse il dit à Ginkel: Ich gehe gewiß zum Kayser und muß ihn kennen lernen, „ich lasse mich davon nichts abhalten. Will Er mit? und als Ginkel ja gesagt, so ant„wortete der König: topp, es bleibt dabey, sobald Seckendorff kommt" . . .

[24]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 9. Juni 1732. Hausarch.

[25]) Eugen an Seckendorff. Prag, 19. Juli 1732. Hausarch. Förster. III. 109.

[26]) Seckendorff an Eugen. Frankfurt a. d. Oder, 25. Juli 1732. Hausarch.

[27]) Seckendorff an Eugen. Meuselwitz, 16. August 1732. Hausarch. „Es seynd des „Königs in Preußen May. ungemein von der abgestatteten Besuchung vergnügt und ist

„zu hoffen, Er werde ſeinen nun mündlich gethanen Verſprechen ſowohl in der Julich „und Bergiſch als auch der Werbungsſache nachkommen." Eugen antwortet hierauf am 24. Auguſt aus Linz: „daß Ihro Kön. Maj. mit Dero nacher Böheim gemachten Reys „ſo wohl zufriden, wird J. Kayſ. Maj. höchſt angenehm zu vernehmen ſeyn, die ſicherlich „ein nicht geringeres Vergnügen über die mit Sr. kön. Maj. gemachte perſönliche Be„kanntſchaft haben, und hoffe ich es werde die beederſeithige Freundtſchafft zu des Reichs „allgemeinen und beeder Höffe beſten unzertrennlich ſeyn. Wegen deren großen Leuten „haben J. K. M. bereits verwilligt, daß jedeß Regiment einen großen Mann vor J. K. „M. ſtelle" . . . Der König ſelbſt aber ſchrieb um dieſe Zeit an Seckendorff: „Von Her„zen bin Sr. Kayſ. M. höchſtens verbunden vor alle dieſe Gnaden, und dem Prinzen „vor die amitié, die er mir continuiret, der ich mich allemahl vor das Ertzhauß „Oeſterreich und Römiſch-teutſche Nation ſo finden laſſe als ein getreuer ehrlicher „patriot, und devot und respect vor unſern lieben Kayſer, den ich von Herzen „respectire, liebe und venerire, enfin expressiones kann ich nicht genug finden, „mein hertz zu entdecken und meine sinceration an Tag zu legen. Gott gebe die Zeiten, „daß der Kayſer mich braucht, dann ſoll er ſagen, daß hätte ich nicht geglaubt, daß der „Preuß oder Brandenburger ſo ein treuer Freund iſt. Das gebe Gott, daß er das in „ſolcher Occasion ſeyn wird." Auch des Königs Schreiben vom 26. Aug. und 1. Sept. 1732 (Förſter III 306. 308) beweiſen dieß. Hienach iſt Stenzels irrige Angabe (III. 636) zu berichtigen.

[28]) Conferenzprotokoll vom 12. Oktober 1732. Hausarch. So lautete Robinſons urſprünglicher Vorſchlag und der Auftrag des Kaiſerhofes an Seckendorff. Stenzel irrt völlig, wenn er (III. 638) meint, gleich Anfangs ſei der Antrag geſtellt worden, den Kronprinzen mit der engliſchen Prinzeſſin zu vermählen. Es handelte ſich hier immer nur um die Auflöſung des Eheverſprechens zwiſchen dem Prinzen Karl von Baiern und Philippine Charlotte von Preußen und die Verheirathung dieſer Letzteren mit dem Prinzen von Wales.

[29]) Eugen an Seckendorff. Wien, 6. Dez. 1732. Hausarch. Förſter. III. 137.

[30]) Conferenzprotokoll vom 13. October 1732. Hausarch.

[31]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 30. (nicht 20). November 1732. Hausarch. Förſter. III. 118. 120.

[32]) Eugen an Seckendorff. 7. Jänner 1733. Hausarch. Auf den gemeinſchaftlichen Vortrag Eugens und Starhembergs vom 29. Dezember 1732 ſchrieb der Kaiſer eigenhändig: „diſ alles hat die Conferenz wohl erwogen vndt auf alles reflectirt vndt wie „notig iſt beyder Konig freundtſchafft ſo vill moglich zu erhalten, ſo hart fürcht ich (wie „es vorhin ſchon gemeldt) werdt es ſein bey dieſen Vmbſtendten zu bewerckſtelligen vndt „werdt das einzig ſein klahr und ehrlich fortzugehen vndt mit beden in allen nach billich „vndt gerechtigkeyt zu verfahren."

[33]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 13. Jänner 1733. Hausarch.

[34]) Protokoll über eine Berathung zwiſchen Eugen und Starhemberg vom 9. Mai 1733. Hausarch.

[35]) Voriges Protokoll. „Die Schwierigkeiten bey Preuſſen ſeind nullüberwindlich, „und da E. K. M. den König positive verſichern laſſen, daß Sie ſich wider ſein Willen „in deſſen domestica nicht eindringen wollten, nicht rathſam noch thunlich, hierüber die „mindeſte Anregung mehr zu machen". .

[36]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 5. Juni 1733. Hausarch. „V. M. „a temoigné en toutte occasion le desir qu'Elle avoit que je ne luy déguise „rien de ce qui peut regarder ses interets. que je croirois manquer à la con„fiance avec laquelle Elle me fait l'honneur de me regarder, si je luy fairois un „mistère de l'ouverture que le Ministère Britanique en cette Cour vient de „faire par ecrit, quoyque dans le dernier secret à S. M. I. et C. Le Roy Son „Maître, dit-il, souhaitte veritablement d'établier la plus parfaitte union avec „l'Empereur et V. M. et pour la convaincre de la sincérité de ses intentions, „Il donnera la main avec plaisir au mariage de S. A. R. avec la Princesse „Amélie, et a ce que le Prince de Galles epouse en même tems la Princesse „de Bevern“ . . . .

„Quelqu'empressement que l'Empereur ait de voir unis etroittement deux „Princes dont l'amitié luy est si chère, Il ne vous a pas voulu, Sire, informer „luy même de cette ouverture, se souvenant que lorsque le Comte de Secken„dorff proposa à V. M. par son ordre, il y a quelques mois, une idée quoyque „différente sur le changement des mariages, Elle donna à connoitre qu'Elle „souhaittoit que S. M. I. et C. la dispensat de ne plus luy faire des propositions „tendantes à ce but. et ce Monarque est d'ailleurs trop eloigné de vouloir entrer „malgré Elle dans les affaires de famille“ . . . . .

„J'avoue à V. M. que ce motif devroit me retenir de faire passer à Sa con„naissance ce nouveau plan, mais mon zele respecteux pour la personne „sacrée de V. M. me fait passer sur ces considérations, pour n'avoir pas à me „reprocher de luy avoir caché une affaire de cette conséquence, qui sans flettrir „la maison de Wolfenbüttl, pourroit avoir les suittes les plus avantageuses „pour la tranquillité publique et pour les interests de V. M. dont la garantie de „l'Angleterre sur le plan concerté à Prague touchant le pays de Bergues séroit „un des premiers fruits. V. M. est trop éclairée sur ce qui convient à Elle, et „au bien de l'Empire, pour ne pas juger mieux que personne du parti qu'Elle „aura à prendre“ . .

„Si me suis trop emancipé à l'en informer, je la supplie de l'excuser en „faveur des sentiments qu'Elle me connoit, et V. M. peut être persuadé, que „si Elle trouve à propos d'entrer dans le plan, l'Empereur aura soing de „menager les choses qu'elles se passent à la satisfaction réciproque de V. M. „et de S. M. Britannique, surtout s'il vous plaisoit, Sire, de vous ouvrir con„fidemment envers luy sur vos intentions, S. M. B. s'étant déjà déclarée de „vouloir en agir avec V. M. d'une manière qu'Elle auroit lieu d'être per„suadée de la sincérité de sa disposition à établir avec Elle une amitié éga„lement solide et parfaitte“.

„Si néanmoins V. M. ne vouloit pas y donner la main, je la supplie de „ménager ce que j'ay l'honneur de luy marquer. parceque le secret en a „été promis à S. M. B., et qu'il ne pourroit qu'être sensible à ce Prince que „d'une ouverture tendante à s'unir etroittement avec V. M. Il en fut fait un „usage qui devroit luy déplaire.“

[37]) Eugen an Seckendorff. Wien, 5. Juni 1733. Hausarch. „Alß man nach all „deme ſo in dem heurathsgeſchäfft bißhero vorgefahlen, der meinung ware, der Engliſche

„hoff wurde anjetzo, da der Termin zu des Cronprintzen seiner Vermählung so nahe, zu „dessen abänderung Entweders keine bewegung mehr sich geben oder doch Kayſ. M. bey „dem König was dergleichen anzubringen nicht zumuthen, so hat Robinson vor zwey „Tagen eine schriftl. promemoria übergeben, des Inhalts, daß nachdeme sein König „mit villem Vergnügen wahrgenommen, wie aufrichtig Kayſ. M. seine aussöhnung mit „Preußen sich angelegen sein ließen und selber hiezu auß absicht des gemeinen bestens „allerdings geneigt wäre, so habe er Robinson Befehl, wiewohlen in höchster geheim zu „erklären, das Prinz Wallis die Prinzessin von Bevern zur Ehe nehmen wurde, wan „Eben zu der Zeit des Cronprinzens von Preußen Vermählung mit der Prinzessin „Amalia vor sich ginge; sein König meine es hierunter ganz aufrichtig und wurde auf „eine Art sich betragen, daß der von Preußen alle ursache hiemit zufrieden zu sein haben „solte, könte jedoch den ersteren passum vor sich nicht thuen umb keiner unangenehmen „Antworth sich auszusetzen und ersuchte mithin Kayſ. M. durch Ew. Exc. an den König „von Preußen es zu bringen".

„Wiewohlen man nun dem Robinson dagegen vorgestellet wie beschwerlich es halten „wurde, bey so weith gekhommener sach und wo die Vollziehung des Cronprinzens Bey„lager in wenig Tägen vor sich gehen solle, eine Aenderung mehr loß zu würkhen, so haben „doch Kayſ. M. in Betracht waß ungemein schädliche Folgen bey fortwehrenden animo„sitet deren zwey Königen vor das allgemeine beste zu besorgen und daß dise nach voll„zogenen heurathen vermuthlich annoch weith mehrers sich vergrössern wird, Entschlossen „den anwurf (obgleich nicht selbst) sondern durch mich lauth des beyliegenden schreibens „zu übergeben. Es haben demnach Ew. Exc. solches, sobald sie es überkommen, da doch „kein Augenblikh hiebey zu versaumen, dem König zu übergeben, Jedoch zu aus„weichung des etwann daraus zu befahrenden impegno dessen ebenfalls hierneben lie„gende abschrift denselben zwar zuzustellen, mit dem beysatz daß wosern der König der„gleichen schreiben zu empfangen übel nehmete, Ew. Exc. solches zurückhalten wurden, „und der König alß ob es nicht geschrieben wäre es ansehen möchte, zumahlen sicherlich „kein andere Absicht hieroris dabey unterlauffe, alß die gemeine wohlfahrt und des „Königl. hauses ruhe und bestes zu besorgen. Wäre keine möglichkeith den König darzu „zu disponiren, so ist umb selben nicht vor den Kopf zu stossen, allzubefftig zwar nicht „darauf zu bringen, fiudeten sie aber daß Einige auch nur geringste hoffnung in den „vorschlagenden plan selben hineingehen zu machen, so haben nichts was nur immer „möglich mit oder ohne Beyhülfe des Grumbkow zu unterlassen, und seyndt Ihnen „ohnedeme die ursachen, die seynes Eygenen Interesse halber den König darzu brin„gen solten, genugsahm an band gegeben, umb nöthig zu haben, solches alhier zu „wiederholen. Ew. Exc. können sicherlich keinen grösseren dienst als diesen J. K. M. „sast leisten und wurden sie nicht allein bey der Sache reussirung einen neuen verdienst „bey Allerhöchst dereselben sich erwerben, sondern auch Degenfeld und andere übelge„sinnte, die in England alle Schuld der verworfenen Heurathsanträge Ew. Exc. und „Grumbkow allein beymessen, zu schanden machen, auch das bey England derzeit gegen „sie obhandene Mißtrauen zum grösten nutzen des Kayserlichen dienstes in ein eben so „großes Vertrauen verwandelen. Wie schwehr es dabey halten wird, ist leichtlich zware „vorzusehen, doch durften sich Etwan noch Mittl finden den König dazu zu bereden, und „wie es auch seye, vor Allen zu sehen, daß, es reussire oder nicht, die Königin von „Preußen und Guidickens Innen werden das es an Ew. Exc. nicht gefehlet, daß die

„Sach den gewünſchten Entzweckh Erreichet. Solte der größte anſtand in dem beſtehen, „daß die reyß vor der Thür und alle anſtalten zum beylager in Salzthalen vorgekehret, „mithin ohne deß hauſes Wolfenbüttel prostitution nicht umbzuſtürzen ſeye, ſo könte „ein abänderung in ſo weith gemacht werden, daß vor jetzt anſtath des Cronprinzen „Vermählung des Prinzen Carl von Bevern ſeine mit der Preußiſchen Prinzeſſin vor „ſich ginge und nach der Hand zur gleicher Zeit der Prinz Wallis mit der Prinzeſſin von „Bevern und des Preußiſchen Cronprinzens mit der Prinzeſſin von England vorge„nohmen werde. An Prinz von Bevern die abänderung goutiren zu machen wird allem „anſehen nach wann nur der König damit einverſtanden, ſo leichter ſeyn als er in der „that ſeyn Convenienz dabey findet; die bisherige animositeten allerſeiths aufhören „und England die Idee wegen ſeines zweiten Sohnes in Rußland wo nicht secundiren, „doch alsdann vermuthlich auch nicht ſelber entgegen ſich ſetzen wird, und kennen ſie ent„lichen gedachten Prinzen allzu wohl, um nicht zu wiſſen auf was weis ſie ſelben zu „nehmen haben". .

[38]) Eugen an Philipp Kinsky. Wien, 9. Juni 1733. Hausarch. „Sollte jedoch der „König, wie ich ſelbſt beſorge, nicht hineingehen, ſo hätte Ein ſolches Niemanden alß den „Engliſchen Hoff ſelbſt zuzumeſſen". . .

[39]) Eugen an Philipp Kinsky. Wien, 25. Juli 1733. Hausarch. „. . . il y a meme „repondu d'une certaine façon mieux qu'on ne s'y devoit attendre, témoignant „en des termes fort polis combien il étoit porté à se concilier avec le Roy „de la grande Bretagne". . . .

[40]) König Friedrich Wilhelm an Eugen. Salzdalum, 13. Juni 1713. Hausarch. „Je me flatte que vous mon cher prince qui connoissez autant que personne „jusqn'où le point d'honneur de l'execution de la parole donnée doit aller, „conviendrez que je ne puis en honneur et conscience faire le moindre „changement dans une affaire qui est prête à se conclure" . . .

Vierzehntes Capitel.

[1]) Conferenzprotokoll vom 13. Oktober 1732. Hausarch.

[2]) Das Datum des 13. Dezember 1732, welches nach Seckendorffs Lebensbeſchreibung IV. 75 alle Schriftſteller als dasjenige der Unterzeichnung des Vertrages annehmen, muß irrig ſein. Schon am 4. Oktober 1732 ſchreibt Eugen an Seckendorff, die Punctation mit Löwenwolde ſei ſo wichtig, „daß wohl gewünſcht hätte, Ew. Exc. wären „nicht ſo eylfertig wegen der unterſchrift geweſen. Dieſelben warne alſo alß ein guter „Freund, nicht ſo geſchwind hinfüro wieder bey von der größten importanz ſeyenden ſachen, „und noch weniger zu einiger Unterſchrift ohne vorläufig eingeholten Allerhöchſten Befehl „mit Jemand zu kommen." Und im Conferenzprotokolle vom 13. Oktober 1732 wird geſagt, es wäre zu wünſchen geweſen, „daß Seckendorff ſich nicht ohne Vollmacht und „ausreichende Inſtruktion zu voreiliger Unterſchrift der von einen förmlichen tractat „nicht beſonders verſchiedenen punctation mit Löwenwolde verſtanden hätte, die man „ſchlechterdings zu genehmigen nicht vermag, und wo die ratification zu weigern bieß„falls höchſt mißlich, mithin für ein überaus großes Glück zu halten, wann bey dieſer „Begebenheit E. K. M. keinen der nunmehro habenden Alliirten verlieren". . Hausarch.

[3]) Conferenzprotokoll vom 13. Oktober 1732 und vom 4. Jänner 1733. Hausarch.

[4]) Bartenſteins Manuſcript. Hofbibliothek.

[5]) Ueber ihn ſagt Foscarini in der Storia arcana S. 199: . . „personaggio di „grave età, stretto dispensatore del suo denaro e che non avevane dall'Impera„dore come l'opportunità avrebbe ricercato“. . .

[6]) Conferenzprotokoll vom 5. Febr. 1733. Hausarch.

[7]) Conferenzprotokoll vom 23. Febr. 1733. Hausarch.

[8]) Conferenzprotokoll vom 20. März 1733. Hausarch.

[9]) Conferenzprotokoll vom 24. März 1733. Hausarch.

[10]) Bartenſteins Manuſcript. Hofbibliothek.

[11]) Seckendorff an Eugen. 21. April 1733. Hausarch.

[12]) Conferenzprotokoll vom 27. Febr. 1733. Hausarch.

[13]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 7. Febr. 1733. Kriegsarch. „Je „croirois manquer également à ce que je dois au bien publicq, au service de „l'Empereur et à celny de V. M. si je gardois plus longtemps le silence sur „les plaintes qui deviennent plus fortes que jamais contre les levées irrégulie„res, clandestines et même violentes des officiers et soldats de V. M. Les „plaintes sont devenues désormais si générales qu'il n'y a peut-être que V. M. „seule qui les ignore, ceux qui y ont part, prennant soing de vous en cacher, „Sire, la plus grande partie, et de déguiser la vérité de celles qui passent jus„ques à V. M. pour surprendre sa réligion et son coeur naturellement porté „à tout ce qui est juste et raisonnable. Sans cela seroit-il possible, Sire, que „V. M. pût souffrir que ceux qui ont l'honneur de la servir, respectassent si peu „les ordonnances rigoureuses qu'Elle a fait publier à cet égard? Le mal „augmente en attendant de plus en plus, et sans un remède prompt et suffisant „j'en prevois, Sire, à mon regret infini les conséquences les plus dangereuses „pour le service de V. M. L'envie prend à un Etat, à un Prince après l'autre de „s'unir avec ceux qui ont fait cause commune pour obvier à ces sortes de levées, et „insensiblement V. M. verra ligués contre Elle la plupart des Princes d'Empire „et des Cours étrangéres, qui se disent forcés à prendre ces engagements „pour se mettre à couvert des violences dont les ordres même de V. M. n'ont „pu les garantir. Feu le Roy de Pologne, qui affectoit tant, Sire, de vouloir „paroitre de vos amis, n'a-t-il pas été le premier dans cette union? A-t-il „négligé quelque chose pour y attirer des autres? Et l'Empereur qui tachoit „sous main de retenir ceux qu'Il voyoit prêts d'y entrer, n'a-t-Il pas eu le „désagrément d'être taxé d'une partialité manifeste pour V. M. dans des cas „même, disoient les autres, où la justice étoit évidemment de leur côté et „où ce qu'ils devoient à leur dignité et à la tranquillité de leurs sujets, les „obligeoient à prendre ces mesures. Parmi ceux qui les ont prises, il y en „aura qui l'auront fait malgré eux, et des autres qui seront bien aises „d'avoir ce prétexte pour unir contre V. M. un gros parti. Peut-il être, Sire, „de votre convenience, que pour un objet si peu important et où le tort, si „j'ose le dire, n'est pas du côté des autres, V. M. néglige Ses intérêts les „plus essentiels, et qu'Elle contribue Elle même à s'aliéner les esprits dans „un temps où l'accomodement d'ailleurs si désirable sur la succession de „Juliers et de Berghes n'est pas encore adjusté, lorsque V. M. ne scauroit

„ignorer combien grand est le nombre de ceux qui n'ont déjà que trop de „jalousie de sa puissance, et qu'il n'y en a que très peu qui prennent plaisir „à la voir augmentée".

„Je supplie V. M. de regarder comme un effet de mon zèle la liberté avec „laquelle je luy parle, et avec laquelle j'ose aussi luy suggérer le moyen le plus „aisé et naturel, mais que je vois aussi l'unique pour calmer et dissiper cet „orage: qu'il vous plaise, Sire, réitérer vos placars, portant défense sous des „peines rigoureuses à tout officier et soldat toutes levées dans des territoires „d'autruy sans une permission expresse, et que les transgresseurs soyent punis „suivant toute la rigueur, car dans l'état violent où se trouvent les choses à „cet égard, il n'y a plus que des exemples de punitions réelles et proportionnées „aux excès qui puissent désormais tranquilliser les esprits".

„Surtout je supplie V. M. d'ordonner très rigoureusement aux officiers et „soldats qui se trouvent en grand nombre dans les pays héréditaires de S. M. I. „de se retirer incessamment, et de ne plus y mettre le pied sans agrément et „permission de S. M., leur impudence allant si loing, qu'il n'y a que peu de jours „qu'ils ont voulu forcer sur le grand chemin un homme à prendre parti, excès „que ne souffriroit pas le moindre Prince et qui obligeroit enfin l'Empereur à „une démonstration peu agréable à luy, peu agréable à V. M. et si j'ose le dire, „peu agréable à moy, qui souhsite plus que personne le maintien indissolnble de „l'union des deux Cours, et d'éloigner à temps tout ce qui pourroit jamais l'altérer".

„D'ailleurs Sire, ces sortes de violences ne peuvent que rendre odieuses „vos levées et augmenter les difficultés que nos régimens ont déjà de trouver „un chacun l'homme qu'ils doivent fournir à V. M., au lieu qu'Elle peut être „assurée qu'en les faisant cesser, les régiments trouveront plus aisément ce „monde, et qu'on les obligera à les luy fournir le plutôt qu'il sera possible".

[14]) Eugen an Seckendorff. Wien, 11. März 1733. Hausarch.

[15]) Voriges Schreiben.

[16]) Abgedr. bei Förster III. 313.

[17]) Eugen an Seckendorff. Wien, 8. Juli 1733. Hausarch.

[18]) Der König von Preußen an Seckendorff. Berlin, 19. Juli 1733. Hausarch. „Ich „habe jetzo einen Brief von Wien bekommen der mich sehr freuet, indem der Prinz meine „Partey genommen und hautement declariret daß ich vom Kayser nicht abgehen würde, da „andere das Obstat gehalten, indessen machen Sie dem Prinzen neue assurancen und „versprechen feste daß ich ihn mein Tage nicht disavouiren werde, sondern daß ich so „lang ich lebe, werde von dem Kayser und Hauß Oesterreich in Tod verbleiben und mein „engagement auf das ponctuelleste halten. Vivat Germania teutscher Nation" . . .

[19]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 28. Juli 1733. Hausarch.

[20]) Schreiben aus Paris vom 14. Aug. 1733 an Grumbkow. Hausarch.

[21]) Conferenzprotokoll vom 17. Juni 1733. Hausarch.

[22]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 7. Juli und 8. August 1733. Hausarch.

[23]) Conferenzprotokoll vom 20. Sept. 1733. Hausarch.

[24]) Seckendorff an Eugen. 6. October 1733. Hausarch. . . . „die liebe vor seine „trouppen und die Furcht, sie möchten auseinander laufen, die Haupturſach seines „Chagrins" . . .

[25]) Conferenzprotokoll vom 20. Dezbr. 1729. Hausarch.

[26]) Philippi an Eugen. Turin, 3. Sept. 1730. Kriegsarch. . . „asseurez le que „je l'ay toujours aimé et estimé, que je le prie de me plaindre où je dois être „plaint, et de me rendre justice où je le mérite. Je lny recommende mon fils „et qu'il se souvienne que nous venons tous du même sang" . .

[27]) Karl Emanuel III. an Eugen. Rivoli, 4. Sept. 1730. Kriegsarch.

[28]) Eugen an Philippi. Wien, 18. Oktober 1730. Kriegsarch.

[29]) Eugen an Seckendorff. Wien, 17. Nov. 1731. Hausarch. Er nennt sie „ein „bekhanter Maßen intriguantes Weib" . .

[30]) Eugen an Philippi. Wien, 13. Juli 1731. Kriegsarch. . . „l'expérience du „passé ayant assez fait voir combien peu il y a à se fier aux promesses de la „France et que notre maison n'a pas d'ennemi plus dangereux que cette „Couronne" . .

[31]) Eugen an Philippi. Wien, 28. Juli 1731. Kriegsarch.

[32]) Karl Emanuel an Eugen. Turin, 29. Sept. 1731. Hausarch. „Monsieur mon „Cousin. Le sujet que j'ay de m'ouvrir avec vous sur un événement qui fera du „bruit, est trop doulonreux pour moy et interesse trop les sentiments les plus „tendres, les plus respectueux et les plus soumis qu'un fils puisse avoir pour son „père et que rien n'a jamais pu altérer dans mon coeur, pour que je puisse „m'étendre par cette lettre dans un détail qui me plonge dans une affliction „inexprimable. Comme je m'adresse à vous avec une confiance particulière et „par un motif d'amitié distinguée, aussi j'espère de trouver du soulagement „dans la part véritable que je ne doute pas que vous ne preniés en ce qui me „regarde dans cette conjoncture, et dans l'Interêt qne vous êtes accoutumé de „prendre en ce qui regarde la Maisou. Je charge donc le Marquis de Breille de „vous informer amplement de ce dont il s'agit, et de la dure nécessité dans la- „quelle j'ay été de prendre une résolution pour laquelle il a fallu que je me „sois fait violence en faveur de la tranquillité de l'Etat".

[33]) Eugen an Karl Emanuel. Wien, 27. Oktober 1731. Kriegsarch.

[34]) Eugen an Seckendorff. Wien, 17. Nov. 1731. Hausarch.

[35]) Eugen an Karl Emanuel. Wien, 31. Oct. 1731. Hausarch.

[36]) Karl Emanuel an Eugen. 28. Nov. 1731. Hausarch.

[37]) Eugen an Karl Emanuel. Wien, 20. Dezember 1731. Hausarch. „La lettre „que V. M. m'a fait la grace de m'ecrire le 28 du mois passé . . est remplie des „expressions si gracieuses et obligeantes que je ne scaurois assez en exprimer „mn reconnoissance; elle est gravée, Sire, au fond de mon coeur, avec les sen- „timens les plus vifs et tels que je dois aux bontés précieuses de V. M. qui me „sont d'un prix infini et dont je luy demande la continuation avec le dernier „empressement; assurant V. M. que je lui suis dévoué plus que personne au „monde, par respect, par devoir et par inclination. Le Comte Filippi aura „l'houncur de vous exposer, Sire, plus au long le plaisir avec lequel S. M. I. a „appris la disposition dans laqnelle V. M. se trouve à son égard, et l'amitié de „ce Monarque n'etant pas moins parfaitte envers V. M. je me flatte de les voir „unies dans peu aussi etroitement que leur intérêt mutuel l'exige . . On attend „aussi le projet du traitté qu'Elle voudra faire remettre au dit Comte, et l'Em-

„pereur donnera certainement à V. M. en toute occasion les marques les plus „convainquantes de son amitié et de la part qu'il prend à ses avantages et „satisfactions . . .“

[38]) Eugen an den Marquis d'Ormea. 31. Oktober 1731. Hausarch.

[39]) Eugen an Philippi. Wien, 15. Oktober 1732. Hausarch. „. . . . faire au roy „de grands avantages avant que la guerre commence, c'est une chose à la- „quelle on se déterminera difficilement à moins que l'on n'en propose d'une „nature qui puissent être accordés sans préjudice de S. M. et d'un tiers, „d'autant plus que dens une telle union qui ne tend qu'à préserver l'Italie „du danger qui la menace de la maison de Bourbon, le Roy y a du moins „tout autant si non plus d'intérêt que l'Empereur, et l'exemple de celuy où „se trouvoit rednit par les François le Roy son père, a été allégué fort à pro- „pos per vous“ . .

[40]) Schreiben des Grafen Philippi an Eugen aus Turin vom 16. und 20. Sept., 10. und 14. Okt., dann aus Mantua vom 29. Okt. 1733. Hausarch.

[41]) Eugen an Philippi. Linz, 7. Okt. 1732. Hausarch. „J'avoue d'avoir eu à „plusieurs egards une autre idée de la Cour de Turin, surtout du Marquis „d'Ormea, qui paroissoit si empressé autrefois suivant vos rapports à unir plus „etroitement les deux Cours, mais de la manière que l'on s'y prend présente- „ment en insistant sur des demandes dont une partie n'est pas même dans le „ponvoir de l'Empereur, ce n'est gnère une marque d'en vouloir venir à une „conclusion. En qualité de Prince du sang je plains que les affaires intérieures „se metteut sur un si mauvais pied, et ne serois pas moins faché si on fut assez „mal avisé de se jeter entre les bras de la France, l'ennemi le plus dangereux „de notre maison et qui l'est devenu de beaucoup plus depuis l'etablissement „de l'Infant en Italie. J'ay même assez bonne opinion encore des deux Ministres „pour les croire capables de donner dans le piège que la France leur tend par „les propositions dont vous faites meution“ . . .

[42]) Eugen an Philippi. Wien, 29. Aug. 1733. Hausarch. . . . . „les fréquentes „conférences de l'ambassadeur de France avec le Marquis d'Ormea ne laissant „pas de me surprendre, ce n'est pas que je ne sois de votre sentiment que le „Roy evitera de prendre quelqu'engagement avec cette couronne, et que ce soit „plutôt une grimace pour nous obliger à pousser le négociation avec plus „d'empressement, mais il ne feut pas se reposer si absolument sur cette assu- „rence pour ne pas prendre toutes les précautions possibles pour rompre ou „àrreter celle qui pourroit être sur le tapis avec ledit Ambassadeur et pour „déconvrir de quoy il s'agit“ . . .

[43]) Eugen an Philippi. Wien, 2. Sept. 1733. Hausarch.

[44]) Eugen an Philippi. Wien, 14. Okt. 1733. Hausarch.

[45]) Eugen an Philippi. Wien, 31. Oktober 1733. Hausarch. . . . „En Prince du „sang je suis faché du parti que le Roy a pris puisqu'il n'en auroit pu prendre „de plus préjudiciable à luy même que celuy qu'il a choisi et dont luy et ses „successeurs auront peut-être sujet de se repentir. Mais tel est le sort des „Princes qui s'abandonnent à des Ministres qui préfèrent leurs intérêts parti- „culiers à ceux de leur maître“ . .

Fünfzehntes Capitel.

[1]) Villars an Eugen. 14. März 1724. Kriegsarch. „La lettre que Vous m'avés „faite l'honneur de m'écrire le 9 Février m'a été rendue par M. de Moutigny, „Envoyé de M. le Duc de Wurttenberg, auquel je rendray toujours tous les „services que l'interest du roy me pourra permettre, et parce que je l'honore „parfaittement et par le pouvoir infini qu'a snr moy une recommandation aussy „respectable que la vôtre, je ne me régleray pas sur le peu d'attention de Mrs. „les Ambassadeurs de S. M. I. au congrès pour la succession de Mantoue à „laquelle ma belle fille a quelque part. Quelque jour votre bonne conscience „à l'exemple de celle de S. M. I. vous portera à faire justice à la mémoire d'une „belle veuve à laquelle feu M. le Duc de Mantoue n'a laissé que quelques in„commodités, lesquels sans doute ont plus avancé ses jours que la perte d'un „époux aussy aimable; sa veuve l'etoit fort et n'n pas raporté une chemise de „l'honneur de sa courte sonveraineté; un de ces jours vous me donnerés quelque „bon fief en Italie, comme le Marquisat de Viadana que vous me refusâtes cru„ellement à Rastatt; je suis sans rancune, mais je ne vous pardonnerois pas si „vous ne veniés pas faire un tour dans votre Gouvernement des Pays-Bas, où „j'aurois assurément l'honneur de vous voir, malgré tous les raisonnemens que „les politiques pourroient faire sur mon voyage" . .

[2]) Villars an Eugen. 6. Juni 1724. Kriegsarch. . . Le roy a choisi M. le Duc „de Richelien pour Son Ambassadeur auprès de S. M. I.. son nom est fort connu, „sa personne l'est anssy par bien des avantures, il merite de l'estre par beau„coup d'esprit et de courage; il a fait les dernières campugnes avec moy et „regrettoit fort de n'avoir pas eu l'bonneur de vous voir à Rastatt. Je dois „vous assurer qu'il desire fort de vous faire sa cour et s'attirer l'honneur de „votre estime et de vos bonnes graces" . .

[3]) Villars an Eugen. Paris, 22. November 1728. Kriegsarch. „Il y a trop long„temps que je n'ay été honoré des marques de votre souvenir et que je n'ay eu „l'honneur de vous en demander. Je me suis bien informé de vos nouvelles à „tout ce que nous avons de Seigneurs Allemands, plusieurs m'ont fait l'honneur „de me venir voir à Villars. M. le Comte de Sinzendorff a paru très content de „la Maison et des jardins que je trouve pour moy d'autant plus beaux que je „n'ay pas paié une pistolle d'une dépense de plus de seize millions.

„Je demande fort des nouvelles de vos occupations dans les temps où la „principalle part au Gouvernement vous permet d'en chercher d'agréables, pour „moy je n'en néglige aucunes. Vous m'avés fait l'honneur de me dire que c'est „un assés bon métier que le Ministère sans être chargé des expeditions.

„Je m'informe de vos plaisirs; j'ay vû que vous ne mépriisiés pas entière„ment les spectacles; je les suis très fidèlement, j'ay une loge à l'opéra et l'on „me reproche de faire le jeune homme en partant de Versailles l'après midy „pour venir à l'opéra, et retourner le même jour à Versailles. M. de Sinzendorff „a vu assés souvent nos comédies et opéras . . je luy donne à diner aujourdhuy „et assurément sera célébrée très magnifiquement . . . je ne vais guères à la „chasse, vous ne l'aimés pas bien aussy. On me parle des augmentations de vos

„Palais dedans et dehors la ville et du château de Neyoff (Hof). Je m'informe „de votre santé plus que de toute autre chose, on m'assure qu'elle est excellente. „Dieu vous la conserve autant que je le désire.

„Honorés moy toujours d'un peu de part dans vos respectables bonnes „graces; je m'en flatte, je crois les mériter par la parfaite vénération avec laquelle „j'ay l'honneur d'être . . .

„M. de Richelieu m'a dit que vous aviés bien voulu le charger d'une petite „caisse du caffé de votre jardin pour me la remettre; on ne retire rien des mains „de cet homme là et je luy en ay fait plaintes des très sérieuses . . .

[4]) Eugen an Villars. Wien, 11. Dez. 1731. Kriegsarch. „Je reçois toujours „avec un sensible plaisir les marques de l'honneur de votre souvenir et celles que „vous avés voulu me donner, Monsieur, par votre lettre du 22 du mois passé „me sont d'autant plus agréables voyant par le récit que vous y faites que vous „jouissiés d'une parfaite santé, et vous en jouirez une infinité d'années si mes „souhaits sont accomplis, personne n'y prenant plus de part que moy, qui vous „estime et honore autant que vous méritez de l'être, vous asseurant Monsieur, „que mon amitié est toujours la même et que vous pouvez compter sur mon em- „pressement à vous la témoigner. Je n'ay manqué non plus de profitter de „toutes les occasions qui se sont présentées pour vous en renouveller les „asseurances toutes les fois que me l'ont permis les circonstances où nos Maîtres „se sont trouvés, ayant chargé de mes complimens pour vous tous les Cavaliers „allemands que j'ay scu aller en France, et je ne doute non plus que M. le Duc „de Richelieu, M. le Comte de Sinzendorff et feu le Baron de Pentenrieder ne „se soient aquittés de ce que je les ay prié de vous dire de ma part, de sorte que „je ne crois pas avoir donné lieu aux reproches obligeants que vous m'en faites. „Je vous suis bien obligé, Monsieur, des informations que vous avez bien voulu „prendre de mes amusements, et de celles que vous me donnés sur les votres. „Ma curiosité n'a pas été moindre à cet égard, je scais qu'aux heures que vos „occupations importantes vous permettent de destiner à vos plaisirs, vous les „passez en bonne compagnie, que de temps en temps vous fréquentez les „spectacles, que vous avez à votre belle terre des jardins et palais également „délicieux et magnifiques, et que vous jouissez des charmes d'un endroit aussi „superbe, avec l'agrément qu'un autre en a fait la dépense, au lieu que j'ay de „fournir à toute celle que me coute mon jardin d'Icy, et un bâtiment que je „viens d'achever à ma terre de Hoff, n'approchant cependant ni l'un ni l'autre „a la beauté et somptuosité des vôtres, n'ayant fait qu'une maison de campagne „pour loger quelques amis qui viennent me voir lorsque je m'y trouve. Quant „aux spectacles, comme nous n'en avions pas de règle ci-devant, je n'ay pas eu „occasion de les fréquenter et ce n'est que depuis peu que nous avons une espèce „de petit opéra que je n'ay pas encore vu mais que j'iray voir un jour que je „suis désoeuvré, les affaires me prenant beaucoup de temps, et c'est un métier „assez pénible que le ministére à une personne qui n'est pas faite de sa jeunesse „à cette sorte de travail. Les soirées je les passe regulièrement à l'assemblée où „je fais une partie de piquet. Je n'aurois pas entrepris de vous faire ce détail „si vous ne m'en eussiez pas donné occasion, Monsieur, par votre lettre" . .

[5]) Eugen an Villars. Wien, 24. Jänner 1733. Kriegsarch.

[6]) Eugen an Daun. Wien, 22. Auguſt 1733. Kriegsarch.

[7]) Eugen an den Prinzen Friedrich von Württemberg. Wien, 7. Oktober 1733. Kriegsarch.

[8]) Friedrich von Württemberg an Eugen. Mailand, 11., 16. und 17. Oktober 1733. Kriegsarchiv.

[9]) Berichte des Marquis d'Eſte an Eugen im Kriegsarch.

[10]) Karl VI. an Eugen. Wien, 12. December 1733. Hausarch. Ganz eigenhändig. . . . „Wie E. L. auf beyliegendten brief erſehen werdten, ſo bittet darin der Daun, daß „man ihm, was zu ſeiner beſchuldigung fallen ſolt, vndt ſich daryber verantworten konte. „Wie ich nun diſ billig findt, den man kein, weniger ihm gewohnt iſt die justiz auf eige„nes Verlangen abzuſchlagen, alſo die quaestio an resolvirt, ſo werdten E. L. in nächſter „Conferenz weyter das quomodo vberlegen, vndt mir weithers einrathen laſſen, wie es „zu folgen, ob ſchrift- oder mündlich, durch wen, ob eine Commission zu benennen oder „nicht, von wem die Beſchuldigung zu entwerfen, die auf das militar vndt politicum „angeſezt werden kann, vndt was ſonſt der Conferenz weyters mir einzurathen bey„fallen werdt". . .

[11]) Karl VI. an Eugen. Wien, 17. Nov. 1733. Hausarch. Ganz eigenhändig. „Izt „muſ man nicht ſeyern vndt vberall fleiſſig vndt mit ordnung arbeithen, darumb E. L. „diſe meine gedanken eroffnen wollen vndt ihre vernemen, dan nun hoche Zeit forderiſt „bei diſen haklichen vmbſtendten mich forderiſt vndt allein auf E. L. lib, eyfer vndt „eyfrige anſtalten ganzlich verlaſſ".

[12]) Vortrag Eugens an den Kaiſer. 25. Okt. 1733. Kriegsarch.

[13]) Vortrag Eugens an den Kaiſer vom 4. Dezember 1733. Kriegsarch.

[14]) Vortrag Eugens an den Kaiſer vom 17. November 1733. Kriegsarch. Nach dem Berichte des Prinzen von Bevern ſei zwar der Kurfürſt „ganz franzöſiſch geſinnt und habe „er ſogar ſeine über die dermahlige begebenheiten heimlich empfindende Freud, alß er „mit Botta darüber geſprochen, nicht bergen können, dagegen müßte Er auf des ganzen „Landts vor E. K. M. öffentlich ſich zeigende neigung nicht wenig reflectiren und durfte „Etwan Er Churfürſt, wann ihm Einige Vortheil von wegen Toscana oder Montferrat „zugeſagt wurden, in das hieſige Interesse annoch zu ziehen ſeyn".

[15]) Bartenſteins Manuſcr. Hofbibl.

[16]) Eugen an den Grafen Uhlefeld im Haag. Wien, 21. Nov. 1733. Hausarch.

[17]) Eugen an Philipp Kinsky. Wien, 30. Dezember 1733. Hausarch.

[18]) Eugen an Seckendorff. Wien, 9. Sept. 1733. Hausarch. „Da Ew. Exc. in „geſammten Dero lezteren die Sachen an daſigen Hoff in einen ſo verwirrten Stand „beſchreiben und die von den König zu Pilſen mit mir anverlangende Unterredung als „das einzige Mittl anſehen, auf einen beſſeren Fuß dieſelbe wieder zu ſetzen, ſo thue mich „aus Eiffer vor J. K. M. und des Publici Dienſt ungeachtet derer dabey ſich auſſernden „nicht geringen Beſchwerlichkeiten endlich dazu bequemen, und da Kayſ. M. es ebenfahls „vor gut finden, ſo können Sie den König nebſt meiner gehorſambſten Empfehlung bey„bringen, daß ſobald die Nachricht des erfolgten bruchs allhier einlauffet, Ich mich alſo„gleich auf den Weg machen und den Tag des erfolgten Aufbruchs J. M. erinnern „werde. Die Urſache wegen welcher ich dazu komme iſt weilen die ſachen mit dem daſigen „Hoff unmöglich auf den Fuß wie bißhero länger bleiben können und es allzugefährlich

„wäre, in dermaliger Ungewißheit woran man mit dem König iſt, länger zu bleiben, ohne „zu wiſſen, ob Kayſ. M. ſich ſeines beyſtandes und auf was weiß zu verlaſſen haben. „Dann iſt der König in herzen noch wohlgeſinnt und bloß durch falſchen von übelgeneigten „ihm beygebrachten Argwohn irre gemacht, ſo könnte ihm dieſer alsdann benommen und „er wieder auf den rechten Weg gebracht, zugleich auch ihm dargethan werden, daß wenn „Er nicht noch heuer und zwar noch ſo bald möglich Einen theil ſeiner trouppen zu denen „Unſerigen ſtoßen läßet, es faſt eben ſo viel in der That ſeye, alß ob Er Kayſ. M. gar „nicht beyzuſtehen willens wäre, dann in je weniger Kriegsverfaſſung man ſich anheuer „nebſt denen übrigen Alliirten annoch befindet, je größer ſeye die Gefahr, anſtath daß „man den Winther hindurch allhier und anderer Orthen in beſſeren Stand ſich ſetzen und „künftigen Frühjahr der Gefahr nicht mehr wie jetzo wurde exponiret ſeyn. Man bringe „alſo den König bey ſolcher Unterredung hin wo man will oder nicht, Erſteren falls hat „man dasjenige, ſo man wünſchet, und werden anmit die vorderen Kreys und andern „vor das gemeinſame Beſte wohl intentionirte Stände ebenſoſehr aufgemuntert als die „übelgeſinnte abgeſchrecket und in Zaume gehalten, und im zweyten Fall, woſern der „König wider Verhoffen zu deme ſo ſeine allianzmäßige Schuldigkeit erfordert, ſich nicht „bequemen will, ſo weiß man wenigſtens woran man iſt, umb vor jezo und das künftige „ſeine mesuren danach zu nehmen, zumahlen man doch ſchwerlich ohne der Unterredung „zur Sprach denſelben recht wird bringen, dagegen bey dieſer Er ſich nicht entbrechen, „können, ein ſchriftliches Concerto mit mir zu nehmen, welches man ſo deutlich und klar „alß dann zu faßen wird müſſen befliſſen ſeyn, daß dem König keine Ausflucht übrig „bleibet ohne öffentlich wider ſein Wort zu handeln. Ew. Exc. pressiren inzwiſchen die „daſige ſchriftliche Antwort über die ihnen zugeſchickte und zu überreichen anbefohlene „requisition der tractatmäßigen 10000 Mann, damit Kayſ. Maj. nach deſſen beſchaffen„heit ſo zulänglicher mich zu instruiren im Stand ſey“ . . .

[19]) Der König von Preußen an Seckendorff. 6. September 1733. Hausarch. „Wenn „der Kayſer nichts nach Pohlen marſchiren läßt, mögen die Ruſſen thun was ſie wollen. „Paſſiren alsdann die Franzoſen den Rhein, ſo iſt die gerechte Sache für uns“. . . .

[20]) Eugen an Seckendorff. Wien, 21. Oktober 1733. Hausarch.

[22]) Seckendorff an Eugen. 6. November 1733. Hausarch.

[23]) Eugen an Seckendorff. Wien, 25. November 1733. Hausarch. „ . . Daß der „König nach ſeinem bekanten Gemüth leichtlich auf irrigen und falſchen Argwohn zu „bringen, daran habe niemahlen gezweifelt, dabey aber nie vermuthet daß ſich ſelber auf „die arth wie er nun thuet würde verleithen und durch den Chetardie, da er doch zuvor „keinen Franzoſen nie leiden können, ſo einnehmen laſſen, anbey das Schlimmſte iſt daß „auch der Cronprinz in eben denen principiis iſt... Unbegreiflich iſt entzwiſchen wie der „König denen von Seithen Frankreichs ihme geſchehenden verführeriſchen Verſprechen und „lügenhafften Vorſtellungen mehreren Glauben als allen denen ſo Ihme wahrhaft und ſo„lides von ſeinen beſten Alliirten, den hieſigen und ruſſiſchen Hof geſagt wird, beymeſſe, „nachdeme ja ſonnenklar vor Augen liget daß das Pohlniſche weſen ein leerer Vorwand, der „Frankreich und ſeine Aliirte agiren machet, und es Frankreich mit Verſprechung der „Jülich und Bergiſchen Landen eben ſo wenig mit dem König als mit dem Kurfürſten „von der Pfalz, deme es eben das Verſprechen vor das Hauſ Sulzbach gethan und ſogar „ſeine Garantie darüber von ſich geſtellet, mithin einen von beyden, wo nicht alle beyde „zugleich nothwendig betriegen müſſe. Wer wais aber was annoch ſonſt verborgenes zu

„des Königs in Preußen dermalen ganz unbegreiflichen Aufführung Anlaß geben und „durch was andere Vorſchläge und Verſprechen Frankreich ſo viel Ingreß bey ihme nun „findet, wie mir denn im höchſten Geheim zukommen, es ſuche daſige Cron die Römiſche „Königswürde, und daß man Ihme ſolche annoch bey lebzeiten des Kayſers zu wege „bringen wolle, den ſelben in Kopf zu ſetzen, welches ſo wunderlich und chimaerique „es auch ausſiehet, dennoch Ew. Exc. attention obgleich in größter Stille verdienet, „umb zu erfahren, ob ſolches Project dem König oder dem Cronprinzen allſchon beyge„bracht worden, auch was vor einem Ingress bey beyden es gefunden, zumahlen doch „ein ſo gar gähe und violente Veränderung nicht ohne eine beſonders wichtige und „heimbliche urſach zu vermuthen iſt". . . . Man wiſſe nicht wie man über des Königs Betragen urtheilen ſolle, „. . . geſtalten dem Kayſer die vermög des Tractates ſchuldige „10,000 Mann eines Theils nicht zu geben und anderen Theils durch die Einrückung in „das Meklenburgiſche zu verhindern, daß auch Hannover ſeine troupen den Kayſer nicht „zu Hülf ſchicken könne, eine nicht nur allianzmäſſige ſondern eher feindſelige Aufführung „iſt". . . . Auf Eugens Bemerkung, die Römiſche Königswürde betreffend, erſuchte Friedrich Wilhelm dem Grafen Seckendorff „ . . . E. D. zu verſichern, daß er eines „theils als ein treuer Diener des Erzhauſes gewiß ſolche thörichte offerten nicht anhören „wurde, andertheils aber E. D. gewiß glauben konten, daß wann Er auch mit Genehm„haltung von J. K. May. und des ganzen Reiches dazu gelangen könnte, Er in Ewig„keit nicht ſich mit einer ſolchen Laſt beſchweren mogte, indem Er J. K. M. viel hun„dertmal ſchon beklagt mit ſolchen undankbaren Leuten im Römiſchen Reich zu thun zu „haben". . . . Seckendorff an Eugen. 5. Dezember 1733. Hausarch.

[24]) Am 22. Dezember 1733. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[25]) Eugen an Seckendorff. Wien, 13. Jänner 1734. Hausarch. „Aus allen äußert „ſich entzwiſchen immer mehr, daß müſſen Sachen mit Frankreich allda unterlauffen, „die man noch nicht weiß". . . .

[26]) Vortrag Eugens an den Kaiſer vom 4. Dezember 1733. Hausarch.

[27]) Vom 13. November 1733. Hausarch.

[28]) Eugen an Villars. Wien, 11. Dezember 1728. Kriegsarch.

[29]) Der Kaiſer an Eugen. Wien ohne Datum. Ganz eigenhändig. Hausarchiv. „Mon tres cher Prince. Ich hoff das E. L. genug von meiner wahren lib vndt „estime vor dero Perſon persuadirt ſeindt. Sie ſelbſt werdten vrtheilen konen wie „empfindlichkeit vndt ſorgen mir dero eathar macht vndt derf ich mich ſchir en ami be„klagen das Sie mein erſuchen vndt rath nit ehe haben folgen vndt ſich recht nicht haben „ſorgen vndt halten wollen, freyt mich aber das es izt endlich geſchiht vndt thu E. L. „nicht allein noch weyter erſuchen ſondern ernſtlich befehlen das ſie hinführo auch ſich „beſſer halten, Docter rufen vndt alles anwendten was Zu ihrer baldigen geſundheit „notig alles aber auch die negocia ſelbſt vnterlaſſen ſollen wan ſie Ihrer ſo baldiger „geneſung ſchadlich ſein konen. Vndt werd ich diſ vor ein neyes vndt rechtes Zeichen „nemen der lib vndt eyfer die Sie alle Zeit vor mich vnd mein Dienſt erzaigt haben. „Ich mogt gehrn ein wenig greinen aber mit E. L. kan auch izt nit wohl, nochmahlen „recht bitten vndt ſchaſen ſich doch recht abſonderlich bey diſen ſchandlichen wetter in „obacht Zu nemen vndt mir damit baldt den troſt Zu geben Sie baldt geſundt embras„siren zu konen. Dan ſowohl meiner particolar lib vndt Vertrauen gegen E. L. alſ „auch mein Dienſt gahr Zu vill daran gelegen vndt widerholl auch in negocien ſich Zu

„ſchonen bis ſie wenig leichter ſich befindten vndt wo nicht werdt ich eigne hofmeiſter „und aufſeher ſtellen müſſen. Von affairen redt nichts vndt werdt nichts redten bis „ich waiß das es mit den cathar beſſer wirdt. „aurest je ne scais rien antre a dire „si non ponr marque qne vous m'aimez ayez soin de votre sante. je vous „conjure et soyez persuade de ma veritable afeccion estime et entiere con- „fiance envers vous et je vous embrasse de coeur esperant que vous meme me „donnerez bientot des agreables nonvelles de votre sante la qnelle souhai te „qui est et sera tousjours votre Carl.

Der Kaiſer an Eugen. Wieu ohne Datum. Ganz eigenhändig. Hausarchiv. „Mon tres cher Prince. E. L. briſ mit den Seckenſtorfiſchen ſchreiben hab ich nach den „eſſen bekommen vndt obwohlen ich allzeit izt aber mehr alſ nie liber het das ich Sie „ſelbſt babey het ſehen vndt embrassiren konnen weil es ein Zeichen wer von Dero „widter hergeſtelten geſundheit, ſo erſuche ich Sie doch mahlen abſonderlich bey diſen „vblen wetter ſich nicht ehendter auf den hauſ Zu geben bis es die Docter Vor gut vndt „E. L. ſich vollig erholt befindten ... E. L. widter in wenig tagen ſehen vndt em- „brassiren Zu konen, wer was ich an mehriſt wünſchte, allein muſ Zuvor der Catar „gut vndt gahr kein alteracion mehr da ſein, auch die aprobation des Docter, ſonſt „verbith ich es absolut, ſo gehrn ich ſie ſonſt bey mir ſehete, bin auch ihnen sensible- „ment obligirt das meine erinderungen aufgeben haben vndt Sie ſich izt gleich wohl „ein wenig ſchonen dan auf diſen mehr noch ſehe das ſie mich recht liben, das Sie das „was mir das imporstanſte ihr geſundheit in obacht nehmen."

„In vuſern hiſigen disposicionen hof ich geht es fort wie es ſein ſoll, dan auch „wegen der anticipationen von Jndten vndt auf den landtern das notig tractirt werdt; „wan noch was Zu befehlen werden E. L. es erindteren damit nichts vnterlaſſen werdt. „mon Prince gardez votre santé et je n'ay rien a dire non qne je snis et „seres sans varincion tout votre Carl.

[30]) Bartenſteins Manuſcript. Hofbibliothek.

Sechzehntes Capitel.

[1]) Kriegsarchiv.

[2]) Der Herzog von Württemberg an Eugen. Wildbad, den 14. März 1734. Kriegsarch.

[3]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 26. April; Waghäuſel, den 1. Mai 1734. Hausarch.

[4]) Der Kurfürſt von Trier an Eugen. Ehrenbreitſtein, 4. 5. 6. Mai 1734. Kriegsarch.

[5]) Der Kurfürſt von Mainz an Eugen. Mainz, den 4. Mai 1734. Kriegsarch.

[6]) Prinz Wilhelm von Heſſen-Caſſel an Eugen. Caſſel, 29. April 1734. Kriegsarch.

[7]) Eugen an den Kaiſer. Waghäuſel, 1. Mai 1734. Hausarch. ... „wo Ein jeden „Stand, der Mannſchaft anverlanget, ſollte gegeben werden, Ein armée zuſamb zu brin- „gen in villen Monathen nicht möglich wäre und man annebenſt in die Gefahr ſich ſetzte, „daß von dem eindringenden Feind ein Theil der Truppen von den andern abgeſchnitten „und ſolglich Ein Corps nach dem andern übern Hauffen geworfen werden würden"....

[8]) Eugen an den Kaiſer. Bruchſal, 5. Mai 1734. Hausarch.

[9]) Hausarchiv.

[10]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 14. Mai 1734. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Mon „très cher Prince. Vor Allen bindte E. L. ein vndt bitt auf Dero mir ſo nötig lib vndt „ſchatzbare Geſundtheit acht zu haben, in vbrigen wie ich hof daß E. L. wie ſie allzeit „angetragen vndt ich ihrer meinung wahr, die mehrer trupen werden beraiten machen. „In Vbrigen riponir vollig auf ihr eyfrig vndt erfahrene dispositionen vndt erwart „vber ein vndt anderes heuntiger expedicion Dero weytere Meynung et ie vous em»brasse de coeur“...

[11]) Wurden nicht aufgefunden.

[12]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 20. Mai 1734. Hausarch. Der Kaiſer antwortete hierauf am 5. Juni 1734 eigenhändig: „Mon tres cher Prince. Mein groſter „troſt iſt auf E. L. briefen ſowohl von 22. als 27. vorigen monaths mit mehrern zu „ſehen daß E. L. bei allen fatiguen ſich Gott Lob ganz wohl befindten, dan an Dero „geſundheit ſowohl meiner lib vndt vertrauen in dero perſon als meinen Dienſt alles „gelegen iſt. Die forgfahlt die E. L. bey izigen annoch nicht glücklichen vmſtandten vor „mein geſundtheit tragen, zeigt mehrers Dero lieb vndt eyfer vor mich, allein bey ſo villen „fataliteten, ſo auf einmal mir und meinen landern zugeſtoſſen, iſt nicht moglich daß es „ohne einig empfindtlichkeyt verluſt vndt zorn ablauf vndt kan mich nichts mehr troſten „alſ oft von E. L. geſundtheit vndt operiren wie bis anhero ofters erfreyliche nachrichten „zu hören, ſonſt haben ſich E. L. wegen mir nicht zu ſorgen, dan nach den alten ſprich„worth vnkraudt nicht leicht verdirbt“ .... „Le plus que m'importe,“ſagt der Kaiſer „am Schluſſe dieſes Schreibens, »et que je vous conjure, mon cher prince, est que »vous ayez tous les soins imaginables de conserver votre à moy si chere et »importante santé, que vous preniés dans les marches et dans tout autres occa»sions toutes les comoditez possibles considerant qu'on peut pas faire tout ce »qu'on a fait vint ou tant années passées, et de penser que vous etes seul mon »prince dans qui j'ay mon entiere confiance en tout et qu'en vous embrassant »de coeur Je suis et serés toujours tout votre Carl“ ...

[13]) Conferenzprotokoll vom 6. Februar 1734. Hausarchiv. „Von Churbayern iſt „absolut nichts gedeyliches ſich zu verſprechen, da man alldorten auf den Heurathsvor„ſchlag durchaus verſeſſen, dieſem hingegen wegen gänzlicher disproportion des Alters „von hieraus nicht ſtattgegeben werden könndte, auch aus allen umbſtänden klar abzu„nehmen ſtündte, daß die drei vereinigten Churfürſten mit Frankreich und deſſen Bunds„genoſſen ſtark verwickelt ſeyn müßten. Es wäre alſo in deme ganz recht von Königsegg „beſchehen daß er dem Heurathsantrag gänzlich ausgewichen; hätte auch in deme nicht „unrecht gethan, in die Specialerwegung der vermeintlichen Churbayriſchen anſprüche „nicht einzugehen. Doch würde nichts geſchadet haben, wenn er ohne in ohnnuzen wort„ſtreit ſich einzulaſſen, mit mehrern nachdruck dem Unärtl über den letzteren punct „begegnet und ihme zugleich erwidrigt hätte, daß wenn ſolch vermeintliche Anſprüche „jemahlen zum Vorſchein kommen ſollten, man ſie ſtandhaft zu widerlegen allhier gar „nicht verlegen ſeyn würde.... Die dem Königsegg widerfahrende außerordentliche „Ehrenbezeugungen dürften die Abſicht haben, den Churbayriſchen Unterthanen glauben „zu machen, als ob der Churfürſt mit J. K. M. einverſtanden wäre“...

[14]) Eugen an den Kaiſer. Waghäuſel, 1. Mai 1734. Hausarch.

[15]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 9. Mai 1734. Hausarch.

[16]) Voriges Schreiben.

[17]) Eugen an Georg von Heſſen. Sinzheim, 7. Mai 1734. Kriegsarch.

[18]) Sämmtliche Schreiben aus Heilbronn vom 12. Mai 1734. Kriegsarch.

[19]) Kriegsarch.

[20]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 16. Mai 1734. Hausarch.

[21]) Eugen an den Herzog von Berwick. Heilbronn, 15. Mai 1734. Kriegsarch.

[22]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 20. Mai 1734. Hausarch.

[23]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 27. Mai 1734. Hausarch.

[24]) Seckendorff an Eugen. 21. Oktober 1733. Hausarch.

[25]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 1. Mai 1734. Hausarch.

[26]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 27. Mai 1734. Hausarch.

[27]) Wutgenau an Eugen. Philippsburg, 22. Mai 1734. Hausarch.

[28]) Kausler. II. 721.

[29]) Seckendorff an Eugen. 20. April 1734. Hausarch... „Röder, dieſer ſehr diffi„eile, abgelebte und in's Feld wenig Luſt mehr habende Mann“...

[30]) Eugen an Röder. Heilbronn, 27. Mai 1734. Kriegsarch.

[31]) Eugen an Seckendorff. Heilbronn, 27. Mai 1734.

[32]) Seckendorff an Eugen. 12. Juni 1734. Hausarch.

[33]) Seckendorff an Eugen. 5. Juni 1734. Hausarch.

[34]) Seckendorff an Eugen. 22. Juni 1734. Hausarch.

[35]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 11. Juni 1734. Hausarch. „Dagegen erindert er „auch (Prinz Ludwig von Württemberg) daß ein groſſer theil der Infanterie in den ge„brauch des Feyergewehr auf mangel des exercicii ſo wenig erfahren, alſo daß etwelche „grenadier von vnſ ſelbſt erſchoſſen wordten, auch die oficir ein ſolchen vnglück expo„nirt ſein, hab alſo den Kriegsrath befohlen vndt werdt notig ſein ernſtlich inskünftig dis „zu remediren zu gedenken“...

[36]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 10. Juni 1734. Hausarch.

[37]) Voriges Schreiben.

[38]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 12. Juni 1734. Hausarch.

[39]) Eugen an den Generalkriegscommiſſär Neſſelrode. Heilbronn, 15. Juni 1734. Kriegsarch.

[40]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 19. Juni 1734.

[41]) Eugen an den Kaiſer. Adelshofen, 22. Juni 1734. Hausarch.

[42]) Eugen an den Kaiſer. Bruchſal, 26. Juni 1734. Hausarch.

[43]) Eugen an den Kaiſer. Bruchſal, 29. Juni 1734. Hausarch.

[44]) Eugen an den Kaiſer. Wieſenthal, 3. Juli 1734. Hausarch.

[45]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 29. Juni 1734. Hausarch.

[46]) Eugen an den Kaiſer. Bruchſal, 29. Juni 1734. Hausarch.

[47]) Eugen an den Kaiſer. Wieſenthal, 6. Juli 1734. Hausarch.

[48]) Eugen an den Kaiſer. Wieſenthal, 17. Juli 1734. Hausarch.

[49]) Eugen an den Kaiſer. Wieſenthal, 19. Juli 1734. Hausarch... „Zuvorderiſt „bedaure daß E. K. M. die übergab von Philippsburg hiemit erindern muß; Wut„genau hat ſein Eüſſerſtes undt all Jenes gethan, ſo von Ein rechtſchaffenen Commen„danten anverlanget werden mag. Ich meines orths habe auch ſicherlich nichts unter„laſſen, auf das genaueſte alle Umſtände zu erwegen, ob und auf was weiß Es möglich „ſeye, den Platz zu Entſetzen, und bin zum öftern ſelbſt alle gegenden recognosciren

„geweſen; verſchiedene projecten ſeynd zu dem Ende Entworfen worden, theils wie „man von des Rheines Seithen einen succurs bei Ruſſenheimb hineinwerffen, theils „wie man bey Knautenheimb ein attaque auf daß retranchement vornehmen, theils „wie man Ein generale affaire und ſelbe von mehr als einer Seiten angreifen könnte. „Zu dieſen letzteren hat der Herzog von Würtemberg, die zwei andern Feldmarſchalls „aber weniger zu incliniren geſchienen, nachdem deß Feindts retrenchement von „einer ſtärkhe, dergleichen faſt nicht geſehen, ſelber auch mehrere Infanterie alß wir „gehabt hat, vornembſt beede gar vernünftig angemerkt haben, daß ein großer theil der „hieſigen Armee ſonderlich an Infanterie aus unerfahrnen neuen trouppen beſtehe, die „zu einer ſo gar ſcharfen ataque nicht wohl tauglich wären, welches bedenkhen, da ich „ſolches, ohne es anderen zu offenbaren, ſelbſt nur allzuſehr Erkenne, eines der vornehm- „ſten, ſo mich ein general affaire zu unternehmen abgehalten haben, in betracht daß wann „dieſe, wie Es natürlicher weiß zu befürchten war, unglücklich ausgeſchlagen wäre, „nicht nur die armee verlohren, ſondern ein andere bey dermahligen Umbſtänden zu- „ſammen zu bringen nicht möglich geweſen wäre, alßdann der feinth vier bis fünf Mo- „nath noch vor ſich gehabt hätte, ſeine Macht wohin er gewolt hätte, ohne einigen Wider- „ſtandt zu wenden. Der Zuſtand der Sachen in der Lombardie ware eine zweite urſach „warumben einen ſo gefährlichen ſtreich zu unternehmen mir nicht gethrauet, vor Allen „aber die rückſicht auf Churbayrn, der bekanntermaßen gleich dem Churfürſten von Cöln „und Pfalz anſehnlich armirt iſt und allen anſehen nach, ſobald der hieſigen armee „ein unglükh widerfahren wäre, Entweder mit der deß Feindes ſich conjugiret oder ein „Jeder vor ſich in die Erbland Ein Einfahl gemachet hätte, zur Zeith da weder in Hun- „garn noch anderer Orthen von Truppen was vorhanden, ſo man zu widerſetzen ver- „möget oder ſich bemüſſigt geſehen hätte, umb das gröſſere übl zu verhindern, die armee „auß der Lombardie vollends heranßzuziehen, alßdann E. K. M. nichts anderſt übrig „geblieben wäre, alß blind ſo zu ſagen alle von E. K. M. anverlangende bedingnuſſen „Einzugehen, anſtath daß ſo lang die armee allhier beyſahmen, die Erblanden bedehket, „Churbayrn in Zauhm gehalten, des Feindts weithere progressen den Feldzug hindurch „verhindern und man nach beſchaffenheith der Umſtände auch unſrerſeiths Etwas zu un- „ternehmet in ſtand ſich haltet; allwelche betrachtungen ſo erheblich mir gedunkhet, daß „vor Dero A. h. Dienſt weith beſſer zu thun vermeinet, Philippsburg, ſo ſchwer es mir „auch angekommen iſt, verliehren zu ſehen, alß die armee durch eine allzugefährliche „attaque in den hazard zu ſetzen, gleichfahls mit verlohren zu werden. Umb nichts un- „verſucht zu laſſen, lieſſe Ruſſenheimb vor ſechs tägen zu nachtszeith beſetzen; die Durch- „ſchnitt von da auß vornehmen, nnd Alles zu Einwerfung eines succurs in Philipps- „burg zubereithen, ſo auch allen Anſehen nach gelungen hätte, wan nicht Eben zum „unglükh der Rhein und mit dieſen das in das feindtslager von ſelber ſeithen Eingeleitete „waſſer wieder gefahlen wäre, anmit das ſo wohl ſich angelaſſene project zu nichts wor- „den. Die Arbeithen gegen deß feindeß rechten fliegel und alle andere in mein successive „abgeſtatheten berichten angeführte dispositiones habe Ebenfahlß bei Knauttenheimb „mit Nachdrukh fortſetzen laſſen, und wurde geſtern mit nochmaliger überlegung der drey „Feldmarſchall den entſchluß, ob Ein attaque alda zu hazardiren, genohmen haben, „obgleich dieſelbe wegen der vielfältigen batherien nnd flêchen, die der Feind innerhalb „des retranchements daſelbſt genohmen, allen anſehen nach fruchtlos abgeloſſen und eine „menge leuth umbſonſt geopfert worden wären, ich mich ſchwerlich dazu Entſchloſſen

„hätte. In Erwägung all dieſer Umſtände hoffe daß E. K. M. meine Aufführung zu „genehmigen geruhen werden“. . .

An Sinzendorff ſchrieb der Prinz an dem gleichen Tage: . . . „j'ay cru mieux „faire de perdre la place seule que l'armée en même tems, l'attaque n'ayant „pas pu réussir, à en juger naturellement, où nous courions risque de voir „abimée toute notre Infanterie, sans avoir de quoi la remplacer après la situa„tion malheureuse des affaires d'Italie, qui etoit une raison de plus à ne pas „me permettre un coup aussi dangereux. Je prendray les arrangemens con„venables pour que l'Ennemi profite de cette conquête le moins qu'il sera „possible, et pour l'empêcher de ne rien entreprendre de considérable. Peut„être la perte de Phillippsbourg servira-t-elle à ranimer les puissances „maritimes et à les faire enfin sortir de la létargie où elles se trouvent; „je n'y vois néanmoins guère d'apparence aucune, et je suis curieux si „Walpole, comme on prétend, viendra ici ou à Vienne, et s'il osera produire „un plan de pacification tel que j'appreus de bon lieu que les Ambassadeurs „Anglois et Hollandois auroient proposé à Paris“ . . .

„En attendant nous souffrons par une conduite si impardonnable, et „l'Empereur sera épuisé d'une maniere qu'il se trouvera hors d'état de con„tinuer ses efforts, à moins qu'il ne soit assisté aussi prompt que vigoureu„sement que le besoin l'exige, sans quoi je ne scais comment les affaires „iront. On a très bien fait à mon avis de ne pas avoir refusé les bons offices „en même tems que l'on a parlé clairement à Robinson et Hamel Bruyninx „sur l'acomplissement de leurs engagemens, important trop à S. M. de „savoir à la fin précisément à quoy Elle en est avec Ses Alliés“ . . .

[50]) Hausarchiv.

[51]) Seckendorff an Eugen. 27. Febr. 1734. Hausarch.

[52]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 11. März 1734. Kriegsarch.

[53]) Seckendorff an Eugen. 8. Mai 1734. Hausarch.

[54]) Eugen an Seckendorff. Heilbronn, 20. Juni 1734. Hausarch.

[55]) Der König von Preußen an Eugen. Berlin, 29. Juni 1734. Kriegsarch. „Vous agréerés s'il vous plait que je vous envoye mon fils le Prince Royal „qui brûle d'envie de faire la campagne sous vos yeux. Comme je me flatte „que sa conduite répondra à mes voeux, Vous m'obligerés infiniment si vous „voulés l'honorer de votre affection et de vos sages conseils afin qu'il puisse „se former de plus en plus dans le métier de la guerre sous la direction „d'un aussi grand Général. Mon beau fils le Margrave Frédéric et mes Cousins, „les Princes Henry, Charles et Guillaume s'etant mis de la partie, je vous les „recommande en même temps, en vous priant de leurs accorder aussi „l'honneur de votre protection et bienveillance. Cependant, puisqu'il faut que „je fasse un tour dans mon pays de Clève, je ne puis pas me dispenser de „prendre la route qui me mènera par l'armée Impériale pour avoir la satis„faction de vous rendre ma visite. Le Comte de Seckendorf n'aura pas manqué „de Vous faire un plus grand détail de mes sentimens“. . .

[56]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 19. Juni 1734. Hausarch. Er beſpricht die „Intriguen zu Berlin wider des Cronprinzen Anherreiſ, wogegen nicht nur Chetardie,

„ſondern auch die Königin arbeithet, iſt alſo unſicher ob ſelber noch anherokommt, wo „Er aber erſcheint ſo werde all mögliches thun vor E. K. M. Interesse ſelben zu gewin„nen und die bishero Euſſernde franzöſiſche principia verliehren zu machen“. . .

[57]) Während dieſer ganzen Zeit berichtet Eugen kein Wort über den Kronprinzen an den Kaiſer, als daß er am 10. Juli 1734 aus Wieſenthal deſſen Ankunft mit den Worten anzeigt: „der Cronprintz von Preußen iſt mit denen anderen brandenburgiſchen „Printzen ſeith drey Tägen allhier und campiret bey ſeinen trouppen, allwo auch der „zwiſchen zwey und drey Tägen Erwarthet werdende König campiren wird“. . .

[58]) Eugen an den Kaiſer. Wieſenthal, 19. Juli 1734. Hausarch. . . . „Der König „von Preußen hat von affairen noch gar nichts gegen mich geſprochen, dagegen mit „Seckendorff diſen morgen Ein ſeltſamen discurs wegen des Stanislai und des zu „deſſen auffſuchung nachgeſchickhten Ruſſiſchen detachement geführt, ſo durch Secken„dorff zu Papier bringen und E. K. M. demnächſt zuſchikhen werde. Solte er mir daven „ſprechen, ſo werde jenes ſo hierinfahls ſo wie in all übrigen zu E. K. M. dienſt ſinde, „Ihme beſtens zu insinuiren ſuchen, gleich auch demſelben wegen des Chetardie „ganz klahr geſagt habe, daß Es mit unterthänigſten respect zu melden Ein nichts„nutziger Kerl, der ihme hundert unwahrheiten vorſage und es Ein ſchand vor ihme „König ſeye, bey ſein Hof ſelben zu gedulden“. . .

[59]) Aus Trebur. Hausarch.

[60]) Eugen an den Kaiſer. Heidelberg, 4. Sept. 1734. Hausarch.

[61]) Eugen an den Kaiſer. Heidelberg, 9. Sept. 1734. Hausarch.

[62]) Undatirtes Schreiben des Kaiſers an Eugen im Hausarchive. In demſelben Reſcripte heißt es noch: „E. L. iſt am beſten bekandt daß Frankreich nicht minder „Preußen als Churpfalz mit contradictoriſchen Verſprechen (über Jülich und Berg) „ſchmeichle, und daß obgleich recht unbegreiflich iſt, daß beede Theile von dieſer Cron „ſich ſolchergeſtalth verblenden laſſen, dieſelbe dennoch um es zu bewürken Mittl und „Weg gefunden habe. Nicht minder iſt es bekannt, daß Eben von darumben, weillen „Chetardie ſo groſſes gehör in Berlin gefunden und man ſich mithin auf Ein aufrich„tig gute Geſinnung von ſeithen des Preußiſchen hofs eine Zeith hero nicht wohl ver„laſſen können, mir von Preuſſen ſelbſt die mittl abgeſchnitten worden, zu ſeinen Behuf „ſo weith fürzugehen als anſonſt bey jetzigen Umſtändten ſich in den Fall fürzugehen „Mittl und Weg gezeigt haben wurden, wenn der König, wie es der Allianztractat mit ſich „bringt, mit mir gleichſam vor einen Mann geſtanden wäre. Alles dieſes dünket mir gar „dienlich zu ſeyn den Cronprinzen beyzubrigen und ihn von der Sachen völligen verlauf „auß den Grund zu belehren, von meiner aufrichtigen Freundſchaft suppositis suppo„nendis Ihn zu verſichern, herentgegen nichts unangeführt zu laſſen was Ihme den „franzöſiſchen betrag verdächtig erſcheinen zu machen vermögend iſt, und hätte ich meines „Orths kein bedenken, daß ihm der im J. 1728 geſchloſſene tractat mitgetheilt werde. „Denn derſelbe ihm in Gegenhaltung deſſen wie Frankreich und Holland in der Jülich „und Bergiſchen Erbfolgſach zu Werk gehen, überzeugen wird daß ſein Intereſſe erheiſcht, „an mich ſich zu halten, und allzeit gut daß man wiſſe, ob Er den Inhalt ſothanen „tractats vergnüglicher als ſein Vatter nachleben wolle, dan diſer ihn ſicherlich in denen „wenigſten puncten Erfühlet, wo dann daß ſchlimmſte von allen iſt, daß ich einſeithig „daran gebunden ſeyn ſolle, ungeacht andererſeits den reciproque übernohmenen ver„bindlichkeithen gar ſchlechtes genügen geſchiehet“. . .

[63]) Aus Heidelberg. Hausarch.

[64]) Preuß. Friedrichs Jugend. 254.

[65]) Ranke. Neun Bücher Preußiſcher Geſchichte. III. 487.

Siebzehntes Capitel.

[1]) Eugen an Sinzendorff. Wieſenthal, 19. Juli 1734. Kriegsarch.

[2]) Gutachten des Feldmarſchall-Lieutenants von Schmettau. Bruchſal, 23. Juli 1734. Kriegsarch.

[3]) Der Kurfürſt von Mainz an Eugen. Mainz, 20. Juli 1734. Kriegsarch.

[4]) Eugen an Wallis. Bruchſal, 23. Juli 1734. Kriegsarch.

[5]) Eugen an den Feldzeugmeiſter von Rodt. Bruchſal, 25. Juli 1734. Kriegsarch.

[6]) Eugen an den Kaiſer. Ladenburg, 3. Gernsheim, 7. Trebur, 10. Auguſt 1734. Hausarchiv.

[7]) Eugen an den Kaiſer. Trebur, 14. Aug. 1734. Hausarch.

[8]) Eugen an den Kaiſer. Weinheim, 17. Aug. 1734. Hausarch.

[9]) Eugen an den Kaiſer. Heidelberg, 24. 28. 31. Aug. 1734. Hausarch.

[10]) Eugen an den Kaiſer. Heidelberg, 4. Sept. 1734. Hausarch.

[11]) Der Marſchall d'Aſfeld an Eugen. Offenburg, 16. Sept. 1734. Kriegsarch. „Comme vous en avez plus des nôtres que nous n'en avons, je feray donner „des receus de ceux qui n'ont pu être échangés“ . . .

[12]) Inſtruktion für den Herzog von Württemberg. Heidelberg, 30. Septemb. 1734. Kriegsarchiv.

[13]) Eugen an den Kaiſer. Heidelberg, 25. September 1734. Hausarch.

[14]) Eugen an den Kaiſer. Heidelberg, 9. Sept. 1734. Hausarch. . . . „wäre gut „denſelben (Seckendorff) den Winter über bey dem Herzog von Württemberg zu laſſen, „um ſelben mit guten Rath ſowohl in militaribus alß anderen Geſchäften an Hand zu „gehen, zumahl es auch um ihn nicht an Leuthen fehlet, die von Neutralitätsgedanken „ſprechen, und den an ſich ſehr eyfrig und wohlgeſinnten Herzog in Dinge, die er nicht „begreifet, hineinziehen kunten.

[15]) Eugen an Seckendorff. Heilbronn, 8. Juni 1734. Hausarch.

[16]) Eugen an den Kaiſer. Heidelberg, 4. Sept. 1734. Hausarch.

[17]) Undatirtes Schreiben des Kaiſers an Eugen. Hausarch. . . . „Mir iſt der Fürſt „Lichtenſtein beygefahlen, weis aber nicht ob er ſich hiezu bequehmen werde; doch da„ferne Er mit den Preyſſiſchen Cronprinzen gut ſtunde, ſo wurde Er in Anfang zu Ab„legung der Condolenz Complimenten und was bey dieſer Gelegenheit weyters anzu„bringen ſeyn wird, zu widmen ſeyn, dann hiezu jedesmahl Perſohnen von der erſten „nascità nnd von Anſehen beſtimmet worden“ . . .

[18]) Ludwig von Württemberg an Eugen. Mantua, 18. März 1734. Kriegsarch.

[19]) Eugen an Merey. 20. März 1734. Kriegsarch.

[20]) Eugen an Ludwig von Württemberg. 20. März 1734. Kriegsarch.

[21]) Kriegsarchiv.

[22]) Mercy an Eugen. San Benedetto, 4. Mai 1734. Kriegsarch. (Alle Schreiben Mercy's ſind wegen deſſen andauernder Erblindung in ſeinem Namen von dem Hof- und Feldkriegsſecretär Joh. Chriſtoph von Keßler unterſchrieben.)

[23]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 1. Juni 1734. Hausarch. „... Daß E. K. „M. den Entſchluſſ genohmen den Feldtmarſchall Grafen Königsegg unverzüglich zur „Armee in die Lombardie abzuſchikhen, deſſen hat Es ſo nöthiger gehabt, alß Es einmahl „unmöglich geweſen wäre, daß der Mercy ſo lang er blind und auf dreißig oder mehr „Stund davon abweſend, dieſelbe commandiret hätte, ſo nichts als unordnung und ein „leicht entſtehendes unglückh hätte darauf werden können."

[24]) Mercy an Königsegg. S. Proſpero, 19. Juni 1734. Kriegsarch.

[25]) Eugen an den Kaiſer. Heilbronn, 19. Juni 1734. Hausarch.

[26]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 28. Juni 1734. Hausarch. Ganz eigenhändig.

[27]) Eugen an den Kaiſer. Wieſenthal, 19. Juli 1734. Hausarch.

[28]) Königsegg an Eugen. Revere, 16. Juli 1734. Kriegsarch.

[29]) Eugen an Königsegg. Bruchſal, 27. Juli 1734. Kriegsarch.

[30]) Königsegg an Eugen. 27. Auguſt 1734. Kriegsarch.

[31]) Eugen an Königsegg. Wien, 27. Oktober 1734. Kriegsarch.

[32]) Der Inhalt des äußerſt ausführlichen Schreibens, welches Graf Königsegg eigenhändig an den Kaiſer richtete, iſt in dem betreffenden Conferenzprotokolle eingeſchaltet.

[33]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 25. Oktober 1734. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Mon tres cher Prince. hie ſchike E. L. beykomendten eygenhandigen brif von Konigſeck, „welchen ich in allen ſein Vmbſtandten ſo haklich, bedeutlich vndt wichtig findt, daß wan „E. L. nit dabey was zu erindern vndt ſondern anſtandt findten, ich notig findt, daß „ihn E. L. in der klein Conferenz circuliren laſſen mit den Beyſaz daß weil hofcanz„ler nicht hir, harrach diſen brief durch den Partenſtein zuruckſchik vndt diſer davon ein „Vortrag auffeze (welcher auch ad manus der minister von conferenz zuvor circulir) „vmb ſelben in erſter Conferenz vor mir vorlegen vndt vberlegen zu konen. Glaub E. „L. werdten ihn mit mir ſehr wichtig vndt haklich findten, weſſentwegen auch gut, ia notig „findtete, daß Konigſeck (wenn E. L. nicht ein ſonders bedenken findten vndt mir meldten) „auf daß ehiſt herauſkombt vmb mündlich vber ſelbe mehrers ſein erlayterung vndt mai„nung ofnen zu konen, wo derweyl der Wallis den Commando vorſtehen konte."

„Auf diſen werdten E. L. vndt ich in den vorderiſt noch mehr bekraftigt, was Sie „mir geſtern mündlich ſo eyfrig gemeldt, daß man in vnſeren intrinseco mit allen ernſt, „vigor vndt eyſer all auſerſte krafften in vnſern innerlichen anſpannen vmb ſich in Zeit, „daß iſt ſo früh moglich in ſtandt zu ſezen vndt darin allerſeith beſtandig vndt eyfrig „handt anleg vnd kein augenblik dariu verſaumb, wo vnter andern wie auch mit E. L. „geſtern geredt, hechſt notig findt, daß ein gut vndt erfahrner General der Cavallerie „(welchen E. L. tauglich findten zu machen) in Walliſchlandt ohn Verzug geſchikt werdte, „dan es ſelbe Cavallerie hochſt notig hat, woyber E. L. erfahrne mainung erwahrt. Mon »cher prince, ayez soin de votre santé, prenez bien garde au rhume afin que »vous me conservez la personne que j'aime et estime le plus comme tout votre

Carl.

[34]) Eugens Gutachten. Wien, 5. Februar 1735. Hausarch.

[35]) Sinzendorffs Gutachten. Es iſt gleich den übrigen Boten dem betreffenden Conferenzprotokolle beigeſchloſſen.

[36]) Bartenſteins Manuſkript. Hofbibliothek.

[37]) Eugen an Philipp Kinsky. 6. April 1735. Hausarch. „Je suis du sentiment „de V. E. que non obstant le peu de fond qu'il y a à faire sur les bonnes inten-

„tions dn Ministère, il n'y a pas d'antre parti à prendre dans les conjonctnres „où nons nous tronvons qne celuy d'accepter pnr et simplement le plan, et qn'il „n'y a que trop à craindre qne l'Espagne et la France ne l'accepteront pas, aussi „longtems surtont qu'ils remarqneront aux pnissances maritimes un éloigne- „ment aussi grand de la guerre, vû qne dans cette heureuse situation pour les „Alliés rien ne peut les empêcher de pousser les choses aussi loing qu'ils vou- „dront; un aveuglement aussi grand que celuj des pnissances maritimes est „inconcevable, et le Roy et la nation n'auront qne trop de sujet nn jour de „s'en repentir" . . .

[36]) Conferenzprotokoll vom März 1735. Hausarch.

[37]) So ſchrieb Eugen an Diemar am 6. Juli 1734: „il faut des effets et non „des paroles . . . A voir l'indolence avec laquelle les pnissances en agissent, il „paroit qne c'est la maison d'Autriche qui est trop pnissante et qne celle de „Bonrbon l'est trop peu, et qn'après avoir sacrifié à cette dernière par le mal- „hereux traité d'Utrecht l'Espagne et les Indes, on vent encore leur faire don- „ner les Etats qn'en vertu de ce même traité étoient restés à l'Empereur en „Italie. Il ne tenoit qn'à l'Empereur, recherché alors par la France et l'Espagne „à se joindre à ces deux Couronnes à des conditions bien plus avantageuses „qne celles aux quelles il s'est uni par le traité de Vienne aux deux puissances „maritimes. Sans balancer il a néanmoins préféré leur union comme la plus „naturelle aux intérêts réciproques et au bien de toute l'Europe. Il lenr a sa- „crifié l'avantage dn commerce de ses sujets; c'est en lenr considération qu'il „a consenti à l'introdnction des Espagnols en Italie, et non obstant les engage- „mens les plus clairs et solennels, elles en agissent comme si l'affaire ne les „regardoit en rien . . . Abandonné de tous, il faudra bien qne l'Empereur „malgre luy cède enfin et que pour sanver ses Etats il se porte à des ré- „solutions aux quelles il n'auroit jamais songé" . . . Im Oktober desſelben Jahres ſchreibt Eugen an Diemar: „On regarde en Angleterre et Hollande les „conquetes rapides de la maison de Bourbon comme si la chose ne les tonchoit „en rien, on affecte de disputer sur l'existeuce du casus foederis, lorsque l'An- „gleterre est l'uniqùe cause que l'Empereur a fait entrer les Espagnols en Ita- „lie, sonrce de tons ces malheurs, et lorsque ce Monarque n'a fait aucnn pas „dans les affaires de Pologne sans la participation de cette Cour, on s'amuse „à offrir des bons offices en place de remplir ses engagemens les plus clairs et „indispntables, lorsqu'on ignore aussi peu à Londres qn'a la Haye qne l'Am- „bassadeur de France a déclaré positivement au Grand-Vizir que qnelqne chose „qui arrive, sa Cour ne feroit point la paix durant cet hyver; on regarde avec „une docilité inconcevable l'armement de mer qu'on pousse à tonte force en „Espagne et France; en Hollande on vante la conduite des Princes de l'Empire „qui se sont déclarés ponr la neutralité après que la France a attaqué sans le „moindre sujet l'Empire, on voudroit détacher si l'on pouvoit, la Czarine de „l'Empereur, on crie sur la violation du traité de barrière en ce que l'Empereur „a tiré quelques troupes des Pays-Bas dans un temps où les Pnissances mari- „times ne remplissent aucun de tant de traités qui subsistent entre elles et „l'Empereur" . . . Am 8. Dezember 1734 aber ſchreibt der Prinz an Diemar: .. „si

„c'est ainsi qne les traités les plus solennels et les engagemens les plus clairs „se dolvent execnter, il est inntile d'en faire à l'avenir. L'Empereur sera la „victime de sa bonne foy, mais les effets en rejailleront très certainement nu„tant sur les autres que luy“ . .

Achtzehntes Capitel.

[1]) So ſchrieb der Kaiſer am 6. Juni 1734 an Eugen: „. . . Je vous recomande „pour amour de moy votre précieuse santé et je vous embrasse de coeur comme „toute mn confiance, comme votre veritable nmi qui vous nime et estime.“ Am 28. Juni 1734 aber ſagt er ihm: „le principal est, mon cher prince, et qni „m'importe plus que tout le reste la conservation de votre personne et le soin „de votre santé, rien me presse plus que cela et comme vous serez persuadé „que je m'interesse plus qu'aucnn ponr votre gloire, dans le même temps je vous „prie de ne vous trop exposer et considerer que n mon service a mon interest „et n mon particnlier rien importe tant que votre personne. Je vous la recom„mnnde donc comme la mienne pour qui je scais vous avez tout l'amour „zele et consideration imaginable. Conservez moy donc dans votre memoire „et croyez moy avec tout amour, reconnaissance et confiance imaginable tou„jours tout tout votre Carl. Schon am folgenden Tage ſchreibt er wieder: „mais „nvant tout, mon Prince, conservez moy votre personne ce qui est mon unique „consolacion et confiance.“ Im September 1734 wiederholt er: „Il ne me reste „que de vous repeter que j'ay tonte ma confiance seul en vous, et vous conjure „que vous me conserviez votre personne de laquele je suis en peine dans ce „manvais et hnmide snison.“

[2]) Eugen an den Kaiſer. Wien, 10. Nov. 1734. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[3]) Eugen an den Kaiſer. Wien, 8. Dez. 1734. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[4]) Sie befindet ſich im Hausarchive. Die Briefe des Kaiſers ſind faſt alle ganz eigenhändig, diejenigen Eugens meiſt nur im Concepte von der Hand ſeines Secretärs, des Hofkriegsrathes Koch geſchrieben.

[5]) Der Herzog von Württemberg an Eugen. Bruchſal, 26. April 1735. Kriegsarch.

[6]) Eugen an Sinzendorff. Bruchſal, 8. Juni 1735. Kriegsarch. „. . . an lieu „que l'on me snppose plus fort que l'ennemi, il a tout au moins un tiers plus „d'infanterie qne moy, pourvu abondnmmeut de tout, au lieu qu'avec nn nom„bre inégal je dois convrir nn terrain aussi étendu que c'est celny de la forêt „noire jusqu'nu delà du Mayn, et qu'à peine on a assez ponr donner le pain „au Soldat, de sorte que quand même les autres circonstances permettoient „d'entreprendre un siège, j'en serois empêché par le manqne absolu de tout ce „qu'il faut, la caisse n'étant pas en état de fournir à des dépenses si fortes. Je „souhaite nutant qu'on pent le désirer à Vienne que je puisse voir l'ennemi de „près, et je n'en manqueray certainement pas l'occasion si elle se présente. „Mais la sitnation de nos affaires d'Italie, celles de Bavière, et beaucoup des „obstacles qui se tronvent sur le lieu, permettent moins que jamais d'hazarder „nne démarche précipitée on mal digérée qui ponrroit nvoir des suites des plus „funestes.“

[7]) Eugen an den Kaiſer. Bruchſal, 1. Juni 1735. Kriegsarch.

[8]) Eugen an den Kaiſer, Bruchſal, 8. Juni 1735. Kriegsarch.

[9]) Am 28. Mai 1735. Hausarch.

[10]) Eugen an den Kaiſer. Bruchſal, 18. Juni 1735. Kriegsarch.

[11]) Der Fürſt von Fürſtenberg an Eugen. Regensburg, 7. Juli 1735. Kriegsarch.

[12]) Eugen an den Kaiſer. Bruchſal, 15. Juni 1735. Kriegsarch. „Es hat ſich vor „drey Tagen der Erbprintz von Anhalt Deſſau allhier eingefunden und ein eigenhändiges „an ihn lautendes Schreiben von den Cronprintzen von Preuſſen vorgewieſen, worinnen „er ſelben aufgetragen, auf das inſtändigſte mich zu belangen, ich möchte den König er„ſuchen, Ihn Cronprintzen zur Armée abzuſchickhen, vor Allem aber mein Schreiben „ſo einrichten, daß der König nicht abnehmen könne daß Er Cronprintz die mindeſte Wiſ„ſenſchaft davon habe, und belangte Er mich auch an Ihme ein ostensibles Schreiben „darüber abzulaſſen, deme Printz Anhalt beyfügte, wie unendlich leid es ihme ſeye, daß „die ſach auf den dermahligen Fuß zwiſchen beyden Höfen anietzo wäre, auch dieſes das „ſicherſt und lezte mittl ſeye, dem Cronprintzen von der bißhero bezeigten neigung ab „und auf eine beſſere zu bringen. Wie ihme Cronprintz nun ein ſolches, ohne ſelben vor „den Kopf zu ſtoſſen, unmöglich habe abſchlagen können, ſo habe ein abſchriftlich bey„liegendes Schreiben an ihme und den König abgelaſſen und auf eine arth ſelbes zu faſſen „geſucht, daß der König kein argwohn auf ſein ſohn ſo leicht werfen kann, den Printz von „Deſſau aber verſprochen, daß niemand auſſer E. K. M. das mindeſte davon „wiſſen wurde, hoffe alſo hierunter Recht gethan zu haben und werde, wofern der Cron„printz kommt, ſo vill von mir abhanget, nichts unterlaſſen, auf beſſere wege denſelben „zu bringen. Wie nöthig das Geheimniß davon ſeye, werden E. K. M. nach Dero er„leuchteten Einſicht ſelbſt erkennen, wo ſonſten, wofern der König davon was Innen „wurde neue verdrießlichkeiten und mehr andere unangenehme Folgen darauß entſtehen „kunten. Gegen Seckendorff werde es mithin wie gegen Jedermann verſchweigen, nach„dem der Cronprintz bekanntermaßen demſelben nicht hold iſt."

[13]) Sinzendorff an Eugen. Wien, 3. Juli 1735. Kriegsarch. „Dans une lettre „particulière Il (l'Electeur de Bavière) propose encore le mariage de son fils „de huit ans avec l'Archiduchesse ainée comme un moyen de tout accorder."

[14]) Eugen an den Grafen Oſtein, kaiſ. Geſandten zu St. Petersburg. Heidelberg, 31. Auguſt 1735. Kriegsarch.

[15]) Eugen an den Kurfürſten von Baiern. Bruchſal, 24. Mai 1735. Kriegsarch.

[16]) Der Kurfürſt von Baiern an Eugen. Ingolſtadt, 30. Auguſt 1735. Kriegsarch.

[17]) Eugen an den Kurfürſten von Baiern. Heidelberg, 7. September 1735. Kriegsarch. „Er müſſe wiederholen," ſchreibt der Prinz, „daß gegen Ende des Feldzuges die Con„tingentien zu Kayſ. M. und Reichsarmee zu ſchikhen ganz ungewöhnlich ſeye. Wäre „alſo Euer Gnaden Ihres in würklichen Anheromarſche, gleich es ſeith villen monathen „ſchon hätte ſeyn ſollen, ſo hätte Es zwar ſein Bewenden darbey, woferne Es aber den „marche noch nicht angetretten, ſo finde meines orths nicht was vor einen Nutzen das „Röm. Reich bei ſo weith fürgerucker Jahreszeith darvon anzuhoffen hätte, und daß von „Euer Gnaden eben ſo wohl geſchehete, nachdeme ſie ſo lange Zeith darmit zurückgehalten, „ſolches bis auf künftiges Frühjahr bey ſich zu behalten und alsdann gegen Anfang des „Feldzuges, wie es gebräuchlich iſt, zur Armee zu ſchikhen."

[18]) Eugen an den Kaiſer. Bruchſal, 24. Auguſt 1735. Kriegsarch.

[19]) Conferenzprotokoll vom Mai 1735. Hausarch.

[20]) Eugen an Philipp Kinsky. 8. Juni 1735.

[21]) Eugens weitläufiges Schreiben an den Kaiſer, aus Bruchſal vom 6. Auguſt 1735 datirt, befindet ſich in einem von der Hand des Hofkriegsrathes von Koch geſchriebenen Concepte im Kriegsarchive.

[22]) Bartenſteins Manuſcript. Hofbibliothek.

[23]) Eugen an den Kaiſer. Heidelberg, 17. September 1735. Kriegsarch.

[24]) Eugen an den Kaiſer. Wien, 28. November 1735. Hausarch. „Ewer Kayſ. „May. dankhe alleruntherthänigſt vor dero geſtern morgens an mich gewürdigtes aller„höchſtes billet, und den an meiner geſundheith allergnädigſt nehmenden antheil. Nach „Ewer Kayſ. May. verordnung werde mich ſo vill möglich ſchonen, und iſt mir nichts „empfindlicheres alß das ſo lange zeith der gnad mich Enthalthen mus bei dero Füſſen „zu Erſcheinen, indem bey annoch forth anhaltenden Catthar das Reden recht ſchwehr „mir ankommet und ich Eben derwegen und wegen der in der Kirchen ſeyenden Kälthe „bey den Toisonfeſt zu Erſcheinen mich nicht getbraue, ſobald mich aber auf der Bruſt „Etwas beſſer befinde, ſo warthe Ewer Kayſ. May. alleruntherthgſt. auf, bis dahin das „allenfallß vorſablende nach dero allerhöchſten Erlaubniß ſchriftlich anzeigen werde.“

„Die beybehaltung der vice Kriegspräſidentensſtelle in der Perſohn eines zeithlichen „obriſthofmeiſters finde meines unmaßgeblichſten orths auch ich incompatibl und wie „Ewer Kayſ. May. Eben der mainung zu ſeyn allergnädigſt melden, und zugleich meinen „vorſchlag wegen des Künfftigen vicepraesidenten anverlangen ſo weis Keinen andern „alß die Feltmarſchall Max ſtahrenberg oder harrach alleruntherthänigſt vorzuſchlagen, „die bede von gleicher geburth, von gleichen Caracter und von gleicher durch langjährige „Dienſt ſich Erworbenen fehigkeith und Erfahrenheith ſeyndt, umb der vice Kriegspräſi„dentensſtelle zulänglich vorzuſtehen, wann nur dem Erſteren durch das ihme zugeſtoſſene „accidens die genugſahme Kräften zu deſſen verſehung nicht Entgehen; Erwarthe daher „von Ewer Kayſ. May. allerhöchſten verordnung, welchen von beden Sie allermildeſt „darzu zu benennen geruhen wollen, und Empfehle mich zu fernehren Kayſ. hulden in „tiefſter demuth.“

wienn, den 28. November 1735. Eugenio von Sauoy.

Hierauf antwortete der Kaiſer am ſelben Tage eigenhändig. Hausarch. „Mon tres „cher Prince. Diſes von E. L. hab hennt abendt iuſt vor der Kirchen empfangen alſo „nicht mehr ehe beantworten könen daſ alſo E. L. diſ erſt morgen fruh zuruck bekomen „werdten.

„kein mainig ſorgfahlt kan billiger vndt gegrindter ſein alſ vor dero geſundheit alſ an „welcher meiner lib meiner hochſchazung mein Vertrauen vndt mein Dinſt alles gelegen „vndt nichts ſo angelegen ſein kan. hof alſo das E. L. auf lib gegen mich welche ſie all„zeit gezaigt ſich ihren Verſprechen nach auf das moglichſt ſchonen auch was notig die „natur zu helfen geſundten werdten mogt in mein anſehn brauchen werdten. Mir iſt „nichts herter alſ E. L. nicht embrassiren vndt redten zu konen allein will mich gern „auch diſes berauben vndt E. L. geſundtheit zu beſordern vndt bitt vndt beſelh noch„mahlen E. L. ſo vill möglich bis der Catar nachlaſt von der luft abſonderlich zu nacht „zu hitten.

„E. L. werdten aus einem Zetl daſ ihnen der Imbſen wirdt gebracht haben geſehen „haben das ich ſchon vorkohmen das E. L. mit den Catar nicht bey dem toison ſeſt er-

„ſcheinen mogen vndt freyt mich daſ ſie ſelbſt in anſehen waſ ihnen wegen dero geſund-
„heit erſucht da auſ geſahlen ſein. Wan ſie wie hoſ baldt beſſer erholt, werdt mein großte
„freidt ſein ſie widter embrassiren zu konen. Derweyl bitt E. L. mir in allen was ſie
„notig vndt vor mein Dienſt ſindten (da ſie wiſſen das mein gantzes Vertrauen in ſie
„ſetze) ihren vernünftig eifrigen rath vndt mainung mir ofters ſchriftlich und frey zu
„eroſnen. Was die vicepraesidentenſtell andelangt ſindte mit E. L. das ſie weyters
„inconpatibel glaub alſo den Konigseck notig zu insinuiren das er ſelbe abtreten ſoll
„welches E. L. alſ Preſident andeſten ihn beybringen werden nur glaub daſ ihm zu einigen
„troſt die ſeldtmarſchallgage wie er ſie auch in ſpanien alſ Potſchaffter genoſſen werdt
„auch izt konen gelaſſen werdten.

„E. L. Vorſchlag iſt nichts bey zu ſetzen vndt glaub das E. L. den erſteren nemblich
„den Max ſtarenberg ſondiren laſſen kunten ob er ſich in ſtandt vndt kraften glaub
„diſen Dienſt zu verſehen in welchen ſall ich ſindt diſen zu benenen; ſolt er ſich entſchuldigen
„odter nicht in ſtandt finden werdten mir es E. L. erwidern, Vmb nachher den andern
„resolviren zu konen.

„Der herr Estang iſt heunt bey mir geweſen vndt muſ ſich nun zaign ob Frankreich
„continuirt ehrlich zu werk zu gehen odter nicht. mon cher prince ayez soin de
„votre sante pour amour de moy qui vous savez vous aime et at toute sa con-
„fidance en vous qui vous embrasse de coeur. toujours tout votre."

Carl. den 28. November 1735.

[25]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 8. Dezember 1735. Ganz eigenhändig. Hausarch.
„Mon tres cher Prince. E. L. wiſſen die lib vndt gänzlich Vertrauen das in allen in
„ſie hab, thu alſo auch hirmit ſchriftlich weyl mündlich noch die Freudt nicht hab E. L.
„Vertrauen, das da ofters nachgedacht was E. L. noch letztens wie ſie geſehen mir
„treylich getrieben vndt angerathen mit der heyrath meiner tochter tereſia nun nicht lenger
„zu wahrten ich mich auſ diſ dan entſchloſſen ſelbe ſo baldt meglich mit dem herzog vor-
„gehen zu laſſen vndt deßwegen heint meinen oberſthofmeiſter anbeſohlen eine eigene
„conferenz zu ruſen vndt darvon ohne noch vill geſchray auch kein geheimniß zu machen
„anzufangen von der ſach vndt was darzu gehorig abſonderlich wegen der notigen mittel
„zu reden mir von Zeit zu Zeit das notig Vorzutragen vndt abſonderlich zu ſagen ob
„noch das beylager wohl noch vor kunftiger Faſten ſein kunt damit nachher mein Mesuren
„nemen kone wan es zeit es fermblich zu declariren alſo E. L. diſe Vorlaufige nachricht
„gib vndt nach vndt nach auch von den weyteren berichten werdt. avec quoi j' espere
„que vous vous comencies a vous remetre et que j' auray le plaisir de vous
„embrasser et vous repeter de bouche ce qne vous savez que je suis et serez
„toujours tont votre Carl."

Wien, 8. Dezember 1735.

[26]) Das Grabmal wurde dem Prinzen und zugleich ſeinem Neffen Emanuel, der ſieben Jahre vor ihm geſtorben war, von der Witwe des Letzteren, einer gebornen Fürſtin von Liechtenſtein errichtet.

Neunzehntes Capitel.

[1]) Foscarini. Storia arcana. 121.

[2]) Noch am 3. Sept. 1717 heißt es in einer Depeſche Eugens an den Kaiſer, in welcher er für deſſen Zufriedenheitsbezeigungen dankt „E. K. M. bittend, mir in vngna-

„den nicht zu vermerkhen, daß weillen in der teutſchen Schrift nicht geübet bin, mich der „Hand des Secretarii bediene, mithin meine allerunterthänigſte Verbindlichkeit nicht „eigenhändig bemerkhen und beſtätigen khöne.“ Kriegsarch.

[3]) Thomas Robinſon an Lord Harrington. Wien, 16. Juni 1731 ... „the latin „tongue is not very familiar to His Highness“ ... Coxe. Memoirs of Robert Walpole. III. 50.

[4]) Lob- und Trauer-Rede über den Tod des Durchl. Prinzen Eugenii.

[5]) Journal de Dangeau. II. 77.

[6]) Der Marcheſe d'Eſte, welcher den Prinzen Moriz nach Spanien begleitete, berichtet am 15. Februar 1710 über ihn an Eugen: »M. le Prince Maurice s'étant »éloigné pour quelques jours de la première bonne conduite qu'il a eu, le „Comte Stella lui a parlé en honnête homme si à propos qu'il a fait coup; en „effet M. le Prince Maurice a repris le bean chemin et j'espère qu'il continuera.“ Schon am 18. März mußte er die Nachricht von dem Tode des Prinzen Moriz überſenden.

[7]) Am 5. Juli 1732 ſchreibt Graf Philippi dem Prinzen Eugen ganz unumwunden über deſſen Großneffen „je crains que V. A. S. n'en aura pas plus de satisfaction „qu'elle a eu des autres Princes ses neveux, ne voulant pas s'appliquer à bor„ner sa vivacité.« Eugen aber antwortete hierauf am 26. Juli 1732: „Je dois ap»prendre par plus d'un endroit, combien la conduite du Prince mon neven »devient irrégulière depuis quelque tems et qu'an lieu de s'appliquer aux étu»des et à l'exercice il ne fait plus que se dissiper, faisant de plus très mal sa »conduite an Roy. Je ne scais à quel point ce rapport est fondé, mais appré»hendant qu'il ne le soit que trop, je vous prie, Monsieur, de luy en parler de »ma part très sérieusement, et de lui témoigner sans détour que supposant la »vérité de ce que dessus, je suis fort mal satisfait de luy, et que si par une con»duite plus sage et plus conforme à son devoir et naissance il ne répond pas »mieux aux bontés de S. M. et aux miennes, je l'abandonneray à lui même, »sans plus me mêler de ce qu'il regarde, que je ne scais ce que fera M. la Prin»cesse sa mère, mais quant à moy il peut être assuré qu'antant que je l'aime„ray s'il se fait honneur dans le monde, autant il me déviendra indifferent s'il „se conduit autrement, et il pourra être en ce cas le premier à s'en repentir. Je „n'ay même aucune difficulté, Monsieur, que vous luy fassiez lire cette lettre.“ Kriegsarch.

[8]) Mémoire pour le Prince de Carignan au sujet de l'héritage du Prince Engène de Savoye. Hausarch.

[9]) So ſchrieb Eugen am 18. Februar 1719 über die Prinzeſſin Victoria an deren Bruder Emanuel: »J'ay déjà écrit à M. le Comte Kinigsegg, d'agir de concert »avec l'Ambassadeur du Roy de Sardaigne pour que M. la Princesse Vic»toire retourne au printemps prochain en Piémont. Je tacheray de luy faire „avoir à ce sujet aussi les ordres de l'Empereur et le même par le canal de M. „le Marquis de S. Thomas du Roy à son Ministre, afin qu'ils puissent agir avec „plus d'autorité et de vigueur là on besoin sera, car je crois qu'il n'y a que ce „seul moyen d'assurer la conduite de la Princesse et tirer la maison de l'appré„hension qu'on doit avoir.“ Und am 10. Mai 1719 ſchrieb Eugen an die Prinzeſſin

ſelbſt: „Vous auriez pu épargner la peine et la dépense d'envoyer un exprès „pour représenter vos intentions. La meilleure partie que vous puissiez prendre, „sera de vous conformer entièrement à la volonté du Roy et aux sentimens uni„formes de tous vos autres parens, aux quelles ne sauroit aucunement convenir „qu'une Princesse de leur sang et nom se promène dans le monde par la seule „vue d'une plus grande liberté, à laquelle la bienséance s'oppose. Dès que vous „vous conformerez, comme je l'espère, à des sentimens si justes, vous pouvez, „ma chère nièce, en échange être persuadée, qu'on pourvoira convenablement „à vos besoins, et n'exigera rien de vous que ce qui est raisonnable et conforme „à l'honneur de la maison qui est la votre" . . .

[10]) Anna Victoria von Savoyen an den Kaiſer. Chambery, 10. Mai 1736. Hausarch.

[11]) Anna Victoria von Savoyen an den Kaiſer. 16. Mai 1736. Hausarch.

[12]) Specificata haereditas Serenissimi Principis de Sabaudia. Archiv des Finanzminiſteriums.

[13]) Allerunterthänigſtes Referat der gehorſamſten Hofcanzley, die Anfrage des Landmarſchallgerichtes, wie ſelbes die Prinzeſſin Victoria von Savoyen wegen der begehrten Einantwortung der Prinz Eugeniſchen Verlaſſenſchaft verbeſcheiden ſolle, betreffend. 24. Juni 1736. Hausarch.

[14]) Est-il possible que du Prince Engène la gloire
Soit ternie par une si vilaine Victoire?

[15]) Statiſtiſch-topographiſche Ueberſicht der erzherzoglichen Herrſchaft Bellye. 1824.

[16]) Das kaiſerliche Münz- und Antikenkabinet verwahrt fünf und zwanzig verſchiedene Medaillen, welche auf Eugen geprägt wurden. Ihre Anzahl war jedoch, wie aus dem Buche: Eugenius nummis illustratus, zu entnehmen iſt, noch größer. Die intereſſanteren dieſer Medaillen ſind in der beigefügten Tafel wiedergegeben.

Alphabetiſches Regiſter.

A.

Agneſſens, Franz. 116, 117.
Aitelli. 329, 331.
Albani Aleſſandro, Cardinal. 72, 73, 75.
Alberoni, Cardinal. 1, 4, 170.
Alexei, Prinz von Rußland. 186.
Almenara, Marquis. 310.
Althan, Graf Gundacker, Oberſtlieutenant. 88.
— Gräfin Maria Anna. 37, 39.
— Cardinal Michael. 306.
— Graf Michael. 16, 37—41, 48, 51, 53, 59, 76, 132.
Amalie, Prinzeſſin von England. 264.
Anguiſola, Conte, Oberingenieur. 95.
Anhalt-Deſſau, Fürſt Leopold. 196, 260, 261, 431.
— Erbprinz Leopold. 431, 481, 467.
Anna Iwanowna, Herzogin von Kurland. 249, 250.
— Petrowna, Prinzeſſin. 247.
Arenberg, Herzog von. 133.
d'Aſeld, Marſchall. 408, 417, 438, 439.
Aſpremont, Gräfin. 151.
Aſturien, Prinz von. 23, 230.
Atalaya, Graf. 17.
Auguſt II. von Sachſen, König von Polen. 265—268, 276—278, 333, 356—363.
— Kurprinz, dann Kurfürſt von Sachſen. 266, 356, 363—366, 382.

B.

Baiern, Karl Albrecht, Kurfürſt. 193, 292, 356, 391, 397, 409—411, 451, 463, 468—472, 478—480.
— Maximilian Emanuel, Kurfürſt. 193.
Bartenſtein, Johann Chriſtoph, Hofrath. 215, 362, 401.
Basnage. 72.
Batthyany, Graf, Adam. 78.
Batthyany-Strattmann, Gräfin. 40.
Belleisle, Generallieutenant. 406, 417.
Bellye, 77, 78, 502.
Belmonte, Fürſt von. 447.
Belvedere. 74—77, 502.
Berwick, Herzog von. 383, 406—417.
Bettendorf, Freiherr, Oberſt. 23.
Biron, Herzog von. 152.
Boerio, Giovanni. 331.
Bonneval, Graf, Alexander, Feldmarſchalllieutenant. 21—27, 122, 149—154, 158, 161.
Borgheſe, Sulmona, Fürſt. 306.
Bork, von, Generallieutenant. 261, 334, 360.
Botta, Marquis. 390.
Bourbon, Herzog von. 172.
Bournonville, Botſchafter. 226.
Brandt, von, Geheimer Rath. 204.
Braſſi, Graf. 100, 102.
Braunſchweig-Bevern, Ferdinand Albert, Herzog. 199, 202, 338, 389, 391, 423, 424, 427.
— Anton Ulrich, Prinz. 360, 361.
Breuil, Marquis, Geſandter. 185.
Brockhauſen, Secretär. 493.
Brunck, von, däniſcher Gouverneur. 130.
Büllow, General. 194.
Buol, Joh. Georg, Hofrath. 171, 174, 215.
Byng, George, Admiral. 9, 11, 12, 26.

C.

Caraſa, Fürſt, Feldmarſchall. 17, 306, 308, 309, 447.
Cardona, Fürſt, Oberſthofmeiſter. 16, 107, 159.

Carlos, Don, Infant von Spanien. 3, 8, 169—176, 192, 239, 243, 258, 302, 447, 481.
Caſtellar, Marquis. 227.
Caſtelvechio, Herzog. 71.
Ceccaldi, Andrea. 318, 326, 329, 331.
Chamillart, Kriegsminiſter. 92.
Charlotte, Prinzeſſin von Preußen. 347, 348.
Chauvelin, Siegelbewahrer. 283.
Chetardie, Marquis. 393, 429.
Cibo Malaſpina, Maria Thereſia. 499.
Clemens XI., Papſt. 76.
Colebrooke. 132.
Collorebo, Graf Hieronymus. 24, 304, 305.
Coigny, Marſchall. 462, 463.
Corſica. 317—332.
Cſepel, Inſel. 78, 79.
Curini Biagio. 75.
Czaky, Graf Emmerich. 78.
Czartoriski, Fürſt. 363.

D.

Daun, Graf, Feldmarſchall. 9—17, 29, 69, 92, 94, 95, 160, 161, 306—308, 319—332, 385—388, 402.
Degenfeld, preußiſcher Geſandter. 349, 350.
Del Po, Maler. 75.
Dewinter, Capitän. 127.
Dieden, hannoverſcher Bevollmächtigter. 284, 367, 391.
Diemar, Feldmarſchalllieutenant. 458.
Diesbach, Graf, Generalfeldwachtmeiſter. 28.
Dietrichſtein, Graf Johann Karl. 99.
— Graf Philipp, Oberſtſtallmeiſter. 37.
Doblhoff, Hofrath. 501.
Dolberg, von, Hofrath. 50.
Dolgoruki, Fürſt. 248.
Dubos, Jean Baptiſte. 71.
Du Lue, Graf, Botſchafter. 64, 138.
Dunemann, Pater. 38.

E.

Egmont, Graf. 143.
Elboeuf, Prinz. 75.
Eleonore, Kaiſerin. 305, 306.
Eliſabeth Chriſtine, Kaiſerin. 173, 176, 249.
— Erzherzogin von Oeſterreich. 161, 235, 306.
— Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern. 334—340, 347—354.
— Königin von Spanien. 2, 151, 169—176, 179—182, 189, 217, 219, 220, 226, 228—232, 234—239, 241, 259, 263, 298.
Engelhartsſtetten. 77.
d'Eſte, Carlo Emanuele, Marcheſe di San Criſtina. 72.
Eugeniusfalva. 78.

F.

Fellner von Feldegg, Oberſt. 28.
Fernando, Don, Infant von Spanien. 169, 171, 175.
Ferrand. 71.
Fiſcher von Erlach. 74.
Flemming, Graf, Feldmarſchall. 196, 197.
Fleury, Cardinal. 224, 225, 238, 241, 266, 283, 472, 473.
Fonſeca, Baron. 238.
Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. 77, 193—213, 251, 257, 260—265, 269—278, 281, 333—354, 357—362, 367—372, 393—397, 403, 428—431, 439, 441, 468.
— Kronprinz von Preußen. 76, 258—260, 264, 272, 276, 290, 334—340, 347—354, 428—434, 441, 467, 468, 503.
Forgách, Graf Simon. 267.

G.

Gallas, Graf, Vicekönig. 15—17, 29, 106, 306.
Garelli, Leibarzt Karl VI. 58, 59, 484.
Garofalo, Biagio, Abbate. 72.
Georg I., König von England. 2, 3, 7, 131, 178, 199, 209, 220, 221—2, 233, 251, 278.

Georg II., König von England. 233, 251, 258—260, 275, 280, 281, 284, 289, 291, 349—351, 361, 474.
Giafferi, Luis. 318, 326, 329, 331.
Giannone, Pietro, Geſchichtſchreiber. 72.
Girard, Gartendirektor. 76.
Gonzaga, Silvio Valenti, Abbate. 72.
Grimani, Cardinal. 306.
Gronsfeld, Graf, Feldmarſchall. 90.
Grumbkow, von, Generallieutenant. 209, 261, 264, 335, 336, 441.

H.

Harrach, Graf, Alois Raimund. 306, 451.
— Friedrich. 162, 296, 309.
— Joſeph, Feldmarſchall. 101, 402, 427.
Harrington, Lord. 292.
Heißler, Gräfin. 77.
Heiſter, Graf Albrecht. 86.
— Graf Rudolph, Oberſt. 86.
— Graf Sigbert, Feldmarſchall. 86, 90, 91.
Herberſtein, Graf Leop., Feldmarſchall. 92.
Herbeville, Graf, Feldmarſchall. 90.
Herlenval, Major. 87.
Heſſen-Caſſel, Landgraf. 193.
— Prinz Georg. 412, 438, 462.
— Prinz Wilhelm. 405.
Heſſen-Darmſtadt, Landgraf Ernſt Ludwig. 272.
— Erbprinz Ludwig. 272.
— Prinz Philipp. 402.
Hildebrand, Johann Lukas, Architekt. 74, 101.
Hölzel, General. 416.
Hofmann, Johann Philipp, Reſident. 72.
Hohendorff, Freiherr. 7.
Holſtein, Herzog. 247.
Hotham, Sir Charles. 264.
Hoym, Graf, Miniſter. 269.
Hugtenburg, Johann von.

J.

Jablonowska, Fürſtin Conſtantine. 269.
Joſeph I., Kaiſer. 84—86, 99, 138, 165, 178, 266, 279.

K.

Kalmünzer, Hofrath. 501.
Kannengießer, Bevollmächtigter. 195.
Karl VI., Kaiſer. 1, 3, 4, 6—11, 30—41, 45, 47—59, 63, 80, 83, 87, 89, 101—108, 114, 125, 128—135, 139, 143, 145, 150—194, 198, 200—217, 222—245, 247, 249—252, 255—291, 301, 344—351, 366, 382, 409, 410, 433, 445, 448, 457, 458, 460, 464, 474, 481, 484—486, 503.
Karl Emanuel III. von Sardinien. 46, 48, 373—381, 385—387, 458, 459.
Karl XII. König von Schweden. 3, 185, 265, 26.
Katharina I., Czarin. 245, 246.
Katte, Lieutenant. 275.
Kerr von Kerrsland, Johann. 125.
Keſſel, van. 136.
Kinsky, Graf Philipp. 278—282, 341, 391, 392, 458.
— Graf Stephan. 187, 211, 238, 251.
— Graf Wenzel Norbert, Oberſtkanzler. 279.
Klement, Johann Michael. 195—198, 203, 204.
Knorr, Hofkriegsrath. 493.
Knyphauſen, Freiherr von. 197.
Koch, von, Hofkriegsrath. 215, 484, 493.
Köln, Clemens Auguſt, Kurfürſt. 272, 292—298, 397, 409.
Königsegg, Graf Lothar, Feldmarſchall. 104, 189, 216—218, 226, 228—238, 242, 397, 402, 410, 443—446, 449, 451, 455.
Kollonics, Graf Sigmund, Erzbiſchof. 80, 502.
Kuefſtein, Graf Ferdinand. 295, 296, 897.

L.

La Beaume, franzöſiſcher Bevollmächtigter. 480, 481.
Langetl, Secretär. 493.
La Sarraz. 72.
Lascy, General. 245, 470.
Law, John. 119, 120, 122, 123.

Lede, de, Marquis. 4—6, 10, 11, 26.
Leibnitz, Gottfried Wilhelm. 61—63, 253.
Lenglet du Fresnoy, Nicolas. 71.
Leopold I., Kaiser. 82, 84, 96, 165.
Leßczynski, Stanislaus. 357—365, 382, 396.
Liechtenstein, Fürstin Anna Thereſia. 498.
— Fürſt Wenzel. 486.
Lindemann, Oberſtlieutenant. 87.
Liria, Herzog von. 299, 300, 302.
Lobkowitz, Fürſt, Feldmarſchalllieutenant. 447.
Löwenſtein-Werthheim, Fürſt. 24, 303.
Löwenwolde, Graf, Generallieutenant. 360, 362.
Lothringen, Herzog Franz von. 173, 480, 482, 484, 502.
Lubomirski, Fürſt. 363.
Ludwig XIV. von Frankreich. 92, 118, 137.
Ludwig XV. von Frankreich. 172, 358.
Ludwig, König von Spanien. 164, 165, 169.
Lützelburg, Graf. 366, 367.

M.

Mac Neny, Kriegsſecretär. 72, 135, 153, 159—162.
Maffei, Marquis. 7, 11.
Mainz, Kurfürſt Franz Ludwig. 298, 467.
Malcamp. 129.
Maldeghem, Graf. 142.
Mandacher, Secretär. 111.
Mannagetta, Hofrath. 501.
Mannsfeld, Graf Heinrich, Feldmarſchall. 81.
Mari, Marcheſe. 320.
Maria Amalia, Erzherzogin. 356.
— Anna, Erzherzogin. 180.
— Joſepha, Erzherzogin. 266, 356, 364.
— Thereſia, Erzherzogin. 45, 167, 168, 173, 176, 192, 234, 239, 243, 258, 290, 336, 410, 468, 478—480, 484, 502.
Mariette, Pierre Jean. 69—71, 253.
Marinoni, Landingenieur. 95.
Marſeau. 120—122.
Mecheln, Erzbiſchof von. 113, 138—140.
Mecklenburg, Herzog Chriſtian Ludwig. 341.
— Herzog Karl Leopold. 341.
Menſchikow, Fürſt. 246.
Mercy, Graf Claudius Florimund, Feldmarſchall. 12—15, 17—21, 23—29, 32, 78, 92, 149, 244, 308, 388, 390, 402, 427, 442—445.
Mérode-Weſterloo, Marquis. 142—149, 153, 154, 158, 272.
Merveille, de la, Capitän. 126, 129.
Micheli, 77.
Mniszek, Graf. 363.
Mörmann, von, bairiſcher Reſident. 54.
Mörner, General. 412, 413.
Monteleone, Herzog. 13, 26, 310.
Moſel, General. 273.

N.

Naſſau, Graf von. 412.
Natzmer, Feldmarſchall. 261.
Neipperg, Graf, General. 19, 23, 29, 424.
Neſſelrode, Graf Franz. 78.
Nieroth, Freiherr. 472, 480.
Nimptſch, Graf Johann Friedrich, Reichshofrath 46—54, 154.
Noailles, Cardinal. 137.
— Herzog von. 438.

O.

Obizzi degli, Marcheſe. 94.
Orleans, Herzog Philipp. 2, 7, 119, 123, 171, 218.
Ormea, Marquis. 378, 380.
Oropeſa, Graf. 107, 159.
Oſtermann, Freiherr. 246, 248.

P.

Pálffy, Graf Johann, Feldmarſchall. 92.
Pallavicini, Marquis. 36, 319, 330.
Palm, Reſident. 72, 220.
Parma, Herzog Antonio. 238, 302.
— Herzog Francesco. 238.
Parrocel, Ignaz, Maler. 76.
Paſſionei, Domenico, Cardinal. 72, 73, 484.

Patiño, José, Don. 227, 231, 232.
Paz, Marquis de la. 189, 191, 219, 226, 227, 235.
Peikhart, Pater. 496.
Pelsern, Hofrath. 501.
Penterriedter, Gesandter. 7, 233, 238, 248.
Peray, du. 121, 122.
Permoser, Balthasar. 75.
Peter I., Czar. 3, 185—188, 208.
Peter II., Czar. 246—249.
Petrasch, Freiherr Ernst, Feldmarschall-Lieutenant. 437.
— Freiherr Maximilian. 150.
Pfalz, Kurfürst. 195, 211, 212, 251, 272, 397, 409, 411, 412.
Philipp V. von Spanien, 1, 143, 151, 164, 171, 176, 180, 182, 189, 190, 213, 219—221, 226—232, 298, 383.
Philipp, Don, Infant von Spanien. 175, 176.
Philippi, Graf. 374—381, 432.
Pignatelli, Girolamo. 28.
Plettenberg, Graf Ferdinand. 293—298.
— Freiherr. 294, 298.
Pontpietin, General. 412, 418.
Portugal, Don Emanuel, Infant. 359, 360, 363.
Potocki, Palatin von Kiew. 363.
Prandau, Karl Ludwig, Freiherr. 399, 501.
Prié, Marquis von. 66, 68, 69, 106—117, 128, 131 — 134, 138 — 147, 149, 151—162.
— Marquise von. 142, 151, 157, 158, 161.
Proli, Director. 186.
Promontor. 79.

Q.

Quadt, Generallieutenant. 417.
Quesnel, Pascal. 137.
Quiros, Graf. 313.

R.

Rabutin, Graf, Feldmarschall. 92.
— Graf, General. 187, 204, 206, 207, 245—247.
Raczkeve. 77—79, 502.
Rafaelli. 329, 331.
Rakoczy, Fürst. 195, 267—.
Rappach, Karl Ernst, Feldmarschall. 17, 95.
Repnin, Fürst. 249.
Rialp, Marquis. 36, 37, 51, 55, 108, 128, 131, 159, 172, 181, 214.
Ripperda, Herzog Johann Wilhelm. 170—179, 188—193, 208, 227.
Robinson, Sir Thomas, 283, 284, 290, 347, 350, 351, 353, 366, 391.
Rodt, Freiherr, Feldzeugmeister. 437.
Röder, Generallieutenant. 412, 418, 419.
Rousseau, Jean Baptiste. 63—69, 71, 74, 253.
Rubempré, Fürst. 142.
Rubi, Marquis. 45, 153.

S.

Sachsen-Hildburghausen, Prinz. 486.
Saint-Saphorin. 38, 60, 103, 178, 193, 199, 220.
Saint-Thomas, Marquis. 46, 47, 52, 54.
Sanguszko, Fürst. 363.
Santa-Cruz, Graf. 375.
Sapieha, Feldmarschall. 245.
Sastago, Graf. 313—317.
Savoyen, Victor Amadeus. 3, 4, 10, 13, 45, 46, 54, 185, 373—377.
Savoyen-Carignan, Prinz Victor Amadeus. 375, 499—501.
Savoyen-Soissons, Prinz Emanuel. 486, 498.
Savoyen-Soissons, Prinz Eugen (Eugens Neffe). 498.
Savoyen-Soissons, Prinz Eugen (Eugens Großneffe). 499.
Savoyen-Soissons, Prinz Moriz. 498.
Savoyen-Soissons, Prinzessin Victoria. 499—502.
Seckendorff, Graf Heinrich, Feldmarschall-Lieutenant. 18, 19, 27, 200—210, 215, 251, 254—265, 269, 273—276, 280—282, 334—354, 360, 362, 368—372, 394—396, 419, 424, 425, 433, 440, 461, 463, 481,

Seilern, Graf, Hofkanzler. 165.
Schlik, Graf Leopold, Oberſtkanzler. 41, 101.
Schloßhof. 77, 79, 80, 502.
Schmettau, Freiherr, General. 19, 328, 421, 424, 425, 436, 437.
Schönborn, Graf Friedrich Karl, Reichsvicekanzler. 76, 178, 285, 286, 294, 418, 451.
— Graf, Geſandter. 194, 195.
Schonamille, Kaufmann. 126, 127.
Schrattenbach, Wolf, Cardinal. 17, 306.
Siebenbrunn. 77, 80, 502.
Sinzendorff, Philipp Ludwig, Hofkanzler. 36, 37, 48, 56, 76, 169—176, 181, 184, 193, 214, 225, 233, 238, 244, 285—288, 291, 370, 371, 451, 455, 473, 503.
Sinzendorff, Graf Wenzel. 367.
Sparre, Graf, ſchwediſcher Feldmarſchall. 186.
Stanhope, Miniſter. 188.
Starhemberg, Graf Guido, Feldmarſchall. 42—44, 48, 92, 221, 402, 490, 491.
— Graf Gundacker. 99—103, 155, 169, 172—176, 180, 184, 215, 225, 243, 244, 285, 287, 288, 291, 297, 351, 362, 372, 451, 456.
— Graf Konrad. 248.
— Gräfin Maria Joſepha. 79.
— Graf Ottokar, Generalfeldwachtmeiſter. 28.
— Graf Rüdiger. 81.
Stella, Graf Rochus. 39.
Stockhammer, Joſeph Anton, Freiherr. 501.
Stuart, Prätendent. 183, 192, 222, 245.
Stürgkh, Graf, Hofkanzler. 50.
Suckow, Oberſt. 328.

T.

Tarouca, Graf. 485.
Tedeſchi Giovanni Proſpero, Abbate. 46, 47, 51—54.
Tellier, le. 137.
Thisquen, Jean. 108.
Thulemeier, geheimer Rath. 334, 360.
Tillier, von, Feldmarſchallieutenant. 437.
Traun, Graf Otto. 90, 250, 311—317, 447.
Trautſon, Fürſt Leopold. 101, 184.
Trauttmansdorff, Graf Sigmund Joachim, General der Cavallerie. 83.
Trier, Kurfürſt Franz Georg. 405.

U.

Uhlefeld, Graf, Geſandter. 391, 392.
Urſel, Herzog von. 142.

V.

Valencia, Erzbiſchof. 51, 55.
Vaſtarobba, Feldkriegsſecretär. 72.
Vehlen, Graf, Feldmarſchall. 116, 120—124, 145.
— Graf, Feldmarſchallientenant. 131.
Vela, Oberſt. 322.
Verlet Claudius, Hauptmann. 79.
Vigouroux. 267.
Villars, Marſchall. 44, 384, 385, 387, 401.
Vins, de, Oberſt. 322, 323.
Visconti-Areſe, Marcheſe Giulio. 35, 161, 162.
Visconti, Marquis Hannibal. 387.
Voß, Reſident. 198, 199.

W.

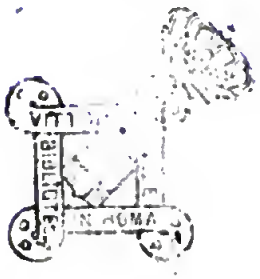
Wachtendonk, Freiherr, Oberſt. 322, 323—332.
Wackerbarth-Salmour, Graf. 268.
Waldegrave, James, Lord. 282, 283.
Wallis, Graf Georg Olwier, Feldzeugmeiſter. 18, 19, 25, 27, 262, 309, 312—317, 437.
Walpole, Horace. 283.
— Robert. 284, 292, 458.
Weißbach, General. 186.
Wetzel, Freiherr, Feldzeugmeiſter. 17.
Weyden, von. 123.
Wied, Graf. 472, 473, 480.
Wiesnowicki, Fürſt. 368.

Digitized by Google

Wilczek, Graf, Feldmarschall. 87, 363.
Windischgrätz, Graf, Reichshofrathspräsident. 50, 51, 173.
Wöber, Hofkriegsrath. 493.
Wollaert, Kaufmann. 127.
Wrangel, Graf. 116.
Wratislaw, Graf Karl. 248, 250.
Württemberg, Herzog Alexander. 321, 402, 404, 407, 423, 424, 427, 440, 461, 481, 501.
— Herzog Eberhard Ludwig. 272.
— Prinz Friedrich. 320—323, 386—388.
Württemberg, Prinz Ludwig. 320—332, 372, 442—446.
Wutgenau, Freiherr, Feldmarschallieutenant. 415—417, 421, 423, 427.
Wynants, Goswin de. 108.

Z.

Zech, Freiherr. 366, 367.
Zollern, Fürst von, General der Cavallerie. 469.
Zumjungen, Freiherr, Feldzeugmeister. 12—15, 18, 20, 23, 27, 28, 262.



MAG 2015/04

477.376

Historischer Verlag

von **Wilhelm Braumüller**, k. k. Hofbuchhändler in **Wien**.

Erinnerungen
aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen
der österreichischen Armee

mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge der Jahre 1805, 1809, 1813, 1814, 1815

nebst einem Anhange

die Politik Oesterreichs vom Jahre 1809 bis 1813 betreffend

von

Maximilian Ritter von Thielen,

k. k. Major, Ritter des österr. Leopold- und mehrerer anderer militärischer Verdienst-Orden, Besitzer mehrerer Medaillen für Wissenschaft und Kunst, Ehrenbürger der Gemeinde Wiesmath in Ober-Oesterreich.

Mit dem Porträt des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg.

gr. 8. 1863. Preis: 3 fl. 50 kr. — 2 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegenden Erinnerungen eines 82jährigen österreichischen Veteranen entstammen der Feder eines bereits rühmlichst bekannten militärischen Schriftstellers; sie behandeln hauptsächlich die Feldzüge von 1805, 1809 und 1813—1815. Der Verfasser schildert darin die Begebenheiten, deren Zeuge er gewesen, und die hervorragenden Männer, mit denen er in Berührung gekommen, und welche in jenen Perioden eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Die Darstellung zeichnet sich durch Einfachheit, namentlich aber durch grosse Wahrheitsliebe und durch das Bestreben aus, die vielfachen Entstellungen zu berichtigen, welche sich manche Geschichtsschreiber haben zu Schulden kommen lassen.

Ein erhöhtes Interesse dürfte das Werk dadurch gewinnen, dass es dem Verfasser vergönnt war, in seine Erinnerungen die Original-Correspondenz des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg mit seiner Gemahlin von der Schlacht bei Leipzig bis zu jener von Arcis-sur-Aube einzuflechten. Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde werden das Buch mit gleicher Befriedigung aus der Hand legen.

Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen
als Reichs-Feldmarschall.

Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverfalles und des Baseler Friedens.

Nach Original-Quellen bearbeitet von

Alfred Edl. von Vivenot,

Indigena des Königreichs Ungarn, k. k. Hauptmann.

Zwei Theile.

1. Theil. Mit Porträt. gr. 8 1864. Preis: 5 fl. — 3 Thlr 10 Ngr.

Lehrbuch der Weltgeschichte

von **J. B. Weiß,**

o. ö. Professor der Geschichte an der k. k. Universität in Graz.

3 Bände.

Erster Band: Die vorchristliche Zeit.
Zweiter Band: Die christliche Zeit. I. Das Mittelalter.

gr. 8. 1859. 1862. Preis: 12 fl. — 8 Thlr.

(Der dritte Band (Schluß) befindet sich unter der Presse.)

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.